Gesammelte Werke

von

Hermann Schwarz

Band 1

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

Politisch-philosophische Schriften

von

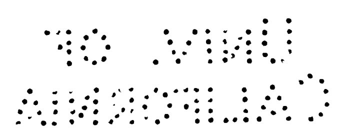
Hermann Schwarz

1940

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin

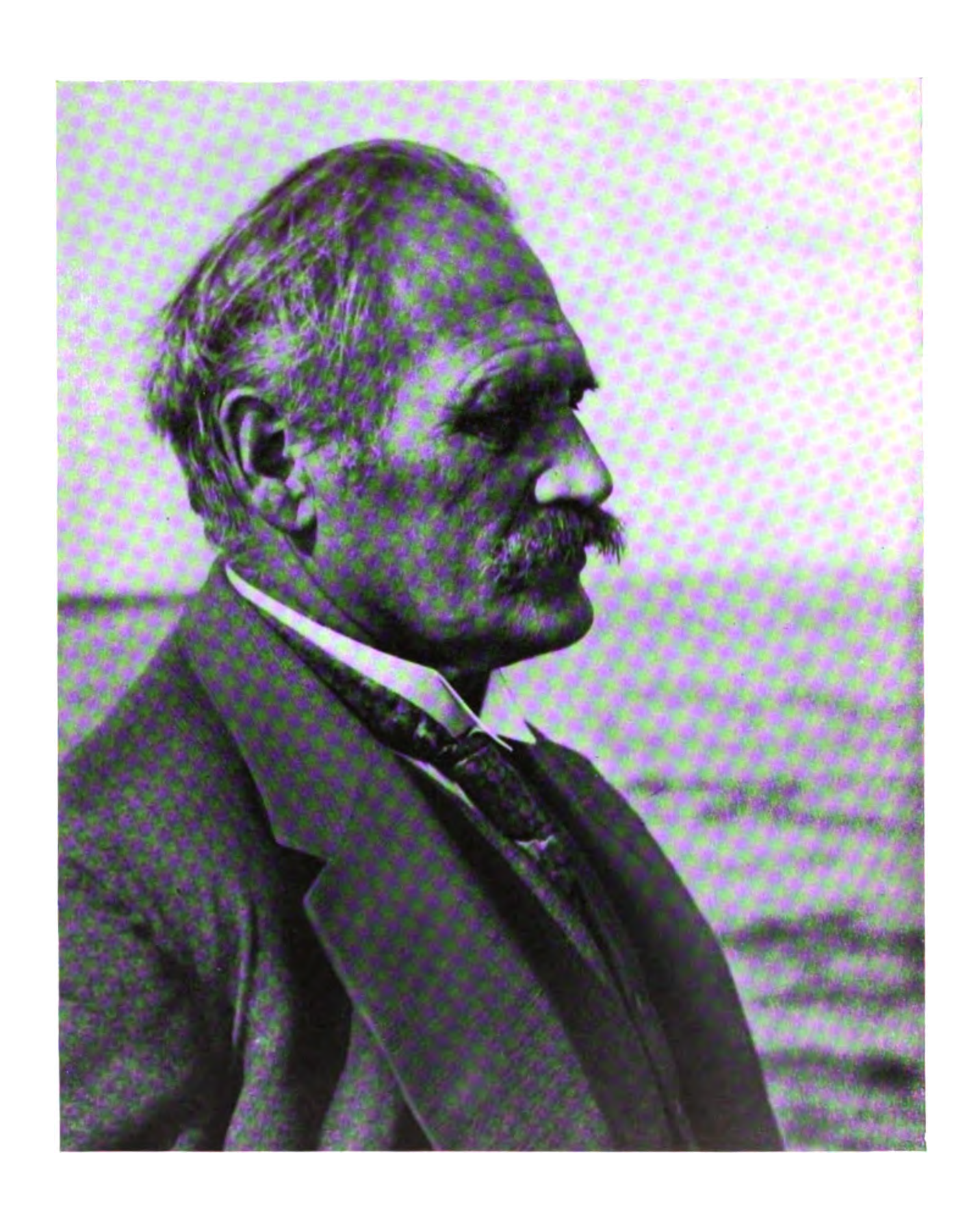
Entwurf des Schutzumschlages und des Einbandes: Horst Michel

Printed in Germany



Hergestellt bei Triltsch & Huther, Berlin

Inhalt



Vorbemerkung

Als im Frühjahr 1939 der Verlag Geheimrat Schwarz den Vorschlag zu einer Ausgabe seiner bedeutendsten Schriften und der bisher noch unveröffentlichten Vorlesungen unterbreitete, stieß er zunächst auf Widerstand. „Was von meinem Werk wert ist zu bleiben und was davon meinem Vaterlande helfen kann, mögen Kommende sammeln", war die Entgegnung auf diesen Vorschlag. Aber mancherlei Gründe sprachen doch für eine sofortige Inangriffnahme des Planes. So waren viele der unveröffentlichten Reden und vor allem die Vorlesungen zu ordnen und einer letzten Durchsicht zu unterziehen, eine Arbeit, die sinnvoll nur vom Autor selbst durchzuführen war. Auch war es der Wunsch des Verlages, daß gerade die kleinen politisch-philosophischen Schriften durch eine Zusammenfassung in ihrer tiefen Bedeutung für unsere Gegenwart alsbald sichtbar und für die geistig-politische Bildung der Deutschen wirksam gemacht werden sollten. Dem Gewicht dieser Gründe konnte sich der Autor nicht verschließen, und nach einer gemeinsamen ersten Durchsicht der vorhandenen Aufzeichnungen wie der veröffentlichten Werke und Schriften entstand ein erstes Gesamtbild, das unter Mitarbeit von Dr. Thieler, einem treuen Schüler des Verfassers aus der Zeit der Greifswalder Lehrtätigkeit, in den nächsten Monaten noch weiter geklärt wurde. Ohne weiteres bestand Einigkeit darüber, daß an den Anfang des Ganzen jene kleineren Arbeiten und Reden zu stellen seien, die, in den Greifswalder Nachkriegsjahren entstanden, alle um das Problem der deutschen Erneuerung kreisen. Sie sind in dem vorliegenden Bande unter dem Gesamttitel „Politisch-philosophische Schriften" zusammengefaßt. Von besonderer Eindringlichkeit sind die im ersten Kapitel dieses Bandes erstmalig als „Politische Reden" veröffentlichten Ansprachen an Studenten, Offiziere, Wirtschaftsführer und die Greifswalder Bürgerschaft. Soweit

sie nicht besonders datiert sind, entstammen sie alle der Greifswalder Rektoratszeit des Autors aus den Jahren 1922/23. Sie zeigen deutlich, daß hinter dem Theoretiker einer politischen Philosophie eine Persönlichkeit steht, die, wie einst Fichte in Zeiten deutscher Not, sich mit ihrer ganzen Kraft einsetzte, um mit dem gedanklich Erkannten die Jugend aufzurufen zur Befreiung des Vaterlandes und zum Widerstand gegen das Fremde. Alle großen Fragen des völkischen Gemeinschaftslebens und seiner Befreiung vom Druck der Feindwelt, die nichts anderes wollte als die Vernichtung des Deutschtums überhaupt, finden sich hier in seherischer Klarheit, mit einer harten und brennenden Liebe zum Vaterlande und mit der zündenden Sprache einer tiefen, metaphysischen Begeisterung gestellt und beantwortet. Die weiteren Kapitel zeigen die theoretische Begründung für diese politische Philosophie, zunächst negativ als Kampf gegen Pazifismus, Kosmopolitismus und Kapitalismus, um dann Beiträge zu bringen zum Gedankenbau einer im deutschen Wesen wurzelnden Philosophie der Gemeinschaft und des Volkstums, ausmündend in die Ideen eines deutschen Sozialismus und einer deutschen Religion. Dieser erste Band schließt ab mit den Grundgedanken einer deutschen Erziehungslehre. Der Inhalt wurde vom Verfasser erneut durchgesehen. Einige Streichungen hatten den Zweck, gelegentlich auftretende Wiederholungen und Überschneidungen zu beseitigen.

Der Gesamtplan beabsichtigt dann zunächst in mehreren Bänden die Veröffentlichung der Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie und zur systematischen Philosophie, von denen die historischen Vorlesungen ihren besonderen Reiz dadurch erhalten, daß in ihnen erstmalig eine größere Darstellung der Geschichte der Philosophie von völkischen Gesichtspunkten aus geboten wird. Vor Jahrzehnten hatte Wilhelm Wundt in seiner Schrift „Die Nationen und ihre Philosophie" den Anfang mit dieser Methode der Darstellung gemacht, während Schwarz selbst in seiner kleinen Schrift „Grundzüge der Geschichte einer artdeutschen Philosophie" diesen Weg für die deutsche Philosophiegeschichte 1937 fortsetzte. Es folgen dann im Gesamtplan die Hauptwerke des Verfassers zur Religionsphilo-

sophie und zur Geschichte des Gottesgedankens sowie kritische Beiträge zur religionsphilosophischen Auseinandersetzung der Gegenwart. Das Auswahlwerk, das auf sechs bis acht Bände veranschlagt wurde, sieht als Abschluß einen Band größerer systematischer Arbeiten zu philosophischen Grundproblemen vor.

Der Verlag glaubt mit diesem umfassenden Unternehmen nicht nur eine Dankesschuld aller deutschen Menschen abzutragen gegenüber einem Denker, der in den Notzeiten nach dem nationalen Zusammenbruch am Ende des Weltkrieges als einziger deutscher Philosoph es gewagt hat, aus den Tiefen eines völkischen, ja nationalsozialistischen Denkens heraus zu philosophieren und auf dieser Grundlage ein umfassendes Gedankengebäude aufzurichten. Der Verlag drängte zur Durchführung dieses Planes vor allem auch aus einer politischen Verantwortung heraus gegenüber unserer deutschen Gegenwart. Seit langem steht Deutschland wieder in einem Abwehrkampf politischer wie geistiger Art gegen die alten Mächte eines versinkenden Europas wie auch in der Aufbauarbeit an einem neuen größeren Deutschland. Diesen Kampf hat Hermann Schwarz an der Seite des Nationalsozialismus mit brennendem Herzen miterlebt und auch an seinem Platze mit durchgekämpft. Sein Vorbild als Lehrer und Denker, der Reichtum seiner deutschen Gedankenwelt mögen auch heute wieder jungen Menschen in der akademischen Arbeit die Kraft und die Liebe entzünden, das einzelne ihrer täglichen Leistung aus dem Ganzen heraus zu verstehen und für das Ganze zu tun: für Deutschland.

Der Verlag

Dr. Rudolf Dünnhaupt Dr. Dr. Paul Junker

Zur Einführung

Das Wort Platos, daß die Philosophen Könige sein sollten, ist nicht so gemeint, als bevorrechte ein Zweig der Wissenschaft, der heute Philosophie heißt, jemand zum politischen Führeramt. Man vergißt dann, daß in Platos Staat die Männer das Volk führen sollten, die von der schöpferischen Idee besessen, durch umfassende Sachkunde ausgezeichnet, ihr Leben an die politische Führung zu setzen gewillt sind. Bei ihren Taten ist es dann nicht so, als wenn ein „theoretischer“ Mensch die Ideen hat und ein „praktischer“ Mensch sie verwirklicht — der eine Politik lehrt, der andere sie tut — sondern es ist so, daß jeder Führende mit seiner Führeraufgabe auf das Ganze bezogen ist und seine Schöpferkraft nur aus eigenen Tiefen empfangen kann.

Nun gibt es aber zwei Weisen des Kampfes um den völkischen Kosmos. Die erste Weise ist die, daß der führende Politiker aus dem Chaos der arteigenen Menschenmassen den Kosmos der organisierten Volksgemeinschaft im wagenden Kampf auf Leben und Tod erzwingen und immer wieder erhalten muß, sei es innen- oder außenpolitisch. Die zweite Weise ist die, daß der führende Wissenschaftler die „Wahrheit“ dieses Kampfes vor dem Licht der tiefsten Überzeugung seiner Volksgenossen jenseits von aller verordneten Gesinnung zu begründen hat. Beides zusammen, die Tat und das Wort erst führen zum Erfolg, lehrt Plato.

Die Voraussetzung der fruchtbaren Arbeit eines Philosophen ist demnach, daß er selber im politischen Kampf steht, daß er von der Idee des völkischen Kosmos besessen ist, und daß er in der Entdeckung der letzten Wurzeln des rassischen und geistesgeschichtlichen Kosmos des Volkes führend ist. Seine Waffe bei den Vorstößen in die „Wirklichkeit“ ist das Schwert des Geistes, sind nicht die spekulativen Bauklötze

abstrakter Gedankenmassen, die ontische Absolutheiten offenbaren wollten.

Es ist demnach auch falsch, anzunehmen, daß der Wissenschaftler rückwärts gewendet ist, daß er nur lehren kann, was „gewiß", das heißt was gewesen ist. Wissenschaft in diesem Sinne ist nichts als leerer Betrieb. Wohl aber, wie der Politiker in der Tradition der politischen Geschichte seines Volkes mitten inne steht, steht der Wissenschaftler mitten in der Tradition der deutschen Geistesgeschichte. In ihr gründet seine Methode, sie besteht aber nicht in der Übermittlung der Methoden der Vergangenheit und in der Fortsetzung ihrer Anwendung in der Gegenwart, sondern sie ist neuschöpferisch in der Linie des arteigenen Wesens. In dieser Hinsicht ist aufschlußreich, daß die großen politischen Revolutionen mit den Revolutionen auf philosophischem Gebiet immer zusammengefallen sind.

Aus der Überzeugung, daß das Lebenswerk des Philosophen Hermann Schwarz in diesem Sinne echte politische Wissenschaft ist und darum gerade in der Gegenwart zu wirken bestimmt ist, hat sich der Verlag entschlossen, die überall verstreuten und zum Teil unveröffentlichten Arbeiten als „Gesammelte Werke" erscheinen zu lassen.

Dem 75jährigen Verfasser zur Freude, seinen zahlreichen Schülern einen brennenden Wunsch erfüllend und der deutschen Wissenschaft zur Ehre gereichend.

Dem Leser öffnet sich hier ein tiefer Einblick in den mutigen Kampf eines deutschen Gelehrten gegen die Feinde deutscher Weltanschauung, gegen die materialistische, atomisierende, aber auch gegen die universalistische Ontologie.

Dr. Hans Thieler

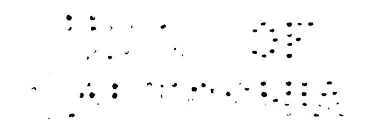
I.

Politische Reden

gehalten

als Professor der Universität Greifswald

und als ihr Rektor 1922—23



Alte und neue Pflichtgesinnung im Staatsleben

Rede, gehalten am 15. Mai 1922 zur Übernahme des Rektorats der Universität Greifswald

Erschienen erstmalig bei Bamberg, Greifswald 1922, dann in der Sammlung „Nationalsozialistische Weltanschauung" bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1933

Man hört vielfach die Klage, daß in unseren Tagen die Pflichtgesinnung erschüttert sei. Die Gesittung läßt nach, die Zügel der Selbstzucht schleifen. Die Achtung vor Recht und Gesetz sitzt nicht mehr fest in den Seelen, der Prozentsatz der Verbrechen wächst. Das sind bedenkliche Erscheinungen, denen jeder um so strengere Selbstzucht, das Vorbild eigenen Anstands und Ehrgefühls, entgegensetzen sollte.

Aber vielleicht ist hier nicht alles Auflösung und Entartung. Das Gären der Zeit kann den Übergang zu *neuer* Artung bedeuten. Es möchte sein, daß in weiten Kreisen die Pflichtgesinnung, statt zu erlöschen, sich innerlich umstellte, daß sie Betätigungsweisen suchte, denen gegenüber die alten Formen an Betonung, darum nicht freilich an Gehalt, verlören.

Die Wandlungen des Pflichtgefühls sind besonders entscheidend auf dem staatlichen Gebiete. Ein Staatswesen *ohne* Pflichtseele wäre in der Wurzel krank. Seine Menschen würden sich immer mehr auseinanderleben. Nur Staatswesen mit innerer Pflichtseele können sich halten, im Innern und nach außen. Aber *welche* Pflichtseele ein Staatswesen hat, das kann verschieden sein und läßt für Wandel Raum. Es steht uns für den Anfang eines neuen Universitätsjahres wohl an, wenn wir unseren Blick auf die Wandlungen richten, die über das Pflichtantlitz des preußisch-deutschen Staatswesens gegangen sind.

Das Staatswesen Friedrichs des Großen war von der Gesinnung getragen, die Pflicht um der Pflicht willen zu tun. Der Form nach war es ein Obrigkeitsstaat. Die Seele des Staates aber war der Pflichtgeist, der vom König an durch alle Beamtenschichten ging. Der König betrachtete sich als den ersten Diener des Staates. Wohl war er der unbeschränkte Gebieter, aber ihm selbst gebot das Staatswohl, dem er seine persönlichen Wünsche unterordnete. Seine Arbeit war durch und durch von der Verantwortlichkeit für die Würde, Ordnung und Wohlfahrt des Ganzen erfüllt.

Jedermann sah den Ernst und Erfolg dieser Königsarbeit, sah, wie unparteiisch Recht gesprochen, Handel und Gewerbe gefördert, die religiöse Überzeugung geschont, der Schwache geschützt wurde. Wohl wurde in diesem Staate befohlen, und zwar streng befohlen. Aber der Befehl drückte nicht, weil er als Anmutung des den Herrscher selbst beherrschenden Staatswillens ausgesprochen wurde, und der Gehorsam war kein Sklavengehorsam, weil er in der Achtung vor dem Staatswillen zu Königs Händen wurzelte. Die Arbeit im Dienste des Staates galt in sich für eine Ehre, und auf den geringsten Beamten fiel noch ein Strahl von der Würde des Staatsganzen, dessen Sinn Gesetz, Zucht und Ordnung war.

Aristoteles hatte einst die Menschen ein Gemeinschaft bildendes Geschlecht genannt. Ihre gesellige Anlage bedeutet nicht nur, daß sie sich miteinander zu gemeinschaftlichem Dasein zusammenscharen, sondern auch und vor allem, daß sie im gleichen Augenblicke das Dasein der Gesellschaft über sich setzen. Sie haben den instinktiven Hang, das Ganze, das sie miteinander bilden, als eine alle überragende Einheit aufzufassen und zu ehren. Könnte dies Ganze jemals als sinnfälliges Wesen vor ihnen stehen, so würden sie sich ihm willig unterordnen. In Wahrheit steht es niemals sinnfällig vor ihnen, und so fühlen sie sich, indem ihr überpersönliches Gemeinschaftsbewußtsein gleichsam einen Stellvertreter sucht, getrieben, Gefolgschaft zu leisten jedem starken Führer, der nicht von persönlichen Zwecken erfüllt erscheint, sondern so lebt und handelt, als ob das Ganze in ihm Leben gewonnen habe. Es ist dann, als ob durch den Willen des Führers das Gesetz, die Ordnung und die Würde des Ganzen selbst beföhle. So wirkte die Persönlichkeit Friedrichs II. Sie machte, daß sich in

seinem Staate der bürgerliche Gehorsam aus aufgenötigtem Zwange in inneren Pflichtwillen verwandelte.

Das Staatsbewußtsein unter Friedrich dem Großen ist ein schöner Beleg für ein Gesetz sittlicher Entwicklung, das Wilhelm Wundt herausgestellt hat. Ich gebe zuerst andere Beispiele: Man strebt anfangs aus Neugierde nach Wissen. Bald tritt das Gefallen an Erkenntnis hinzu und übernimmt seinerseits die Führung, so daß wir fortan die Wahrheit um ihrer selbst willen suchen. Oder: die Gastfreundschaft war ursprünglich ein Vorteilsverhältnis. Allmählich entwickelte sie sich zu einer religiösen Forderung und weiterhin zu einem freien Seelenverhältnis. Allgemein gesprochen: Handlungen, die mit sinnlichen und selbstischen Motiven angefangen haben, regen in ihrem Verlaufe unselbstische und geistige Triebfedern an, und nun beginnen diese bei der Handlung zu überwiegen, die Fortführung des Tuns geht oft ganz auf sie über. So war es im Staate Friedrichs. Dort entstand, an dem eigenen Beispiele des Herrschers sich belebend, aus dem gebundenen Gehorsam freie Pflichtgesinnung gegenüber den Forderungen des Staates, die man wie etwas Überpersönliches empfand.

Das beste Zeugnis dafür ist Kants Pflichtphilosophie. Sie ist zu sehr wesentlichem Teile der getreue Spiegel des von den Hohenzollern ausgesäten Pflichtgeistes preußischer Könige, Beamter und Bürger, jener Gesinnung, für die es keine andere Ehre gibt, als seine Pflicht zu tun. Diese Pflicht duldet kein Wenn und Aber, und so ist auch bei Kant das Pflichtgebot kein bedingtes, sondern ein unbedingtes, ein strenges „Du sollst!" ohne jedes Zugeständnis an Neigungen oder Launen. Wie ferner jene Pflichtgesinnung des preußischen Staatsbürgers aus sich heraus lebte, so ist bei Kant die sittliche Pflicht „autonom"; das heißt sie befiehlt aus eigener Vollmacht, nicht durch den Willen eines Gottes oder von Menschen. Freilich, nur in der Weise, wie Pflicht in uns lebt, nämlich als unbedingtes Sollen, spiegelt sich in Kants Sittlichkeitslehre das Pflichtbewußtsein des friderizianischen Staates. Der Befehlsinhalt dagegen, das, was nach Kant die Stimme der praktischen Vernunft gebietet, entspricht der geometrischen Denkweise, die sich zur Zeit der Aufklärung vom Boden der Physik aus in alle Gebiete auch des geistigen Lebens eingeschlichen hatte. „Handele so, daß du die Maxime deines Willens so lesen

kannst, als ob darin ein allgemeines Naturgesetz geböte." Man soll im sittlichen Wollen gleichsam eine Rechenaufgabe lösen.

Fichte, der große Schüler Kants, erkannte bald, daß lebendige Sittlichkeit mit dieser Formel nichts zu tun hat. Lebendige Sittlichkeit stellt keine Regeln auf, sondern beruht auf einem inneren Ergriffensein. Bitter schwer war inzwischen die deutsche Wirklichkeit geworden. Fichte sah den Verfall und Zusammenbruch des friderizianischen Staatswesens. Als Friedrich starb, entwich aus seinem Staate die Geistkraft. Die Beamten, in deren Leistung die Würde des Staates lag, begannen sich selbst gottähnlich zu fühlen. Man vergaß, daß dieselbe Würde des Staates, die den gerechten Befehl umkleidet, auch den willigen Gehorsam adelt. Der gehorchende Bürger wie auch der Unterbeamte erschienen nun als eine geringere Art Mensch, als eine Gattung der „Untertanen". Nichts mehr davon, daß das Unwägbare der Pflichtgesinnung, sobald es da ist, in jedem Augenblicke alle Befehlenden und Gehorchenden gleichwertig macht. Jetzt wurde nicht mehr Pflichtgesinnung vorgelebt und dazu erzogen, sondern Gehorsam gefordert. Aber auch der Bürgersinn entartete. Es ist in gewisser Weise leichter, formalen bürokratischen Staatsgesetzen zu gehorchen, als daß man pflichttreu einem pflichtbeseelten Führer folgt. Der staatliche Gehorsam, den man leistet, kann als ein gutes Geschäft erscheinen. Man gibt ihn wie eine Münze, mit der man sich den Schutz der Staatsmacht und die Sicherheit erkauft, im übrigen zu tun und zu lassen, was man will, insbesondere dem eigenen Vorteil emsig nachzugehen. Ein Bürger, der so denkt, „hält" sich gewissermaßen den Staat. Er nützt ihn als eine Anstalt, um in seinem eigenen Wohle voranzukommen. Die äußere Ordnung des Staates umfaßt dann selbstsüchtige, pflichtlose Seelen.

In dem Aufkommen solcher selbstsüchtigen Ausbeutung der Staatsordnung sah Fichte mit Recht die innere Ursache dafür, daß der friderizianische Staat nach einem Menschenalter zusammenbrach. Der Pflichtgeist des großen Königs mit seiner vorbildlichen, innerlich zwingenden Kraft war vom Ruder des Staatswesens geschieden, seelenloses Befehlen und Gehorchen griff um sich, und es entstand die äußerlich wohl funktionierende Staatsmaschine, die das Anwachsen einer spieß-

bürgerlichen Gesinnung begünstigte, welche alles nach dem guten und erfreulichen Fortgange der Geschäfte bemaß.

Wie war die Erneuerung zu denken? War auf die Wiederkehr eines großen Führers, wie Friedrichs des Zweiten, zu rechnen? Mit dessen Hinscheiden sich dann die ganze Katastrophe wiederholen möchte? Fichte dachte nicht daran, sondern daß die Erneuerung aus den Tiefen des Volkslebens heraus kommen müsse. Er erwartete sie von einem ganzen Geschlechte innerlich umgestellter Menschen, bei denen eine neue Art des Pflichtlebens aufgegangen sei. Fichte stellte das sittliche Leben auf den Begriff „Idee". Idee ist ein geistiges Gesicht, das zu keinem Selbstler kommt. Sie begründet auch Pflicht, aber nicht als abstrakten Befehl, sondern Pflicht aus Liebe. Auch der Leitstern des neuen Deutschlands müsse sein: eine in der Ewigkeit verankerte Idee, nämlich die Idee des deutschen Wesens selbst und der Notwendigkeit seiner Erhaltung. Hier sei eine heilige Forderung zu begreifen und zu ergreifen. Fähig dafür könne aber nur ein Geschlecht sein, das durch eine neue Erziehung ertüchtigt worden sei, sich für Ideen zu begeistern.

Fichte schwebt eine untereinander verwachsene Gemeinschaft von Menschen vor, die aus sich heraus in Liebe zur Idee des Deutschtums den neuen deutschen Staat schaffen; von unten nach oben, nicht von oben nach unten. So wenig also wie Kant, läßt Fichte zu, daß sich die Menschen, die sich miteinander vergesellschaften, nach persönlicher Selbstsucht bestimmen dürften. War doch der preußische Staat an der Selbstsucht der Regierenden und der Regierten zugrundegegangen! Nichts auch davon, daß man sich, wie in Rousseaus „contrat social", mittels eines äußeren Vertrages zusammenschlösse und eine Zufalls-volonté-générale, gebildet aus der Mehrheit von Stimmen, zum Herrn über sich machte! Fichte bezeichnet derlei Verfahren als ein ausländisches politisches „Kunststück". Sondern die volonté générale, die bei den Menschen des neuen Staates regiere, soll von Anfang an im Herzen eines jeden brennen. Sie heißt „Vaterlandsliebe", Liebe zur Idee des Deutschtums. Fichte denkt sich eine allertiefste Volksgemeinschaft, das heißt ein Ganzes von in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung

des Göttlichen aus ihm steht. Unter einem göttlichen Gesetze! Das göttliche Gesetz, durch das insbesondere deutsches Wesen geworden ist und immerfort weiter werden und sich erhalten soll, ist in der deutschen Geschichte erkennbar. Wer es sehen kann, und nur eine zu reinem Wollen und geistigem Schauen erzogene Jugend vermag es zu sehen, der wird von unmittelbarem Pflichtbewußtsein gegen dasselbe erfüllt. Er sieht hier den Quell, von dem er selbst getragen wird, und der alles Wertvolle, das er schafft, in die Ewigkeit herüberträgt und auf das Volksganze weiterwirken läßt. Solche Schau deutschen Wesens verpflichtet zu deutschem Tun und treibt an, sich für die Rettung und Erhaltung des deutschen Vaterlandes bis auf das letzte einzusetzen. Das ist keine Pflicht, die als nacktes Gesetz gebietet, sondern die aus Liebe zur Idee kommt und tatbereit, wo es sein muß, todeswillig geübt wird. Nur solche ihrer Pflicht bewußte Vaterlandsliebe könne das deutsche Gemeinwesen wieder aufbauen und müsse darin der wahre Regent, d. i. volonté générale, sein.

In solcher Ideenliebe zum Deutschtum, wie sie Fichte gezeigt hat, sind die Befreiungskriege geführt worden.

Ist sie heute das letzte Wort? Im Staate Friedrichs des Großen ruhte das Pflichtbewußtsein auf der Ordnung des Staates, die unmittelbar als wertvoll empfunden wurde. Bei Fichte ruhte es auf der Idee des Deutschtums. Es ruhte auf einer Liebe, die die Würde deutscher Eigenart im Ewigkeitslichte sah und sich mit der Überzeugung von dem Rechte dieser Eigenart verband, auch ihrem Rechte auf Weltgeltung, als Subjekt und nicht bloß Objekt von Macht. Eben dies war der ideelle Gesinnungsgehalt, der, mitsamt jenem friderizianischen Ordnungsgeiste, das starke Deutsche Reich Bismarcks und Wilhelms I. getragen hat.

Allmählich aber traten im wilhelminischen Deutschland dieselben Kräfte ins Spiel, die zum Untergange des friderizianischen Staates geführt hatten, und noch verderblichere erzeugten sich in ihrer Folge. Wohl war das neue Deutsche Reich auf breiterer und freierer Grundlage aufgebaut als das straff zentralisierte alte Preußen. Längst war Städten und Kreisen die Selbstverwaltung gegeben worden, Parlamente übten schon auf Grund des Rechts der Geldbewilligung auf die Maßregeln der Regierung einen erheblichen Einfluß aus und machten die Wünsche des Volks sichtbar, denen die Reichs- und Staatsleitungen

in den Grenzen, die durch die Rücksicht auf das Heil des Ganzen gezogen waren, entgegenkamen. Es herrschte eine gute Organisation. Aber sie erstarrte bald zu einer Nur organisation. Unter dem Schutze der letzteren gedieh mit Handel und Wandel ein immer weiter um sich greifender Erwerbssinn. Man verdiente und stellte sich auf das Verdienen ein, auf das Erzeugen, Kaufen und Verkaufen der Waren und den Umsatz der Waren in Genuß. Die Ordnung des Staates, obwohl sie die Einzelnen manchmal unbequem in sich hineinspannte, gab ihnen zugleich Sicherheitsraum, ihrer Wohlfahrt und nur ihrer Wohlfahrt zu leben.

Schon dem kleinen Preußen Friedrichs II. war der wirtschaftliche Sinn, waren Selbstsucht und Raffgier, verderblich gewesen. Damals waren aber schroffe wirtschaftliche Gegensätze noch nicht hervorgetreten. Im mächtigen Deutschen Reiche fing es zwar bald an, allen besser zu gehen. Aber der Reichtum kam zu bestimmten Schichten in besonders hohem Ausmaße. Die leitenden Klassen wurden, umgekehrt wie in dem Staate Platos, zu den hervorstechend reicheren Klassen. Sie gelangten zu ihrer wirtschaftlichen Blüte, weil die gesicherte Ordnung nach innen und die starke Staatsmacht nach außen jedem tüchtigen Geschäftsgeiste die Flügel wachsen ließ. Ihm waren diese Verhältnisse günstig, und so nützte er sie aus. Nicht daß etwa er sich die Staatsmacht und die gesellschaftliche Ordnung zum Zwecke der Bereicherung erfunden hätte! Die politische Ordnung war schon vorher um ihrer selbst willen da, ehe der Geschäftsgeist an sie anknüpfte und aus ihr Nutzen zog. Aber für diejenigen, die bei solcher raffenden Betriebsamkeit unten blieben, konnte es so aussehen, als ob die vorhandenen Einrichtungen zu dem Zwecke geschaffen wären, um dem Unternehmertum und den von dessen wirtschaftlichem Aufschwunge mit emporgetragenen Beamten und Bürgern Bereicherung zu verschaffen, und zwar auf Kosten der Untenbleibenden. Die Lehre Marx' vom „Klassenstaate", von der Gestaltung desselben zur Ausbeutung der Arbeiterklasse, konnte nun wirken. So entstand der Riß im deutschen Volke. Aus dem Geiste der Selbstsucht, die nur für das eigene Fortkommen sorgte, erwuchs der schlimmere Geist der Zwietracht. Zwei Heerlager standen sich gegenüber, oder vielmehr es war da nur ein Heerlager von unten, das finster nach oben sah. Die anderen waren kein Heerlager, sondern unbekümmert in den Tag Lebende. Sie

stellten leichtsinnig ihre Genüsse zur Schau und dachten sich nichts dabei, daß es neben ihnen deutsche Menschen gab, die wesentlich bei der Erzeugung, nicht aber beim Verbrauche der Güter beteiligt waren, die allen zusammen als die Lebensgüter galten.

Freilich hatten wir eine soziale Gesetzgebung, die erste und beste der Welt, ein Zeugnis von Bismarcks Staatsblick. Aber es war nur eine Organisation mehr, mit Mißtrauen aufgenommen bei den Arbeitern, die darin eine Abschlagszahlung aus schlechtem Gewissen erblickten, für die Bewohner des Vorderhauses ein Einschläferungspulver des eigenen sozialen Willens. Sie hielten dafür, daß mit den Staatsmaßnahmen alles erfüllt sei, was ihnen selbst, und zwar in vertiefter Weise als Herzenspflicht hätte aufgehen müssen. Sie hätten mit Pestalozzi-Tat zur Seele der Untenstehenden kommen sollen. „Wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott", so dachte und lebte Pestalozzi, der Schweizer Pädagog. Wären wir, wie er, von sozialer Liebe erfüllt gewesen, so hätten wir den Arbeitern andere Werte vorgelebt als die materiellen, mit denen wir ihre Seelen angesteckt haben. Wir hätten auch unserem Staate ein anderes Gesicht gegeben als das der Ausbeutungsfratze, unter der er ihnen erschien. Es gab unter uns ehrliche Begeisterung für die deutsche Idee, aber wenig Treue gegen die deutsche Seele und das deutsche Blut der Volksgenossen. Wer sagte sich z. B. in Studentenkreisen, daß Selbstbeherrschung in Alkohol- und Liebesgenuß eine ungeheure soziale Bedeutung haben? Es fehlte durchaus bei den allermeisten am Bewußtsein sozialer Verantwortung, geschweige an teilnehmender Sorge und Liebe, an einer Herzenszuwendung zu denen, die im Schatten standen. Der Bildungsunterschied verschärfte den Riß. Schon Fichte warnte, daß die gebildeten Stände gar keine liebende Teilnahme am Volke und gar keinen Trieb haben könnten, ihm gründlich zu helfen, indem sie eben glauben, daß ihm wegen ursprünglicher Ungleichheit gar nicht zu helfen, das Volk vielmehr so zu gebrauchen sei, wie es sei. Bei solcher Absonderung eines gebildeten von einem ungebildeten Stande könne es dahin kommen, daß letzterer nicht mehr für uns, sondern gegen uns diene, von uns abfiele und uns verlorenginge. Das ist wahrlich ein prophetisches Wort gewesen.

Welche Aufgabe ergibt sich nach allem für unsere Zeit? Unter uns muß ein neues Pflichtbewußtsein erwachsen, Verantwortung für

jeden einzelnen Volksgenossen neben uns, die bis in die Fingerspitzen empfunden wird. Nicht daß die Stimme jedes Deutschen so viel zählt wie meine, ist die Hauptsache, sondern daß seine Seele so viel wert ist wie meine, und daß wir zu dieser Seele durch all das Gestrüpp von Mißtrauen, Verhetzung, Entfremdung, das uns trennt, hindurchdringen. Es ist ein gutes Wort „Gedenke, daß du ein Deutscher bist!" Aber gedenke auch, daß du deutsche Brüder hast, unerlöste draußen und drinnen, und daß die Erlösungsstunde derer draußen nicht eher schlagen wird, als bis die deutschen Seelen drinnen durch Liebe erlöst sind, als bis das Band der Gemeinsamkeit zwischen ihnen und uns neu geknüpft, der Zug des verwandten Blutes zur stärksten aller Beziehungen gemacht ist! Der deutsche Idealismus muß sich mit deutschem Sozialismus verbinden. Letzterer besteht in einer Gemeinsamung, und das heißt Entwirtschaftlichung der Seelen und ist eben deswegen fernab von allem wirtschaftlichen Kommunismus. Hier handelt es sich nicht um Aktiengesellschaftsgeist von oben oder unten, sondern um Pflichtgeist. Zu dem alten Pflichtgeist, dem friderizianischen für staatliche Zucht, und zu dem Fichteschen Pflichtgeist für die Ehre und Würde des deutschen Wesens und für sein freies, sich selbst bestimmendes Leben, müssen wir den neuen Pflichtgeist hinzu entwickeln: daß wir den Brüdern im Volke mit wahrem Brudersinn begegnen und nicht ruhen, bis wir sie mit unserer Liebe zum deutschen Menschen in ihnen selbst angesteckt haben.

Die Erkenntnis, daß in dieser Richtung unsere Genesung liegt, greift langsam um sich. Es ist ein Wachsen von innen, dem wir mit Arbeit an uns selbst, der Überwindung von Standes- und Bildungshochmut, entgegenkommen müssen. Auch in der akademischen Jugend lebt die Sehnsucht, mit den Brüdern, die jetzt im anderen Lager stehen, ein Volk zu werden, jeder von dem andern durch Mitleid wissend aus gemeinsamer Not. Hier bereiten sich neue Willensbildungen vor, hinter denen die soziale Weise des Pflichtgefühls steht. Mögen der Pioniere solcher Erkenntnis und einer Lebensführung, die von sozialem Pflicht- und Verantwortungsgefühl beseelt ist, in der deutschen Studentenschaft immer mehr werden! Möge sie nicht müde werden, mit dem Atem der Volksliebe die Seele der anderen deutschen Jugend zu berühren, bis die Fremdheit schmilzt, die von dort zu uns herüberweht.

Manchen Kommilitonen hat die Not der Zeit dazu geführt, Ferienwerkarbeit zu tun gleich den Männern des Volkes und mit den Männern des Volkes, im Bergwerk, auf Landgütern, in Fabriken. Solcher gemeinsame Schützengraben der Arbeit ist vor anderm die Stätte, wo die Fremdheit in Kameradschaft verschwindet und aus der Kameradschaft ein neuer deutscher Einheits- und Gemeinsamkeitsgeist erwächst.

Der 31. Mai, und wenn nicht er, so ein späterer „Erfüllungs"-termin, wird uns wohl in noch härtere Not stoßen als die, die uns schon jetzt umkrallt. Fremde Gewalt sinnt darauf, die deutschen Lande gegeneinander abzuriegeln, zwischen Süd und Nord, Ost und West Trennungszonen zu schaffen. Um so unzerreißlicher muß unser inneres Einheitsband werden, um so treuer müssen wir die Pflicht ergreifen, um so beharrlicher die Wege suchen, um mit den Brüdern aus dem Volke zu einer Volksgemeinschaft der Herzen zu kommen. Dann wird von selbst auch der Geist Friedrichs des Großen und Fichtes auferstehen, es wird eine neue zuchterfüllte Staatsgesinnung und ideenerfüllte Vaterlandsliebe geben, und sie wird uns frei von allen Übeln machen.

Kriegsschuldlüge und unsere Pflicht

Vortrag in der studentischen Protestversammlung am 28. Juni 1928
zu Greifswald

Erschienen bei L. Bamberg, Greifswald 1928

Die letzten Mitteilungen des Verbandes deutscher Hochschulen enthalten folgende Notiz: „Die freie katholische Universität von Löwen hat beschlossen, keinen deutschen Studenten aufzunehmen, der nicht vorher eine schriftliche Erklärung abgibt, die besagt, daß er das 1914 von deutscher Seite Belgien und namentlich Löwen gegenüber begangene Unrecht anerkenne." Des weiteren wurde in diesen Tagen jedem deutschen Universitätsprofessor eine Broschüre zugesendet: „Fernand Mayence, Professor der Universität Löwen: Die Legende der Franktireurs von Löwen." Sie bezieht sich auf das Gutachten des Professors Meurer an der Universität Würzburg, das in der deutschen amtlichen Veröffentlichung „Völkerrecht im Weltkrieg" (Berlin 1927) erschienen ist. Prof. Meurer war vom Untersuchungsausschuß des deutschen Reichstages zur Prüfung der Kriegsschuldfrage beauftragt worden, sich über das Verhalten der deutschen Truppen beim Einmarsch in Belgien in einem amtlichen Gutachten zu äußern.

Wir Deutsche wissen, daß der Untersuchungsauschuß des deutschen Reichstages peinlich genau prüft. Nicht wenige deutsche Parlamentarier der Nachkriegszeit hatten gemeint, daß der Krieg von der verflossenen kaiserlichen Regierung willkürlich vom Zaune gebrochen und verbrecherisch geführt worden sei. Um darüber klar zu sehen, wurde vom Reichstag jener Untersuchungsausschuß eingesetzt, dessen erster Schritt war, die deutschen Staatsarchive zu öffnen. Es ergab sich zum Punkte „Kriegsschuld" keine Belastung des Kaisers.

Wilhelm II. hatte zwar nach dem Attentate von Serajewo, das heute vor 14 Jahren stattfand, dem Kaiser Josef von Österreich-Ungarn strenge Bestrafung Serbiens angeraten. Aber er war des

Glaubens, daß es sich um einen lokalen Konflikt handele, und sollte auch dieses Glaubens sein. Hatte doch am 8. Oktober 1912 der russische Minister des Auswärtigen, Sasanow, auf ein Interview in der deutschen Presse ausdrücklich erklären lassen, daß die Balkanstreitigkeiten von den Großmächten als lokale Angelegenheiten angesehen würden. Sobald Wilhelm II. die Gefahr eines Eingreifens der Großmächte erkannt hatte, suchte er sowohl beim Kaiser Josef, wie auch beim russischen Zaren mit aller Gewalt zu bremsen.

Diesen Belegen konnte sich der Ausschuß des deutschen Reichstages zur Untersuchung der Kriegsschuldfrage nicht verschließen. Es ist eine Folge dieser Aufhellung der historischen Wahrheit, daß unser Reichspräsident, der Feldmarschall von Hindenburg, bei Enthüllung des Tannenbergdenkmals feierlich erklären konnte, daß Deutschland den Krieg mit reiner Hand geführt habe.

Der Untersuchungsausschuß des Reichstages suchte zweitens festzustellen, ob sich die deutschen Truppen in Belgien willkürlicher Grausamkeiten schuldig gemacht hätten, oder ob sie sich nach dem Einmarsche in Belgien nicht vielmehr einem Franktireurkriege gegenübergesehen hätten, der nach Kriegsrecht eine scharfe Bestrafung der schuldigen Bevölkerung nach sich ziehen mußte. Der Völkerrechtsprofessor Meurer in Würzburg sollte ein Gutachten darüber abgeben. Er kam zu dem Ergebnis, daß die belgische Zivilbevölkerung tatsächlich gegen den deutschen Einmarsch die Hand erhoben habe, und daß auch in Löwen belgische Zivilisten auf deutsche Truppen aus den Häusern geschossen hätten.

Hiergegen wendet sich der belgische Professor. Er beginnt bei der Kundgebung Hindenburgs in Tannenberg und nennt sie „eine neue zur Rechtfertigung der Verbrechen von 1914 eröffnete Kampagne", deren Ausgangspunkt das Meurersche Gutachten sei.

Weiß der belgische Historiker nicht, daß sich der Unterausschuß des deutschen Reichstages keineswegs zugunsten Kaiser Wilhelms II. festgelegt hatte, als er den Kriegsvorgängen von 1914 nachforschte? Das deutsche Gewissen war durch das am 28. Juni 1919, heute vor neun Jahren, erpreßte Schuldbekenntnis von Versailles beunruhigt und suchte Klarheit und Wahrheit.

Wie darf Herr Mayence uns den Willen unterlegen, uns hinter Verbrechen zu stellen, und wie darf er überhaupt von „deut-

schem Verbrechen" sprechen? Gesetzt, die deutschen Truppen hätten Löwen unrechtmäßig in Brand gesteckt, die Einwohner hätten sich nicht an ihnen vergangen, so erhebt sich doch allererst die Frage: Haben die deutschen Truppen Löwen in sadistischer Lust zerstört, oder aber weil sie sich von den Einwohnern hinterhältig angegriffen glaubten? Die belgischen Zeitungen lobten und verherrlichten damals offen genug das Aufbäumen der belgischen Zivilbevölkerung gegen den deutschen Einmarsch und schürten den Willen dazu. Da konnte deutscher Ingrimm über die Attentate auf deutsche Soldaten auch einmal bei den Unrechten überlaufen. Überstürzte Notwehrmaßregeln, ungerechte Ausschreitungen dabei kommen in jedem Kriege vor. Sie stempeln noch nicht den ganzen Feldzug zum Verbrechen, das ganze Volk zu Verbrechern.

Daß Herr Mayence trotzdem ausdrücklich gleich im Anfange seiner Broschüre jene Worte gebraucht, beweist, daß er nicht guten Willens ist, daß sein Buch vielmehr den wankenden Glauben an deutsche Kriegsschuld und deutsche Kriegsgreuelführung neu anfachen soll. Mayence sieht das Märchen von der deutschen Kriegsschuld verblassen. Selbst der belgische Jesuitenpater Delattre, der die von der Universität Löwen auf deutsche Studenten ausgeübte Nötigung verteidigt, kann nicht umhin, von einer „umstrittenen" Kriegsschuldfrage zu sprechen. Da soll nun dem erschütterten Glauben an die deutsche Verbrechernation zu Hilfe gekommen werden. Das Mittel dafür ist, daß Herr Mayence gegen das Gutachten von Prof. Meurer die allerheftigste Fehde eröffnet, daß er den Würzburger Professor selbst zum Verbrecher stempelt, zum Verbrecher nämlich an der wissenschaftlichen Wahrheit, indem er ihn einer „geradezu herausfordernden Entstellung der historischen Wahrheit" beschuldigt.

Die Broschüre von Mayence ist allen deutschen Universitätsprofessoren zugeschickt worden. Der gewandte Advokat der belgischen Seelenhaltung ersieht sich dazu den günstigen Augenblick. Er glaubt, daß sich seit den letzten Wahlen eine neue Volksstimmung herausbilde, und ruft uns zu: Da habt ihr den deutschen Verbrecherwahnsinn von 1914 vor eigenen Augen! Behauptet er doch, deutsche Soldaten hätten in Löwen geflissentlich aus den belgischen Wohnhäusern geschossen, um den Eindruck eines tückischen Überfalls auf die deutschen Truppen hervorzurufen.

Der klare und logische Austrag dieser Angelegenheit wäre, daß Deutschland und Belgien eine gemischte Kommission einsetzten zur Untersuchung des Sachverhaltes in Löwen und auch des entsprechenden in anderen belgischen Städten. Die Regierung der deutschen Republik hatte dem belgischen Staate solchen Vorschlag tatsächlich unterbreitet. Gerade das wurde aber von Belgien abgelehnt.

Es ist sehr bezeichnend, wie Mayence dies Ausweichen der belgischen Regierung beschönigt. Das heutige amtliche Deutschland, auf Meurers Gutachten gestützt, verbreite „nach wie vor" in der Welt Gerüchte, die offensichtlich Treu und Glauben verletzten. „Ist es denn unter diesen Umständen zu verwundern, daß die belgische öffentliche Meinung Anstoß nimmt an der Einsetzung einer Kommission, in der Seite an Seite mit gleichen Rechten gesessen hätten diejenigen, welche in aufrichtiger Weise die Wahrheit erforschen wollen und diejenigen, welche planmäßig die geschichtliche Wahrheit entstellen zu wollen scheinen?"

Die Greuelmärchen sollen eben an uns hängen bleiben. Sie gehören zu dem bewußten Lügenfeldzuge, den die Entente von Anfang an gegen uns geführt hat, und der das Versailler Diktat vorbereitet hat, das gegen ein ganzes Volk ein bewußtes Greuelstück von so unerhörtem Ausmaße ist, daß jede Kriegshärte dagegen verbleicht.

Die Antwort der deutschen Professoren dürfte nicht zweifelhaft sein. Sie haben schon einmal gegen das Verbrecher- und Hunnengeschrei ihre vereinigte Stimme erhoben. Sie erklärten öffentlich: „Wenn in diesem furchtbaren Kriege, in dem unser Volk nicht nur um seine Macht, sondern um sein Dasein und seine ganze Kultur zu kämpfen gezwungen wird, wenn in ihm das Werk der Zerstörung größer sein sollte, als in früheren Kriegen, und mancher kostbare Wert der Kultur der Vernichtung anheimfällt, so lastet die Verantwortung dafür ungeteilt auf denen, die sich nicht damit begnügen wollten, diesen ruchlosen Krieg zu entfesseln, nein, die auch davor nicht zurückschreckten, der friedlichen Bevölkerung zu heimtückischem Überfall Mordwaffen gegen unsere auf den Kriegsausbruch aller gesitteten Völker vertrauenden Truppen in die Hand zu drücken.

Im September 1914.

Die Universitäten des Deutschen Reiches an die Universitäten des Auslandes."

Nicht nur die belgische Regierung weicht der Feststellung der Wahrheit von 1914 aus. Auch die Regierungen anderer Länder hüten die Lüge von der deutschen Kriegsschuld und leben von ihr, während wir uns verbluten an dem Diktat, dessen Sinn Vernichtung, dessen Vorwand verdiente Züchtigung ist, die Deutschland wegen des sogenannten „Kriegsverbrechens an der Menschheit" zuteil werden müsse. So lautet der Artikel 231 des Versailler Diktats: „Die verbündeten Regierungen erklären und Deutschland erkennt an, daß Deutschland und seine Verbündeten als Urheber verantwortlich sind."

Man vergesse nicht: wir stehen bis zum heutigen Tage unter Strafe trotz des Eintritts Deutschlands in den Völkerbund, der die Ausführung der Bestimmungen des Versailler Diktats überwachen soll. Unter dem Vorwande der Strafe sind wir aus der Reihe der selbständigen Nationen gestrichen und im eigenen zerstückelten Lande zu Hörigen der anderen erniedrigt worden. Untragbare Tributzahlungen von täglich nahezu sieben Millionen Goldmark! Fremde Flaggen auf dem deutschen Rhein! Fremde Hand auf unseren Eisenbahnen! Fremde Hoheit über unserer Währung! Unter dem Vorwande der Strafe sind wir zu dem Volke ohne Raum gemacht worden, das unwürdig erklärt ist, Kolonien zu verwalten, das, während den anderen die Welt gehört, auf der eigenen viel zu schmalen Ernährungsbasis in Wohnungsnot, Menschengedränge und im Brotgezänke der Enge ersticken muß. Unter dem Vorwande der Strafe ist unserm Lande, dem offensten Europas, das durch unmögliche Grenzführungen noch offener gemacht worden ist, der wehrhafte Selbstschutz verboten. Die Welt ringsum starrt in Rüstungen, immer größer die Kriegsschiffe, die auch unsere Küsten bedrohen, immer stärker die Luftflotten, die mit einem Schlage jede beliebige deutsche Stadt unter Bomben und Gas begraben können, immer militarisierter unsere Nachbarvölker, die Franzosen und Polen, die in großzügiger Organisation schon im Frieden ihre ganze Zivilbevölkerung mit Bereitschaft für den Kriegsfall durchdringen. Uns ist die Möglichkeit der Verteidigung abgeschnitten durch Schleifen unserer Festungen, Verbot von Kampfflugzeugen, des Baues von Linienschiffen, Verbot des Waffendienstes unserer Jugend. Unter dem Vorwande der Strafe sind uns und den deutschösterreichischen Brüdern ganze Landesteile geraubt worden. Unzählige unseres Blutes müssen unter

fremder Gewalt unmenschlich leiden um das Deutschtum, das nicht aus ihren Herzen, dessen Sprache nicht von ihrer Zunge gerissen werden kann. All das geistige Gut, das aus deutscher Kultur entsließen ist und sie weiter zeugt, deutsche Schulen, deutsche Kirchen, deutsche Bücher, soll dort ausgelöscht sein. Handelt es sich doch um die Nichtigkeiten eines Verbrechervolkes, dem gleichsam nur durch Zufall Zeppelinflüge, wie Eckeners, Flugzeugleistungen, wie Köhls und v. Hühnefelds, gelingen. Strafe das alles, deren Verlogenheit, Ungerechtigkeit und mörderischen Grausamkeit das Weltgewissen ruhig zusieht. Ja, das Weltgewissen!

In Stockholm hat Oktober 1925 eine berühmte Weltkonferenz für praktisches Christentum stattgefunden. Die Kirchen aller christlichen Länder waren vertreten, auch jener, deren Regierungen das Strafdiktat über Deutschland verhängt hatten. Das Weltgewissen war versammelt. Aber es gab so vieles anderes zu besprechen, als die — nicht mit Kriegs- und Siegerrecht, sondern mit Gewissensrecht und christlicher Strafpflicht begründete — Vergewaltigung eines Siebzigmillionenvolkes. Die Delegierten der deutschen Kirchen hielten es für taktisch, hierüber in der Konferenz nichts zu sagen, richteten aber nachher, noch in Stockholm, ein Schreiben an den „Fortsetzungsausschuß" dieser Weltkonferenz für praktisches Christentum. Sie hielten, so schrieben sie, „die Klärung gerade der Schuldfrage für eine moralische Aufgabe ersten Ranges, die sowohl um ihrer selbstwillen, wie auch im Hinblick auf die künftige ökumenische Zusammenarbeit aller christlichen Kirchen unabweisbar und dringend erscheine".

Die nächste Antwort kam ein halbes Jahr später aus dem New Yorker Büro des „Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen". Ein Satz dieser Antwort lautet so: „Wir sind geneigt zu glauben, daß, welcher Tadel Deutschland auch mit Recht für einzelne Handlungen treffen möge, die angeforderte Untersuchung einen neuen Beweis für die Richtigkeit der Feststellung der heiligen Schrift bringen wird, daß alle gesündigt haben."

Als ob es sich darum handelte! Die Sieger haben sich die Maske Gottes vorgebunden, haben sich als ein moralischer Gerichtshof aufgespielt und haben ihre brutale Siegergewalt als christliche Strafpflicht getarnt. Es galt zum mindesten im Geiste echten Christentums hiergegen Protest zu erheben, damit bestenfalls Siegerraserei

gegen einen ohnmächtig gewordenen Riesen — vae victis! — als Siegerraserei, in Wahrheit vorbedachte Grausamkeit als Grausamkeit, Landraub und Machtgier als Landraub und Machtgier, Handelsneid als Handelsneid erschiene, und nicht als Gebärde der „Sanktion" gegenüber fluchesschuldigen Mitchristen in Gottes Tempel.

Das Schreiben aus New York fährt fort: „Das für ein gerechtes Urteil wesentliche Tatsachenmaterial liegt in den Archiven der Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten, sowie in den Ämtern für Heer und Marine von neun verschiedenen Ländern; einige sind noch nicht zugänglich. Wir wissen, daß manche amtlichen Dokumente veröffentlicht worden sind; aber es ist kaum anzunehmen, daß die offiziellen Stellen, die sie veröffentlichten, gegen die Versuchung geschützt waren, solche Dokumente zu wählen, die zu Gunsten ihres Volkes, aber gegen ihre Feinde sprechen. Keiner, der mit dem diplomatischen Verfahren vertraut ist, kann sich vorstellen, daß eine Regierung alles veröffentlicht."

Hierzu eine Bemerkung! Die deutschen Archive und die russischen Archive sind geöffnet worden nicht von den Regierungen, die zur Zeit des Weltkrieges amtiert hatten — diese sind gestürzt worden — sondern sie sind geöffnet worden von den Nachfolgeregierungen, die ein Interesse hatten, die Sünden eines vermuteten Imperialismus aufzudecken. In Deutschland und in Rußland ist nichts verschwiegen worden. Da sieht man heute genau hinter die Kulissen und sieht die deutschen Friedensanstrengungen und den russischen Kriegswillen. Aber in den Ländern, die den Weltkrieg gewonnen und die imperialistischen Ziele erreicht haben, wegen derer sie in den Weltkrieg eingetreten sind, ist das Regierungssystem gleichmäßig geblieben. Da stehen die Urkunden, die sich auf den Kriegsbeginn und auf die Vorzeit unmittelbar vor dem Kriege beziehen, noch unter dem Geheimnisse, das diese Staaten wahren müssen, um sich nicht selbst bloßzustellen. Dum tacent clamant!

Aber der „Weltbund für Internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen" scheint weder Schlüsse ziehen zu können aus dem, was nicht geschieht, noch Augen zu haben für das, was durch die Veröffentlichung der deutschen und russischen Urkunden längst enthüllt ist.[1]) Der Beweis, daß Deutschland in einen aufgezwungenen, nicht gewollten

Krieg gegangen ist, ist schon heute vollkommen fertig. Wer sehen will, sieht es.

Wo das christliche Gewissen der Welt schweigt, da hat sich in Einzelnen, denen es lebendiger Ernst war, an der Hand der zugänglich gewordenen Dokumente hinter die Wahrheit von 1914 zu kommen, das wissenschaftliche Gewissen erhoben. Es sind Franzosen, Engländer, Amerikaner darunter. Ich greife die Aufsehen erregende Rede des amerikanischen Senators Owen heraus, die er im Senate und in den angesehensten wissenschaftlichen Gesellschaften der Vereinigten Staaten von Nordamerika gehalten hat. Er bezieht sich auf die rund 2000 Geheimdepeschen, die zwischen dem russischen Auswärtigen Amt von Sasanow und Genossen und dem russischen Botschafter in Paris Iswolski, dem russischen Botschafter Benckendorff in London hin und hergingen und die geheime Diplomatie der leitenden Beamten der Auswärtigen Ämter Rußlands, Frankreichs und Großbritanniens enthüllen. Owen schreibt: „Als die russischen Staatsmänner entschieden, daß ein Weltkrieg nötig war, um Rußlands historische Mission (am Bosporus) zur Durchführung zu bringen, planten sie mit aller Überlegung ihn herbeizuführen . . . Sie suchten zuerst die leitenden Staatsmänner des französischen Auswärtigen Amtes zu gewinnen . . . Casimir Perrier, der französische Ministerpräsident, und Delcassé, französischer Minister des Auswärtigen, brachten den Vertrag durch einen Briefwechsel mit Murawieff, dem russischen Minister des Auswärtigen, zustande. Der Plan war, daß das russische und das französische Volk ohne vorherige Benachrichtigung angreifen sollten, im Falle daß Österreich je mobil machte. Die Russen wußten, daß sie Österreich (durch panslavistische Umtriebe) zur Mobilmachung zwingen könnten . . . Bis zum Ende des Weltkrieges sind weder das russische noch das französische Parlament von diesem Vertrag unterrichtet worden. Es war das Werk von fünf, mit Nationalismus, Militarismus und Imperialismus erfüllten Männern. Es bestand ein anderer Geheimvertrag zwischen russischen und französischen Staatsmännern über die Verteilung deutschen Gebiets. Die französischen Staatsmänner sollten freie Hand am Rhein erhalten, Elsaß-Lothringen wiedererhalten und sollten die Kohlen des Saartals bekommen usw. Rußland sollte von Ostdeutschland nehmen, was ihm

paßte . . . Frankreich seinerseits verständigte sich mit dem leitenden Staatsmann des britischen Auswärtigen Amts Eduard Grey, wonach die französische Westküste von der britischen Flotte verteidigt werden sollte und ein englisches Heer von 160 000 Mann im Kriegsfalle auf den französischen linken Flügel geworfen werden sollte." „Es war", fährt Owen fort, „ein wohlüberlegter Teil der Strategie der russischen Führer, die den Weltkrieg anzettelten, die deutschen Führer vor der Welt verantwortlich erscheinen zu lassen, den Weltkrieg mit Vorbedacht zum Ausbruch gebracht zu haben . . . Die Wahrheit ist, daß sich das deutsche Volk, die deutsche Regierung und der deutsche Kaiser über 40 Jahre lang als Anhänger des Friedens gezeigt hatten. Wohl trugen alle Nationen ihr Teil zum Kriege durch den Geist des Chauvinismus, Militarismus und des Handels-Imperialismus bei, aber die verantwortlichen Führer Deutschlands wünschten den Krieg nicht und begannen ihn nicht, vielmehr war Wilhelm II. der einzige dieser nationalen Führer, der, als er entdeckte, daß ein europäischer Krieg drohe, die größten Anstrengungen machte, den Krieg zu unterdrücken . . . Am 24. Juli, ehe Serbien auf das österreichische Ultimatum geantwortet hatte, hatte Großbritannien schon seine Kriegsflotte — über 400 Schiffe — vor Spithead mobilgemacht, beorderte Frankreich seine marokkanischen Truppen aus Afrika und sandte das belgische Auswärtige Amt ein Rundschreiben an die belgischen leitenden Beamten, daß Belgien vollständig mobilisiert sei. Wilhelm II. verlangte durch Bethmann-Hollweg versöhnende Schritte von den österreichischen Führern gegenüber Serbien und hatte den Erfolg, diese zu bedeutenden Zugeständnissen an Serbien zu bewegen, die den Frieden zur Sicherheit gemacht hätten, wäre man ihnen halbwegs oder bis zu einem gewissen Grade entgegengekommen. Man kam ihnen nicht halbwegs entgegen. Die russischen Führer waren zum Krieg entschlossen, und sie waren mit den französischen Führern übereingekommen, daß man Deutschland vor der Welt als Angreifer erscheinen lassen sollte. Sie weigerten sich daher, ihre allgemeine Mobilmachung einzustellen, und hatten so die deutschen militärischen Führer in eine Lage gebracht, wo sie den Fortschritt der allgemeinen Mobilmachung sahen und wußten, daß die russische Mobilmachung den Krieg bedeute."

Soweit Owen! In ihm hat die Wahrheit ihre Stimme er-

hoben, aber wie das kirchliche Weltgewissen sie nicht hören will, so wird auch keiner der einst feindlichen Staaten, die uns mit der Lüge im Herzen niemals freundlich sein können, je die eigene Unwahrhaftigkeit über den Kriegsanfang zugeben. Mit der Lüge von Deutschlands Kriegsschuld haben sie die eigenen Landeskinder zur nationalen Siedehitze aufgepeitscht, mit dieser Lüge haben sie das Urteil der neutralen Länder verwirrt und insbesondere den kriegsentscheidenden Zutritt der Vereinigten Staaten von Nordamerika gewonnen. Auf dieser Lüge beruht die gegenwärtige politische Ordnung in Europa, das restlose Eingeschirrtsein Deutschlands in den Machtwagen des wirtschaftlichen Imperialismus Englands und Frankreichs, sowie des amerikanischen Kapitalismus. Die Anerkennung des Betruges an Deutschland und über Deutschland wäre der erste Schritt, Deutschland wieder in den Sattel zu helfen. Wie sollten die fremden Staatsmänner von sich aus die Arglist zugeben, mit der sie das edle Wild zur Strecke gebracht haben!

Wozu nützen dann aber, könnte man fragen, die Protestkundgebungen gegen die Schuldlüge des Versailler Vertrags, die alljährlich am heutigen Jahrestage desselben, am 28. Juni, die akademische Jugend veranstaltet? Ich antworte: Fragen wir nach Nutzen, wenn es sich um geistige Lebensluft handelt? „Besiegt sind wir", sagte Fichte in der Zeit damaliger deutscher Erniedrigung, im Jahre 1808. „Ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein sollen, ob wir zu allen anderen Verlusten auch noch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters."

Das gilt auch für unsere gegenwärtige Lage. Keiner von uns verdiente den Ehrennamen eines Deutschen, wenn er es ohne Gegenwehr aushielte, sein Land in Unwürde zu sehen. Sie haben uns in Versailles das Schuldbekenntnis abgepreßt. Vor Gott und der Wahrheit gilt ein erpreßtes Schuldbekenntnis nichts. Das haben die deutschen Vertreter feierlich schon in Versailles erklärt. Aber wir würden das Schuldbekenntnis vor den anderen Völkern gültig machen, wenn wir uns nicht immer von Neuem gegen die Heuchelmaske des Versailler Vertrags auflehnten.

Ehre ist ein leicht verletzliches Gut. Es kann auch bei uns selbst

in Rost übergehen, wenn wir seiner nicht warten. „Wer sich ohne Aufmerksamkeit auf sich selbst gehen läßt und von den Umständen gestalten, wie sie wollen, der gewöhnt sich bald an jede mögliche Ordnung der Dinge. So sehr auch sein Auge durch etwas beleidigt werden mochte, als er es das erste Mal erblickte, läßt er es nur täglich auf dieselbe Weise wiederkehren, so gewöhnt er sich daran ... auf diese Weise gewöhnt man sich sogar an Sklaverei, wenn nur unsere sinnliche Fortdauer dabei ungekränkt bleibt, und gewinnt sie mit der Zeit lieb; und dies ist eben das Gefährliche an der Unterworfenheit, daß sie für alle wahre Ehre abstumpft und sodann ihre sehr erfreuliche Seite hat für den Trägen, indem sie ihm mancher Sorge und manchen Selbstdenkens überhebt."

So wie es mit diesen Worten Fichte warnend zeigt, wollen wir es nicht halten, wir wollen nicht bei einem Schein von Sein in Nichtsein übergehen. Die Ehre des Geschlechts von 1914, die Ehre der Helden, die für uns kämpften und für uns starben, ist und bleibt unsere Ehre. Wir haben sie zu bezeugen und zu verteidigen als anvertrautes Gut. Das ist aber auch für uns selbst der Schritt, durch den wir uns als Nation immer wieder innerlich selbst erzeugen, ob auch äußerlich das Lied von „Deutschland hoch in Ehren" an Klang in der Welt verloren hat. Die draußen sollen wissen, daß sich die deutsche Seele an Schimpf und Erniedrigung niemals gewöhnen kann, daß es gefährlich ist, einem sechzig Millionen-Volke dauernd Unehre anzutun, und daß Gott dem, der nicht Schuft und Knecht sein will, auch einmal das Eisen wachsen lassen wird, sich Achtung und Freiheit und Gerechtigkeit zu holen.

Wir schulden unermüdliche Gegenwehr gegen die Schuldlüge nicht nur uns selbst und den gefallenen Brüdern, wir schulden sie auch allem Auslandsdeutschtum. Die Männer in den anderen Erdteilen, die Pioniere deutscher Kultur sind, brauchen den Stolz ihres Deutschseins, um Säemänner des deutschen Geistes sein zu können. Nicht das kann ihren Stolz beugen, daß ihr Mutterland einen Krieg verloren hat, in dem es gegen die halbe Welt kämpfen mußte. Tannenberg, Gorlice, die unzerreißliche Sommefront, die Skagerrakschlacht, dies Heldenepos der Heimat klingt mächtiger noch in den Seelen derer draußen als bei uns, die wir in der Not und dem Gezänke des Tages unter uns selbst herunter gesunken sind. Dort fühlt

man noch lebendig, was ein Wort von Ernst Jünger „Das Wäldchen" (1925) ausdrückt: In der deutschen Leistung des Weltkrieges habe sich „eine Größe offenbart, die über die Grenzen hinauswuchs, innerhalb deren es Zwecke gibt". Darum frage man nicht „wozu ist das alles gewesen? Eine unsterbliche Tat ist unbedingt und ist von ihrem Ausgang unabhängig. Sie ist für ein Volk eine ewige Quelle der Kraft". Aber das müßte den Auslandsdeutschen den Gedanken an ihr Heimatland vergiften und ihnen das Rückgrat ihrer Kulturkraft brechen, wenn sie sähen, daß das Volk, aus dem sie gewachsen sind, das durch vier Jahre hindurch solcher Leistungen fähig gewesen ist, jetzt Mark und Saft zum Widerspruche gegen seine Verrufserklärung verloren hätte.

Nicht zuletzt schulden wir die stete Belebung der nationalen Seele in steter Reibung gegen den Schuldkäfig, in den wir gesperrt sind, dem größeren Deutschland der Zukunft. Es ist das Kinderland unserer Seele, es ist der Hoffnungsstern der Erlösung für die Deutschösterreicher, die ohne Zusammenschluß mit dem deutschen Reiche nicht leben und nicht sterben können, es ist der Sehnsuchtsschrei jener anderen deutschen Brüder, die unter fremde Nationen aufgeteilt worden sind, als habe es niemals die Zusicherung Wilsons gegeben, die das Selbstbestimmungsrecht der Völker als Grundlage der neuen europäischen Ordnung festlegte und die deutsche Republik zur Waffenstreckung verlockte. Was der hinterhältige Amerikaner nur als Falle gezeigt hat, das steht auf der Fahne der deutschen Zukunft geschrieben und leuchtet schon jetzt als göttlicher Goldstreif in unsere Finsternis.

Es ziert die akademische Jugend Deutschlands, daß sie, wach und rege, wie sie für die eigene persönliche Ehre ist, auch eintritt für die Ehre des Volkstums, in dem sie wurzelt. Das ist die Erziehung der studentischen Verbände, daß der Einzelne sich nur fühlt in dem Ganzen, zu dem er gehört, und daß er nur im honorigen Ganzen sich wohl fühlen kann. Darum Kommilitonen, seid ihr heute hier versammelt und nehmt die Pflicht auf, zu der euch dieser Tag und euer Gewissen ruft, einen geistigen Wall zu bilden gegen die Ermattung, von der, in der Enge unseres politischen Kleinseins, das Denken in den Buchstaben deutscher Ehre bedroht ist. Deutsche Studenten waren es, die bei Langemark unter dem Gesange des Deutschlandliedes

gegen den feindlichen Geschoßhagel stürmten. Deutsche Studenten haben das Gros des Selbstschutzes gestellt, als die Polen vor der oberschlesischen Abstimmung ganz Oberschlesien in die Hände des polnischen Staates spielen wollten. Zu den deutschen Studenten, in erster Linie zu ihnen, hat sich der Instinkt der deutschen Volkheit gerettet, die Seelen braucht, in denen sie nach dem Schlummer der Fremdheit, in dem sie liegt, zum neuen Tage ihrer Geschichte aufwachen will. Einst soll es wieder deutsche Freiheit geben. Die deutsche Freiheit fängt aber bei der deutschen Würde an. So ehrt sie immer und überall bei Tag und bei Nacht, im Leben und im Sterben, so wie ihr heute gegen den Verruf von Versailles die Zornkraft eures deutschen Gewissens schmettert!

Deutsche Not und unser Einsatz

Ansprachen an Offiziere, Wirtschaftsführer, Studenten und die Greifswalder Bürgerschaft

Eintritt in die Reichswehr

Ansprache des Rektors in der Stadthalle an die Bürger Greifswalds

In diesem Augenblicke haben wir wieder etwas, was wir seit dem ersten Kriegsjahr nicht mehr gehabt haben, einen nationalen Willen. Damals hatten wir die richtige Empfindung, es geht um unsere Existenz, weil die Feinde unsere Vernichtung wollen. Dann aber hörten wir auf, viele unter uns hörten auf, an den Vernichtungswillen der Feinde zu glauben und verloren den nationalen Willen, den sicheren Instinkt eines umstellten Volkes gegen seine Umsteller. Heute wissen wir, daß es auf unsere Entleibung als Volk abgesehen ist und immer abgesehen war. Wer solchen Frieden diktiert, hat niemals etwas anderes gewollt, als uns zu vernichten. Nun haben wir wieder den nationalen Willen, wenigstens nicht ehrlos zu werden an uns selbst nach der erzwungenen Annahme solcher Friedensbedingungen, wiewohl wir wehrlos geworden sind. Das ist ja zu unserem Unheil der Unterschied: damals hatten wir einen starken Arm, der uns die Verteidigung, Stoß und Hieb, unvergleichliche Hammerschläge aus der Faust Thors-Hindenburgs gestattete. Heute haben wir den Arm verloren und darum springen uns die Wölfe an die Gurgel. Wir haben den starken Arm nicht mehr. So müssen wir uns wenigstens Stacheln anschaffen, wir müssen wieder soweit wehrhaft werden, daß unser nationaler Wille nicht ganz und gar ein leerer, von Wilson, Lloyd George und Clemenceau verlachter, Ohnmachtswille bleibt. Dieser Stachel des gegenwärtigen deutschen Staates ist die Reichswehr. Sie ist gegen die Gefahr im Osten geschaffen worden, wo Polen, das von uns selbständig gemachte Polen, unser west-

preußisches Kornland, unser oberschlesisches Erz- und Kohlengebiet rauben will und mit dem Boden dort uns Millionen deutscher Brüder wegnehmen will, verzweifelnder, todesmutiger Brüder, die ihr Deutschtum und ihren heiligen Zusammenhang mit uns kämpfend bewahren wollen und darauf vertrauen, und wenn es noch deutsche Treue gibt, darauf vertrauen dürfen, daß auch wir sie nicht verlassen. Die Reichswehr ist ferner gegen die andere Gefahr geschaffen, die aus Rußland kommt, den Bolschewismus. Bismarck hat es gewußt, daß wir östliche Orientierung brauchen, und heute, wo uns von Westen her das Schicksal einer ausgesogenen und verarmten Provinz des anglo-amerikanischen Imperiums und französischer Rachsucht droht, richten sich wieder die Blicke nach dem Osten. Aber es wäre grundfalsch, dabei an das Rußland der Gegenwart, das Rußland des Bolschewismus zu denken. Das ist nichts als ein lebender Leichnam. Wir müssen mit der Zukunft rechnen. Allzulange schon seit 1914 haben wir Gegenwartspolitik getrieben. So, als wir glaubten, in sechs Monaten den Krieg zu beenden; dann, als wir später den Waffenstillstand um jeden Preis annahmen. Eine blinde und verderbliche Augenblickshilfe wäre es, wenn wir nun den Kampf gegen den Bolschewismus aufgäben und ihn als Freund hereinriefen: Wir wollen nicht zum zweiten Male das trojansiche Pferd in unsere Mauern ziehen. Vom Bolschewismus kommt der Völkertod. Wir wollen aber als Volk leben und darum dürfen wir nicht nachlassen, unsere östlichen Grenzen wie gegen die polnische, so auch gegen die bolschewistische Drohung zu schützen. Es ist unsere Schicksalsaufgabe, daß wir das bald tun. Durch diese Aufgabe können uns wieder Schwingen wachsen. Hier kann es sich zeigen, daß das Deutschtum noch eigene Kraft, eigene Aufgaben, eigene Verantwortung hat. Hier verhindern wir, daß Deutschland das Schlachtfeld Europas wird, daß in namenlosem Elend gleichzeitig von Osten, wie von Westen her die ganze deutsche Zukunft untergeht, die auch Ihre Zukunft ist, unser aller Zukunft, Ihrer Väter, Mütter, Schwestern, Bräute. Wenn wir dort im Osten widerstehen, dann werden wir selbst auferstehen. Das also ist die doppelte Aufgabe der Reichswehr, Wehr gegen polnischen Landraub, Wehr gegen bolschewistischen Seelenraub. Hier liegt deutsche Zukunft, hier noch einmal ist Ihre eigene Zukunft. Die Reichswehr braucht Jugend, die disziplinfähig ist, weil sie noch Pfeile der Sehnsucht über sich hinaus-

sendet und sich zur Pflicht bekennt. Es ist die Jugend, die einst führen wird, weil sie jetzt zu kämpfen und zu opfern weiß. Pommersche Jugend, reihe Dich in diese Jugend ein!

Rheinlandrede

Das Bekenntnis der Greifswalder Universität zum besetzten Gebiet.

Die Greifswalder Universität bekennt sich eins mit der ganzen Rheinprovinz. Am Rhein begann die deutsche Geschichte. Weltgewaltig blickte die erste deutsche Kaisermacht aus Aachen und Speyer, Worms und Mainz. Am Rhein begann die deutsche Kultur. Dort die ersten Bischofssitze, in Köln der Dom, eines der deutschesten Kunstwerke, Köln war eine der ersten deutschen Universitäten. Um den Rhein, der Deutschlands mächtigste Verkehrsader ist, die mächtigste deutsche Industrie, deren Erzeugnisse fast alle übrigen deutschen Industrien befruchten. Am Rhein der wärmste deutsche Himmel, die Erfüllung der Deutschen Lichtsehnsucht. Dort wachsen unsere Reben, dorthin trägt Zehntausende ihr Wanderfuß, wie es den Zugvogel nach Süden treibt. Darum lebt der Rhein in so vielen deutschen Liedern, darum ist es selbstverständlich, daß wir alle des Stromes Hüter sein wollen. Und jetzt am Rhein die französische Schmach: der heilige deutsche Boden geschändet durch französische Kasernen, die schwarze Schmach. Das heilige deutsche Frauenleben bedroht von schwarzen Horden, die Frankreich, der angebliche Hort aller Kultur, auf uns losgelassen hat. Der rassige rheinische Menschenschlag in der Gefahr der Verniggerung, er, der die Last der feindlichen Besatzung für das ganze Deutschland trägt. Ein herbes, zähes Heldentum, dessen Opfergröße uns anderen kaum richtig genug bewußt wird, für das wir nur mit unauslöschlicher Dankbarkeit und Treugelöbnis antworten können. Die Rheinlande sind wie ein Damm, gegen den tobende Brandung zischt. Durchbrechen ihn die Wogen, schlingt ihn das gierige Meer in sich hinein, so ist alles das Flachland, das dahinter liegt, unrettbar verloren. Deutschlands Ehre und Freiheit wird immer nur am Rhein verteidigt und immer nur am Rhein gewonnen. Nun ist der Augenblick höchster Gefahr. Frankreich ist zum Zugriff bereit. Es will

Deutschland an die Kehle packen, und so packt es uns am Rhein an unserer Kehle. Wir können ihm nicht mit Waffengewalt begegnen. Französische, polnische und tschechische Gewehre starren ringsum gegen das waffenlose Deutschland. Aber waffenlos sind wir, nicht wehrlos. Wir können und wollen die sittliche Größe unzerreißbarer Volksgemeinschaft zeigen, wir können und wollen das Bekenntnis ablegen unlöslichen, auf ewig ungeteilten Einsseins mit den rheinischen Brüdern. Daneben können und wollen wir den sittlichen Mut der Wahrheit zeigen. Es gilt, dem alten Erbfeinde die giftigen Waffen aus der Hand zu schlagen, aus denen er das vorgebliche Recht ableitet zu seinen Erpressungen, Quälereien und Beraubungen. Wir wollen es laut und immer noch lauter hinausrufen, daß der Versailler Vertrag aus gemeinem Betrug hervorgegangen und ein Höllenstück der Lüge, der Scheinheiligkeit und Grausamkeit ist. Nur im Kampf gegen diese Lüge kann Deutschland leben. Er soll unsere andere Antwort auf die Besetzung des Rheinlandes sein. Dieses feste innere Deutschland verteidigt immerfort den Rhein, auch wenn wir mitbesetzt werden sollen. Einigkeit macht stark und Wahrheit macht frei. Ohne beides wären wir wie rostiges Eisen, das innerlich zerfressen wird; mit beidem halten wir dem Rheinland die Treue und gleichen mitsamt den rheinischen Brüdern dem Stahle, der am Rhein erzeugt wird. Seine Teile sind unzerreißlich, sein Schein leuchtet blank und er schneidet um so schärfer, je härter man ihn anfaßt.

Das polnisch gewordene deutsche Land

Rede vor der Burschenschaft Arminia

Sie haben das Glück, in Ihren eigenen Räumen zu weilen, das eigene Haus als deutsches Heim zu haben. Tausende von Deutschen verlieren in diesem Augenblick ihr Haus, das sie besessen hatten: sie werden von polnischen Horden mit Gewalt herausgetrieben. Aber auch jene Deutschen, die auf dem gestohlenen urdeutschen Boden jenseits der jetzigen deutschen Grenze zurückbleiben, haben, wiewohl sie im eigenen Haus und Hof noch geduldet werden, dennoch ihr Haus als Heimat verloren. Heim, Heimat, das ist nichts ohne einander. Heim ist ja nur dann wirkliches Heim, wenn es Heimat ist, und Heimat gibt

es nur, wo sich freie Seele in freiem Wort heraussprechen kann. Ist das noch der Fall dort im polnisch gewordenen Oberschlesien? Nein, die dortigen Deutschen haben kein Heim, weil sie sich im eigenen Hause sagen müssen, die Wände haben Ohren. Im deutschen Haus gilt das Sprichwort: „Weß das Herz voll ist, deß fließt der Mund über." Das Sprichwort ist dort gefährlich geworden, dort unter den anders Denkenden, anders Fühlenden, den Fremden, Feindseligen, denen im politischen Falschspiele die äußere Gewalt zugefallen ist, die sie zur Tyrannei über freie deutsche Seelen ausgestalten. Das Reh im Walde hat es besser, es hat in dem freien Raume seines Schweifens mehr Heimat als die von uns abgetrennten Deutschen. Es lebt unter seinesgleichen, unter Brudergeschöpfen, die mit ihm einen Instinkt, eine Witterung haben. Dem als Polen angestrichenen Deutschen soll das Herz ausgerissen werden, weil er im Herzen das deutsche Vaterland hat. Es ist heute überhaupt ein schweres Los, Deutscher zu sein, das aber durch die Liebe, die erst recht im Herzen brennt, vergoldet wird. Es ist das schwerste Los, in deutscher Zunge zu sprechen, mit deutschen Gedanken zu denken, mit deutschen Herzen zu fühlen, unter Fremden, denen jede Regung deutscher Vaterlandsliebe zum Anstoß und zum Verbrechen wird, die sie mit den Ungewittern ihrer Rache verfolgen. Sie sind Burschenschaftler, freie Burschen im eigenen Heim. Messen Sie an dem, was Sie haben, das, was andere verloren haben. Hier, in Ihrem Hause, ist nicht Polen, hier ist Deutschland. Hier haben die Wände keine Ohren, in Ihrem Heime ist Heimat und in Ihrem Herzen darf Vaterland sein. Das ist ein köstlicher Besitz, geben Sie Ihre Heimatschätze nicht aus der Hand, lassen Sie sich nicht das Vaterland aus dem Herzen reißen. Andere anstecken mit dem heiligen Gut und selber immer tiefer damit verwachsen! Lassen Sie Ihre Leidenschaft für Freiheit die Leidenschaft für Deutschland sein! Werben und wecken Sie, daß der Heimatbaum in heiliger Freiheit wachse und über ganz Deutschland seine Äste breite! Möge dann ihn Gott segnen, daß aus den Ästen Hände werden, die sich auch jenen draußen entgegenstrecken, die auf altem deutschen Boden keine deutsche Heimat mehr haben! Ich stoße an auf die deutsche Heimat und deutsche Freiheit in Ihrem Hause und darauf, daß wir dabei an alle die denken, die sich mit deutschem Herzen nach

deutscher Heimat und deutscher Freiheit sehnen. Der Burschenschaft Arminia, auf den Namen Armins des Befreiers getauft, dies Glas!

Zum Brief des zum Grenzschutz Oberschlesiens eilenden Wingolfiden stud. phil. von Bracken an mich
(aus dem Jahre 1921)

„Brieg, Bez. Breslau, Baracke 8c. Infolge unvorhergesehener Umstände muß ich Sie bitten, mich von Ihrem Seminar bis auf weiteres zu dispensieren. Dieselbe Gesinnung, die mich veranlaßte, daran teilzunehmen, obwohl ich nicht ganz die nötigen philosophischen Vorkenntnisse dazu besaß, nötigt mich jetzt, mein Studium zu unterbrechen, um den Polen zu zeigen, daß sie nicht ganz ungestraft deutsches Gebiet sich aneignen dürfen, solange es noch in unserer Macht steht, das zu verhindern. Eingesetzt wurde unsere Truppe bisher noch nicht. Es kann aber jeden Augenblick ein diesbezüglicher Befehl kommen, da der Feind kaum drei Kilometer von uns entfernt liegt. Stimmung und Aussichten sind gut. Wir brennen darauf, an den Feind zu kommen."

Ob meine Antwort ihn noch erreicht hat? „Lloyd George sprach neulich davon, daß Gerechtigkeit für Oberschlesien gewährt werden müsse, wenn es sich auch n u r um Deutsche handele! Solchen grinsenden Hohn fühlt man im heutigen Deutschland nicht mehr, fühlt nicht die Entehrung der zugesprochenen Schuldschmach, die darin liegt, sondern fügt zum früheren Schuldbekenntnis stets fortgesetzte Würdelosigkeit in jämmerlichen neuen Unterwerfungen hinzu. Daß ich in solcher Zeit einen Brief wie den Ihrigen erhielt, ist Befreiung und Aufatmen. Ich danke Ihnen. Die Kräfte, an denen Deutschland genesen und sich verjüngen wird, sind dennoch d a. Sie sind noch nicht oben, aber sie wirken, das Faule, Morsche und Widerdeutsche, das jetzt oben ist, zu überwinden. Es wird wieder einmal reine Luft werden durch Jugend, in der das Herz so schlägt, wie es Ihnen schlägt. Die vaterländische Freude an Ihrem Schritte überwiegt die persönliche Sorge um Sie. Aber von ganzem Herzen wünsche ich, daß Sie, nachdem gelungen ist und durch Sie mit gelungen ist, was uns in Oberschlesien noch gelingen kann, gesund zu-

rückkehren, damit wir in der Menge Gedanken- und Tatloser einen mehr haben, der deutsche Gedanken in deutsche Tat umlebt und jene anderen führt." — Er ist gefallen und ein lieber Bundesbruder von ihm auch. Nicht ins Gefecht, wie er gehofft hatte, ist er gekommen, die polnische Kugel traf ihn auf einem Patrouillengange.

Die Verpflichtung im Namen „Silesia"

Ansprache an die Landmannschaft „Silesia", 24. 2. 23

Ihr Wahlspruch: „Honeste et hilare!". Sie sind eine Fröhlichkeitsgemeinschaft in Ehren. Mit Ihrem Namen „Silesia" sind Sie eingegliedert in die deutsche Notgemeinschaft.

Eine Fröhlichkeitsgemeinschaft ist jede Geselligkeit strebender und wachsender Menschen. Es ist die Art der Jugend, daß sie Fröhlichkeit in sich hat. Das liegt am Springen und Quellen ihrer Kräfte. Alle Kräfte des Geistes, Willens und Leibes tanzen gleichsam und spielen. In ihrem harmonischen Zusammengreifen webt sich ein Rhythmus, der von selber die Seelen beschwingt. Diese innere Lust des Wachsens und Reifens mag sich gern einmal zur Ausgelassenheit steigern, zumal in Gemeinschaft, wenn Kräfteüberschwang des einen dem Kräfteüberschwange des anderen begegnet.

So braucht die Jugend nicht erst Fröhlichkeit zu *suchen*. Sie hat sie in sich als ein unschätzbares Gut, und dies Gut ist an und für sich ein honestum. Es litte, wollte man gar zu programmatisch Fröhlichkeit „suchen", sie zum Strebegegenstande machen. Wer so denken wollte, der haschte schon nach besonderen Reizungen, er setzte an die Stelle des unmittelbaren Frohsinnes eine künstliche Heiterkeit und liefe Gefahr, daß das Streben nach *dieser* den natürlichen Rhythmus des jungen Lebens, das immer voll Lust ist, überwuchert, daß sich täuschende Wertgefühle ins Bewußtsein schleichen. Solche Gefahr droht am meisten von der feuchten Fröhlichkeit. Um sie ist sehr viel täuschendes Wertgefühl angehäuft. Hier darf das honestum nicht darin bestehen, daß man äußere Haltung bewahrt gegen den Angriff des Alkohols in möglichst vielen Gläsern, daß man ihn als einen Spielgegner betrachtet, den man mit spielerischen Ehren besteht, mit je mehr, um so tapferer; sondern man ist sich schuldig, daß man in seiner Maske des Freundes den verkappten Feind erkennt, gegen

den man in sich selbst zugleich die Volksehre und die Volksgesundheit verteidigt, mit je weniger, um so tapferer.

Daran möge Sie der Name Ihrer Landmannschaft „Silesia" mahnen. Er umschließt ein Vorbild deutscher E h r e. Dort hat, von Vaterlandsliebe glühend, der oberschlesische Grenzschutz gekämpft, hat deutsche Tapferkeit, nicht am wenigsten die Tapferkeit deutscher Studenten, den Korfantyschen Mordbanden Einhalt geboten. Der Name soll uns auch einschließen deutschen G l a u b e n. Wie nach ewigem Gesetze jeder Planet um die Sonne kreist, von der er stammt, so gehört das ganze ungeteilte Oberschlesien auf ewig zum deutschen Mutterboden, so wird auch seine losgerissene geliebte deutsche Scholle einst wieder die unsere sein. Mögen Sie das **honeste** in Ihrer **hilaritas** stets an dem Namen Ihrer Landmannschaft messen, in dem deutsche Ehre mit deutschem Glauben zusammenhängt!

Ansprache zur öffentlichen Kundgebung für den 18. Januar 1923 anläßlich der Besetzung des Ruhrgebietes

Durch den französisch-belgischen Einmarsch in das Ruhrgebiet ist himmelschreiende Gewalt an uns verübt worden. Aber der Himmel in Gestalt des Weltgewissens ist stumm geblieben. Um so flammender unsere deutschen Proteste. Um so heißer unser Bekenntnis zu den überfallenen deutschen Brüdern. Um so einmütiger u n s e r Wille, mit ihnen zusammenzuwachsen zu einer stählernen Abwehrmauer. In dieser Gesinnung haben die sämtlichen Hochschulen des unbesetzten Deutschlands zum heutigen Tage an ihre rheinischen Schwesternhochschulen folgendes Gelöbnis gerichtet:

„Am Gedenktag der Reichsgründung geben die Deutschen Hochschulen ihrem Schmerz und ihrer Trauer über den Bruch von Rechten und Verträgen Ausdruck, dessen unsere Feinde sich durch Besetzung des Ruhrgebietes aufs neue schuldig machen. Lehrkörper und Studentenschaft legen vor der ganzen Welt entrüstete Verwahrung gegen die widerrechtlichen Gewaltmaßnahmen ein, die weder im Versailler Friedensdiktat noch im Völkerrecht einen Boden finden. Sie vertrauen der mannhaften und festen Haltung der Reichsregierung und

geloben sich in unwandelbarer Treue allezeit einzusetzen für Volk und Heimat."

Ansprache an die Greifswalder Burschenschaften zum Ruhreinbruch

Klingt es nicht wie Sonntagsgeläute, daß wir im französischen und belgischen Handeln gegen den Versailler Vertrag vom Versailler Vertrag frei geworden sind? Oder tönt es als Trauer-Glockenklang, daß wir nur frei geworden sind, um vogelfrei zu sein für französische Willkür? Sind wir wie ein Adler, der seine Kette gesprengt hat und sich mit kühnem Fluge zur Sonne, seiner Heimat, aufschwingt? Oder sind wir wie ein gerupfter Spatz, der einen Augenblick aus seinem Käfig taumelt und, ohne daß sich eine Hand für ihn rührt, auf leerer Flur dort niederfällt, wo schon der engere Käfig steht, der über ihn gestülpt wird?

Als sich Deutschland 1914 den von Belgien feindselig verweigerten Durchmarsch erzwingen wollte, um nicht von vornherein in der Zange französischer und russischer Armeen zerdrückt zu werden, schrie das Weltgewissen empört auf, und England erklärte den Krieg. Es machte die dritte Zange gegen uns auf: die völkermordende Hungerblockade! Damals gab es einen deutschen Adler, aber viele Schützen standen umher und schossen ihn nieder. Heute bricht Frankreich und Belgien den Versailler Vertrag, den es im Verein mit England und der ganzen Welt unterschrieben hatte. Es überfällt unser wehrloses, unmenschliche Friedensbedingungen übermenschlich erfüllendes Volk und sticht dem ausgesogenen deutschen Wirtschaftskörper mit der Besetzung des Ruhrgebietes mitten ins Herz. Aber das Weltgewissen schweigt. Die Engländer stehen mit verschränkten Armen abseits. Der flügellahme Vogel mag sehen, wohin er flattert. Der Deutsche ist heute mit sich und seiner Ohnmacht allein. Da ist keine Seele in der ganzen Welt, die einsamer ist als die deutsche. Der Deutsche hat nur sich und seinen Gott! O, hätte er ihn schon, den deutschen Gott! Lebte doch dieser! Dann wüchse das Flattern des losgelassenen Spatzen zum stolzen Adlerflug. Wenn Gott in unserm Deutschtum erwachte, so ginge durch alle deutschen Menschen die große Volksbewußtheit, dann würden sie alle zu einer durch ein-

ander verwachsenen Einheit mit gleicher Liebe, gleicher Treue, gleichem Grimme werden und in jedem werkte und wirkte das Blut in lodern-dem Gemeinschaftsgefühl. Unser ganzer Volkskörper würde zur Gottesflamme. So müßten die Zeichen des deutschen Gottes aus-sehen. Sehen wir überall diese Zeichen? Wir sehen manchmal etwas davon und sehen dann wieder nichts. Noch wallen Nebel und Gift-schwaden. Am Trauersonntage standen weite Teile des deutschen Volkes abseits. Ihr proletarisches Weltgewissen verwahrte sich nur gegen den französischen Kapitalismus und Imperialismus, für dessen Zugriff man höhnisch auf den deutschen China-Feldzug verwies. Da stand noch immer der künstliche Feind rechts. Das elementare Auf-flammen des deutschen Blutszornes gegen den Erz- und Erbfeind von Jahrhunderten her, das durch alle bürgerlichen Parteien hindurchging, galt ihnen als nationalistische Mache. Auf dem Bochumer Markt-platze knallten französische Gewehre in einen Zug von Deutsch-Lieder-sängern, währenddessen Bochumer Kommunisten die anrollenden fran-zösischen Militärzüge mit einem „Hoch" auf die französischen Brüder empfingen. Nein, noch lebt der deutsche Gott nicht! Er regt sich wohl und bewegt sich, aber noch lebt zuviel Undeutsches und Wider-deutsches bei uns, noch frißt fremder Geist in deutschen Seelen. Den-noch kommt die deutsche Gottesstunde näher. Wir fühlen ihr Brausen, wir dürfen an sie glauben. Die unzerreißliche Volksgemeinschaft be-ginnt sich zu bilden. Bei Rheinländern und Westfalen regt sich kraft-voller Heldensinn, ihrer deutschen Ehre nichts zu vergeben und lieber Not und Haft und Austreibung zu leiden, als sich dem fremden Ge-waltwillen zu beugen. Dort wird das Neue, Große und Gewaltige. Es wird deutscher Gott. Gott, d. h. wahr-haftiger als alles, reiner als alles, stärker als alles, stärker auch als die seelenlose französische Militärmaschine, die jetzt die mächtigste der Welt ist und der doch im Ruhrkampf ihr Versagen bereitet wird. Mögen die Mühlen des deutschen Gottes langsam mahlen, sie werden schrecklich klein mahlen. Dem deutschen Gott wollen auch wir uns geloben. Er braucht jeden einzelnen von uns, um ganz in die Welt eintreten zu kön-nen. Aus der Worterscheinung, die ihn nennt, kann er Leben und Erfüllung nur werden, wenn wir ohne die Ehre und Freiheit unseres Volkstums das Leben nicht mehr lebenswert finden mögen und es

nur noch in Willen verwandeln, mit jedem deutschen Menschen Bruder zu sein, wobei auch in uns hervorbricht derselbe Haß gegen den welschen Feind, der in den Augen jedes Esseners beim Anblick der französischen Bedrücker blinkt.

Das deutsche Volk in Gottes Schmiede

Ansprache bei einer Zusammenkunft mit Offizieren der Wehrmacht

Das natürliche Wesen eines Volkes ist, daß sich seine Angehörigen gegenseitig helfen und die Treue halten, daß es aber seine Feindschaften nach außen kehrt. Viele Deutsche, am meisten die deutschen Arbeiter, sind aus dieser Empfindung des Blutes herausgeworfen worden. Eine geistige Vergasung von Jahrzehnten hatte bei ihnen gewirkt. Sie sind der Verführung des blutsfremden Marxismus unterlegen, der ihr Lieben und Hassen verkehrt gedreht hat. Sie haben in wildem Klassenhasse ihre Feindschaften nach innen gegen deutsche Mitbürger gekehrt und suchen ihre Freundschaften draußen bei den Proletariern aller Länder. Aus dieser falschen Drehung muß unser Volk heraus. Aber seine Seele ist so vergiftet von dem marxistischen Geist, daß es schon Höllenstücke erleben muß, um die geschichtliche Wirklichkeit sehen zu lernen, wie sie ist. Solche Höllenstücke hat Gott über unser Volk kommen lassen, damit es in seiner Seele genese, wieder richtig hassen und lieben lerne. Das erste Höllenstück ist der Versailler Vertrag. Er, der selbst Lüge ist, öffnet die Augen gegenüber der Lüge, als sei der Weltkrieg gegen den angeblichen Imperialismus der Hohenzollern geführt worden, nicht aus dem Neide gegen das deutsche Volk als solches, das das arbeits-, handels- und kolonisationstüchtigste, darum unbequemste Volk der Welt war. Das zweite Höllenstück ist die schwarze Schmach am Rhein. Sie vernichtet den Glauben an das Weltgewissen. Ein Weltgewissen, das nicht über den Rassenfrevel am Rhein empört aufschreit und in der Entehrung der deutschen Rasse die Schändung der ganzen weißen Menschheit empfindet, existiert nicht. Das dritte Höllenstück ist der Raub und Diebstahlseinbruch in das Ruhrkohlengebiet. Es zwingt die Deutschen, ihre wahnsinnige Verblendung abzulegen, mit der sie sich 1918 gegenüber waffenstarrenden Nachbarn wehrlos gemacht hat. Mit dem

Haß gegen das fremde Raubtier, das bei uns eingebrochen ist und uns würgt und krallt, wächst in der Masse die Sehnsucht nach Waffen, um die Bestie zu verjagen und unschädlich zu machen. Noch mehr solcher Geschehnisse wie das Essener Blutbad, und der Schrei nach dem militärischen Führer und nach militärischer Ausbildung wird sich bei den sich nationalisierenden Menschen über allen passiven Widerstand hinaus mit Naturgewalt erheben. So wird ein Paragraph des Dolchstoßglaubens nach dem anderen göttlich revidiert. Deutsches Ostern soll nahen, deshalb gehen wir jetzt durch die Leidens- und Lehrstationen unseres Karfreitags. Noch gibt es genug Hände, die den Dolch erhoben halten. Aber unaufhaltsam wächst die Zahl der Hände, die sich nach dem Schwerte sehnen. Ich trinke in Ihrem Kreise auf das deutsche Schwert, das die Freiheit bringt.

Nach einer Rede des Herrn Majors von Puttkamer damaligen Kommandanten des Greifswalder Reichswehrbataillons, über „Kamerun während des Krieges".

Sie haben uns, Herr Major, ein anschauliches Bild des schönen Landes gegeben, das unser war. Sie haben uns klar erkennen lassen, wie dieses Land durch deutsche Pionierenergie erst entwickelt worden ist, und daß für alle Zeiten gerade *deutsche* Pionierenergie dorthin gehört, um es *ganz* zu dem zu machen, was es sein kann. Sie haben uns überdies miterleben lassen, wie in diesem Lande deutsche Tapferkeit, der besiegelnde Schluß und die letzte Krönung aller Pionierenergie, um dies Land gerungen hat. So ist es nach innerem Recht deutsches Land geworden. Es wird wieder deutscher Raum werden, wenn deutsche Zeit wieder kommt. Deutsche Zeit beginnt zu tagen. *Draußen* an der Ruhrfront wird heute ein Kampf geführt zwischen französischen Raubtiergelüsten und deutscher Abwehrenergie. Die waffenstarrenden gallischen Divisionen werden mattgesetzt von der stillen aber zähen Gegenwirkung eines waffenlosen Volkes, das unbesieglich bleibt, so lange es einig bleibt. Hier *drinnen* haben wir von deutschem Heldentum gehört, das sich weit jenseits des Weltmeeres abgespielt hat, dennoch niemals der Vergangenheit und der Ferne angehören darf. Der Vergangenheit soll angehören und fängt schon an anzugehören die Zeit der ehrlosen deutschen Ohnmacht, die

aus volkloser Uneinigkeit entspringt. Der Ferne gehört an, immer weiter hinweg von uns und unserem heiligen deutschen Boden, auch dem, den wir in unseren Kolonien durch Pionierfleiß neu geschaffen hatten, jeder Fremde, der sich dort in erlogenen Eroberer- und erlisteten Herrenrechten aufspielt. Wir erheben uns zum Danke für den deutschen Mann, der uns von deutscher Zeit und deutschem Raume aus eigenem tapferen Erleben erzählt hat und geloben auch uns zu deutscher Zeit und deutschem Raume.

Ansprache an Exzellenz Schnee

Forderung deutscher Kolonien.

Sie haben, Exzellenz Schnee, einen Funken zur Flamme angefacht, der seit dem Versailler Schmachfrieden mehr im Verborgenen bei uns geglommen hatte. Dem Geschlechte, das in das große deutsche Friedensreich hineingewachsen, noch mehr dem jüngeren, das aus ihm hervorgewachsen war, war es selbstverständlich geworden, daß das Reich Kolonien habe. Wohl war anfangs über die Sandwüste Angra Pequena gespottet worden. Bald setzten aber unsere großen Kolonialerwerbungen ein. An mancherlei Erzeugnissen, die von dort hereinkamen, merkte man, daß es ein größeres Deutschland über See gäbe. Der Hererokrieg bildete eine weitere Staffel, um den Kolonialgedanken zu verfestigen. Der Boden, auf dem und um den deutsches Blut geflossen war, war den Menschen im Mutterland auf einmal seelisch nahegerückt. Frenssens prächtige Erzählung „Peter Mohrs Fahrt nach Südwest" tat das ihrige hinzu. Man erlebte Kiautschou, Samoa. Deutsche Kolonien wurden regelmäßiger Gegenstand des Schulunterrichts. Allmählich wuchs die Zahl junger Leute, die hinausgingen, um sich einige Zeit deutschen Kolonialwind um die Nase wehen zu lassen. Kurzum, so natürlich, wie daß dem einzelnen die Sonne schien, war uns Deutschen der Vorkriegszeit der Gedanke geworden, daß auch unser liebes altes Reich zu einem Platze an der Sonne gekommen war, um dort seine mächtigen Glieder und fleißigen Arme auszustrecken. Versailles, das uns so viele allernächste schmerzliche Wunden gerissen hat, hat auch diese Blütenbäume vernichtet. Wir hatten uns mit der Schuldunterschrift als Hunnen und Barbaren bekannt. So waren wir für unfähig erklärt worden, Kul-

turträger zu schwarzen Völkern zu sein, vielmehr kommandierte man zu unserer eigenen Erziehung schwarze Truppen an den Rhein. Bei uns selbst trat über unseren Wirren und über dem brennenden Schmerze, daß soviele große Stücke aus unserem europäischen Rumpf gestohlen wurden, die Vorstellung in den Hintergrund, daß der größte Räuber, Moloch England, alle Glieder auch unseres größeren Deutschlands abgeschnitten hatte oder hatte abschneiden lassen. Die Betrübnis darüber blieb aber bei den meisten unter der Schwelle des Bewußtseins. Ihre Worte waren die Fanfaren, die dies Schlafende in der allgemeinen Trauer geweckt haben. „Ich besaß doch einmal, was so köstlich ist, daß man, ach zu seiner Qual, nimmer es vergißt", so ruft es fortan wieder in unserer Seele nach unseren Kolonien, diesen Zeugnissen deutschen Fleißes, deutscher Verwaltungstüchtigkeit, deutscher Umsicht und deutscher Menschlichkeit, diesen großen Lungen, die wir brauchen, um nicht am Druck der im verkleinerten Vaterlande zusammengepreßten Volksmassen zu ersticken. Die wachgewordene Sehnsucht bleibe aber nicht Wunsch nur, sondern balle sich zu felsenfestem Willen, von dem Völkerbunde unser Recht zu fordern und doppelt und dreifach gegen die Schuldlüge von Versailles anzugehen, aus der die infame Erklärung, wir seien unwürdig, Kolonien zu verwalten, abgeleitet ist. Dieser Wille gehört, bis sein Ziel durchgesetzt ist, wesenhaft zum deutschen Gewissen. Nochmals Dank, daß Sie hier die Führung übernommen und unser deutsches Gewissen nach dieser Richtung lebendig und scharf gemacht haben.

Ansprache an Lettow-Vorbeck

Die stürmische Begeisterung unserer akademischen Jugend hat sie schon nach deren studentischer Sitte begrüßt. Die eigene seelische Bewegung macht es mir schwer, wissenschaftlich zu Ihnen zu reden, wie es dem Rektor der Universität geziemt. Suche ich unter den vielen Fächern unserer Alma mater nach einem solchen, bei dem ich eine besonders nahe Beziehung zu Ihnen erkenne, so verfalle ich zunächst auf die Physik. Wo Sie hinkommen, da gehen elektrische Wellen von Ihnen aus, oder Sie wirken wie ein Magnet, der alle deutschen Herzen zu sich zieht. Doch schon meldet sich eine andere Wissenschaft, die Sie mit Beschlag belegt, die Chemie. Die Engländer holen

sich aus Afrika Diamanten, in denen schwarze Kohle in Edelstein verwandelt worden ist. Sie haben schwarze Menschen in edeles Gestein verwandelt, in Brillanten der Geduld, Treue und Tapferkeit. Sie besitzen die Kunst der Alchemie, die Sie nicht mit unwissenschaftlichen Zauberkräften ausgeübt haben, sondern mit einer zwar unwägbaren, aber unbestreitbaren Naturgewalt, Ihrer Persönlichkeit. Damit geraten wir sofort in das Gebiet der Geschichte. Wenigstens ist es in Greifswald noch Sitte der Historiker, ihre Geschichtsschreibung an Persönlichkeiten anzuknüpfen, die Geschichte machen. Wir halten es mit dem Wert der Tat und können das, was Ihrer Kriegsführung in Afrika gelungen ist, schlechterdings nicht anders erklären, als aus der Wucht eines gewaltigen Willens und genialen Könnens. Hier versagt zu offensichtlich jene andere rein kulturgeschichtliche Methodik, wiewohl sie schon behördlich in Hamburgs Schulen eingeführt wird, wonach Geschichte für ein zwangsläufiges Geschehen gilt, das sich restlos in Milieueinfluß und Massenbewegung auflösen lasse. Darf ich zuletzt auch meine Fachwissenschaft nennen, die Philosophie? Diese läßt hier öfters einen gewissen Fichte zu Worte kommen. Der sagt einmal, der von einem geistigen Gesicht ergriffene Mensch macht das von sinnlichen Naturen für unmöglich Ausgegebene möglich, indem er es wirklich macht. Der unbezwingliche, durch keine Jahre ermüdbare Widerstand gegen vielfache englische Übermacht — das ist das Unmögliche, das Sie wirklich gemacht haben. Sie haben es verwirklicht durch die Tat, indem Sie als deutscher Mann vom Scheitel bis zur Zehe ergriffen waren von einem „Gesicht aus der Geisterwelt" deutscher Freiheit und Selbständigkeit. So haben Sie praktisch fichtesche Philosophie getrieben. Kurzum, als Physiker, Chemiker, als praktischer Philosoph und Historiker, dessen Beispiel alle geschichtliche Methodik auf den rechten Weg zurechtrücken müßte, stehen Sie vor uns in einer staunenswerten Vielseitigkeit, die keiner von uns einzeln erreicht. So nehmen Sie durch meinen Mund den Ausdruck der Hochachtung und Bewunderung, der Huldigung und Verehrung von uns Professoren allen!

Rede am Denkmal der Feldherren und der Gefallenen des Weltkrieges.

Wir haben an diesem Verinnerlichungs- und Besinnungstage das Gedächtnis unserer Toten und zumal der Helden begangen, die im Weltkriege gefallen sind. Was lehrt uns ihr schlafendes Heer? Es lehrt uns den Geist von 1914. Damals gab es eine deutsche Liebe aller zu allen, einen Willen, das gemeinsame Volkstum gegen die ganze Welt zu behaupten. Heute geht der völkische Einheitsgedanke in Ketten und Banden. Um so zügelloser erhebt sich der volksentzweiende Klassenkampfgedanke. Aus diesem völkischen Tode soll uns die Stimme der Toten erretten. Sie leben, trotzdem sie schlafen, ein unvergängliches völkisches Leben. Haben sie doch in Reihe und Glied neben einander gefochten, der Sohn des Reichen neben dem Sohne des Armen, der Gelehrte neben dem schlichten Manne aus dem Volke! Und sie sind gefallen, den Orgelklang deutscher Einigkeit in der Seele, damit das gemeinsame Vaterland glücklich sei und frei. So rufen sie uns fort und fort zum Brudersinn nach innen und zur Heldenfront nach außen. Brudersinn und Heldensinn, Höheres kann es nicht geben in einem Volke, auf das der Fuß des Feindes tritt. In dem Augenblicke, wo wir das beides wieder haben, wird unser Volk wieder wert, Führer zu haben und nicht parteienge Parlamentarier, und dann ist sogleich auch der große deutsche Führer da, der die gesammelte deutsche Einheitskraft in Frontenergie nach außen verwandelt. Italien erlebt jetzt eine solche Einheits- und Führerstunde. Die Türken haben ihren Kemal Pascha gefunden. Wir stehen hier vor dem Ehrensteine, den Greifswalder Studenten unsern beiden großen Führern aus dem Weltkriege sowie den Gefallenen errichtet haben. Wir stehen hier brennend nach der Einheitstat deutscher Freiheit, aber mit dem bittern Schmerze, daß noch so wenige um uns herumstehen. Zwischen die Namen unserer deutschesten Männer, Hindenburg und Ludendorff und die Seele unseres Volkes, hat sich pazifistisches Gewölk geschichtet, so daß da eine Wand ist, vor der wir die deutsche Freiheitssonne sehen, während die hinter ihr, mit Schlingen um den Hals und Ketten an den Füßen, um einen bloßen Schemen tanzen, der die Maske der Freiheit trägt. Dennoch lebt unsere deutsche Hoffnung. Aus dem Erlebnis von 1914, aus dem Vorbilde unserer ge-

fallenen Helden, aus der makellosen Größe unserer ruhmreichen Führer im großen Kriege, die alle Lästerung überwuchtet, nehmen wir das Vertrauen, daß jene Wand sinken wird. Bekennen nur immerfort wir selbst uns mutig zu völkischer Ehre und der Heldenart preußischdeutscher Geschichte, in die neben den Namen eines Fridericus Rex und Bismarck auch die Namen Hindenburg und Ludendorff für ewig eingetragen sind, konzentrieren wir in uns zu dem Einheitsgeist der Kämpfer von 1914 und ihrer Opferenergie, machen wir unsern Leib zu dem Stahle, den der Novemberspuk von 1918 und das Lügendiktat von Versailles aus der deutschen Hand geschlagen haben, dann gehen wir durch unser Volk, wie einst die ersten Christen durch die Heiden gegangen sind. Jenen ward das Himmelreich geschenkt in einer höllenhaften Zeit, und aus ihrem Beispiel kam über Tausende und aber Tausende das Himmelreich. Auch uns, die wir in tiefer Seele treu sind dem Vermächtnis der Toten, wird in die Seele die Heimat geschenkt. In den andern wird aber doch einmal die Qual der Heimatlosigkeit brennen, und da soll auch in ihren Seelen an unserem Beispiel die Heimat aufgehen. Der große Heimats- und das große Volksgefühl und die große Treue zu unseren Helden und Toten wird uns alle zusammen freimachen.

Die jüdische Gefahr

Vortrag im Verein deutscher Studenten

Als vor 45 Jahren die ersten Vereine Deutscher Studenten entstanden, war eitel Sonnenschein in Deutschland. Zehn Jahre vorher war der französische Erbfeind niedergerungen und das neue deutsche Reich errichtet worden. Der alte unverjährbare Kaisertraum hatte sich erfüllt, die deutschen Stämme hatten sich in einem neuen starken Hause zusammengefunden, vor dem nur die deutschen Völker Österreichs noch mit sehnenden Blicken standen. Die Krankheit der Gründungsjahre war überwunden, die Anzeichen einer nahen wirtschaftlichen Blüte mehrten sich.

Daß es eine revolutionäre Organisation gab, die kommunistische Ziele verfolgte, beunruhigte die gesättigten Staatsbürger nicht. Es war ja nur eine Utopie, der dort nachgejagt wurde, ein Zukunftsstaat, ein Nimmermehrstaat! Erst recht glaubte man sich nicht beunruhigen

zu brauchen wegen des anderen kleinen Schönheitsfehlers, daß man die Sonne des deutschen Reiches mit jüdischen Leuten teilte, die seit ihrer staatsbürgerlichen Gleichberechtigung im Bank- und Zeitungswesen, in kaufmännischen, gelehrten und parlamentarischen Berufen eine wachsende Rolle spielten. Sie würden schon gute Deutsche werden, sich anpassen, in den deutschen Staat hineinwachsen, die meisten seien es längst.

Anders der neugegründete Verein Deutscher Studenten! Er sah den semitischen Anhauch am deutschen Himmel, den andere nur als leichten Schleier wahrnahmen, als drohendes Gewölk. Es war, wie wenn das Unheil kommender Dinge im voraus durch junge Seelen zitterte. Man sagte ihnen nach, daß sie Progrome anstiften wollten. Daran dachten sie nicht. Eine Angriffsstellung gegen die jüdischen Mitbürger lag ihnen fern. Aber in den jungen Seelen war Witterung. Sie hatten Instinkt für die eigentümliche Prägung deutscher Art und fühlten das Wesensfremde des semitischen Geistes. Mit schmerzhafter Deutlichkeit sahen sie die verhängnisvolle Neigung ihrer deutschen Landsleute, die Seelen allzuleicht fremden Einflüssen zu öffnen, der Weise des eigenen Blutes zu vergessen, wenn von draußen klingende Schalmeien, schimmernde Feuerwerke kamen.

Demgegenüber riefen sie zur Sammlung und Straffung der deutschen Seele. Am Borne des eigenen Wesens sollte sie sich verjüngen und erneuern, sich von allen großen Vorbildern durchkraften lassen, den Unsterblichen der Vergangenheit, den Heroen der Gegenwart, dem ehrwürdigen Kaiser und seinem großen Kanzler, dem einen und einzigen. Gegenüber dem Klassenkampfgedanken der Internationale aber mahnten sie zum warmen Verständnisse der Lebensnot der deutschen Arbeiter, zur Überwindung alles Bildungs- und Standesdünkels, der *unsere* Schuld daran sei, daß es zwei getrennte Lager im deutschen Volke gab und gibt. Mit Jubel wurde die soziale Botschaft des alten Kaisers begrüßt.

Nochmals, der Verein Deutscher Studenten fühlte das Wesensfremde des deutschen und des semitischen Geistes. Worin besteht es? Wir müssen uns davon eine klare Anschauung machen, wir dürfen nicht beim Fühlen stehen bleiben.

Das deutsche Wesen steht und fällt mit der deutschen Weltanschauung. Diese ist auf jeden höchsten Wert gestimmt, wir nennen

sie „Ideen". Dem deutschen Menschen erwachsen, wenn er seinem Wesen gehorcht, immer neue Ideen aus seinem Erleben. Daraus macht er sich dann Aufgaben, Hochziele, denen er Treue und Hingabe schenkt. Eben das ist der deutsche Idealismus, daß dem Deutschen vielerlei zu absolutem Wert wird, überall sieht er das Wunder geistiger Dinge, in seiner Seele ist Platz für viele Heiligtümer.

Die jüdische Weltanschauung ist völlig entgegengesetzt. Sie ist in einem einzigen Satz ausgedrückt, der sogleich an ihrer Wiege gestanden hat „Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir." Darin liegt: es gibt keinen anderen Wert und keine andere Wahrheit, als Jahwe und sein auserwähltes Volk. Alles, was sonst als absoluter Wert hoch und heilig gehalten wird, ist greulich und verächtlich. Es ist Baalsdienst und muß klein gemacht werden. Nicht nur das Christentum ist zu verneinen, das den israelitischen Volksgott zu einem liebenden Vater aller Menschen zu machen gewagt hat, sondern auch der innere Altar eines jeden Begeisterten, wo nach einem Worte der deutschen Mystik jedesmal Christus in der Seele geboren wird. Solche Altäre muß der jüdische Geist umstürzen. Er ruht nicht eher, bis er es getan hat, er kann nicht anders, als daß er zu jedem Werte Nein sagt, der nicht zu seinem Volkstum und seinem Volksgott Ja sagt. Er muß ein Verächter, Spötter, Herunterreißer sein. Er ist ebenso der geborene Relativist, wie der Deutsche der geborene Idealist ist.

Der Deutsche ehrt die Heiligtümer auch anderer Völker. Der Relativist findet tausend wissenschaftliche Gründe, sie zu entheiligen, ihnen die ewige Zier abzustreifen, und fügt tausend Bosheiten hinzu, sie in den Staub zu ziehen.

Die deutsche Seele wird getötet, wenn sie sich von dieser relativistischen Denkweise anstecken läßt, weil ihr nicht die eine stillschweigende Ausnahme zur Verfügung steht, der absolute Gott Jehovah und das absolute Volk Israel. Der Deutsche, der relativistisch verseucht wird — gleichviel ob mit wissenschaftlichen Scheingründen oder literarischen Entkleidungen, durch zuchtlose Kinofilms oder jüdische Witzblätter —, kann nichts mehr ehren, nichts mehr glauben, nichts mehr lieben. Der Held in seiner Seele, der Idealismus, stirbt. Der Heiligtümer und Heiltümer seiner blutsmäßigen Art beraubt, wird er wie ein dressiertes Tier, oder wie ein großes Kind, das mit der Aufstache-

lung der eigenen Begierden und fremden Schlagworten kinderleicht gelenkt wird.

Haben wir das nicht bei der Abstimmung über die Fürstenenteignung mit brennender Schamröte gesehen? Wo für über ein Viertel der Abstimmenden Treue und Dankbarkeit, — was wäre Preußen ohne die Hohenzollern? — ja auch nur Gerechtigkeit und Selbstachtung ausgestrichen waren, wo jede Ja-Stimme eine Schaufel Meintat mehr hineinwarf in den Abgrund von Neid und Klassenhaß, von Begehrlichkeit und Gewalttätigkeit, zu dem die deutsche Seele geworden ist. Juda hat uns zu Judassen gemacht.

Wir verstehen nun, wie hellsichtig für deutsche Gefahr die Begründer der Vereine Deutscher Studenten gewesen sind. Aber wir können heute klarer als sie ausdrücken, was uns bedroht. Haben wir doch inzwischen entsprechenden Anschauungsunterricht bei uns erfahren! Erst recht zeigt der Bolschewismus in Rußland, wohin die Reise auch für das deutsche Volk gehen soll. Bolschewismus ist die Entfesselung von Massenmenschentum gegen Volksmenschentum, damit über die entvolkte Menschheit das eine absolute Volk absolut herrsche. Den deutschen Studentenvereinen der früheren Jahre galt das Eindringen widerdeutschen Geistes in den deutschen Volkskörper und die klassenkämpferische Einstellung der deutschen Sozialdemokraten noch für zweierlei. Heute ist wie ein Blitz die Erkenntnis über uns gekommen, daß die Relativierung der deutschen Ideale bei den Gebildeten und die kommunistische Aufpeitschung der Massen ein Prozeß in demselben Schachspiele ist.

Das Schachspiel hat bei Karl Marx angefangen, und es geht auf die Zertrümmerung von Völkern. Nicht umsonst hat Marx seinem kommunistischen Rattenfängerliede die materialistische Geschichtsauffassung einverwoben, die größte Relativierung aller Werte, die es gibt. Irgendwo hat man erkannt, daß sich Völker zertrümmern lassen, und nun zertrümmert man sie. Wie lassen sich Völker zertrümmern? Indem man durch seelische Entwurzelung so viele einzelne wie möglich in Masse verwandelt. Masse ist zertrümmertes Volk. In der innerlich ergriffenen Volksgemeinschaft wird jeder einzelne besser als er ist. Er wird ein Liebender und gewinnt Seele, die opfern, kämpfen und untergehen kann für das, was sie liebt. In der Masse wird jeder einzelne schlechter als er ist. Er wird nichts als Faust, die blind auf

das zuschlägt, was ihrem Hasse gezeigt wird. Alles Volkstum lenkt autonom sich selbst und duldet keine fremde Bevormundung. Die Masse läßt sich mit Schlagwörtern, die ihren dumpfen Trieben entgegenkommen, lenken wie Wasserbäche.

Unter diesen Gesichtspunkten angesehen, ist die Abstimmung über die Fürstenenteignung ein toternstes Menetekel. Sie zeigt, wie sehr sich der Riß im Volke verbreitert hat, sie zeigt den furchtbaren Ruck auch unseres Volkes ins Massenmenschentum. Es fehlt nicht viel, und wir schliddern in den Bolschewismus hinein, wie wir in den Weltkrieg hineingeschliddert sind. Über ein Viertel deutscher Wähler sind entwurzelte und vergiftete Triebmenschen geworden, während die übrigen Dreiviertel parteiisch und parlamentarisch zerrissen sind. Was nützt es, daß diese noch in der Mehrzahl sind? Es ist viel leichter, Begierden eine einheitliche Richtung zu geben, als Meinungen, die sich widersprechen. Im Nu kann die Masse als eine einheitliche rote Flut gegen uns alle daherbrausen, weil ihrem Hasse das brudermörderische Ziel gezeigt ist. Erst wenn eine absolute Idee emporsteigt, vor der aller Streit der Meinungen verstummt, und die ihr Ergebenen zu einem Willen macht, bereit zur Abwehr, bereit zum Gegenstoß, ist die Majorität davor geschützt, von einer entschlossenen Minorität überrannt zu werden. Dann kommt göttlicher Sturmwind in die Seelen und bläst die giftigen Schwaden, die heranziehen, auseinander. In Rußland sind zuerst alle Ideen von einer relativistisch denkenden Intelligenz totgeschlagen worden. Darauf ist die in tausend Meinungen zerklüftete Intelligenz von den Massen totgeschlagen worden, und nun herrscht der Jude mit 300 000 oberen Räten über die 150 Millionen Slawen, die zu Sklaven geworden sind, weil sie sich ihrer einheimischen Führer entledigt haben. Mit Tscheka, esthnischen und mandschurischen Bataillonen ist die russische Seele ins Grab geschaufelt worden.

Was kann uns vor dem Bolschewismus retten?

Hinein in die Arbeitermassen mit Liebe und Licht, mit sozialer Gerechtigkeit und heiligem Zorn gegen die fremden Führer, denen sie ihre Seele verschreiben. So will es Adolf Hitler. Er will die Massen in Volk zurückverwandeln, das Heimat und Vaterland kennt.

Hinein in die Gebildeten, daß sie einen festen Wall bilden gegen

das Gift des Relativismus, durch den sie ihren Glauben an Ewiges verlieren und saft- und kraftlos werden sollen, ihrem Volkstum als Führer und Helden voranzugehen. Freilich in einer Schrift „Die deutschen Universitäten und der heutige Staat", Referate erstattet auf der Weimarer Tagung deutscher Hochschullehrer 1926" heißt es S. 34 „Die Universität ist keine nationalpolitische Kraftzelle, keine Führerschule, sondern ganz einfach Erkenntnis- und Lehranstalt im Dienste ausschließlich der Denk- und Wissenskultur, nicht der Gesinnungspflege . . . Die Wissenschaft lehrt den heiligen Zweifel. Die Wissenschaft lehrt, daß keine Welt- und Wertanschauung, keine Staatsauffassung und Parteiansicht beweisbar, keine widerlegbar ist . . . Diesen Relativismus innerlich zu befestigen, muß insbesondere die Aufgabe der Parteilehre innerhalb der Staatsbürgerkunde sein." Nein und abermals Nein! Relativismus ist tödliches Gift sowohl in der Wissenschaft, wie im Leben. Er ist geistige Verantwortungslosigkeit. Er läßt jeden bequem sich mit jederlei abfinden, mit Monarchie und Republik, mit Kapitalismus und Sozialismus, mit Christentum und Judentum, wie es die Gelegenheit gibt. Er ist Sünde gegen das Wesen von Wert und Wahrheit, und er wäre im besonderen Sünde des deutschen Geistes gegen sein eigenes Wesen. Das bekennt sich zu „Ideen", jenen Gesichtern aus der Geisterwelt (Fichte), unter denen die größten sind „Volkstum, Vaterland, Freiheit." Das sind Werte, und es sind absolute Werte, in denen Gottes Ewigkeit wohnt.

Hinein in die Jugend! In der deutschen Jugend, so auch in Euch, Freunde und Bundesbrüder, lebt die ewige deutsche Volkheit, die ihren neuen Tag haben will und sich sträubt gegen die Vernichtung, die ihr zugedacht ist. Sie gibt Euch die über das Gemeine hinausragenden Gedanken ein, durch die Euch Volkstum, Vaterland, Freiheit zu heiligen Gütern werden. Kämpft der Bolschewismus für die Güter der Erde, so sei Eure Losung, wie sie dem Geiste der Gründer entspricht. „Das Heiligste ehren wir mit idealistischem Glauben, der stärker ist als seelenmordender Zweifel. Für das Heiligste werben wir mit volklicher Liebe, die stärker ist als völkermordender Haß, und wir schützen es, wo es Kampf gilt, mit dem Schwerte."

Universität und Offizierkorps

Rede im Greifswalder Offizierskasino

Ich danke dem hier stehenden Offizierkorps des deutschen Reichsheeres und insbesondere Ihnen, Herr Major, für die freundliche Einladung zu Ihren Monatsfeiern. Es ist mir eine Ehre, in Ihrem Kreise zu verweilen und als Rektor der Universität eine besondere Freude. Haben sich doch die Beziehungen zwischen Universität und Offizierkorps, die schon vor dem Kriege gern gepflegt wurden, noch vertieft. Früher gewannen unsere Studenten in Ihren Händen die militärische Ertüchtigung, die ein Jungbrunnen für unser ganzes Volk war und es hoffentlich einmal wieder werden wird. An den Studenten hatten Sie ein zuverlässiges und bildsames Material. Seit dem verhängnisvollen Kriegsende ist Ihre Zahl klein geworden. Viele Ihrer Kameraden sind gezwungen gewesen, ihren Beruf zu wechseln, nicht wenige sind zum Studium übergegangen. Für diese ist nun umgekehrt die Universität eine Stätte der Durchknetung und Durchkraftung, zugleich eine Auffrischung geworden. Die ernste wissenschaftliche Arbeit ließ den Gram der Gegenwart vergessen und baute ihnen Brücken für die Zukunft. So lieb Sie aber uns Hochschullehrern auf der Universität sind, noch lieber sind Sie uns hier in Ihrem eigenen Wirkungskreise. Der nationale Geist, der in den Reihen unserer Studenten stürmisch braust, wird bei Ihnen in wirksame Energie verwandelt. Bei uns ist es das lodernde Wort und aus brennender Seele quellender Gesang von Freiheits- und Deutschlandsliedern. Sie organisieren die Zukunftskraft der Befreiungstat. Daß Sie dies tun und daß Sie es so ernst und deutsch tun, das bedingt unsere starke Liebe zu Ihnen. Die Offiziere, die bei dem machtvollen Heere des kaiserlichen Reiches standen, trugen einst buntes Tuch. Dem schlugen die Herzen der deutschen Mädchen entgegen. Sie tragen schlichtes graues Kleid. Nicht daß daran echt deutsche Mädchen weniger ihre Freude hätten! Aber die ganze Sehnsucht des deutschen Mannes, der die Ehre und Freiheit seines Volkes im Herzen trägt, sammelt sich in dem Blicke, mit dem er Ihr schlichtes graues Kleid umfängt. Sie müßten es, wenn auch manche andere schiefe Blicke Sie treffen, fühlen, wie heiß mit Ihnen unsere deutsche Sehnsucht

und Liebe geht. Ich bin überzeugt, wenn die Stunde kommt, wo es sich um den Endkampf für deutsches Schicksal handelt, dann wird große magnetische Gewalt von Ihrem grauen Rocke ausgehen. Um jeden von Ihnen werden sich Tausende sammeln, und das Heer, das uns der Feindbund verboten hat, weil er sich vor der geschulten deutschen Wehrkraft fürchtet, wird da sein, wie aus der Erde gewachsen und wie eine Naturgewalt. Es wird für Ihre zielsichere Schulung, Ihre meisterliche Führung bereit sein und aus diesem Heere in Ihren Händen wird der Blitz der deutschen Freiheit fahren.

Zum Tag der Freunde und Förderer der Universität

Rede an die Stettiner Industriellen

Die Universität hat heute die Freude, daß führende Persönlichkeiten des schaffenden Pommerns zu ihr gekommen sind. Es gilt einen Treubund zwischen der Universität und Ihnen zu besiegeln. Was im Leben unseres Volkes geistig führt, und was im Leben desselben schaffend vorangeht in Landwirtschaft, Handel, Industrie, Technik, das findet sich in dieser schweren Zeit zum deutschen Besten harmonisch zusammen. Werk und Gedanke, Gedanke und Werk, beides ist massenüberwindend, volksbildend, Persönlichkeit zeugend. Zwar sieht es in wirren Tagen manchmal so aus, als gelte die Persönlichkeit nichts und die Masse alles. Diese mit ihrem blinden Vorwärtsstoßen scheint die Zeit zu machen. In Wahrheit macht sie höchstens den Augenblick, die Zeit macht sie nicht. Die Zeit machen die, die sich nicht mechanisch forttreiben lassen, sondern das Notwendige und Zufällige der Lage zu scheiden wissen und ihr die eigene Richtung auferlegen. Von dem Geiste ist unsere Versammlung angehaucht. Hier gemeinsamt sich die Energie des Wissens und die Energie des Könnens, die jedesmal von lebendigen Persönlichkeiten ausgeht, die sich ihre Aufgabe in bewußter Klarheit gesetzt haben und dadurch innerlich ertüchtigt werden. Sie, meine Herren der Praxis, wissen die blinden *Kräfte* der Masse zu gliedern und in produktive Arbeit zu verwandeln. Uns von der Wissenschaft kommt es unter anderem zu, aus den blinden *Vorstellungen* der Masse das herauszuarbeiten,

was dauernder Gehalt werden kann und mit dem zu durchdringen, was überdauernder Gehalt der Vergangenheit geblieben ist. So oder so ist es die Art der Führenden, in der wir uns zusammenfinden. Aber das ist unser Neues in dieser Zeit: wir werden uns mit einer großen Klarheit der Wechselwirkung unserer Führerschaft bewußt. Beides muß zusammengreifen, eins durch das andere gedeihen und reifen. Und nun ergreifen wir, Schaffende und Verantwortliche, die wir sind, sogleich auch diese Wechselwirkung selbst mit Werk und Gedankenkraft. Indem wir sie geistig erfassen, sind wir schon dabei, sie tätig anzufassen, sie zu einem eigenen Organismus, zu einer Werkgemeinschaft, zu gestalten. Wir sehen uns gegenseitig in einer neuen Durchdringung, die für das Ganze des Volkstums gedeihlich werden soll. Wir wollen Not wenden und Zukunftssegen erzeugen, indem wir uns zusammentun, die wir Führer des praktischen und des geistigen Lebens sind. So schwebt über unserem heutigen Zusammensein das Bild unseres Zusammengehörens, des notwendigen Zusammengehens von Werk und Gedanken. Wird der Wissenschaft vom Werk gegeben, was sie braucht, damit der Wissenschaft ihre Institute, ihre Forschungsarbeit und ihr studentischer Nachwuchs erhalten bleiben, dann wird auch das Werk nicht im Debet bleiben. In der Wissenschaft sprudeln die Quellen, aus denen das Werk Ströme machen kann.

Universität und Land

Uns umfängt der Sonnenschein eines deutschen Heimes, die Gastlichkeit eines pommerschen Edelsitzes. Fest und stolz steht das schöne Schloß auf dem Grunde, den einst deutsche Ostlandreiter von Wenden und Slawen gewonnen und im Kampfe gegen den weißen Adler behauptet haben. Deutscher Fleiß hat die Scholle ringsum veredelt und eine der fruchtbarsten Kulturen Deutschlands daraus geschaffen, Weißackergegend. Im Inneren dieses schönen Heimes vornehme Gediegenheit: Feiner Geschmack hat unter dem Erzeugnis von heimischem Handwerk und Kunsthandwerk liebend gewählt. Und im Herzen der Bewohner der Preußengeist, den die Hohenzollern gepflanzt haben, als sie die Ziele des Staatswillens in den Edelmannswillen pflanzten.

Hier ist Land, urwüchsiger Pommernboden, in dessen Stärke und Zauber wir atmen, dessen Heimattiefenkraft uns in der Seele erfaßt.

Land und Universität, Universität und Land: es muß wohl Fügung und Schicksal sein, daß sie sich jetzt beide zusammenfinden, daß hier ein stets wachsendes Geben und Nehmen stattfindet, wie von Zweien, die ganz wesentlich und innig zusammengehören. Hier sind in der Tat letzte Bollwerke gesund gebliebener deutscher Kraft, nachdem das dritte Bollwerk, unser heldenhaftes Heer, von innen unterwühlt, zusammengebrochen ist. Die Scholle erzeugt die zähe und treue Heimatgesinnung, wie der Weinstock Trauben trägt, und die Universität bildet und keltert die Heimatgesinnung und macht köstlichen Wein daraus, dessen Blume und Duft auch in die Seelen derer dringt, die nicht auf der Scholle wohnen, wenn sie nur deutsch sind. Das gehört wahrlich zusammen und will und soll sich gegenseitig helfen.

Unsere Studenten sind die immer zuverlässigen Mittuer bei der technischen Nothilfe. Manches Saatgut haben sie ausstreuen, manche Ernte einholen helfen, wenn verbrecherischer Streik geflissentlich Aussaat und Ernte bedrohte. Auch sonst während ihrer Ferien kommen sie willig als Werkstudenten und streuen in Berührung mit den Arbeitern göttliches Saatkorn aus, das Saatkorn neuer Volksgemeinschaft. Dafür hilft ihnen die Landwirtschaft aus dem Greifswalder Kreise durch Belieferung der mensa academica und durch gastliche Ferienaufnahme, damit sie, die ihr Studium nur zu oft unter Entbehrungen durchhalten, neue Kräfte für die Arbeit des nächsten Semesters gewinnen. Im besonderen hilft die Gesellschaft der Freunde und Förderer, die ihre Mitglieder in der ganzen Provinz sucht, nicht am wenigsten bei den Gutsherren. Sie hilft der Universität als ganzer, damit diese den Studenten das bieten kann, was sie an wissenschaftlichem Korn in immer gleichbleibender Güte erzeugen können und müssen, um nicht vom Ausland überflügelt zu werden. So wenden wir uns denn auch an die hinterpommerschen Landkreise: Korn um Korn. Helfen Sie mit Ihrem erdentwachsenem Korn, daß wir geistiges Korn streuen können. Die völkische Saat, die aus unserer Kameradschaft aufgeht, ist schon um ihrer selbst willen ein hohes Gut. Sie bedeutet den Zusammenschluß notüberwindender Kräfte, der den Erntetag deutscher Freiheit vorbereitet.

Die Not der deutschen Studenten

Aus einem Brief des Rektors auf eine Anfrage deutsch-amerikanischer Kreise New Yorks

Die Studenten der pommerschen Universität Greifswald stehen in der Stärke und Wachheit deutschen Gewissens an führender Stelle. Beim oberschlesischen Grenzschutz haben sie Leib und Leben eingesetzt, als technische Nothelfer bei Saat- und Ernteſtreiks haben sie die pommersche Landwirtschaft vor Schaden und damit große Teile des deutschen Volkes vor Hunger bewahrt. Als „Werkstudenten" teilen sie das Leben der Arbeiter und tragen durch Wort und Beispiel dazu bei, daß der unselige Klassengegensatz aufhört und eine große blutsdeutsche Volksgemeinschaft entstehe. Mittels Sports und Turnens machen sie ihren Leib wehrfähig. An der Universität Greifswald werden sie mit dem Geiste Bismarck's und Fichte's, mit der Liebe zu allen großen deutschen Führern und dem Willen erfüllt, einst selber voranzugehen, um ihr Volk aus Not und Schmach zu befreien.

Inzwischen steigt aber Deutschlands Not und hat jetzt mit dem Überfall Frankreichs auf den wehrlosen Ruhrbezirk, Deutschlands wirtschaftliches Lebenszentrum, den Gipfel erreicht. Dem deutschen Mittelstande, aus dessen tüchtigsten Kreisen die akademische Jugend hervorgeht, droht Untergang. Er kann seine studierenden Söhne zum 3- bis 5-jährigen Studium, das ernste und strenge Arbeit voraussetzt, keinen ausreichenden Zuschuß mehr gewähren. Es wäre furchtbar, wenn sie, die dem deutschen Volke einst aus Not und Schmach heraus helfen sollen, vorher selbst in der Not versänken. Schon jetzt fehlt den deutschen Studenten wie überall so auch in Greifswald das Lebensnötige. Sie können Mieten, Nahrung, Beschuhung, Bekleidung nicht mehr genügend bestreiten, sie frieren in kalten Stuben, ihr schadhaftes Schuhwerk bringt ihnen nasse Füße und Erkältungen.

Auch die Bedürfnisse ihrer *geistigen* Nahrung können sie nicht mehr erfüllen, da die Bücherpreise immer unerschwinglicher werden. Ebenso wenig können sie die wissenschaftliche Arbeit drucken lassen, an die sie zur Erwerbung des Doktorgrades Monate des Fleißes und der Hingabe gewendet haben, was den Ausschluß dieser ihrer

wertvollen Leistungen vom öffentlichen Leben der Wissenschaft bedeutet.

Das ist Not genug und übergenug. Um ihr in etwas zu steuern, hat die Universität Greifswald neben den schon bestehenden Hilfsgelegenheiten — halber oder ganzer Befreiung von den Vorlesungsgebühren, studentischer Krankenkasse —, besondere Unterstützungen aus dem Fonds der Universität, eine mensa academica, eine studentische Buchbinderei und eine Übernachtungsstätte für wohnungssuchende Studenten eingerichtet. Das sind aber alles nur Tropfen auf dem heißen Stein.

Ansprache zur Immatrikulation

Ich habe Sie zur Immatrikulation in die Aula der Universität beschieden. Sie sind hier an einer Stätte, in der Jahrhunderte raunen. Seit 1456 besteht die Universität Greifswald. Humanistische Beredsamkeit ist hier unter den pommerschen Herzögen erklungen. Dann hat der Geist der Reformation die Worte derer durchflammt, die hier gesprochen haben. Schwedische Könige oder ihre Stellvertreter haben den Universitätsfeierlichkeiten beigewohnt, bis der Preußenaar seine Schwingen über Vorpommern breitete. Seitdem sind zwei große Deutsche hier vereidigt worden, als Dozent Ernst Moritz Arndt, der das Wort geprägt hat: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“, der Sänger deutscher Freiheitslieder; als Student der märkische Junker Otto von Bismarck, der das deutsche Reich gezimmert und den Rhein zum deutschen Strom gemacht hat. Nachher lieh der Weltkrieg den Reden und Ansprachen seine Schicksalstimme, die Begeisterung der ersten Kriegszeit hat hier wiedergeklungen, das trübe Kriegsende und das darauffolgende Elend haben ihre Schatten hergeworfen, und nun sind alle Greifswalder akademischen Reden auf den einen Ton gestimmt: völkische und sittliche Erneuerung. Sie, Kommilitonen, sind hier versammelt, um Bürger unserer Universität zu werden. Diese althochwürdige Stätte gemahnt Sie, sich nicht wie Atome zu fühlen, die der Zufall herangetragen hat, und die der Zufall wieder davon trägt, **sondern daß Sie einem großen geschichtlichen Zusammenhange eingegliedert werden.** Sie sollen ehren das große geistige Leben,

das vor Ihnen gewesen ist und sollen sich selbst in Ehre halten als neue Bürger dieses geistigen Lebens. Sie sollen akademische Menschen werden. Was heißt das? Der Massenmensch ist wie Gras auf der Wiese. Wie dieses hat er keine Vergangenheit. Sein persönliches Gedenken reicht, wenn es hoch kommt, bis zum Großvater, und sein allgemeines Bewußtsein reicht nicht einmal bis zur Großvaterzeit. Der akademische Mensch ist geschichtlich bewußter Mensch. Er sieht sich in einer lebendigen Kette, die die Vergangenheit seines Volkes mit der Zukunft verbindet. Er weiß sich als Individuum national bestimmt und weiß sich in seiner Nationalität geschichtlich bestimmt. So hat er Verantwortungsgefühl aus der Vergangenheit herüber in die Zukunft hinein. Er erkennt und bekennt sich als Erbe. Sein Erbe ist deutsches Geistesgut. Das will er erwerben, um es zu besitzen, er will es in sein Denken und in seine Besinnung verflößen.

Was kennzeichnet den akademischen Menschen noch? Daß er wissenschaftliche Klarheit liebt. Das Wesen der Universitätsgemeinschaft, in die Sie eintreten, ist in erster Linie Liebe und Pflege der Wissenschaft. Der Geist der Wissenschaft ist Baldurgeist. Er ist das Gegenteil vom Lokigeist der Lüge und dem Hödurgeiste täppischer Unkenntnis. Mit der akademischen Form der Wissenschaft ist es, wie wenn man in ein geistiges Stahlbad eintaucht. Man erfährt eine Kraft, die einen innerlich frei macht. Sie feit gegen Betörung durch alles rhetorische Blendwerk, weil man eigenen Urteils fähig und wehrhaft gegen verwirrende Phrasen wird. Hier ist der Ursinn dessen, was man „akademische Freiheit" nennt, und warum die Universitäts-Wissenschaften „artes liberae" genannt worden sind. Darin ist der Gegensatz gegen allen Straßengeist ausgedrückt. Nichts von Empfänglichkeit für Massensuggestion und sophistischer Trugrede ausgedrückt. Akademische Freiheit ist die Freiheit der seelischen Höhenluft, die uns von der Enge der eigenen Subjektivität befreit, um uns in den Gehalt der Sache und in die Ewigkeit des Geltens zu stellen. Es ist ein Freiwerden nicht nur von Fesseln des Pennälertums, sondern ein Freiwerden zu geistigem Erleben. Indem der Akademiker die Geistigkeit der wissenschaftlichen Arbeit erlebt, lernt er jedwede Geistigkeit lieben und erkennt und liebt solche Geistigkeit später auch in seiner Berufsarbeit. In den akademi-

schen Berufen wird noch der sittliche Wert und *geistige Sinn der Arbeit verspürt*, den jede redliche Arbeit haben kann, die in Treue verrichtet wird. Sie ist nicht zu einer Händlerware herabgesunken, die man so teuer wie möglich um Genuß verkauft, und die so faul wie möglich erzeugt wird.

Der wahre Akademiker ist ferner ein Mensch *voll innerer Zucht*. Er meint nicht, daß es genüge, bloß äußerliche Zucht zu halten. Wer sich äußerlich wohl anständig hält, aber innerlich zuchtlos und ausschweifend bleibt, und gar andere Menschen zu Unreinheit und Unehre verführte, der würde statt eines Führers zum Verderber seines Volkes. Nicht so der geistig lebendige Mensch. Er, den die Liebe zur wissenschaftlichen Wahrheit gepackt hat, kann nicht anders, als daß er sich auch das Licht der sittlichen Wahrheit leuchten läßt. Er richtet sein Leben nach der Idee des Guten und wird ein echter und wahrer Mensch, eine ganze Persönlichkeit. Er adelt seine *Seele* und dressiert nicht nur seinen *Kopf*. Er lebt seinen Mitmenschen Reinheit und Ehre vor und hilft auch ihnen, daß sie Reinheit und Ehre bewähren und bewahren. Der deutsche Namen ist geschändet und geschmäht, als wären wir zuchtlose Hunnen. Der deutsche akademische Bürger wird das durch die Tat widerlegen und den Lügnern vorleben, was deutsche Gesittung ist. Machen Sie das alte Wort Walthers von der Vogelweide wieder lebendig: „Deutsche Zucht geht vor in allem." Das gilt ganz besonders in alkoholischen und venerischen Dingen. Brechen Sie hier mit einer gedankenlosen Tradition, die noch auf dem deutschen Studentenleben lastet! Die Mannestüchtigkeit und die wahre Liebe zu deutscher Volkskraft liegt hier nicht auf Seiten des Vielen, sondern des Wenig oder des Garnicht. *Wer hier wüst ist, wird zu einem Verwüster*. Er vergiftet und entartet in sich den deutschen Volkskörper, der Kraft und Nerven braucht, um Zukunftsraum zu gewinnen. Der akademische Bürger, dem die höchsten Güter seines Volkes zugeführt werden, weiß ferner, daß diese geistigen Schätze *nur in einem freien*, sich *selbst* bestimmenden Volke gedeihen und neue Frucht tragen könne. *Deshalb wird er, den der Hauch der akademischen Freiheit berührt, auch für die Freiheit seines Volkes glühen*. Er weiß, was er dem Tage deutscher Zukunft schuldig ist. „Nun, Knabe, kommt es auf dich an. Das deutsche Erbe ist vertan.

Geschlagen ist das deutsche Heer, verloren ist das deutsche Meer. Die deutschen Grenzen sind zerfetzt. Du, Knabe, du bist Deutschland jetzt." Der deutsche Student weiß, daß es auf ihn ankommt. Es ist sein Stolz, daß er die zerschlagene deutsche Wehrhaftigkeit bei sich selbst wieder aufrichtet, indem er sich turnerisch und sportlich durchbildet. Er macht seinen Leib heeresfähig auch ohne Heeresdienst, als ein echter Germane, der weiß, warum Gott das Eisen wachsen ließ. Darum sollen die Schläger sausen und die Klingen stoßen, soll geritten, geschwommen und gerudert werden, darum soll und will sich die akademische Jugend in jeder Art körperlich ertüchtigen, damit einst, wenn es heißt „Burschen heraus!", dem innerlich erneuten Deutschland nichts fehlt, um heerestüchtig dazustehen, als die Waffen. Aber wehrhaftes Volk und Waffen, das zieht sich von selbst gegenseitig an.

Zuletzt kann nur Einigkeit die Deutschen frei machen. Die akademische Jugend muß auch hier den Vortrupp bilden. Sie muß das alte Erbübel deutscher Zerrissenheit bannen, zu allererst bei sich selber. Gespenstert es doch auch in ihren Reihen! Ich meine die Ausschließlichkeit der Verbände und Körperschaften gegen einander. Das muß überwunden werden. Sie müssen Ihre Seelenkräfte bewußt zu gegenseitigem Verständnis und herzlicher Kameradschaft schulen, um mit der Kraft Ihres sozialen Wollens auch die andere Jugend anzustecken, die in den Augusttagen 1914 schon angefangen hatte, das deutsche Vaterland mit Namen zu nennen, es aber dann wieder vergessen hat. Um ihre Seelen ringen nun Loki und Baldur. Seien Sie unter einander Kameraden, um ihnen Kameraden sein zu können. Nicht umsonst nennen sich die Bürger einer Universität „Kommilitonen". „Kommilitonen", das sind Waffenbrüder, Kämpen, die einander treu sind. Das Einssein aller Kommilitonen mit allen deutet schon der Name Universität an. Ich nehme das Wort jetzt nicht als „universitas literarum". Das wäre gerade die Verschiedenheit der Wissenschaften, die Mannigfaltigkeit der Einzelbestrebungen, die Vielzahl der Fakultäten, Körperschaften, Verbände. Soll all dies Viele und Gute nicht zur Zersplitterung und Zerreißung führen, so muß es Gliederung in der Einheit sein. Seien Sie darum zuerst univer si, das ist auf einander Hingewendete, jeder nämlich auf das wissenschaftliche Streben und auf das deutsche Herz in jedem andern. Seien Sie eine mit einander verwachsene Seeleneinheit, gleichsam ein Leben

in vielen Gliedern! Der Ausdruck solcher Verbundenheit ist die organisierte Studentenschaft. Sie darf nicht eine bloße Organisationsform bleiben, sondern muß aus sich quellendes Gemeinsamkeitsleben werden. Wer sie so versteht, der wird die Leistungen, die er dafür aufgebracht hat, nicht als Opfer empfinden, sondern freut sich, von seinem Eigenen etwas wegzugeben, damit es in soziale Kraft, in Gesamtenergie und allgemeines Wohl verwandelt werden kann. Student und Student, das muß eine lebendige Kette werden, damit sich überall um so rascher die Kette Deutscher und Deutscher knüpfe. Aber nicht nur Student und Student, sondern auch Student und Dozent! Die akademische Lehrerschaft und die Studentenschaft gehören jetzt enger als je zusammen. In ihrem Verhältnis erzeugt sich immerfort im Geben und Empfangen, im Vorschaffen, Nachschaffen und Weiterwachsen das geistige Deutschtum, das nicht versinken darf, wenn nicht das ganze Deutschland versinken soll. Umgekehrt: bleibt dieser Eckstein deutschen Lebens gesund, so mag die Not der Zeit noch größer werden, dann ist doch Deutschland nicht verloren. Immer ist dann die Keimzelle vorhanden, von der aus sich einst der ganze Deutschbau wieder aufrichten wird. So müssen wir um der deutschen Zukunft willen zusammen halten. Uns Ältere drängt es auch schon deshalb dazu, weil wir rein menschliche Freude an der Jugend haben. Wir sehen in deren Stürmen und Drängen, frischen Begeisterungsfähigkeit und Kraftüberschwange die lichte Freude des sich stets verjüngenden Lebens an sich selbst. Die Jugend glaubt an sich und darf an sich glauben, weil das Leben an sich glaubt, und sie soll bei sich sagen: Die deutsche Sache, das eben sind wir. Dann ist Deutschland wieder nicht verloren. Dann blühen Jungdeutschland und das geistige Deutschtum ineinander und erzeugen aus sich in Verbundenheit mit den Brüdern im Arbeiterrock die neue deutsche Zeit.

Ich habe mich bisher an die Deutschen unter Ihnen gewendet, an solche, die von anderen deutschen Universitäten nach Greifswald gekommen sind, und an solche, die von der Schule „reif" gesprochen, zum ersten Male akademische Luft atmen. Unter Ihnen sind aber auch Ausländer, die sich mit dem Geiste deutscher Wissenschaft durchdringen wollen. Nicht rechne ich dazu die Kommilitonen, die aus den Landstrichen kommen, die von uns abgesplittert worden sind,

deren Scholle dennoch deutsch bleibt, wie die Menschen, die darauf wachsen. Seid willkommen, Heimatsöhne, in dieser Pflanzstätte geistigen Deutschtums! Was Ihr hier lernt, sollt Ihr als innere deutsche Kraft mitnehmen, wenn Ihr über die künstlichen Grenzen zurückkehrt. Aber auch den anderen, den wirklichen Ausländern unter Ihnen, öffnen wir den reichen Tisch unserer Wissenschaft. Vergessen Sie nicht, daß wir in allem übrigen arm geworden sind, haben Sie Achtung vor der Not des deutschen Volkes, Achtung insbesondere vor dem Idealismus Ihrer deutschen Mitstudenten, die sich unter Opfern und Entbehrungen das erobern, was Sie pflücken, ohne von täglichen Nahrungs-, Kleidungs- und Heizungssorgen bedrückt zu sein. Hier erwachsen Ihnen Pflichten des Taktes, die ich ohne sie nennen zu brauchen, Ihrem eigenen Herzen anvertrauen darf.

Sie allesamt sollen nun als Bürger der Universität Greifswald von mir vereidigt werden. Als solche Bürger haben Sie Rechte und Pflichten. Sie erhalten das Recht, die Vorlesungen und Übungen an der alma mater gryphiensis besuchen zu dürfen. Sie treten in einen Kreis von Pflichten ein, die sich aus dem Wesen des akademischen Bürgertums ergeben, wie ich es Ihnen geschildert habe.

Ansprache an die Burschenschaft Rugia
25. 7. 1922

Ihr Wahlspruch ist nunquam retrorsum! Er erinnert mich an einen Aufsatz, den ich als Obersekundaner zu verfertigen hatte. „Wer seinen ersten Fehl gesteht und umkehrt, weil er irre geht, ist mut'ger als der tapf're Mann, der weiter geht, weil er begann." Ich weiß nicht, was ich damals als 16jähriger zurechtgestümpert habe. Inzwischen hat mir das Leben den Aufsatz geschrieben „Kehre zu dir selbst zurück, wenn du dir untreu geworden bist. Kehre zu einem Wort der Liebe zurück, wenn dich ein Wort des Zorns übermannt hat. Gib einen liebgewordenen Irrtum auf, wenn es die Wahrheit verlangt." „Nunquam retrorsum" in allem was gut und edel ist, „semper retrorsum", in allem was unwahr und unvornehm ist! Auch nicht mit dem Kopfe durch die Wand! Erst wäge dann wage! Dann aber fest und entschlossen und furchtlos. Hierin, in der Aufforderung zu Mut und Entschlossenheit sehe ich die eigentliche Wahr-

heit Ihres schönen Wahlspruchs. Dasselbe, was Goethe so ausgedrückt hat: „Feiger Gedanke bängliches Schwanken, ängstliches Zagen, weibisches Klagen, wendet kein Elend, macht dich nicht frei. Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, nimmer sich beugen, mutig sich zeigen, rufet die Arme der Götter herbei." Wie ist das im Staatsleben? Haben wir da nicht den unbelehrbaren Eigensinn Bethmanns erlebt, der unentwegt voranschritt auf dem Wege der Rücksichtnahme gegen England und die Volkstribunen? Und den unbeirrbaren Wahn der Erfüllungspolitik, die ein deutsches Guthaben nach dem anderen preisgibt, bis wir ganz blank und leer dastehen. Und der Geist von Marx' Lehre, daß sich das wirtschaftliche Leben in einer notwendigen Entwicklung vom Kapitalismus zum Sozialismus befinde? Wer sich dieser Entwicklung entgegenstemme, versündige sich an dem Geiste des Fortschritts. Er sei ein Reaktionär. Wie für den Katholiken der Ketzer ein Empörer gegen den jenseitigen Gott ist, so ist für den Marxisten der Reaktionär ein Empörer gegen den diesseitigen Gott der Entwicklung, und es sei nun gutes Recht, ihn totzuschlagen, mindestens mundtot zu machen. Hier ist der Sinn des **Nunquam retrorsum** zu dem Unsinn eines fanatischen politischen Dogmas verkehrt worden. Wenn sich das Rad nur immerfort dreht, dann ist nach diesen Entwicklungsanbetern schon alles gut, um so besser, je mehr sich das unterste zu oberst kehrt. Wir wissen: jedes Rad, das sich in vernünftiger Weise dreht, dreht sich um eine feste Achse. Es gibt eine vernunftlose Bewegung des Rades, bei der es sich schief läuft und aus seiner Achse immer mehr herausdreht, bis es ganz abrutscht und der ganze Karren im Staube liegt. Die feste Achse, um die sich das Rad unserer Gegenwart drehen muß, wenn wir nicht in den Abgrund schliddern wollen, heißt „deutsches Vaterland, deutsche Freiheit, deutsche Ehre". Von dieser Achse hat sich unser Rad in der sausenden sozialistisch-demokratischen Vorwärtsbewegung längst abgedreht. In diese Achse müssen wir es zurückdrehen, auf die Gefahr hin, den neuen Götzen, den Moloch der von selbst abschnurrenden Entwicklung, um seinen Weihrauch zu bringen. Wie also liest sich nun Ihr Wahlspruch „**Nunquam retrorsum!**"? Nicht vorwärts in die blinde Sinnlosigkeit des schief laufenden Rades hinein, auf dem man fortschrittsjubelnd sitzt, gerade weil es sich aus der Achse herausgelöst hat,

sondern vorwärts in der Bahn des gemeinsamen Wahlspruches aller deutschen Burschenschaften „Ehre, Freiheit, Vaterland“.

Aber wie lesen sich diese Worte? Der Dichter Seume geißelt 1807, daß es Menschen gibt, die Vaterland gleich Staatskörper setzen. Für sie freilich passe das Wort „Staatskörper“. Denn man habe bis jetzt wenig daran gedacht, auch eine Seele hineinzubringen. Ich möchte hinzufügen: man kann nicht Seele in einen Körper bringen, der ein Leichnam ist. Wohl aber kann Seele einen Körper hervorbringen, einen Leib, der Ausdruck und Werkzeug ihres Formwillens ist. Die Seele eines Volkes heißt „Volkheit“. Der erste Ansatz eines Leibes, den die Volkheit aus sich hervorschaffen will, ist, daß sie als Idee im Willen eines Führers aufleuchtet. Volkheit im Willen eines staatsgestaltenden Führers ist werdendes Vaterland. Die Staatsform, die der Führer schafft, als wesensgemäßen Ausdruck der Volkheit, wäre fertiges Vaterland. Wir waren hergekommen vom Obrigkeitsstaate, wir stehen im Volksstaate. Wir wollen hin zum Staate der Volkheit, und dann Nunquam retrorsum!

Zum Worte „Freiheit“ sagt Seume: „Seitdem wir alle Herren sind, gibt es immer weniger und weniger Männer“. Auch von dem Worte können wir lernen: Der Weg zur Freiheit geht nur durch Männertum. Wenn alle Herren sind, so meint jeder nur sich oder seine Partei. Der Mann aber meint den Führer, den männlichen Staatsmann, der Staat mit dem Begriffe der Volkheit denkt. Der Staat der Volkheit kann nur frei sein oder nicht sein. Denn nur als freier ist er ein Staat von Männern.

Ehre! Derselbe Seume sagt: „Ich höre jetzt überall Tanzmusik, das muß von den fremden Tarantelbissen kommen. Wie ein Deutscher bei dem Jammer und dem Sklavenjoche seiner Nation noch einen Ton außer Zähneknirschen finden kann, ist mir unbegreiflich.“ Heute ist es schlimmer. Wir sind nicht nur Geknechtete, sondern Geächtete. Wir stehen allesamt unter Schuldverfehmung, für die wir auf unabsehbare Zeiten abbüßen sollen, bis wir keine eigenen Eisenbahnen, kein eigenes Geld, keine eigene Landwirtschaft, keine eigene Industrie, keine eigenen Häuser mehr haben. Denn das bedeutet der tägliche Tribut von 7 Millionen Mark. Wir sind Volk ohne Raum und sollen Volk ohne Heimat werden, indem unsere Heimat ausverkauft wird. Wir haben ja unsere Schuld am Kriege, an seinen

Greueln, seinem Morden bekannt und verdienen keine Gnade! Ehrlos, wer es in dieser Lüge aushalten könnte. Darum los von der Schuldlüge! Wenn wir hier nicht vorwärts gehen, so gehen wir zurück, moralisch und politisch. Wir werden innerlich zu den Heloten, zu denen wir äußerlich gemacht werden sollen. „Wer die Wahrheit kennt und bekennet sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht."

Sie kehren jetzt in Ihre Heimat zurück. Nehmen Sie den Geist des Vorwärtsgehens mit, den Ihr Wahlspruch beschwört. Nehmen Sie die Kräfte Ihrer Heimat in sich auf, die Ihnen noch Heimat ist! Erfüllen Sie das, was dort noch steift und stockt, nicht Fisch noch Fleisch sein will, mit dem ungestümen Impulse Ihres Vorwärtswollens! Gehen Sie in solchem Sinne heimwärts, so werden wir alle aufwärts gehen.

Pazifismus und Idealismus

(Wingolf 22. 7. 26)

Persönlichkeit ist erst dadurch Persönlichkeit, daß sie sich einsetzt; zunächst gleichgültig, wofür sie sich einsetzt, wäre es auch nur für das eigene Wohl. Wer nicht einmal, um eigene Ziele durchzusetzen, sich selbst daran wagt, kann auch nicht über sich selbst hinauskommen. Er ist dazu verdammt, immer bei sich selbst stehen bleiben zu müssen. Tapferkeit und Furchtlosigkeit sind die ersten Zeichen eines ablegbaren Egoismus. Wo sie zurücktreten, da erst wird die Selbstsucht unablegbar und läßt auch Ehrgefühl, Zucht und Sitte über Bord gehen. Da verliert sich in der Seele der Ansatz zum Idealismus. Der Idealismus setzt der Persönlichkeit Ziele über sich hinaus. Er fordert Furchtlosigkeit und Unerschrockenheit im Dienste einer höheren Sache. Das eben meinen wir, wenn wir sagen, daß das Vaterland uns allen zur Idee werden muß. Es wird darin als etwas Heiliges ergriffen, das die Aufopferung, die Hingabe, den Einsatz, den es fordert, heiligt. Doppelt fordert es unseren Einsatz in dieser Zeit, wo wir Gut und Ehre verloren haben. „Mut verloren, alles verloren! Dann wäre es besser, nicht geboren!" Der Pazifismus ist eine Gesinnung, die auch noch den Mut totschlagen will, die sich wehrt gegen alles Opfer, alle

Tapferkeit, alle Kühnheit, alle Kampfbereitschaft, sei es für die eigene, sei es für fremde Sache und geht dabei doch unter der Maske des Idealismus. Aber es ist nur die Fratze des Idealismus. Jawohl, auch der Pazifismus schaut zum Himmel. Aber es ist so, als wenn jemand zum Himmel schaut und dabei den Regenschirm aufspannt. Er will nicht naß werden und nun soll ihn sein Regenschirm beschützen. Die Idee der Gerechtigkeit, des Friedens wird ihm zum Regenschirm, den der Himmel selbst über ihn breiten soll. Er will, daß die Idee des Friedens lebe, so will er Ruhe und Frieden haben vor allen bösen Nachbarn, und er versetzt sich in einen Suggestionsglauben an die Idee der Gerechtigkeit, daß sie ihm durch ihre reine Geistigkeit dazu helfe. Je optimistischer er von der Idee denkt, daß sie für ihn kämpfen werde, um so mehr darf er die Hände selber in den Schoß legen und macht nur den Mund auf, damit die Idee der Gerechtigkeit andere zum Kampfe begeistere. Den eigenen Kampf nämlich, den Kampf zumal mit Einsatz des Lebens, scheut der Pazifist. Je feiger er ist, um so mehr glaubt er an das Wunder der Idee. Sie, deren Gesicht nicht von der Welt ist, soll ihm alle Behaglichkeit der Welt in den Schoß werfen. Das ist kein Idealismus, sondern tötet ihn. Der pazifistische Idealismus ist nur ein fauler Optimismus für das eigene Wohl, das ihm die Idee besorgen soll. Der Idealist dagegen setzt sich selbst ein, damit die Idee vorankomme und vergißt des eigenen Wohles. Ihm ist Selbsteinsatz nicht Last, sondern Ehre, und er glaubt und weiß, daß noch keine Sache verloren ist, solange sich Menschen für sie einsetzen können. Das Bild des Idealismus ist eine Jünglingsgestalt, die auch zum Himmel schaut, aber ohne Regenschirm, mit dem Schwerte in der Hand. „Wir kämpfen ja nicht für die Güter der Erde, das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte." Der Idealist verfehmt nicht den Kampf, sondern weiß, daß durch das geweihte Ziel der Kampf veredelt wird. Im Kampfwillen steckt der älteste Adel der Erde, und durch das Ziel des Kampfes vermählt sich ihm die Weihe der Ewigkeit. Himmel und Erde fließen zusammen in dem Kampfwillen des Idealismus. Unser aller Kampfwille braucht heute das Vaterland. In der Tiefe der deutschen Seele zittern die Vorwehen seiner Todesnot. Darum entzündet sich in unseren Seelen die Idee des Vaterlandes, damit wir alle Kämpfer werden für seine Rettung, das geht jeden an.

Gottes Schmiede

Ansprache im Korps Pomerania

Von Emil Götz stammt das Wort: „Ich will nicht sagen, dies und das Volk gehöre totgeschlagen. Ich weiß aber eines, das lebendig geschlagen werden muß, das deutsche." Wenn sich jetzt nicht das deutsche Volk von Gott lebendig schlagen läßt, so wird es von Franzosen und Belgiern, Polen und Tschechen totgeschlagen werden. Was heißt das für unser Volk, daß Gott es lebendig schlagen will? Daß es seine bösen Teufel und seinen dummen Teufel und sein halbes Wollen überwindet. Sein böser Teufel ist der innere Zwiespalt. Die Deutschen rühmen sich von jeher ihrer Treue. Aber es ist von jeher meist Genossen- und Parteitreue gewesen. Volkstreue ist es nicht oder nur selten gewesen. Der Teufel Zerrissenheit lebt immer von neuem auf, und wenn er auflebt, und wann er aufgelebt hat, da hat er die Klassengegensätze, die Kasten- und Parteigegensätze bei uns schlimmer als irgendwo anders aufbrechen lassen. Kamen die Schläge Gottes, so erwachte wohl eine Zeitlang starkes Gesamteinheitsgefühl und Gesamttreuegefühl. Die unterirdischen Schürer, die im voraus auf kommende Untreue rechneten, verkrochen sich. Aber sie witterten bald wieder Morgenluft. Sie rechneten darauf, daß unter den Deutschen allmählich die Kraft nachlassen werde, aufs äußerste gegen den gemeinsamen äußeren Feind zusammenzuhalten. Sobald die Spannung nach außen nachlasse, fiebere im deutschen Blute schon der Teufel der inneren Zwietracht. Davon nähren sich alle Vorbereiter von Dolchstößen. Das sind die Raben, die um den Berg fliegen. Sie fliegen auch jetzt wieder um den Berg, in den die deutsche Eintracht hinein gegangen ist, und den sie weinend hinter sich verschlossen hat.

Aber nicht nur Loki ist von jeher unser Verhängnis gewesen, sondern auch Hödur. Das sind die Dummen, die sich auch jetzt, trotz der Schläge Gottes in Gestalt belgischer und französischer Reitpeitschenschläge und des Versailler Raub- und Knechtungsfriedens, den Glauben an Weltgewissen und internationale Verbrüderung nicht austreiben lassen. Weltgewissen, Völkerverbrüderung, das ist ja ein so angenehmer und bequemer Glaube, der es erlaubt, den Kopf in

den Sand zu stecken! Weil sie zu faul oder zu feig sind, sich selber helfen zu wollen, darum schielen sie nach außen, und ein Narr wartet auf Antwort. Sie wollen immer nur Hilfe h a b e n. Aber daß zuerst sie selber mit allen Kräften ihren kämpfenden Brüdern und dem ganzen bedrohten Vaterlande mit Hilfe beistehen müßten und daß darin die beste, nein e i n z i g e Hilfe auch für ihr eigenes Wohlsein, und wenn sie fallen, für das Wohlsein ihrer Kinder und Kindeskinder liegt, das mögen sie nicht einmal hören. Wegen ihrer Dummheit und Feigheit werden sie geschlagen, wie noch nie ein Volk geschlagen worden ist. Mit dieser Dummheit kämpft selbst der lebendige Gott der Geschichte zurzeit noch immer vergebens. Gottes Schläge gelten zuletzt aber auch den „Patrioten", die beim besten Wollen und Handeln zuletzt doch nur halbe Patrioten sind. Ihnen ist wohl das Vaterland lieb und sie regen Herz und Hand dafür. Aber die Menschen, die darin wohnen, sind ihnen gleichgültig oder zuwider, es müßten denn ihre eigenen engsten und nächsten Kreise sein. Das ist nur ein Wetterleuchten von Vaterlandsliebe. Es ist nicht der Blitz der großen Vaterlandsliebe. Die sieht und sucht in jedem deutschen Manne den deutschen Bruder und weiß ihn zum Brudergeiste zu wecken, ob er auch im anderen Lager steht. Die große Vaterlandsliebe macht, daß wir alle Volksgenossen mit dem Herzen lieben, daß wir in solcher Liebe zu ihnen, die uns durch Schicksals-, Arbeits- und Blutsgemeinschaft verbunden sind, Gott selbst erleben. Zu diesem Erlebnis will uns Gott durch die Schicksalsschläge von 1918—1923 lebendig machen. Werden wir nicht dazu, zu dem Blitze der großen Vaterlandsliebe, über alle Lager, alle Parteien und Kastenunterschiede hinweg, lebendig geschlagen, so wird unser Volk von den Feinden ringsum totgeschlagen werden. Sie, Greifswalder Pomeraner, sind Glieder eines „Corps". Hinter dem französischen Namen verbirgt sich deutsche Brüderlichkeit. Erweitern Sie den Geist dieser Brüderlichkeit zu der großen Volksbrüderlichkeit, mit der wir leben werden, ohne die wir alle sterben müssen. Die Pommern an die Front!

Wahre und falsche Jugendbewegung

Ansprache im Wingolf

Über der deutschen Jugendbewegung leuchten drei Sonnen: Sozialismus, Idealismus und Nationalismus.

Was ist Sozialismus? Dem Arbeiterbruder die Hand geben und ihm sagen: ich will nicht, daß nur mir die Sonne scheint und nicht Dir. Ich will Dir keine Last aufbürden, sondern Last abnehmen, auf daß du in deutscher Freiheit ein deutscher Mensch sein und als eigene Persönlichkeit wachsen kannst! Was ist Idealismus? Aus ungegebenen Tiefen die Seele voll geistiger Bilder haben und von ihnen bewegt werden, so daß sie nicht Bild nur bleiben, sondern Taten werden. Was ist Nationalismus? Daß man Vaterland und Volkstum als Heiligtümer empfindet und sich zu ihnen bekennt. Und was nun die Jugendbewegung ist? Ein Schäumen und Brausen aus allen diesen drei Quellen, die Spannung der werdenden deutschen Zukunft in den werdenden Seelen. Die deutsche Volkheit, die in den Vorfahren gelebt hat, will ihren ewigen Tag haben. Sie stirbt nicht ab mit dem Leben derer, in denen sie früher gegeben war. Sie regt sich mit dem Drange der Sehnsucht als ungegebenes Land in neuen Seelen. Die Jugend lauscht in sich hinein. Sie fühlt das dunkle Gähren. Davon wird sie ergriffen und nun stürmt es in ihr nach Tat und leidenschaftlichem Ausdrucke. Der deutsche Gott will mit einem neuen Tage anbrechen, und jenes Dreifache, deutscher Sozialismus, Idealismus und Nationalismus ist die Morgenröte des neuen Tages, der werden soll. Aber es gibt viele, allzuviele deutsche Jugend, die nur *ihren* Tag kennt, der sich der Gotteshunger in ihrer Seele in einen Hunger ihres ungezügelten Trieblebens verwandelt. Selbstherrlich lebt sie in den Tag hin ihrer kurzen Lust. Jugendbewegung bedeutet ihr nur das Recht, sich auszuleben und zu prassen in Gelagen und Lagern. Ihr Leib ist ihnen kein Gefäß für Volkskraft, sondern ein Faß, in das *sie* gießen, keine Verheißung künftiger Geschlechter, sondern ein Brodelofen der Geschlechtlichkeit. Von solcher Jugend zieht sich der Gott der Jugend, die Kraft der Art, zurück, sie verrottet und entartet. An ihr ist wohl sichtbar abgelebte und vergeudete Jugend, aber in ihr ist keine unsichtbare Jugendbewegung. Dort eine Wüste der Selbst-

sucht, hier ein Tempel der Hingabe. Dort Stillstand und Rückgang, der leere Zirkeltanz der einzelnen in der leeren Zeit der einzelnen. Hier in der wahren Jugendbewegung will sich jedesmal geschichtliche Zeit erfüllen, deutsche Vergangenheit geht da schwanger mit deutscher Zukunft. Das Geheimnis des Volkstums löst seine Siegel und bewegt die Seelen mit völkischen und vaterländischen Gedanken zu neuem deutschen Tun. Auch Sie vom Wingolf sind deutsche Jünglinge. Auch vor jeden von Ihnen tritt die Entscheidung zwischen wahrem und falschem Sturm und Drang, selbstischem Sichausleben und deutscher Jugendbewegung.

Ansprache zur Eröffnung einer Schulungswoche des Hochschulringes deutscher Art

Zur hiesigen Schulungswoche des Deutschen Hochschulrings (9.—13. 10. 22) übermittele ich Ihnen den Gruß der Universität Greifswald. Die deutschen Hochschulen insgesamt bilden einen Ring des Geistes und der Pflege nationalen Erbgutes gegenüber der geschichtslosen und massenpsychologischen Denkweise, von der jetzt weite Teile des deutschen Volkes ergriffen sind. Innerhalb dieses Ringes hat sich die deutschbürtige akademische Jugend einen besonderen Ring geschaffen, ihren Hochschulring deutscher Art, in dem die deutsche Geistesart nochmals konzentriert und kondensiert ist, so daß gleichsam radioaktive Wellen daraus hervorbrechen, die durch eine ganze werdende deutsche Führerschicht flammen sollen. Dem Zweck solcher Führerbildung dient auch diese Ihre Schulungswoche. Indem Sie solche Schulungswochen einführen, erneuern Sie den wahrhaft akademischen Geist, wie ihn einst Plato als Genesungsgeist seines Volkes gewollt und geschaffen hat. Plato fand sein Volk, das der Athener, vom Geiste der Lüge zerfressen, der von den Sophisten ausging. Um es für ihre persönlichen Zwecke gängeln zu können, suchten diese das Volk zu betören und schmeichelten ihm mit Reden voller Schein und Suggestion. Unter der Wirkung dieser Suggestion sank das athenische Volk rasch von seiner früheren Größe in politische und sittliche Erbärmlichkeit. In ausdrücklichem Gegensatze dazu faßte Plato den Gedanken der Wissenschaft als eines geistigen Stahlbades. Wer in dieses eintauche, erfahre eine Kraft, die ihn frei mache. Sie feie ihn

gegen Betörung durch rhetorisches Blendwerk, weil er eigenen Urteils fähig und wehrhaft gegen verwirrende Phrasen werde. Plato wollte gegenüber den Volksverführern wahrhafte Führer des Volkes, Sachwisser an Stelle von Wortmachern anbilden, die alle demagogische Lügenkunst kraft ihrer gebildeten Klarheit und kraft der Liebe zum Staate, wie er sein soll, überwänden. Das war der ursprüngliche Sinn aller akademischen Wissenschaften, ein volksrettender Sinn, geboren im heißen Ringen für die Gesundung einer vergifteten Volksseele, der athenischen. Diesen Sinn platonischer akademischer Berufung gebe ich Ihnen für Ihre Schulungswoche mit, und füge einen Schuß fichteschen Geistes hinzu: Wir deutschen Akademiker sehen mit Fichte die Kette der geistigen und politischen Geburten, sofern sich aus der Arbeit jedes einzelnen weiterzeugend die schaffende Seele des ganzen Volkstums bestimmt. Wir sehen die Kette der politischen Geburten: über die chaotischen Zuständlichkeiten in der Lage eines jeden Volkstums kommt der Wille großer Staatsmänner und zwingt das Chaos zu politischer Struktur. Nicht also daß sich zwangsläufig Zuständlichkeit an Zuständlichkeit reihte, sondern die Glieder des geschichtlichen Werdens sind führende Persönlichkeiten, die sich schöpferisch gestaltend über die Zuständlichkeiten erheben und neuen und neuen Führerpersönlichkeiten die Hand reichen.

Durch alles, was akademischem Geiste entgegengesetzt ist, ist unser Volk krank geworden. Es lebt im Nebel der Phrasengläubigkeit und im Taumel blinder Wunschvorstellungen und folgt geschichtsloser Tagesmeinung. Es wird genesen, wenn in seinen geistigen Schichten der sachliche Ernst des Berufes mit der Verantwortung für das Ganze unseres geschichtlichen Daseins und mit dem Willen zur Rettung dieses Dasein durchdringt.

Mögen Sie sich in diesem Geiste Ihr gedankliches Rüstzeug schmieden, das Sie befähigt, sich als deutsche Führerschicht gegenüber allem sogenannten Zwange der Zuständlichkeiten durchzusetzen. Lassen Sie Ihr Wollen und Fühlen von geistigen, sittlichen und nationalen Strömen durchglutet werden, damit Sie dann als lebendige deutsche Energien und im Kampfe gegen die undeutschen und widerdeutschen, gleißnerischen und benebelnden Mächte, die von der Seele unseres Volkes Besitz ergriffen haben, die Oberhand gewinnen. Plato schrieb: Die Sophisten wollen über Volksmengen, indem sie sie durch Reden

zu ihrer Meinung locken, wie über Sklaven herrschen. Wenden Sie unsere Volksmengen, die auch leeres Schattenspiel für Wirklichkeit halten, wieder zum Licht. Befreien Sie die mißleiteten Scharen, indem Sie ihnen Ideen geben, in denen die Tiefe, Kraft und Genesungsgewalt deutschen Wesens gesammelt sind..

Ansprache im Hochschulring Deutscher Art

Gut verloren, viel verloren. Deutschland hat nach dem Dolchstoß Staatsgut verloren, es hat ganze Länder verloren und in ihnen Millionen deutscher Menschen. „Mußt rasch dich besinnen und neu es gewinnen!" Das Ziel, für das unsere Herzen schlagen, heißt, das geraubte Gebiet wiedergewinnen, bis machtvoll ein Großdeutschland dasteht. Aber es gibt auch ein Neugewinnen innerhalb der Grenzen des deutschen Gegenwartsreiches, das der Vorläufer sein muß für jenes Wiedergewinnen, ein Neugewinnen von Land und Leuten. Ein Neugewinnen von Land: ich meine die Urbarmachung von Moor und Heideflächen. Das rechte Mittel, dies große Werk auszuführen, wäre ein Arbeitsdienstjahr der gesamten deutschen Jugend. Ich sehe es als eine vaterländische Aufgabe des Deutschen Hochschulrings an, dafür einzutreten in den Reihen der Kameraden und nach außen unablässig dafür zu wirken, daß der Gedanke der Arbeitsdienstpflicht zur stürmischen Forderung aller deutschen Jugend werde. Ebenso gilt es innerhalb der gegenwärtigen Grenzen deutsche Menschen zu gewinnen, deren Seelen uns verloren gegangen sind, wenn sie auch leiblich mit uns wohnen. Es sind die Seelen unserer Arbeiter. Es gilt mit Liebe zu den verhetzten Massen zu kommen, ihnen ohne Bildungsdünkel den Sinn sozialer Gerechtigkeit zu zeigen und mit dem Herzen zu ihnen zu reden, damit sie das falsche Spiel ihrer volklosen Führer einsehen, die nicht nur Deutschland, sondern sie verraten haben, jener gerissenen Schieber, die die Revolution für ihren Eigennutz, für ihr Machtgelüste geschoben haben.

„Ehre verloren, mehr verloren." Ja, Deutschland hat die Staatsehre verloren: die Ehre nach außen, weil es seine Wehr verloren hat. Darum trampeln neben den Franzosen nun wieder auch die Engländer auf uns herum. Wir sollen bis zur Unmöglichkeit erfüllen, in jede Schlinge des Dawesplans kriechen, der unsere Währung, unsere

Eisenbahn entdeutscht hat, wir sollen jedes verrostete Gewehr abliefern, wir sollen für die Fremden schuften. Und immer **kann** es heißen, immer soll und wird es heißen, daß wir die Schuftigen sind, die anderen die Ehrenmänner mit weißer Weste. Es wird das solange so heißen, bis wieder unsere Wehrmacht aufersteht. Auch hier können wir nur vorbereiten, wir können sie nur in der Seele schmieden, indem wir unseren Willen schmieden und durch den Willen unseren eigenen Körper. Das ist der Sinn der studentischen Turnerei. Sie will den deutschen Jüngling leibestüchtig machen, damit er einst schwerttüchtig dastehe. Aber nicht nur die äußere Ehre haben wir verloren, sondern auch die innere. Seit dem Dolchstoß hat der Landesverrat nicht aufgehört. Davon wissen die feindlichen Schnüfelkommissionen ein Lied der Verachtung zu singen. Daneben der Barmatskandal, der ein Ausschnitt ist des ganzen Ostjudenskandals. Welche Sumpf- und Pestdünste steigen hier auf! Wie Neudeutschland mit eigener Hand seine Staatsehre fortgeworfen hat, so befleckt es seine Staatsehre. Unerträgliche Korruption, die aber nur der Ausdruck davon ist, daß Zucht, Sitte und Ehre auch bei Millionen Einzelner geschwunden ist. Die revolutionäre Freiheit hat in Unzähligen die nackte Selbstsucht entfesselt. Es gibt kein Pflichtbewußtsein mehr, keine Ehrfurcht, keine Ewigkeit mehr im Leben von Massen, unrein sind die Seelen und unrein die Leiber geworden. Käuflich sein und Genießen ist die Parole. Hier erwächst der deutschen Studentenschaft eine zweite völkische Pflicht: Mit Ehrgefühl, Pflicht und Sitte in ihren Reihen voranzugehen. Mit Euern Leibern und Seelen sollt Ihr einen Wall bilden gegen das Meer der Selbstsucht und Sittenverderbnis. Zeigt durch Euer Beispiel, daß es ein höheres und reineres Leben gibt, als sich auszuleben, sich zu betäuben und zu vergeuden.

„Mut verloren?“ Das neue Deutschland hat den Staatsmut verloren. Noch immer nicht wagt es die diplomatische Aktion gegen die deutsche Infamieerklärung durch die Schuldlüge. Wie lahm auch jetzt wieder der Protest gegen den Vertragsbruch von Köln! Statt ihn leidenschaftlich als den Frevel zu brandmarken, der er ist, begnügen wir uns vernunftmäßig die schäbigen Rechtsgründe zu entkräften, die ihm mit grinsendem Hohn angehängt sind. Lloyd George hat einst, gelegentlich der Abstimmung in Oberschlesien, gesagt, Gerechtigkeit müsse gewahrt bleiben, wenn es sich auch nur um

Deutsche handele. Weil es sich nur um Deutsche handelt und weil es ihm jetzt besser paßt, begeht England in Köln flagrante Ungerechtigkeit. Der Neudeutsche erhofft immer wieder Beistand vom Weltgewissen. Es ist ihm ein abstraktes Rechtsgefühl, das er in einen Himmel projeziert, in den keine Kanonen, Flugzeuge und Giftgase reichen. Das reale Weltgewissen, das beim Völkerbunde eingeschrieben ist, ist die Dirne der Macht und buhlt mit den Siegernationen. Von da kommt uns keine Hilfe. Selbst ist der Mann. Aber der Neudeutsche ist wie ein Undeutscher. Er ist kein Mann, sondern Pazifist. Pazifismus ist die Mutverlassenheit des Staates. „Mut verloren, alles verloren, dann wäre es besser, nicht geboren!" Für solchen Staat von Pazifisten wäre es wahrlich besser: nicht geboren. Pazifismus ist schlimmer, als nicht hassen können. Er ist Nichthassenwollen, wo gehaßt werden sollte, und hassen, wo nicht gehaßt werden darf. Er ist die Verkehrtdrehung von Haß und Liebe. Für das richtige Empfinden von Volksgenossen versteht sich, daß sie ihre Feindschaften nach außen und ihre Freundschaften nach innen richten. Der Pazifist richtet seine Freundschaft nach außen und seine Feindschaft nach innen. Gegen diesen unheiligen Haß des Pazifisten, der aus Volklosigkeit stammt und Volksversündigung ist, ruft uns E. M. Arndt auf zum heiligen Haß, der aus der großen Liebe zum Volkstum kommt. Gegen die Franzosen: „Frischauf denn Haß! Mutiger, lebendiger Wind in die Segel der Seele." Für das deutsche Volk: „Frisch auf Liebe! Atem der Gottheit und Seele der Welt." „Kommt H e i l i g e beide. Ihr seid beide Gefühle des lebendigen Lebens, wenn Ihr mir nur bleibt, wenn nur diese Liebe zu meinem Volke mit dem Hasse gegen die Fremden und ihre Helfer zugleich brennt! Wer nicht liebt und haßt, lebt der erbärmlichsten Tod!"

Ansprache an den Greifswalder Turnerbund von 1860

Dem Greifswalder Turnerbund von 1860 überbringe ich die Glückwünsche der Universität zur Eröffnung dieser schönen Anlage. Deutscher Jugend unserer Stadt wird hier ein Heim geboten. An dieser Stätte soll sie sich stählen in Licht und Luft, soll zum Turnen und zum Sport ihre Glieder spielen lassen. Sie soll alle Sehnen und

Muskeln dem eigenen starken und herrschenden Willen gefügig machen, damit sie nicht bloße Klumpen am Leibe bleiben, sondern schmiegsames Werkzeug eines gebietenden Geistes werden. Das erzeugt dann ein starkes und stolzes Freiheitsgefühl, das den Kopf hoch tragen läßt gegenüber allen fremden Gewalten. Es ist das Gegenstück der akademischen Freiheit. Solches Freiheitsgefühl ist unzertrennlich mit dem Bewußtsein verbunden, daß der herrliche Menschenleib ein heiliges Gut ist, ein Geschenk des Lebens, das nicht verludert und verlumpt werden darf, sondern bereitet werden soll für höhere Heiligtümer des Lebens, für Familie und Vaterland. „Die edele Turnerei", heißt es. Sie möge das Wahrzeichen dieser Stätte werden! In der edelen Turnerei gibt es etwas Alleredelstes. Es ist das Seelenband der Gemeinsamkeit. Im gemeinsamem Turnen, bei vereinten Kräften, erhöhen, beflügeln und erweitern sich die Leistungen. Da gibt es im Miteinandergehen und Ineinandergreifen aller mit allen, in gruppenweiser Bewegung einen Schwung, der dem Einheitsschwunge der Seelen entspricht. In der Flutung der Gemeinschaft erlebt jeder erst, daß seine besondere Kraft etwas wert ist. Er begreift, daß er für sich blühen und reifen darf, aber nur dadurch blühen und reifen kann, wenn er innerhalb einer lebendigen Gemeinschaft blüht und für sie blüht. Er sieht sich selbst im Lichte des Ganzen als Zelle und will sich gar nicht anders sehen. Wenn dies Edelste der Turnerei auch an dieser Stätte gepflegt wird, so wird sie, die wir jetzt einweihen, für immer zur Weihestätte. Sie wird zum Sinnbilde für die ganze deutsche Heimat, in der wir, die Kopf- und die Handarbeiter, uns, brüderlich verbunden, fremder Gewalt entwinden werden und mit gestählter deutscher Kraft und machtvollem deutschen Willen unsere Geschicke frei und selbständig bestimmen werden. Wir pflanzen an diesem Adventsonntage ein Reis deutscher Zukunft. Möge es wachsen und gedeihen einem deutschen Advent entgegen!

An die Turner bei den Markomannen

Markomannen! Deutschland ist unfrei und ehrlos geworden. Sie haben heute aller derer gedacht, die frei und in Ehren für Deutschlands Freiheit und Ehre gefallen sind. Sie haben insbesondere derer ge-

dacht, die aus Ihren Reihen unter der deutschen Heldenschar gewesen sind. Auch die Universität gedenkt ihrer mit Stolz und Trauer. War das Opfer dieser blühenden Jugend umsonst? Das kommt auf die Lebenden an, ob sie gleichgültig so viel bewiesenen Mut und Treue hinnehmen. Dann bleiben die Toten tot, und die Lebenden selbst sind innerlich Tote. Noch schlimmer, wenn die Lebenden den Geist und die Gesinnung verleugnen, aus der so viel Heldengröße geflossen ist, wenn sie für den Geist des Opferns, der Ehre und des Mutes den Ungeist selbstsüchtiger Untreue und feiger Selbstentmannung setzen. Dann sind sie wie Mörder jener edlen Toten und werden, ohne es zu wissen, zu Mördern an sich selbst. Anders, wenn die Gefallenen in den Lebenden neues Leben gewinnen, indem sie geliebte heldische Vorbilder werden. Dann entsteht aus ihrem Opfer noch Tatenergie und die Lebenden werden selbst erst wahrhaft Lebendige. Sie lieben Ihre gefallenen Brüder. Sie ehren sie. Und so sind Sie es, die von jenen zur Tatenergie berufen werden, für ein solches deutsches Vaterland der Pflicht und Ehre, der Macht und Größe, wie es jene im Geiste geschaut haben. Sie sind doppelt berufen als Turner. Denn das Wesen der Turnerei ist es, Tatenergie zu bilden, einen siegenden Willen, der Widerstände überwindet und dadurch einen starken Körper baut, von dem seinerseits siegende Kraft ausgeht. Heute sah ich die akademischen Wettspiele an, an denen auch Sie beteiligt waren. Ich sah in den kraftvoll beherrschten Bewegungen, in der stählernen Zügelung Eurer Glieder, das sich Regen und Bewegen der Glieder des künftigen Deutschlands, wie es unsere gefallenen Helden geschaut haben. Sie heißen Markomannen nach einem tapferen Germanenstamme, der ein Schrecken der Römer war. Machen Sie der alten Erinnerung, machen Sie dem heutigen Klange Ihres Namens, dem Akzent des Markigen und Männlichen darin, machen Sie ihren gefallenen Kameraden Ehre, machen Sie Deutschland Ehre. Helfen auch Sie mittels unermüdlicher Schulung Ihres Körpers, Ihres Willens und der geistigen Pflege des deutschen Wesens in Ihnen den Augenblick vorzubereiten, da Deutschland wieder bei sich und in der Welt zu Ehren kommt. Zeigen Sie, was deutsches Mark in deutschen Männern ist!

Ansprache im Akademischen Turnerbund

Das Turnen ist vaterländischer Dienst geworden. Früher sorgte der Staat selbst für seine Lebensnotwendigkeiten. Wie er zu Steuern zwang, so zwang er zum Heeresdienst und mittelst der Arbeitergesetzgebung zu sozialen Leistungen. Solchem Zwange wurde willig oder unwillig gehorcht. Man ließ es geschehen, daß der Staat nahm, was er brauchte. Im übrigen sorgte jeder für sich. Heute sind die wahren Staats- und Volkspflichten zu den Einzelnen gekommen. Das System, das sich jetzt Staat nennt, ist unfähig oder unfähig gemacht worden, sie wahrzunehmen. Viele Tausende, denen keine Autorität mehr gebietet, taumeln nun in ungebundener Freiheit, wie sie sie verstehen. Indem ihnen eingeredet worden ist, daß sie keinem Herrn mehr zu gehorchen brauchen, weil sie selber Herren geworden seien, weil sie der Staat seien, ist ihnen ausgeredet worden, daß der Staat einen überindividuellen Sinn hat. Die studentische Jugend begreift diesen Sinn und begreift, daß nur Staat mit überindividuellem Sinn Staat sein kann. In ihr hat sich das Licht des Bewußtseins für vaterländische Notwendigkeiten entzündet. Aus eigenem Antrieb macht sie, soviel an ihr ist, das künftige wirkliche Staatswesen möglich. Die akademischen Turnvereine stehen hier an erster Stelle. Bewußt bilden sie ihre Mitglieder in aller Art körperlich aus, damit einst, wenn die Stunde kommt, eine gestählte Jugend da ist, die trotz Fortfalls der allgemeinen Wehrpflicht heeresfähig ist. Das ist die vaterländische Funktion der akademischen Turnvereine. Ihr sind Sie sich alle klar bewußt. Aber es gibt auch eine völkische Funktion der akademischen Turnvereine. Ist es denn genug, daß Sie dem Vaterlande (zu Ihrem eigenen Gewinn) einen äußerlich durchgebildeten, im Ertragen von Anstrengungen geübten, von Energie des Willens straff belebten Körper schenken? O, gehen Sie weiter und schenken Sie ihm auch einen von innerlicher Zucht tüchtig gehaltenen Körper. Heute weiß jeder, daß sich verwüstete Manneskraft in den Nachkommen rächt, daß der Prozentsatz der Geschlechtskrankheiten wahnsinnig hinaufgeschnellt ist und daß das ein unfruchtbar und siech werdendes Volkstum bedeutet. Es ist ein ehernes Gesetz: Unzüchtiger Einzelner, untüchtiges Volk. Wie die französische Schmach aus dem Lande heraus, so muß der französische Schmutz herunter von der

Bühne, und die französische Krankheit muß heraus aus den deutschen Knochen. Hier zeigt uns die Natur selbst einen Weg, wie wir waffenlos den waffenstarrenden Feind besiegen können. Überlassen wir die Franzosen ihren Lastern und ihrem Zweikindersystem. Halten wir bei uns auf Mannesreinheit und das Gartenglück der deutschen Ehe. Bewahrheiten wir in einer Zeit, wo man uns Hunnen und Boches schimpft, zu Kriegsschuldigen stempelt und als Aussatz der Menschheit täglich stäupt, das alte Wort: „Deutsche Zucht geht vor in allem." Tun wir das auch in dem Sinne, daß wir ebenso völkisch hellsichtig und verantwortungsbewußt gegenüber den Gefahren des Alkohols werden, dann wird der Born völkischen Lebens in uns Deutschen fortwährend steigen, und wir werden mit ihm steigen, während über Frankreich längst der Völkertod gekommen ist. So meine ich die völkische Funktion der akademischen Turnvereine. Halten Sie in sich den deutschen Volkskörper rein und werben Sie dafür bei anderen.

Die akademischen Turnvereine mögen sich drittens auch zu einer s o z i a l e n Funktion bekennen, die gerade ihnen besonders nahe liegt, weil dazu körperliche Tüchtigkeit und Gliedergeschicklichkeit gefordert wird. Rufen Sie Ihre jüngeren Semester zur Ferienarbeit in Landwirtschaft, Fabrik und Bergwerk auf. Dort berühren Sie sich mit der werktätigen Bevölkerung, dort werden Sie Arbeiter mit Arbeitern. Die Scheu des Arbeiters vor Beeinflussung durch den „Gebildeten" ist dort am leichtesten zu überwinden. Gemeinsame Arbeit knüpft Kameradschaft, in der Kameradschaft beeinflussen sich, ohne daß viele Worte gewechselt zu werden brauchen, — Worte kommen nachher von selbst — Persönlichkeiten. Sind Sie selbst eine deutsche von sittlicher Zucht und geistiger Klarheit erfüllte Persönlichkeit, so werden Sie auch im deutschen Arbeiter, in dessen Kopf fremde, widerdeutsche Vorstellungen hineingeredet worden sind, dessen Herz aber brav ist, die deutsche Seele wecken. Sie werden dadurch mehr zur Überwindung der Klassengegensätze und zur Herbeiführung wahrer Volkseinheit beitragen, als wenn man nur immer von der Notwendigkeit der Volkseinheit redet, und nicht weiß, wie man dazu kommen kann. Ihnen selbst wird aber diese kurze Lehrzeit neben äußerem Lohn inneren Gewinn bringen. Sie erringen sich technische Vielseitigkeit, Ihr soziales Verständnis reift und die Berührung mit dem Volke wird auch für den Augenblick vaterländische Frucht tragen, wo wir

im Endkampf um deutsche Zukunft die Seele unseres Volkes mit uns haben müssen. (Ich werde auch meinerseits das Werkstudententum möglichst fördern, indem ich Berichte über Eindrücke und Erfahrungen bei der Werkarbeit im Februar, die mir eingereicht werden, honoriere. Ich kann zunächst für 10 solcher Berichte über beglaubigte Werkarbeit in den bevorstehenden Ferien je 400,— M aussetzen, hoffe aber zuversichtlich, daß mir sehr bald die Mittel zufließen werden, um für jeden solchen Bericht eine Prämie auszuzahlen.) Noch einmal, Ihr akademischen Turner: Indem Sie Ihre Glieder ertüchtigen, bilden sich in Ihnen die Glieder der künftigen deutschen Macht. Indem Sie Mannesreinheit halten, bilden Sie an dem reinen deutschen Gesamtleib, in dem ein hoher Geist, der Geist des Muts, statt müdem Pazifismus wohnen kann. Indem Sie als Arbeiter zu den deutschen Arbeitern gehen und als Kamerad ihre Führer werden, bilden Sie die unüberwindliche deutsche Gemeinschaftsseele.

Ansprache beim Akademischen Turn- und Sportfest in der Stadthalle Greifswald
18. 2. 1923

Sie haben gezeigt, was Sie gelernt haben, was Übung, namentlich die Übung so frischer und lebendiger Kräfte, wie sie Ihren jungstarken Körpern innewohnen, für den ganzen Menschen bedeutet. Diese sauberen Leistungen, die Sie heute auf so vielen Gebieten des Sports, der Turn- und der Fechtkunst, herausgebracht haben, zieren und ehren den Könner. Jeder von Ihnen hat Macht gewonnen über seinen Körper. Seine Sehnen und Muskeln haben Disziplin gelernt vor dem Gebote der herrschenden Seele, seines siegenden Willens. Solcher Wille spannt den Körper, er spannt ihn zu scharfer Anstrengung, die wie Spiel gelingt, und spannt ihn zu edeler Zucht und Tüchtigkeit. Aber den Willen selber muß etwas anderes spannen, und ich weiß auch, was bei Ihnen, den akademischen Turnern, den Willen spannt. Es ist, wie bei jedem echten Turner, die Liebe zum Vaterlande. Jeder gestählte Leib, jeder geübte Arm ist ein Stückchen der unsichtbaren deutschen Wehrmacht, deren sichtbarer Teil das zusammengestrichene kleine Reichsheer ist, das uns das Schand- und Lügendiktat von Versailles gelassen hat. Das weiß der deutsche Jüngling, der sein Vaterland

mit der Tat und nicht nur mit Worten liebt. Er ist sich der heiligen Pflicht bewußt, zu seinem Teile durch die turnerische Disziplin seines Körpers die unsichtbare Wehrmacht seines Landes zu steigern. Wenn jeder so denkt, wenn sich geschulte Kraft der einen an die geschulte Kraft der anderen in lebendiger, des Führers harrender Kette reiht, dann kann, wenn die große Stunde und der große Führer kommt, rasch, wie aus dem Boden gestampft, die große sichtbare Wehrmacht da sein, die Bundesgenossen anzieht und die Freiheit erzwingt. So übt der Turner tätigen Vaterlandsdienst. Müßte nicht die Ehre jedes deutschen Studenten sein, Turner, das ist an seinem Leibe Mehrer der deutschen Volkskraft zu werden? Auf, alle Greifswalder Studenten, zu dieser Ehre! Das alte verlogene Studentenideal, daß Mannestüchtigkeit in Trinkfestigkeit bestehe, muß abgetan werden. Die neue Zeit gibt der studentischen Ehre neue Tafeln. Trinkfestigkeit ist sichtbarer Widerstand der äußeren Körperhaltung gegen die unmittelbaren Folgen des Alkohols, die oft nur gerade noch am Kneiptische anhält, um dann draußen Schauspielen zu weichen, die der Ehre und Würde eines Volkes in Not, geschweige der Ehre und Würde akademischer Bürger, die die Führer ihres Volks in Not werden sollen, ins Gesicht schlagen. Aber auch bei denen, die die äußere Haltung nicht verlieren, siegt unsichtbar in den Nerven das schleichende Gift und frißt die Lebens- und Zeugungskraft des nachgeborenen Geschlechts. Da wird die heilige Volkskraft nicht vermehrt, sondern verwüstet und verschleudert. Da sind die ungetreuen Knechte im Volksleben, denen ihre Sünde nicht vergeben werden kann. Denn heute, in der Erkenntniszeit völkischer Hygiene, weiß jeder, was er tut. Dort ist das unedle Kontrastbild zur edlen Turnerei. Das muß in den Reihen der akademischen Jugend verschwinden. Sie soll als Führer und Vorbild vorangehen in aller völkischen Treue, auch in dieser. Darum keinen verwüstenden Trinksport mehr, sondern allüberall volksdurchknetenden Körpersport! In sich selbst Saat legen für die deutsche Zukunft und sich bereit halten geistig und leiblich für das Gebot der deutschen Gegenwart! Ein Volk, in dessen Reihen durchgehend so gedacht und gehandelt wird, aus tiefster völkischer Treue heraus, trüge den Kranz der nahen Freiheit und Größe schon jetzt auf der Stirn. Auf, akademische Jugend, sei Du dies Volk! Heraus aus dem Trinksport, hinein in die Turnerei!

Ansprache vor dem Beginn des Ruhrspende-konzertes des studentischen Sängerbundes Guilelmia

25. 2. 1922

Es ist die Aufgabe Ihres Bundes, die Harmonie zu pflegen und gute Töne zu machen: sei es, daß Sie mit der Kunst des Gesanges vibrierende Luftmassen in harmonische Schwingungen versetzen, so daß sie nicht tot bleiben, wie vorher, sondern Seele und Leben annehmen, sei es, daß Sie unter sich die Harmonie der Seelen pflegen, so daß diese aus ihrer Vereinsamung erwachen und fröhlich zusammenklingen in Freundschaft, Kameradschaft und gemeinsamer Begeisterung. Es geht mit den studentischen Vereinen wie mit einem Schifflein. Die Leute, die dort einsteigen, sind sich anfangs fremd, „keiner kennt den anderen". Dann beginnt allmählich die geistige Musik. Nicht alle Musikanten stimmen sogleich ein. Mancher bleibt so blöde, als fehlt „ihm just die Rede". Aber doch kommt über alle nach und nach derselbe geistige Rhythmus. Person schließt sich gegen Person auf, um so mehr, je stärker das gemeinsame innere Erleben wird. Dann geht es gerade umgekehrt, wie in der Akustik. Dort kennt man keine Summentöne, sondern nur Differenztöne. Zwischen bundesbrüderlichen Menschen gibt es keine Differenztöne mehr, sondern nur Summentöne, zumal, wenn es die Kameraden eines Gesangvereines sind. Konsonnanz, Harmonie! Es gibt aber eine noch höhere Harmonie. Plato sah sie in der rechten Beschaffenheit des Staates, dem Zusammenklange der Berufe in richtig verteilter Arbeit. Die höchste Harmonie, die es gibt, ist die Harmonie eines Volksganzen, wo die Seelen aller Volksgeschwister brüderlich zusammenschwingen, wo sie in gemeinsamer Abwehr gegen Schmach und Unbill e i n Ton werden, ein brausender Gottesklang. Sonne und Sturm ist in solchem Klange, das Strahlenlicht der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und Gewittergrollen des Grimmes gegen den gemeinsamen Feind. Das ist die Melodie, die heute in ganz Deutschland ertönt. Sie ertöne auch hier in dieser Stunde bei uns! In den Darbietungen der Guilelmia werden wir das große Deutschlandlied vernehmen, das jetzt überall zu den Brüdern im Ruhrgebiet herüberklingt.

Ansprache an den neugegründeten Verein der Neuphilologen Greifswalds

Sie, die Neuphilologen unserer Fakultät, sind zu einem „Vereine“ zusammengetreten. „Verein“, das bedeutet, daß eine Einheit Sie vereinheitlicht, daß Sie keine bloße Schar sind, sich nicht bloß aneinander, sondern zu etwas Höheren zusammenschließen. Der Gedanke eines Ganzen, eben das, was Sie Ihren „Verein“ nennen, lebt in Ihnen, und Sie leben in diesem gemeinsamen Gedanken ein höheres Leben, als wenn jeder für sich allein lebte. Daß ein Ganzes hinter Ihnen steht, das belebt Ihre Freuden und vertieft Ihren Ernst. Dieses Ganze ist ein wissenschaftliches Ganzes. Sie sind nicht wie ein Kegelklub oder ein Skatklub, der seine bloße Existenz will, der in leerer Selbstbejahung nur einfach da sein will und darum starr und entwicklungslos bleibt. Nein, Ihr Ganzes ist dienendes Glied in einem höheren Ganzen, im wissenschaftlichen Kulturleben Deutschlands, und zwar ist es getragen von der ideellen Liebe zu den Wundern des Wortes. Das besagt der Name „Philologischer Verein“: Liebhaber des Wortes. Der Name besagt noch mehr. Liebhaber des Logos, also nicht des toten Wortes, sondern des geistig belebten Wortes. Möge dies geistig belebte Wort sowohl Ihren Verkehr untereinander, wie Ihr wissenschaftliches Streben beherrschen! Aber noch mehr! Denken Sie an das erste Wort, das nach tiefsinniger Sage gesprochen worden ist, an das Schöpfungswort! In ihm haben Sie das höchste Vorbild aller Worte. Es wurde Tat, sogar schöpferische Tat. So wird auch im Inneren des lebendigen Menschen ein Wort nicht nur des Geistes, sondern des Willens gesprochen, ehe er zur Tat schreitet. Die geistigen Ströme, die uns beleben, wollen nicht in Worten eingeschlossen bleiben. Sie wollen heraus und wirken. Das Wort, in das sie begehren gefaßt zu werden, soll ihrer überfließend voll sein, und dann wird es ein inneres Ja zur Tat. Seien Sie in solchem Sinne Philologen, nicht bloß Wortfreunde, sondern Logosfreunde, nicht bloß Logosfreunde, sondern Logoskämpfer! Niemals im Studium bloße Worte ohne den geistigen Blitz des Logos darin, und in allen entscheidenden Augenblicken Ihres Lebens und des nationalen Lebens das starke innere Ja, Ihr Schöpfungswort, das zu eigener starker Tat überfließt.

Ansprache als Vorsitzender der Deutschen Philosophischen Gesellschaft auf der ersten Tagung in Weimar 1918

Ein herer Aar schwebt uns voran, der, um mit Fichte zu sprechen, „mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt und mit starkem und vielgeübtem Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu heben der Sonne, deren Anschauung ihn ergötzt“: der deutsche Geist. Wie Faust der Abendsonne nacheilen möchte, „allein der neue Trieb erwacht, ich eile fort, ihr ewges Licht zu trinken, vor mir den Tag und hinter mir die Nacht“, so ist in uns, die wir in der deutschen philosophischen Gesellschaft vereint sind, die wir ihr als Mitglieder angehören und als Gäste gesellt sind, der Trieb erwacht, jenem Adler im Sonnenglanze nachzustreben, der für uns Sonne selber ist. Hier in der Stadt Weimar, in deren Mauern wir uns zusammenfinden, ist von dem Glanze dieser Sonne, von dem Hauche dieses Geistes ein immerwährendes Pfingsten. Wo lieber als hier sollten wir uns von neuem dem deutschen Geiste geloben und mit heißem Herzen den Tag herbeisehnen, wo das Bekenntnis zu ihm alle deutschen Brüder eint. Die Aufgabe unserer wissenschaftlichen Gesellschaft ist es, die Wesenstiefe dieser deutschen Geistigkeit überall, wo sie in der Gedankenwelt unseres Volkes erschienen ist, aufzuschließen, ihren lebendigen und Leben zeugenden Gehalt aufhorchenden Seelen nahe zu bringen. Wenn der deutsche Sinngehalt sie berührt, wird, so hoffen, nein wissen wir, der deutsche Sinn in diesen Seelen aufwachen, wo er schlief, er wird glühend werden, wo er lau war. Die Deutschheit wird dann als ein lebendiger Gottesstrom durch alle Volksgenossen gehen, und das ganze deutsche Volk, brüderlich geeint, wird zum Adler werden, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt, die Nebel zerteilt, die ihn umdräuen und für Kind und Kindeskind seine neue Sonne erfliegt.

Ansprache bei einem Feste meines philosophischen Seminars in Lubmin

Es ist mir eine Freude, Sie bei mir zu sehen. An Stelle des geistigen, etwas trockenen Windes, der sonst im Seminar weht, ist

hier der frische Seewind getreten und haucht Sie mit seiner Lust und Fröhlichkeit an. Es ist mir eine besondere Freude, Sie hier auf meinem eigenen Grunde zu begrüßen. Ich darf stolz sagen, was Sie um sich sehen, ist zu gutem Teile meiner Hände Werk. Etwas von der Bauernfreude, sich seinen eigenen Tisch zu bereiten, durfte ich hier kennen lernen, und dabei lernte ich die Verwandtschaft zwischen Landbau und Wissenschaft begreifen. Der Landmann gräbt und pflügt den Boden seiner Heimat und erntet den Segen seiner Scholle. Scholle, das ist aufgeschlossener Boden. Darin lebt das Gesetz der vaterländischen Erde, das ihn zu ihrem Liebenden und Bekenner gegenüber allem heimatlosen Wesen macht. Der Gelehrte gräbt im Boden jeder Sache und erntet den Segen ihrer Wahrheit, wie sie an sich ist. In ihm lebt das Gesetz der Sache und die Ehrfurcht vor der Sache, die ihn zum Zeugen ihrer Wahrheit macht, allen denen gegenüber, denen die Sache nichts, ihre Person oder Partei alles ist. Das ist die Verwandtschaft zwischen Gelehrtem und Bauern, und diese habe ich erlebt, indem ich auf meinem Grundstücke selbst zum Landmann wurde. Als ich es übernahm, war es abgeholztes Waldland mit vielen Stubben und winzigen jungen Tännchen darin, die hier und dort in Haufen standen. Da mußte ich zu Spaten und Kulturhacke greifen, roden und graben. Manchen Stubben habe ich ausgehoben, manches Tännchen holte ich mit dem Wurzelballen heraus und verpflanzte es, um das Gelände zu umrahmen und mir eine grüne Studierstube zu schaffen. Manche Erdbewegung habe ich mit meinem Handwagen ausgeführt, Sand fort- und fruchtbare Erde hingebracht, unzählige Gießkannen auf die jungen Beete entleert. So ist mir allmählich ein fröhliches Gelände herangewachsen, in dem mir heimelich und wohnlich das selbstentworfene Häuschen steht. Ich merke, etwas von dieser Heimeligkeit geht auf alle meine Besucher über. Und hoffentlich auch etwas vom Hauche des Schaffens. Damit meine ich Sie, meine lieben jungen Freunde. Auch Sie finden um sich ein Land mit Stubben umgehauener Bäume vor, das Sie mit Spaten und Kulturhacke um und um arbeiten müssen. Auch für Sie gilt es Quecken zu jäten, edelen Samen zu pflanzen und zu pflegen, auch für Sie gilt es sterilen Sand abzufahren und eine Humusschicht herzustellen, in der die Saaten Ihrer Hoffnung wachsen können. Das ist das Land Deutschland. An Ihnen ist es, es nicht zur Wüste versanden zu lassen,

sondern es zu Garten und Wohnhaus zu gestalten, in dem Ihre Seele wohnen kann. Lassen Sie mich mit dem Bilde meines kleinen Besitztums, das ich mir geschaffen habe, das Zukunftsland begrüßen, das Ihnen nicht geschenkt wird, sondern das Sie sich mit Hirn, Herz und Hand erringen müssen; bis das Haus dasteht, das ganz Deutschland und nur Deutschland ist. Mögen auch Sie Bauern, Gärtner und Pflanzer, Schollenwender und Kulturhacker werden, die auch nicht rasten, bis Sie auf eigenem Grunde, der von den Grenzen der deutschen Sprache abgesteckt ist, Ihr bodenkundiges und wesensgerechtes Haus errichtet haben.

Nachwirken der akademischen Gemeinschaft: Zusammengehörigkeit fürs Leben

Wieder einmal ist es mir und meiner Frau vergönnt, mein Seminar hier in Lubmin begrüßen zu dürfen. Wir danken Ihnen und unseren anderen lieben Gästen für Ihr Kommen. Es ist doch immer etwas Besonderes, wenn sich der akademische Lehrer und seine Hörer nicht im Hörsaal sehen, sondern draußen unter grünen Bäumen, beim Brausen des Meeres. Dort kahle Räume! Bänke und Katheder markieren eine persönliche Distanz, zwischen Stundenschlägen wird ein Pensum vorgetragen. Hier sind Distanz und Pensum vergessen, man fühlt sich in Gottes Natur im Schwingen gemeinsamen Naturgefühls, einander menschlich nahe. Gern möchte ich im Rahmen meiner Gedankenwelt sagen dürfen: hier sei schon von selbst die Atmosphäre beseelten Bundes. Nur: fröhliche Gesellschaft, zwangloses Plaudern, aufgetaute Seelen, das ist gewiß etwas sehr schönes, es ist ein liebliches Naturgewächs; aber die Tiefe beseelten Bundes wird so noch nicht erreicht. Es ist bestenfalls in solcher Natur und menschenfrohen Geselligkeit Vorahnung von Tieferem und Göttlicherem. Damit solche Vorahnung wirklich werde, muß etwas hinzukommen: akademisches Leben.

Hiermit lenken sich unsere Blicke zurück zu den kahlen Räumen der Hörsäle, zu Bank und Katheder, zu Distanz und Pensum. Ja, wenn es bei Distanz und Pensum bliebe! Aber Distanz und Pensum müssen im Sinne echter Universität überwunden werden, damit sich aus Lehrenden und Hörenden immer wieder das Höhere schaffe: eine

geistige Gemeinde. In jeder Vorlesung, jeder Seminar-Besprechung ist es möglich, daß der Augenblick kommt, wo geistige Gemeinde wird. Die Augenblicke, wo es geschieht, sind die Höhepunkte des akademischen Lebens, für beide, Professor und Studenten. Um dessentwillen lohnt es sich, Professor und Student zu sein. Da ist dann Geschichte in den Räumen, es webt deutsche Geistesgeschichte und teilt jedem der Versammelten einen elektrischen Funken mit, der in seinem Leben Kraft werden soll und durch ihn im Leben immer neuer Anderer.

Daß wir solches geistige Erleben geteilt haben, das umfängt uns nachwirkend in dieser Stunde. Es ist zwischen uns doch anders, als wenn wir uns nur zu einem Vergnügen auf dem Lande zugesellt hätten. In unserem ländlichen Feste ist unsichtbar mitgegeben jenes andere, daß wir vorher in gesegneten Augenblicken geistige Gemeinde sein durften. Unsere Geschichtlichkeit miteinander tritt in unsere naturumsponnene Gegenwart und webt darüber ihr geistiges Gesicht. Der Einschlag ermöglicht es, daß heute, hier, jetzt mit einem Schlage die noch tiefere Göttlichkeit beseelten Bundes bei uns aufgeht, daß unsere Seelen, die Meer und Wald und Sonnenschein schon zu rein menschlicher Brüderlichkeit geöffnet haben, von metaphysischer Brüderlichkeit berührt werden. Mag der Zeitaugenblick dieser Berührung vorübergehen — er muß ja vorübergehen in der Hast und Unruhe der Tage (über immer neuen Plagen und Freuden) — seine Ewigkeit bleibt in uns stehen. Denn in unseren Seelen ist Bund miteinander geworden. Wir wissen, daß wir es für alle Zeiten als ein Wiedersehen miteinander empfinden werden, wenn wir jeder für sich von dem zeugen und es handelnd betätigen, was wir gemeinsam geistig empfangen haben. Dann sind in dem Gedanken, daß einstige Kommilitonen die gleiche innere Bewegung in sich tragen und aus sich hervorströmen, die anderen Seelen bei uns gegenwärtig in bleibender Nähe. Möge sich unsere heutige Geselligkeit mit metaphysischer Brüderlichkeit durchdringen!

Nicht Milieu, sondern der Gott der deutschen Geschichte

Ansprache in Lubmin

Es freut mich, wieder einmal mein Seminar und mit ihm meine anderen jungen Gäste in meinem ländlichen Heime begrüßen zu dürfen. Ich grüße in meinen Freunden vom Seminar die auf wehrhafte Erkenntnis gespannten Seelen. Ich grüße in Ihnen allen die Jugend, die mir wert ist, weil sie Frühling in sich selber ist, und weil sie deutsche Jugend, deutscher Frühling ist. Nahe neben uns braust das Meer, das Symbol von Freiheit und Unendlichkeit. Sie vom Seminar wissen von unseren Übungen über Persönlichkeit, wie eng das beides gesellt ist, Freiheit und Unendlichkeit, und wie beides in der echten Persönlichkeit miteinander verwächst. Allerdings gibt es Freiheit, die mit Unendlichkeit, Ewigkeit, schicksalhafter Werterfüllung nichts zu tun hat. Das ist die Freiheit des triebhaften Menschen, von der Nietzsche sagt, daß sie kurze Lüste frech in den Tag hinein wirft. Die Freiheit, die wir kennen gelernt haben, ist die, die einen langen Willen in die Ewigkeit pflanzt. Sie sagt Ja zu einer Lebensaufgabe, die aus dem eigenen Anlagengrund hervorwächst und dennoch höher eingestellt wird als das eigene Ich, weil in ihr die Unendlichkeit der ungegebenen Gottheit aufgeht. Da werden wir von einer uns und unsere Aufgabe verwesentlichenden Macht unter inneres Schicksal gestellt. Wir werden als lebendige Werkzeuge eines Berufes eingefordert. Wie so aus einem inneren Sinne heraus, der unser Sinn wird, Beruf unser Schicksal wird, so werden uns auch unsere Freundschaften, wird uns unsere Ehe Ruf und Schicksal. Das sage ich Ihnen als Jugend, die nach Persönlichkeit strebt. Und noch ein Wort sage ich Ihnen als *deutsche* Jugend. Um jeden von uns ist auch äußeres Schicksal. Äußeres Schicksal wird heute oft als unabwendbare Gegebenheit angesehen, die jedem die Freiheit *nimmt*. Dahin geht die ideenverlassene Rede vom „Milieu". „Milieu" ist Umgebung, die uns zwingt und bestimmt, statt daß wir ihre Herren werden. Auch die Lage unseres Vaterlandes gilt als ein großes allgemeines Milieu, das uns aus der Niederlage im Kriege und der folgenden politischen und wirtschaftlichen Entwicklung zugewachsen sei, in das wir nun zwangs-

läufig verfangen seien. Aber wer weiß, daß sich aus innerer Freiheit echtes inneres Schicksal schafft, der glaubt nimmermehr, daß das deutsche äußere Schicksal eine Milieuwalze ist, die uns zu paneuropäischem und weltwirtschaftlichem Völkerbrei zermahlt. Nein, er weiß, daß im deutschen Schicksal ein Sinn der Freiheit ist. Er sieht in der schweren Wolke, die über uns hängt, den Gott der Brüderlichkeit verhüllt, der sich 1914 unter uns aufgetan hatte und den wir dann immer mehr verleugnet hatten. Der wartet darauf, daß er sich wieder enthüllen kann. Hier will sich ein unendliches Leben nicht aus der Anlage des Einzelnen, sondern aus unser aller Erleben gestalten, es will sich fortsetzen in der deutschen Geschichte, weil es einmal angefangen hat, dort zu leben. Daß es uns mit der Idee der Brüderlichkeit erfüllt, das ist Zeichen, daß es sich mittels unseres Willens fortsetzen will. So spannt Euch mit dem Willen! Mit ihm geht der Gott der deutschen Geschichte und durchkraftet ihn so, daß er sich durchsetzt allen äußeren und inneren Widerständen, die nur Zeitbedeutung haben, zum Trotz.

Schöpferische Freiheit!

Noch eine Ansprache in Lubmin

Jede jungdeutsche Bewegung ist vom Begriffe der Freiheit getragen. Ich hörte einmal diesen Freiheitsbegriff so ausgedrückt: „Frei vom Elternhaus, frei vom Pfarrer, frei vom Lehrer!" Was war das für ein äußerliches Rufen! Darin nur gepocht wurde auf Freiheit wovon und im Dunklen blieb Freiheit wozu. Ich kenne manche Arten des Freiseins von etwas, die tiefer gehen als jenes Freiseinwollen von äußeren Verhältnissen und die die Freiheit wozu in sich mit einschließen. Dabei handelt es sich um Freiheit, die man in sich selbst erringt. Alle echte Freiheit ist ein geistiges Ding. Nicht in Zuchtlosigkeit besteht sie — das ist Wahn der Masse —, sondern in edeler Zucht der Seele. Sie kommt von innen herauf in religiöser, sittlicher und logischer Zucht. Aus der Zucht des Glaubens kommt die evangelische Freiheit Luthers, aus der Zucht der Pflicht kommt die kantische Freiheit des Sittenmenschen, von Plato erbt die Freiheit in der Zucht sauberen Denkens, das aus der Hörigkeit unter Massensuggestion und sophistischer Trugrede erlöst. Hier überall leuchten Sterne der Ewig-

keit. Man braucht nicht erst zu fragen: „Freiheit wozu?" Eine falsche Verhaltungsweise ist innerlich überwunden, man ist in sich selbst eine Stufe höher gestiegen. Man ist in den Antrieb einer ideellen Bewegung hineingestiegen.

Es gibt noch ein anderes Aufsteigen über sich selbst in eine höhere Freiheit hinein. Das geschieht, wenn man ergriffen wird von dem Freiheitsgesicht der Volkheit.

Was ist das letzte Wesen menschlicher Freiheit überhaupt? Daß wir in unserer Willensfreiheit Urmacht und erste Bewegung entdecken! Wir fühlen unmittelbar, daß darin, daß wir wählend und handelnd unserm Leben Einheitssinn geben können, in der menschlichen Seele die schöpferische Mitte der Welt eingekehrt ist. Wir stehen hier in einem Geschenke der Göttlichkeit, sofern sie uns nicht in die Linie der Notwendigkeit zwingt, sondern unserm Wählen Spielraum gibt. Nun sind wir von ihrer Selbstkraft getragen.

Die Freiheit des Volkstums ist in der Willensfreiheit der Einzelnen nicht gegeben, sie kann nur aufgegeben sein. Aber in solchem Aufgegebensein berührt uns wiederum göttliches Geheimnis. Uns berührt ein göttliches Leben, das als „Volkheit" durch das Volkstum geht; es berührt uns mit dem Kraft- und Pflichtbewußtsein unserer volklichen Selbstbestimmung. Es gibt kein vaterländisches Empfinden, ohne daß in demselben Atem das souveräne unabhängige Dasein der volklichen Gemeinschaft als göttliche Forderung mit empfunden würde. Wir fühlen uns von einem heiligen Soll durchglüht, unser individuelles Leben daran zu setzen, damit sich das überindividuelle Leben der Gemeinschaft wuchstümlich und eigenwertig entfalte, damit es nie seinen Tag in der Geschichte verliere, und ihn, wenn es in Knechtschaft geraten ist, zurückgewinne. Die schaffende Volkheit, die sich als Seelenbrücke in den Seelen schafft, werkmeistert solcher Weise in uns und macht uns aus individuellen Menschen zu geschichtlichen Menschen. Geschichte wird immer nur von Menschen gemacht, die gemeinsam von dieser Gewalt der Ursprünglichkeit durchkraftet sind. Fühlt Ihr, meine jungen Freunde, schöpferische Kräfte in Euch? So fühlet vor allem dies schöpferische Leben der Volkheit, das Euch mit der Idee deutscher Freiheit erfüllt. Das Schöpferischste, was es gibt, ist, sich ein freies Vaterland zu schaffen, und ein solches, das frei sein darf.

Von der metaphysischen Wirklichkeit des deutschen Volkes

Rede auf dem Kyffhäuserfest des V.D.St. 1933

Einige Worte eines unverbesserlichen Metaphysikers! Der Kyffhäuser bedeutet metaphysische Wirklichkeit des deutschen Volkes, die weit mehr als seine physische Wirklichkeit ist. Diese metaphysische Wirklichkeit ist immer um uns, aber sie wird uns nicht immer bewußt. Unter den schwarzweißroten Farben des alten Reiches war sie nur halb bewußt. Wir bezogen die geliebten Farben auf das gegebene Deutschland. Wir kannten nicht das übergeschichtliche Deutschland, weil wir die übergeschichtliche Wirklichkeit „Gott" nannten und mit hebräischen Buchstaben lasen. Die deutsche metaphysische Wirklichkeit webt nicht um den Berg Horeb, sondern um den Kyffhäuser. Wahrlich, etwas davon haben gerade die Vereine der deutschen Studenten gewußt. Darum eben waren sie nach dem Kyffhäuser gegangen. Dennoch war ihnen die eigentliche metaphysische Wirklichkeit des deutschen Volkes verhüllt. Die enthüllte sich erst im Weltkriege, als alles gegebene Deutschland versank.

Was ist es um diese Wirklichkeit? Denken wir an das Blut, das in unseren Adern rollt. Unverspritzt und ungeopfert ist es nur physische Erscheinung. Im Blute unserer Gefallenen des Weltkrieges aber ist deutsche metaphysische Wirklichkeit aufgebrochen, wie sie Ernst Jünger, Schauwecker und andere gesehen und uns gedeutet haben. Ebenso ist die deutsche Landschaft, die uns umgibt, nur physische Erscheinung. Sie ist mit ihrer Lieblichkeit und Fruchtbarkeit ein Stück der Allerde. Aber für uns Deutsche leuchtet darin eine Innerlichkeit hervor, die das Bild des deutschen Sämannes umhegt, dessen Treue sie mit ihrer Treue segnet. Wiederum: als das gegebene Volk der Deutschen sind wir nur physisch auf diesem Planeten erschienen. In den großen Männern aber, die durch unsere Geschichte gehen, wird die metaphysische Wirklichkeit des deutschen Volkes leuchtend. Sie macht, daß sie nicht nur die Großen *sind*, sondern als die Großen *gesehen* werden, und daß die Volksgenossen an ihrem Bilde zu ganz anderen Menschen werden, als sie ohne den Aufblick zu ihren Helden und Heroen sein würden. Dehmel hat das einmal so ausgedrückt: Wenn

Bismarck ans Fenster tritt, bekommt das Volk Engelsgesichter, während es ohne den Helden Schafs- oder Wolfsgesichter zeigt. Heute ist Hitler ans Fenster getreten. Indem er seinen Fahnen das Hakenkreuz aufprägte, hat er die deutsche metaphysische Wirklichkeit ganz enthüllt und sichtbar gemacht. Mit dem Zeichen sind nun auch die schwarzweißroten Fahnen der Vereine deutscher Studenten vermählt. Es macht sie reicher, als sie vor 52 Jahren waren. Es ist, als wären sie in den Kyffhäuserberg hineingegangen und nun kämen sie wieder daraus hervor, und das Geheimnis des Berges leuchtete auf ihnen. Es lehrt uns aus dem Opfergange unserer gefallenen Brüder, am Bilde der deutschen Landschaft und ihres Sämannes, sowie in der geschichtlichen Sendung unseres Führers jene Übersinnlichkeit ergreifen, mit der sich göttliches Dasein in deutschen Buchstaben erschafft.

Anhang:

Deutschlands Not und deutsche Studentenschaft

Erschienen in der „Deutschen Hochschule"
Wochenbeilage der Deutschen Zeitung. Nov. u. Dez. 1929

Jungdeutschland ist die Hoffnung für uns Ältere, über deren Mannesjahren die Sonne des kaiserlichen Deutschlands stand, die nun in Nacht und Nebel versunken ist. Dort keimen die Kräfte, dereinst Nacht und Nebel zu zerreißen. Die letzte Kraft, ein Volkstum zu retten, ist die Tiefe des Volkstums selbst, wenn es heiß und hellsichtig in den Seelen wird. Deutschlands Studenten sind berufen, der deutschen Jugend mit einer Seele voranzugehen, in der unser Volkstum heiß und hellsichtig geworden ist. Wenn solche Seelenbeschaffenheit zündend auch auf die andere deutsche Jugend überspringt, dann reckt sich unser jetzt zerschlagenes Volkstum mit innerer Übergewalt empor, ob alle Tore der Hölle aufgetan sind. Nichts vermag dann die List und Macht der fremden Sklavenhalter, weil auch die Schwaden, die im eigenen Hause ziehen, in der reinen Flamme verbrannt sind.

Welches ist der Weg der akademischen Bürger zur deutschen Wiedergeburt? Sie müssen ganz Studenten sein, um ganz Deutsche zu werden. Studieren heißt nicht ein Brotstudium treiben oder Wissensmassen in sich sammeln, oder mit halbverstandenen Weisheiten großmannssüchtig um sich werfen, es heißt auch nicht, sich intellektualisieren oder zu einem Techniker wissenschaftlicher Methoden machen, sondern es heißt, die Geistigkeit der Wissenschaft erleben. Wissenschaft ist Wahrheitsschmiede. Nur wer von Liebe zur Wahrheit und Klarheit durchglutet ist, kann ihr echter Jünger

sein. Sie befreit ihn dann von der Enge seiner Subjektivität, um ihn in die Weite der Sache und Ewigkeit des Geltens zu stellen. Wer in Wahrheit blickt, blickt über sich. Sie berührt die Seelen mit göttlichem Hauche, und eben das braucht der Deutsche, um ganz Deutscher zu werden. Ehe in ihm nicht die Liebe zu Ewigem erwacht, vermögen sich weder die Tiefenkräfte seiner Seele zu entfalten, noch vermag er sie zu verstehen.

Das nämlich ist das Rätsel des Deutschen, daß er nur dann sich am nächsten kommt, nur dann sein eigenes Wesen aufschließt, wenn sein Gemüt dem Anhauche von Ewigkeit und Unsichtbarem offen steht. Ohne das ist er in der steten Gefahr, sich an das Kulturgut des Auslandes zu verlieren. Dieses kommt ihm mit schmeichelnder Gebärde entgegen, die eigene Seele ist schwerflüssig. Den Schrank ihrer Tiefe aufzuschließen kostet mehr Mühe, als das Antlitz der Fremde zu genießen. So wird der Deutsche allzu leicht unlustig oder unfähig, die eigene Tiefe zum Sprechen zu bringen, und dann ist es, als ob er überhaupt kein eigenes Wesen hätte. Wir sehen ihn wie aufgesogen von dem Glanze der fremden Kulturen. So geschieht es allemal in den Zeiten, wo er den Grund der Ewigkeit in sich verliert, wo die einzelnen sich hemmungslos ausleben wollen oder sich in Massensuggestionen und Massenschlagwörtern verrennen, oder wo sie in den eitelen Rausch der Menschenbeglückung verfallen.

In anderen Ländern verliert das Individuum, das seinem Ehrgeiz, seiner Geldgier, seinen Lüsten nachläuft, die Fühlung mit dem Mutterboden seines Volkstums nicht so leicht. *Der krasseste Egoist bewahrt dort noch immer sein Nationalgefühl.* Der Deutsche wird, wenn das Wuchern seiner Triebe überhand nimmt, wurzellos. Er ist dann nichts anderes mehr, als Individuum. Mit seinem besseren Menschen geht sein Deutschtum unter, mag es als Phrasendeutschtum noch scheinleben. — *Auch die Massen beharren in anderen Ländern im Rahmen ihres Volkstums.* Der Sinn für den Eigenwert, die Einzigartigkeit ihrer Nation verdirbt in ihnen nicht, so internationales Mäntelchen sie sich umhängen. Der Deutsche, in dem Massenatem brütet, hört auf, sich als Deutscher zu fühlen. Er wird dann nichts als Prophet oder Versklaver der Masse. — Wenn der Engländer an Menschheit denkt, so denkt er an ein Imperium, das unter seinem

weltbeglückenden und ihm einträglichen Banner geeint ist. Der Franzose hat den Ehrgeiz, allen Völkern das Licht der Zivilisation voranzutragen, in der er für immer der berufene Führer bleibe. Der Deutsche begeistert sich für die reine Menschheit, in der alle völkische Besonderheit untergeht und zuerst die seinige. In seinem Menschheitstraume wird ihm sogleich der eigene Schwerpunkt unter den Füßen weggezogen.

So wird alles Opiat und Gift für ihn, was das stärkere nationale Selbstgefühl des Ausländers ohne Zerrüttung vertragen kann. Das Opiat der ungebundenen Individualität, der Masse, der Menschheit entnervt die Seele des Deutschen. Er sieht unter der Wirkung dieses Giftes alles Fremde schöner und besser als Alles bei sich zu Hause.

Die deutsche Seele findet nur dann zu sich zurück, wenn sie nicht auf den Menschenraum um sich, sondern in Ewiges über sich blickt. Öffnet sie sich dem Anhauche von Ewigem, dann springen in ihr ihre eigenen Wunder auf. Dann erwacht ihre Tiefe und neue Schöpfungen kommen in die Welt, wie Luthers Glaubenserlebnis oder Kants Pflichtimperativ oder Goethes Persönlichkeitsdarstellung oder die Tonoffenbarungen Beethovens. Dann bricht auch das Vaterlandsgefühl des Deutschen, so wie es Fichte sah, als heilige Glut und Flamme hervor. „Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt", lesen wir bei Fichte. Für andere Völker mag das nicht gelten. Sie sind in ihrer unmittelbaren Vaterlandsliebe stark. Den Deutschen müssen erst geistige Ströme ergreifen, dann erwacht in ihm die höhere Vaterlandsliebe. Er braucht in diesem Sinne Religion, um Deutscher zu bleiben und immer mehr Deutscher zu werden. „Mit Gott für König und Vaterland" hieß es in dem alten großen Preußen. Fehlt dem Deutschen die Beziehung auf Ewiges, dann fehlt ihm das Beste von sich selber, dann rauschen nicht die Urquellen seines Gemüts, sondern seine Seele bleibt unproduktiv und flattert in das Licht des Auslands.

Wer diesen Zusammenhang durchschaut, der versteht, wie national wertvoll es ist, daß unsere Studenten auf den Universitäten die Wissenschaft als göttliches Kleinod begreifen lernen, daß ihre Seelen für das Ewigkeitslicht der Wahrheit empfänglich werden. Fängt

davon ihre Seele zu glühen an, so ist sie schon in der Geburtsstunde ihrer Deutschheit. Sie erfüllt sich mit geistigem Leben, und das ist etwas ganz anderes als blinder Zwang und Drang von Gefühlen oder ungeordnete Scharung von Vorstellungen. Darin ist Liebe und Klarheit, hier vorerst die Liebe zur Wahrheit und die Klarheit in der Wahrheit. Aber von solcher Liebe kommt andere geistige Liebe, und von solcher Klarheit kommt andere Klarheit. Ist in den deutschen Jünglingen die Geistigkeit der Wissenschaft lebendig, so haben sie schon das Organ gewonnen, nicht vielleicht auf einmal, aber indem sie sich immer tiefer entwickeln und reifen, um überindividuelles Leben jeder Art, zumal das große Leben staatlicher Gemeinschaften wahrzunehmen. Das eigene Volkstum wird ihnen nun zu einer ideellen Größe von zwingender Werthaftigkeit. Darüber versinkt allerlei falsche Illusionsliebe, und Idealliebe steigt auf. Der Deutsche hat Illusionsliebe zu abstraktem Menschentum als solchem, und darum sieht er meist nicht das konkrete Völkertum der anderen, so wie es ist. Seine Illusionsliebe läßt ihn nur die schöne Geste der anderen erblicken, aber nicht ihre Grimasse. Die Binde vor den Augen, die ihn alles gut sehen läßt, was ausländisch ist, und alles schlecht, was heimisch ist, muß erst zerreißen. Dem Wahrheitssuchenden, in dessen Blick Ewigkeit steht, zerreißt sie, und er schaut in einer universalen Klarheit, wie sich in jedem Volke Licht und Schatten verteilen, und wie die Seele jedes ihre einzelnen um Atem und Lebensraum in ihren Herzen anruft. Damit ist aber sein Auge aufgetan, im Geistgesichte des eigenen Vaterlandes die heiligen Wunder der Geschichte zu erschauen, und sein Herz wird aufgetan in heißer Liebe für die eigene Volkheit. Denn sie sucht sein Verständnis, fordert seine Treue, braucht seine Hingabe, um die Lebensinnerlichkeit, die in ihr ist, in die Zeit ausblühen zu können. In der deutschen Art ist mehr Chaos als in den anderen Völkern. Da ist noch Platz für Werdemöglichkeiten. Das Gestaltete und Gegebene ist weniger fest als bei anderen Nationen. Darum kann sich deutsches Wesen nach außen und innen nur behaupten, wenn seine Söhne es mit ganzem Gemüt ergreifen. Der deutsche Student, der überall auf der Universität die Jugendkraft des deutschen Geistes erfährt, ergreift die deutsche Aufgabe mit ganzem Gemüt. Er ergriffe sie auch, wenn

sie ihm nicht, wie jetzt, jeder Peitschenhieb der Verknechtung, in die wir von außen gestampft werden, und jedes Anzeichen der Versumpfung, in die wir im Inneren geraten, stündlich ins Gewissen schriebe. So weiß er hinfort erst recht, *worauf es ankommt, für ihn und uns Deutsche alle:*

Erstlich nicht daran, sich schrankenlos als Individuum auszuleben, sondern sich in stählerner Manneszucht rein und stark für Deutschlands Zukunft zu erhalten. Mancher Fehler der Vergangenheit wird darüber von selbst vom deutschen Studenten abfallen. Es gilt jetzt zu arbeiten und nichts als zu arbeiten für Deutschland, indem man überhaupt arbeitet, an sich arbeitet und sozial arbeitet.

Das nämlich ist das *Zweite*: nicht Massenschlagwörtern nachzugeben und Masseninstinkten zu schmeicheln, die immer auf das Niveau der minderwertigsten Schreier herabgehen, sondern das tätige Vorbild charaktervoller *Persönlichkeit* zu geben. *Wer seinem Volkstum Charakter geben will, muß Charakter in sich haben und muß ihn auswirken.* Daher keine stolze Selbstzurückgezogenheit, sondern tapferes Zugreifen in mancherlei sozialem Hilfswerk, um zu deutschem Charakter auch die Seelen zurückzugewinnen, die ihn unter falscher Führung verloren haben. Nur schaffende deutsche Liebe kann das Unheil bannen, daß deutschstämmige Männer noch scharenweise in ein blutloses Allerweltstraumland starren und darüber das Mark der Heimat verlieren. *Es gilt Deutschland im Herzen aller Deutschen zu schaffen, damit keiner mehr ertragen will und kann, was uns jetzt geboten wird: daß aus Deutschland ein Irland oder Indien für fremde Aussauger wird;* daß es ein blutiger Rumpf geworden ist, dem im Osten, Norden und Westen Glieder seines Lebenskörpers ausgerissen sind, und der im Süden vom Lande deutscher Brüder abgeschnürt ist; daß ungestraft die Ehre des deutschen Namens in der ganzen Welt heruntergerissen wird, als ob es nur noch deutsche Lakaien, deutsche Faulenzer und — deutsche Schieber gäbe. *Am wenigsten kann solche Schmach der deutsche Student ertragen, sondern gelobt sich*

zu dritt: nicht Amboß sein für das alles, *sondern Ham-*

mer werden und Hammer schmieden, den Thorshammer, den Deutsche selbst ihrem Lande aus der Hand geschlagen haben in der widersinnigen Illusion, daß Staaten bestehen könnten, ohne auf der Grundlage von Macht zu bestehen.

In der Frühe eines Augusttages sah ich neulich auf dem Dresdener Hauptbahnhofe Scharen über Scharen junger Ausflügler dem Zuge zustreben, der in die sächsische Schweiz hinausführte. Treppan durch einen Tunnel drängte und quoll es unaufhörlich hinauf auf den sonnbeglänzten Bahnsteig. Mir kam ein Gesicht:

Deutsche Welle

Sie strömten alle die Stufen empor
Aus des Tunnels dunklem Schattentor.
Sie eilten, daß die stählerne Kraft
Zur Freiheit sie trüge, zur Wanderschaft.
So wand sich Schar auf Schar zum Licht,
Von Sonne beglänzt das Angesicht,
Und Glaub' und Mut und Willen innen,
Den Hauch der Berge zu gewinnen.
Unendlich Regen, Fluten, Steigen —
Will deutscher Zukunft Bild sich zeigen,
Daß eines ganzen Volks Gestalt
Empor sich reckt mit Allgewalt?
Jungdeutschland steigt aus dunklem Tal
Und wallt in Zukunftssonnenstrahl,
Ein Heer, ein Meer, das brausend schwillt
Und alle Dämme überquillt.
Verjüngtes Volk, sich selbst genesen,
Entsühnt, gestählt zu eignem Wesen,
Es flicht die Zier, die uns geraubt,
Den Kranz der Freiheit sich ums Haupt.

Helft Ihr dazu, Jünglinge Deutschlands, daß dieses Bild nicht Bild nur bleibe!

II.

Streitschriften gegen den politischen Liberalismus

Die Widerlegung des Pazifismus

Ethik der Vaterlandsliebe[2)]

Erschienen bei H. Beyer & Söhne, Langensalza in 1. u. 2. Auflage 1926

Warum den Deutschen die Vaterlandsliebe schwer wird

In meinem Arbeitszimmer hängt ein Bild von Sascha Schneider: Eine edele nackte Jünglingsgestalt steht mit gesenktem Kopf und schlaffen Armen, an denen Ketten hängen, vor einem Ungeheuer, das den Jüngling mit breiter Tatze umwuchtet und von unten her mit einem Blicke voll unbeschreiblich kalter tückischer Grausamkeit anstarrt. „Im Banne der Abhängigkeit" heißt das Bild. Der Jüngling ist für mich Deutschland. Das Ungeheuer, dessen Tatzen ihn in breiter Masse umwuchten, ist der Versailler Friede. Hoffnungslos und regungslos, wie der Jüngling im Bilde, droht Deutschland zu erstarren. Muß es in sich zusammensinken? Ist der Jüngling wirklich ohnmächtig? Die Ketten, die ihn im Banne der Abhängigkeit halten, tun das nur, weil sie seine Seelenketten sind. Es sind die Verfehmungsketten, die man bei uns der Vaterlandsliebe um den Hals gehängt hat.

Immer schon ist den Deutschen die Vaterlandsliebe schwer geworden. Ihm ist ein verhängnisvoller Gerechtigkeitssinn in die Wiege gelegt worden, der ihn fremde Belange auch da nachverstehen läßt, wo sie mit den seinigen streiten. Er sieht in der Sache des anderen leicht dessen Teil von Wahrheit. Das lähmt die tätige Stoßkraft für seine Sache, wenn es gilt im Widerstreite der Ansprüche klar und entschieden das eigene Recht zu verfechten. Solche dem eigenen Volkstum zugewendete Klarheit und Entschiedenheit verlangt aber die Vaterlandsliebe.

Noch etwas anderes macht die deutsche Seele für Vaterlandsliebe schwer beweglich, daß sie sich nämlich leicht und hingabefreudig in Sachen und Ideen versenkt. Vaterlandsliebe setzt felsenfestes Zusammenstehen mit den Volksgenossen voraus. Wir Deutschen in unserer *Sachverfangenheit* sind aber geneigt, unseres gemeinsamen Blutes völlig zu vergessen und es lieber mit Fremden zu halten, wenn sie nur zufällig dieselbe Überzeugung wie wir haben. Bei den anderen Nationen heißt es: „Blut ist dicker als Wasser.“ Als Blut wäre hier das gemeinsame volkliche Leben, und als „Wasser“ wären die verschiedenen Lehrmeinungen, Glaubensvorstellungen, Parteidogmen zu bezeichnen, von denen der eine diesen, der andere jenen anhängt. Dem Deutschen ist Wasser mehr als Blut. Er sieht im Gegner seiner *Ansichten* seinen Todfeind, wenn es auch sein *Bluts*bruder ist. Ihm geht das abstrakte Wasser seiner Partei- und Weltansicht über lebendiges Blut, und so sieht er im Genossen seines Denkens seinen Freund, wenn er auch im anderen Volke lebt und sein Blutsfeind ist. Darum läßt er sich so leicht von fremder List fangen und gegen seinen Landesbruder ausspielen, wenn ihn nur die Fremden bei seinen Glaubensvorstellungen, seinem Parteistandpunkte, seinen Lieblingsmeinungen gut zu nehmen wissen. Den Anderen ist ihr Vaterland die höchste Angelegenheit. Dem Deutschen sind seine Sonderideen zur höchsten Angelegenheit geworden.

Man spricht oft von einem faustischen Drange des Deutschen und meint ein Streben in ihm nach Unendlichkeit. Bei allen Menschen strebt ein Ungegebenes nach Seinsausdruck, der alles gegebene Leben unendlich überhöht. Es ist der Segen und Fluch des Deutschen, daß dies Streben bei ihm reger ist, als in irgend welchem andern Volkstum. Das bedeutet, daß im Hintergrunde seines Bewußtseins eine dunkele Unzufriedenheit mit sich steht, die ohne weiteres nicht gestillt werden kann. Sie läßt ihn über sich langen. *Ihr* Sinn ist, daß ihn unendliches Leben erfülle; *er* deutet sich's, nur zu oft so, daß irgendwo in der *Ferne*, in der Fremde, das Wunder liege, auf das er harrt. Wohl hat der Deutsche sein eigenes reiches Wesen. Es kommt in der Art seiner großen Schaffenden immer wieder hervor. Die deutschen Männer, hier Heinrich der Löwe, Friedrich der Große, Bismarck, dort Luther und Kant, Ekkehart und Fichte, Goethe und

Schiller, Beethoven und Wagner haben ihr besonderes Gepräge, das sich in keinem anderen Volkstume der Welt findet.

„Aber freilich diese Männer sind nicht von weit her." Die Ferne hat für die Deutschen einen besonderen Glanz. Dort glauben viele das gegeben, wonach sie suchen, dort glauben sie Sättigung zu finden für das, worin sie, in einem versteckten Empfinden, sich selbst nicht genügen. Sie haben Augen und sehen nicht, daß in ihrer heimischen Art das Wunder, nach dem sie verlangen, schon aufgeblüht ist, daß Unendlichkeit in die Seelen deutscher Schaffender Geschenke gegeben hat, wie sie die Fremde gar nicht geben kann. Ihrem blinden Glauben ist das Andere schon das Große und Befriedigende. Die Bewunderung, die ihm entgegenkommt, ist der Hebel, ihm Kopf und Herz zu öffnen.

Die Voreingenommenheit des Deutschen für fremdes Wesen kommt zu seinem gerechten Sinne für fremde Belange hinzu. In dem Hunger es sich anzueignen läuft er Gefahr, sich mit sich zu entfremden. Mit den Meinungen, Moden und Lebensgestaltungen von draußen, die in ihn einwandern, wandert seine Seele aus ihm aus. Derselbe Zug zur Fremde, der aus dem Hunger nach Wesenhaftigkeit über sich hinaus entspringt, macht ihn geneigt, für das, was ihm im Sinne oder am Herzen liegt, draußen Bestätigung zu suchen. Da übersieht er leicht über äußeren Ähnlichkeiten die inneren Verschiedenheiten der Ansichten und Einstellungen. Was er selbst meint, legt er den Fremden als ihre Meinung aus, freut sich der Übereinstimmung und gefällt sich in seinem „internationalen" Denken. Ihm entgeht, daß im Fremden das Blut anders pulsiert, als in uns, daß seine Empfindungen und Gedanken aus fremdem Stoff gemacht sind und aus fremden Zellen keimen.

Ein weiterer Zug des Deutschen geht in derselben Richtung. Er denkt organisatorisch, fühlt aber nicht organisch. Seine Stärke ist es, menschliche Kräfte sachgemäß in den Dienst einer Aufgabe einzustellen, die Arbeit für sie zu gliedern, sie systematisch ins Einzelne zu verteilen. Er schart sich gern zu Vereinen, zu Verbänden, in denen es hier auf diesen, dort auf jenen Zweck abgesehen ist. Mit sachlicher Gewissenhaftigkeit studiert er denselben und bringt ihn in wohlgeordneter Leistung voran. Die Glieder jeder solchen Organisation sind von dem Gedanken ihres Zwecks erfüllt. In ihm finden sie ihren Zusammen-

hang und träumen von einer allumspannenden Organisation, der jeder angehören sollte, den gleiches Interesse bewegt, und der entsprechende Eignung mitbringt. Wenn der Zweck umfassend genug wäre, um jeden Einzelnen zu beschäftigen, so dürfe der zugehörige Zweckverband aus jeder beliebigen Anzahl von Menschen bestehen. Das Ideal wäre, daß sich die ganze Menschheit zusammenfaßte als ein Verband zur gegenseitigen Förderung der Wohlfahrt aller. Tatsächlich kulminiert alles organisatorische Denken in dieser Vorstellung. Es käme darauf an, so zweckmäßig wie möglich so viele Güter wie möglich in gemeinsamer Arbeit zu erzeugen. In dieser allgemeinen Menschengesellschaft wäre jeder jedes Versorger und jedes Nutznießer, jeder wäre mit seinen Leistungen Mittel für den Lebensgenuß jedes andern. Jeder wäre in demselben Grade Arbeiter für den andern, wie dieser es für ihn wäre.

Vom Zweckverbande, der organisiert wird und nicht über Gesellschaft hinauskommt, so weltweit, so erdumspannend sie gedacht wird, unterscheidet sich gewachsene Gemeinschaft, in der nicht Vieler Leben für eine Sache zusammengefaßt ist, sondern ein Leben aus sich selbst in Vielen lebt. Vermöge der Gaben und Fähigkeiten der Einzelnen, die darin eingebettet sind, vermannigfaltigt es sich, es will sich bei ihnen zu innerem Reichtum und schaffender Kraft entfalten. Die Einzelnen sind hier nicht Glieder einer Organisation, sondern eines Organismus, der i n n e r e n Sinn verlebendigt; dieser Sinn wird durch Schicksal und Erlebnis hindurch mit steigender Klarheit erfaßt. Hier ist nicht Hervorbringung von Zwecken zu allgemeinem Wohl das Band des Zusammenhalts, sondern das „Wohl der Gemeinsamkeit", Ehre und Gedeihen des Ganzen, steht unmittelbar als Wert über allen andern Werten im Herzen; jeder fühlt in sich und den Anderen das höhere Leben des Volkstums.

Die organisatorische Anlage des Deutschen hemmt sein Verständnis für solchen gewachsenen Organismus. Auch darum ist sein Seelenboden für das Gefühl der Vaterlandsliebe spröder als bei anderen Völkern. Es muß erst Gewitter über ihn kommen, das den Boden aufschließt. Dann mag vielleicht bei ihm das Vaterlandsgefühl in einer Innigkeit und Geistigkeit hervorbrechen, es mag zu einer seltenen Blume werden, gegen die das Vaterlandsgefühl der anderen Völker derbes Wald- und Wiesengewächs bleibt. Zumal F i c h t e hat in seinen

„Reden an die deutsche Nation" der Schwäche des deutschen Vaterlandsgefühls dadurch abgeholfen, daß er es mit dem Gehalte religiösen Bewußtseins erfüllte. Damals fielen von dem Jünglinge Deutschland, der seit Jena in den Bann der Abhängigkeit geschlagen war, die Seelenketten ab, und er zwang die Tatzen des Ungeheuers zurück, das ihn umwuchtet hatte. Heute weiß man den Deutschen das Vaterlandsgefühl, das schon an sich so spröde in ihre Seele eingeht, ganz zu verleiden. Die seelische Kette, an der wir der äußeren Abhängigkeit verfallen sind, wird nicht mit der Aufrüttelung des Vaterlandsgefühls zerbrochen, sondern mit der Entwertung desselben immer fester zugezogen.

Die Verfehmung deutscher Hochziele

Die Siegerstaaten des Weltkrieges hatten in dem Friedensschlusse mit dem Deutschen Reiche schon ihrerseits darauf Bedacht genommen, soviel wie möglich auch unsere seelischen Flügel zum Wiederaufstieg zu beschneiden. Das deutsche Volk mit seinen 70 Millionen Menschen ist stets dann mächtig gewesen und hat Achtung gebietend in der Mitte Europas gestanden, wenn es Führung hatte, Führung als ein Großes und Ganzes, die die geschlossene Wucht des Gesamtvolkes zur vollen Geltung kommen ließ. Diesem Volke von Individualisten liegt Gefolgstreue gegenüber einem Führer im Blute. Ist doch auch der Führer ein Einzelner, aber ein überragender, in dem die Art der andern Einzelnen gesteigert hervortritt, der ihnen durch Ursprünglichkeit und Stärke des Wollens, durch Weite des Blicks überlegen ist, sie durch sein Vorbild hinreißt, sie mit kluger Energie in Reih' und Glied ordnet, so daß ihre geschlossene und gesammelte Kraft einheitlich wirken kann. Nach solcher Führerschaft verlangt es den Deutschen. Er möchte sein eigenes Wesen überhöht,*) in einer persönlichen Spitze versichtbart sehen, in deren Macht und Ansehen er Mitgeltung fühlt. Wohl werden wirkliche Führer selten geboren. Aber der unbewußte Instinkt des Deutschen läßt ihn zum mindesten nach dem Ausdrucke der Führerschaft im Staatsleben verlangen. Es war im Fürstentum der Stämme dargestellt, das in einer noch höheren Spitze, zur einheitlichen Führung des Gesamtvolks, überhöht zu sehen das Sehnsuchtsziel aller deutschen Geschichte war und bleibt. Das ist die Hermanns-, Barbarossa- und

Bismarcks-Sehnsucht des höheren Deutschtums in uns, das sich an diesem Hochziel selbst erst Halt und Boden schafft. Sie hatte sich 1871 erfüllt, und schon diese erste Regung und Bewegung seiner gesammelten Kraft ließ Deutschland zur Weltmacht wachsen. Wir waren konzentriert durch die Spannung disziplinierter und organisierter Arbeit, die als ein Nerv durch das ganze Volk ging. Wir waren konzentriert durch die Spannung der Pflicht, die unser Beamtentum durchlebte, durch die Spannung der Kraft, die aus der allgemeinen Wehrpflicht kam, durch die Spannung der Geistigkeit, die unser Bildungswesen von der Volksschule bis zur Universität beseelte, durch das neue Kaisertum selber, das die Einheitsenergie der deutschen Stämme in gemeinsamem Reichsgefühl erzog und zu gemeinsamem Handeln zusammenfaßte.

Aus diesen Bestandteilen erbaute sich die unerhörte Friedensmacht des Deutschen Reiches und setzte sich in Weltgeltung um. Das feindliche Ausland aber und die innere Internationale nannten diese deutsche Kraftentfaltung, die ohne Gebrauch der Waffen die ganze Welt umzulernen zwang, unseren „Imperialismus". Mit diesem Ausdruck sollte der uraltewige deutsche Kaisergedanke entehrt und verlästert werden. Sein Wesen sei Gewalthaberei im Innern und Vergewaltigungsstreben nach außen.

Der Feindbund hat jenes Instrument der deutschen Kraftentfaltung zerschlagen. Die Form der Republik wurde den Deutschen erst unter gleißenden Versprechungen gezeigt, dann dem „besiegten" Deutschland aufgenötigt, die allgemeine Wehrpflicht genommen, damit es vor lauter innerer Schwäche nie mehr zur Stärke nach außen kommen könne. Die auseinanderstrebenden Kräfte des deutschen Individualismus, die im Bismarckreich zusammengewuchtet waren, sollten fortan und für immer frei und zügellos ausbrechen können, zersetzend und auflösend, wie Feuer, das nicht mehr im Herde gehegt ist, wie Pulver, dem nicht mehr nach einer Richtung zusammengefaßte Kraft und Ziel gegeben wird, sondern das zerstörend nach allen Seiten auseinander blitzt.

Der äußere Feind zerbrach die politische und wirtschaftliche Form, unter der allein wir ein lebensfähiger Staat sein können. Dennoch könnte es ihm nie gelingen, ein Volk von siebzig Millionen dauernd in Abhängigkeit zu halten, wenn dessen Seele stolz und un-

abhängig bliebe, wenn sich der deutsche Geist nur um so tiefer und bewußter verdichtete, lebendig weiter wirkte, seine wesensgemäße Form in sich behütete und in jedem geeigneten Augenblicke sofort wieder aus sich schüfe.

Aber Scharen deutscher Menschen haben nicht nur nicht solchen Geist, sondern hassen und befehden ihn. Lasen wir nicht erst neulich unter den Richtlinien sozialdemokratischer Gewerkschaftsräte „Fortsetzung einer Außenpolitik der Verständigung" gemeint ist „Erfüllung", „Überwindung der Macht- und Gewaltpolitik durch eine internationale Rechtsorganisation"? Das sind die Formeln und Forderungen, die heute am meisten Geltung in Deutschland haben. Wie schmunzeln da die fremden Machthaber, wenn die Opfer, denen sie die Haut abziehen und deren Seelen sie in Schimpf und Schande halten, immer noch in dem Schimpfe der Schuldlüge und immer noch in der Schande der schwarzen Schmach, nach Pazifismus schreien und ihnen den Bruderkuß anbieten! Wie tief schämt sich jedes deutsche Gemüt von Ehre, dessen inneres geistiges Auge nach Fichtes Worten „so gewöhnt ist, daß der bloße Anblick eines verworrenen und unordentlichen, eines unwürdigen und ehrlosen Daseins seiner selbst und seines verbrüderten Stammes ihm innig weh tut, das nur als Teil des Ganzen sich fühlt und nur im gefälligen Ganzen sich ertragen kann!" Doch nein, solche Scham gilt eben als lächerlich und veraltet. Man soll sich gar nicht als Teil eines nationalen Ganzen fühlen! Unsere wahre Ehre hätten wir als Glieder der Menschheit. Vaterlandsliebe dagegen — man brandmarkt sie als Nationalismus — sei ein Auswuchs rückständiger, verrotteter Seelen, ein Mißgebilde, das in dem Tiegel des Menschheitsglaubens und in dem erleuchtenden Feuer des Geschichtsmaterialismus, dem dergleichen Gefühle nur die seelischen Reflexe einer absterbenden fluchwürdigen Wirtschaftsform sind, verbrannt werden müsse. Der neue Deutsche schämt sich nicht mehr national, weil er meint, sich des Nationalgefühls schämen zu müssen, weil es für ihn kein Vaterland gibt, das „Deutschland" heißt, sondern nur noch ein Traum- und Sehnsuchtsland, das „Welt und Menschheit" heißt. Und er ist aus Grundsatz pazifistisch. Der vollkommene Pazifist ist fühllos für die Not seines Volkes, in das dieses durch den Frieden gestürzt ist. Vielmehr glaubt er, daß es mit Recht geschlagen und gemartert wird. Denn es habe in breiten Schichten der „unsittlichen"

Idee geltungsbewußten Volkstums angehangen, die vom Sinne des Lebens verworfen werde. Um dieser Schuldhaftigkeit willen sei es unter die Zuchtrute des siegreich gebliebenen Völkerbundes für Menschheit und Gerechtigkeit gestellt worden. Was „Befreiungskrieg"? „Krieg dem Kriege!" müsse das Losungswort jedes Deutschen sein, in dessen Seele der Läuterungsprozeß gewirkt habe.

Das ist die Gesinnung völkischer Untreue. Um ihrer willen geht unser Volk unter und mit ihm unerbittlich auch die Pazifisten und Antinationalisten selber. Wenngleich die Peiniger unseres Volkes Teufel sind, die von ihrer Gerechtigkeit und deutscher Schuld heucheln, um uns desto besser schinden und schänden zu dürfen, so haben sie doch darin, daß sie national sind, die Kraft zu unserer Peinigung. Ihr Sieg ist der Sieg ihrer größeren Gemeinschaftsgeistigkeit. Warum sind wir Deutschen ein so uneiniges, immer wieder sich selbst zerfleischendes Volk? Das sich stets aufs neue vom Landesfeind gegen sich selbst bewaffnen läßt, leiblich und geistig? Wir sind das Volk der größten inneren Volksverfeindung. Religiöser Zwist, Stammeszwist, Bildungszwist, Klassenzwist und nun noch dieser unselige Gegensatz des Pazifismus und des Nationalismus durchschütteln uns wie kein anderes Volk. Darum sind wir das unter den äußeren Feinden am meisten geknechtete Volk geworden. Hierin, daß wir nicht bei unserm 1914 erwachten Nationalbewußtsein bleiben konnten, nicht aber darin, daß diese heilige Flamme völkischer Einigkeit einmal auch bei uns aufgeleuchtet war, liegt der Grund der gerechten Strafe, unter der wir stehen, wenn anders man so nennen will, was sich als geistige Notwendigkeit auswirkt.

Die Wurzeln des deutschen Pazifismus

1. Der Pazifismus der Empfindsamkeit

Welches sind die Wurzeln des deutschen Pazifismus und Antinationalismus? Sie sind teils stimmungsmäßige, teils gedankliche. Nicht zu vergessen, daß bewußte Mache solche Stimmungen und Gedanken, die so gut kapitalistisch zu verwerten und so gut antikapitalistisch abgestempelt sind, in Fluß und Spannung erhält.

Der neudeutsche Pazifismus enthält Stimmungsmäßiges. „Ich sah den Krieg, was sagest du, mein reines Firnenlicht dazu?" Die

Furchtbarkeit der neuen Kriegsmittel, die schleichend wirkende Hungerblockade, die Millionen aus dem Hinterhalte abwürgt, die ein ganzes Volk, nicht bloß seine Kriegsmannschaft, dezimiert, auf dem Schlachtfelde der Triumph der kalten Maschine über alle persönliche Tapferkeit, die Massenmordgeschütze, die lebendige Menschenleiber aus unsichtbarer Ferne zerfetzen, die Flugzeuge, die Tod und Verderben aus unerreichbarer Höhe schleudern, die Unterseeboote, die das Entsetzen aus der Tiefe senden, giftige Gase, die ganze Bataillone blind machen und ersticken, das alles und noch mehr, die Grausamkeit der französischen Nettoyers, das jahrelange Martyrium der Kriegsgefangenen, hat an den Nerven gerissen. Das hat Tausenden von Männern und Zehntausenden von Frauen die leidenschaftliche Frage in den Mund gelegt: „Können sich denn die Menschen nicht lieben, müssen sie sich immer wieder hassen, morden, foltern und verstümmeln? Ist das Menschenleben denn sinnlos?“ Dagegen gellt der Notschrei der gequälten Kreatur. „W i r müssen dem Menschenleben den Sinn der Liebe geben. Werben wir für einen Weltbund des Friedens und der Gerechtigkeit! Hand anlegen überall zu Werken der Freundlichkeit und Barmherzigkeit! Wenn Vaterlandsliebe die Wiederholung solcher Schrecken und Greuel verlangt, dann Fluch ihr, dann ist sie nicht Gottes-, sondern Teufelswerk.“

Man kann solchen Gefühlsausbruch bis zu einem gewissen Grade verstehen. Der physische Abscheu vor den Schrecken des Krieges, eine instinktive und unmittelbare Bejahung des Rechts auf Leben, flüchtet sich in den Gedanken „Liebt euch, sonst sind wir alle verloren.“ Man ergibt sich fieberhaft jedem Menschlichkeitstriebe, als gälte es ein Rettungswerk für Alle, und gerät in einen Rausch des edel-, gut- und hilfreich-sein-Wollens.

Diese Menschenliebe aus schlotterndem Entsetzen, die den Krieg nur als Vernichtung sieht, ist aber nicht die rechte Menschenliebe. In ihr ist zu viel Todesangst und ungeordnetes Mitleid, vor dessen geistigem Blicke Einzelne und immer wieder nur E i n z e l n e als die Opfer möglicher Zukunftskriege erscheinen. Die Menschheit besteht aus V ö l k e r n, in deren jedem zahllose Einzelne zu völkisch bestimmten Zielen zusammengeschlossen sind, die sie mit Leidenschaft, auch durch den Krieg hindurch, ergreifen. I h r W i l l e z u m Z i e l e l e b t a u c h i m L e i d e n, j a S t e r b e n, das sie dafür in Kauf nehmen,

und schafft eine Kraft des Ertragens hinein, die durch den leiblichen Schmerz hindurchwirkt. Den Pazifisten hingegen erscheint die Menschheit aufgelöst in lauter Einzelwesen, über die alle der Krieg dasselbe unbeseelte nackte physische Leid bringt. Leid und Leid ist nicht dasselbe. Leid auf ein Ziel hin, oder im Miterfolge einer seelischen Zieleinstellung ist innerlich schon halb überwundenes Leid, so hart es die physische Natur mitnimmt. Das vergessen die empfindsamen Pazifisten und Pazifistinnen. Sie sehen alle diese Einzelnen, unter Abzug der tragenden unvergleichbaren Willensbestimmtheiten, in eine leidende Menschheit zusammen und machen sich zum Sachwalter dieses unwirklichen Sammelwesens gegen Zukunfts k r i e g e. Statt dessen fehlt ihnen das Mitleid mit einem ganzen großen Volke, das durch die Würgezange eines fürchterlichen F r i e d e n s zugrunde gehen soll, weil es für die imperialistische Verdauungsruhe des gierigen Landräubers neben ihm 20 Millionen Leben zu viel hat. Kein Aufflammen des Herzensschmerzes, daß dieses große Volk ihr eigenes ist, des Dranges wahrer N ä c h s t e n liebe, ihm in seiner gegenwärtigen Not zu helfen, sein v o r l i e g e n d e s Geschick zu wenden, auch um den Preis, im Not- und Heldenkampfe der Brüder mit unterzugehen. Die beste Liebe ist opferwillig durch alle Schrecken. Hier aber wird überverfeinerten Seelen ihr Kriegserschrecken zum Werbemittel, um die verpflichtende Gewalt des nächsten Befreiungskrieges vor sich und Anderen verleugnen zu können.

2. Der Pazifismus der Idee

Aus diesem Pazifismus des E r s c h r e c k e n s schält sich ein Pazifismus der I d e e heraus. Ideen sind deutsches Heil und deutscher Fluch geworden. Sie sind große Schöpfermächte der deutschen Seele gewesen, mit denen diese sich und ihre Umwelt höher baute, und sie sind umtanzte Idole gewesen, die nichts getan haben, als die, die sich in sie verrannt haben, farbenblind gegen alle Wirklichkeit zu machen. Dort haben sie deutschen Idealismus, hier deutschen Fanatismus entbunden.

Dem Ideenpazifisten wird „der" Friede zu einem Dinge an sich, für das er sich begeistert, während ihm der Versailler Friede wenig Herzbeschwer macht. Im Gegenteil, der Versailler „Friedensvertrag"

gilt ihm als ein ewig denkwürdiges Dokument. Ist doch darin ausgesprochen, daß es verbrecherisch sei, Krieg anzufangen. Da wird ein Volk „bestraft“ wegen seiner angeblichen „Schuld“ am Kriegsausbruche, der nicht seit dem Verbrechen von Serajewo, sondern seit den deutschen Kriegserklärungen und dem Einmarsche in Belgien gerechnet wird, das längst dem Ringe der antideutschen Einkreisung beigetreten war. Nicht ins Gewicht fällt für den Pazifisten die 43 jährige Friedenspolitik des deutschen Reiches, weil er „Kaisertum“ als „Imperialismus“ liest und entzückt ist von den Gesten der Einkreisungsgesellschaft, die die Schuldhaftigkeit des Friedensstörers in das teuflischste Diktat der Weltgeschichte geschrieben und mit der Forderung „Die Waffen nieder!“ mit dem Verbote der allgemeinen Wehrpflicht, trefflich den Anfang gemacht haben — bei uns. Die Ideale des deutschen Pazifismus im Munde von Weltmächten — welche hohe Anerkennung für die ersteren, auch wenn die Fremden sie nur als Ausfuhrware, nicht als Gebrauchsware verwenden!

Der Ideen-Pazifismus hält es mit dem ersten Teile des Schillerschen Gedichts:

„Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
Liegt er gelagert am ruhigen Bach, . . .“

Nicht mit der Fortsetzung:

„Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks. . . .“

Bei Schiller steht die Waage zwischen Krieg und Frieden gleich. Beim Pazifisten steht sie ungleich. Er denkt ungefähr so: Friede ist besser als Krieg. Je blutiger der Krieg, um so besser der Friede! Die moderne Technik macht den Krieg immer furchtbarer. Dementsprechend steigt der Wert des Friedens. Er steigt um so höher, je höher entwickelt die Kultur ist, die der Krieg bedroht. Im Hinblick auf den Wert unserer Kultur und unserer Menschenleben ist der Krieg absolut schlecht und der Friede ein absolutes Gut. So erfüllt sich der Pazifist, den Unterschied ehrlosen Friedens und ehrenhaftes Krieges beiseite lassend, mit der abstrakten Idee des „Friedens als solchem“, die ihm wie ein verehrungswürdiges Wesen erscheint, und sich mit Hilfe der „Gerechtigkeit als solcher“ durchsetzen werde. Er, der Pazifist selbst, ist im Pochen auf reine Sachlichkeit stolz darauf, aus der Ver-

ehrung zu jenem Wesen alle persönlichen Belange ausgeschieden, in seinem kritisch gesicherten Pazifismus seine nationalistische Besonderheit überwunden zu haben.

3. Der Pazifismus der reinen Vernunft

Welches ist der Kern der pazifistischen Denkweise? Zunächst wohl schlicht und einfach dies: Die Menschen sollten in freundlichen Beziehungen zu einander stehen, weil sie Menschen sind. Das überzeugt freilich nicht mehr, als wenn man sagen würde „Ameisen sollten sich vertragen weil sie Ameisen, Hühner, weil sie Hühner, Hunde weil sie Hunde sind". Die Zugehörigkeit zu derselben Gattung kann unmöglich die Forderung begründen, daß sich die zugehörigen Einzelwesen freundlich gegen einander verhalten müßten. Ameisen z. B. vertragen sich wohl innerhalb ihrer Völker, aber als Volk zu Volk führen sie bittere Kriege.

Man weist auf die „Vernunft" der Menschen hin. Sie seien die einzigen Wesen, die den Übeln des Daseins *einsichtig* zu begegnen wüßten, so weit es möglich sei. Zu den vermeidbaren Übeln gehörten die Schäden, die sie sich gegenseitig zufügten. Die allergrößten Schäden fügten sich die Menschen zu, wenn die großen Volksmassen, in denen sie gliedweise lebten, feindlich zusammenstießen. Hiergegen sei Verträglichkeit der Völker die gegebene Schutzmaßregel, die ihnen ihre vernünftige Einsicht gebiete.

Die Vernunft gebietet hier als Dienerin unseres Wohlseins. Wir haben es also nach Kants Ausdruck, mit einem hypothetischen Imperative zu tun, der nicht von der reinen Vernunft kommt, weil er nur das Mittel zu einem gewünschten Zwecke empfiehlt. — Der Wunsch, daß ihm wohl sei, ist wahrlich nichts, was den Menschen auszeichnete. An Wohlsein liegt auch dem Tiere. Daß beim Menschen dem Triebe zum Wohlsein die Einsicht in zweckdienliche Mittel zur Seite steht, bedeutet bei ihm einen Zuwachs von Glück, nicht an Rang.

Der Trieb zum Wohlsein gehört zur Sinnenseele des Menschen. Der Mensch möchte sich aber auch in Wert sehen. Insofern bewegt ihn der Trieb nach Ehre, Macht, Würde oder auch nach Besitz, in dem man sich gleichfalls ein Gegenstand des Stolzes sein kann. In den Begehrungen dieser Art liegt *nicht*, daß man Rücksicht auf das

eigene Wohl nimmt. Man fühlt sich hier vielmehr aufgefordert, keine Anstrengungen zu scheuen, Unbequemlichkeiten, Opfer auf sich zu nehmen, um das Gefühl haben zu dürfen, etwas zu gelten, etwas leisten zu können. Auch gegenseitige Rücksichtnahme liegt nicht in der Natur des Strebens nach Macht, Ansehen oder Besitz. Vielmehr steht im Lexikon der „Ehrgeizseele“, daß man mit Anderen wetteifert, sich mit ihnen mißt, über sie hinwegschreitet, sie bei dritten aussticht oder über andere herrscht, ihnen seinen Willen aufzwingt. Es versteht sich, daß Vernunft auch in den Dienst der ehrgeizigen Bestrebungen treten kann. Welchen Rat hätte sie dann zur Hand? Einen ganz anderen als vorhin. Sie würde die Mittel angeben, möglichst rasch und sicher zu Erfolg, Macht, Ansehen, Ehre, Reichtum zu gelangen. Sie würde z. B. Beredtsamkeit, die Kunst der Menschenbehandlung empfehlen, die im gegebenen Falle mit rücksichtsloser Energie zu wechseln hätte.

Ganze Völker können von dem Streben nach Macht oder Besitz, von Ehrgeiz und Eitelkeit erfüllt sein. Eben das ist der Ursprung der meisten Völkerfehden mit ihrem Gefolge von Opfern für die Einzelnen. Sie brechen um so leichter aus, je mehr das Wesen der Völker selbst in Spannung gegeneinander steht. Die vorausschauende Vernunft stellt sich dann auf den Zweck der Kriegsführung ein und ersinnt immer furchtbarere Vernichtungsmittel für Angriffe und Verteidigung. Die Scheu vor diesen führt dahin, den Krieg immer nur „ultima ratio“ sein zu lassen. Andererseits wird ein Volk, bei dem jene Scheu geringer ist, an Entschluß und Stoßkraft dem Volke überlegen sein, das aus Furcht vor dem Kriege bereit ist, lebenswichtige Belange oder Forderungen der Volksehre preiszugeben. Je mehr die Einzelnen im Volkstum um ihr Leben bangen, um so eher wird das Leben des Volkes verloren gehen. Darum ist im Völkerleben Festigkeit der Nachgiebigkeit vorzuziehen. Ehe man an Verständigung glaubt, muß man die innere Art des Gegners und ihre geschichtliche Erweisung erkennen. Manchem Gegner gibt man besser die Tatze, als die Hand (Nietzsche).

„Verträglichkeit begünstigt die allgemeine Wohlfahrt“, so befindet Vernunft im Dienste der Sinnenseele. Es darf nicht heißen „Verträglichkeit um jeden Preis“, so befindet Vernunft in Beratung der Ehrgeizseele. In den Bedürfnissen der Sinnenseele gleichen sich die Menschen; da sind sie nichts als beseelte Natur. Ehrliebe, Mut, Stolz

machen sie und ihr Volkstum zu besonderen Individualitäten. Da heißt es:

> „Du mußt steigen oder sinken,
> Du mußt herrschen und gewinnen,
> Oder dienen und verlieren,
> Leiden oder triumphieren,
> Amboß oder Hammer sein!"

Kurz, Verträglichkeit ist keine absolute, sondern nur eine relative Forderung. Wem es auf Behaglichkeit des Lebens ankommt, wertet sie als ein höchstes Gut. Der Stolz persönlichen Lebens begrenzt ihren Wert durch sein eigenes Gesetz. Kann es keine würdevolle Verträglichkeit geben, so hieße es sich selbst aufgeben, wenn man die Verträglichkeit betonte und die Würde wegließe.

Der entschiedene Pazifist wird sich bei diesem Ergebnis nicht beruhigen, sondern die ganze Darlegung beanstanden. Die Forderung an die Völker, Frieden zu halten, sei kein hypothetischer, sondern ein kategorischer Imperativ. Die Vernunft, von der er spreche, vertrete nicht das Bedürfnis der Sinnenseele gegenüber der Ehrgeiz- oder Eitelkeitsseele. Auf den Widerstreit der Begierden beider komme es nicht an. Sondern die reine Vernunft fordere allgemeine Verträglichkeit aus ihrem eigenen Wesen heraus, das nicht darin aufgehe, daß sie Laterne der Begierden, sondern selbstgesetzgebend sei. Sie diktiere ihr Gesetz der Verträglichkeit unserm Ehrgeiztriebe. Das sei die wahre Ehre des Menschen, daß er Vernunftwesen sei und diese Ehre auch bei anderen Menschen anerkenne. Es sei unerträglich, daß man als Einzelwesen oder Volk die Rücksicht auf andere nach eigenem Ermessen und gemäß den eigenen Belangen begrenzen wollte. Das vernünftige Individuum sehe in den Belangen des andern auch dessen Recht als Vernunftwesen und begehre, den Widerstreit nicht durch Gewalt, sondern in Vernunft zu schlichten.

Allein die Vernunft hat nicht den Wert, der ihr hier zugeschrieben wird, und verleiht auch keinen solchen. Die Meinung, daß wir unser wahres Wesen und unsere wahre Ehre in der Vernunft haben, ist so alt, wie falsch. Vernunft an sich ist nichts anderes als einsichtiges Erkennen. Sie steht nicht unserem tätigen Leben in höherem Range gegenüber, sondern ist dem blinden Wissen der Wahrnehmung und der bloßen Vorstellung entgegengesetzt. Hierin, daß sie

mit der Einsichtigkeit ihres Erkennens unser Triebleben besser bedient, als unser Wahrnehmen oder Vorstellen könnte, besteht ihr Vorzug. Wir werden unser Tun mit der Zweckmäßigkeit der Vernunft erfüllen, oder, wenn sie uns die Unerreichbarkeit der begehrten Ziele oder deren Nachteiligkeiten nachweist, davon ablassen.

Gerade aber über den Widerstreit im Begriffe des Nachteils, nachteilig z. B. für unser Ansehen, nachteilig für unser sinnliches Bedürfnis, kann uns keine Vernunft hinweg helfen. Hier gibt es nur irrationale Entscheidungen jenseits alles formalen Rechnens mit „kleiner" oder „größer". Die Fähigkeit solchen Entscheidens bildet den Kern unseres Wesens, und in jenen Entscheidungen liegt eigene Würde oder Unwürde.

Dagegen ist nicht ersichtlich, welche Würde wir an unserm rationalen Denken haben sollten, das gleichnamige Größen, allgemeine Regeln zu seinem Ansatze braucht und zurechtstutzt. Platos Lehre von der Vernunft, die die übrigen Seelenteile beherrsche, und Kants Lehre von der Vernunft, die ihre eigene Gesetzlichkeit kategorisch gebiete, haben immer wieder übersehen lassen, wie die Seele eigentlich geschichtet ist. Treten wir ohne Vorurteil an die Frage nach der wahren Ehre und Würde des Menschen heran, so werden wir handgreiflich genug darauf gewiesen, welches der beste Teil unseres Wesens ist. Unser tätiges Leben nämlich geht nicht in dem Triebe nach Wohlsein (Sinnenseele) und in den Trieben unserer Ehrgeiz- oder Eitelkeitsseele auf. Der Mensch ist auch der Hingabe über sich hinaus fähig, der Hingabe an Mitmenschen, der Hingabe an ideelle Werte wie Schönheit, Wahrheit, Gerechtigkeit und der Hingabe an menschliche Gemeinschaften, deren Glied er ist. Bei dem einen Menschen ist dieser, bei dem andern jener Trieb der „Hingabeseele" mehr entwickelt; sie können auch alle verkümmert sein oder zu Verkümmerung gelebt werden. Aber wo man überhaupt Hingabe über sich hinaus, sei es in dieser, sei es in jener Gestalt, betätigt, da überkommt den Menschen das Gefühl, daß sein Dasein geadelt wird, daß sich wesenhafter Wert seines Lebens verwirklicht.

Wer seine Vernunft befragt, um sich von ihr für seinen Trieb nach Achtung beraten zu lassen, kann nun die rechte Antwort vernehmen. Sie wird ihn nicht mit kategorischen Imperativen umnebeln, in denen sie seine Würde von der Befolgung ihrer eigenen

Regelhaftigkeit abhängen läßt, sondern sie wird ihn schlicht und einfach auf jene Erfahrung hinweisen. „Dein wahrer Wert", entnimmt sie derselben, „kann nur in dir selbst sein. Lebe in Aufgaben über dich hinaus, so wirst du ihn finden."

Unter jenen Hochzielen, denen der Mensch Herz und Hingabe schenken kann, war Gerechtigkeit genannt worden. Hier mag der Pazifist versuchen, sein Feld abzustecken. Aber eine andere Hingabe der Menschen geht auf sein Volk und Vaterland. Wer opferbereit für beides kämpft, über dem waltet dasselbe geistige Gesetz, das den Wert unseres Lebens bestimmt, wie über dem, der für Gerechtigkeit eintritt; man darf fragen, ob seine Geistigkeit nicht noch höher ist. Es wird denkbar, daß es einen ungerechten Kampf für Gerechtigkeit und einen gerechten für das Vaterland gibt. Nicht die Vernunft hält hier die Waagschale, sondern steht in der Waagschale mit andern inwendigeren Größen des Lebens.

4. Der Pazifismus der freien Persönlichkeit

Begleiten wir den Pazifisten auf seinem Pfade zur Gerechtigkeit!

„Gerecht sein" heißt „allen den gleichen Menschenwert oder Staatswert zuschreiben, wie sich selbst." „Ungerecht sein" heißt „den Wert auch nur eines Mitmenschen unter den seinen stellen." Gerechtigkeit ist mit anderen Worten die sittlich richtige Lösung der Frage, wie man Menschen als solche unabhängig von ihrer Beziehung auf irgend einen Einzelzweck werten müsse. Kommt ein Einzelzweck in Betracht, so entscheidet die Eignung, die Leistung. Unabhängig davon aber soll man allen Menschen die gleiche Ehre geben, wie sich selbst, und keinem an Licht und Luft, sozialen und geistigen Gütern weniger gönnen als sich selbst.

Das höchste Gut des Menschen ist die persönliche Freiheit. Die eigene Würde des freien Menschen fordert, daß er in jedem Verhältnis, in das er mit anderen tritt, die persönliche Freiheit des Mitmenschen ebenso achte und sie ihm zubillige wie sich selbst. Es gibt nichts Ungerechteres als Despotie, darin der Schwächere zur Sache in der Gewalt des Stärkeren wird. In jedem persönlichen Herrschaftsverhältnis eines Menschen über einen anderen wäre die Gleichwertigkeit der menschlichen Persönlichkeiten aufgehoben.

Es ist die Gerechtigkeit der modernen Staatsauffassung, daß sie den Staatszwang als unpersönliche Macht gestaltet, die alle einzelnen gleichmäßig zu ihrem Dienste beauftragt, wenn auch die einzelnen je nach ihren verschiedenen Gaben an verschiedenen Stellen und in verschiedener Bedeutsamkeit ihre Leistungen tun. Hierbei entsteht Unterordnung, Überordnung, Nebenordnung, es muß befohlen und gehorcht werden. Aber auch der Befehlende ist ein Gehorchender, gehorchend nämlich den Anforderungen des Ganzen, auf denen die Geltung seines Befehlens beruht. Sein Befehl und der Gehorsam anderer, die ihn auszuführen gehalten sind, sind zwei Seiten derselben Pflicht, die beide Teile dem Staate schuldig sind. Dieselbe Würde des Staates, die den gerechten, nämlich sachlich erteilten, Befehl umkleidet, adelt auch den willigen Gehorsam. Entsprechend ist Unbotmäßigkeit gegen den befugten Befehl Abfall vom Staatswillen. Deshalb ist die Strafe, die ihr folgt, dessen Gegenvorschlag. Sie ist Zwang, aber unpersönlicher, keine Vergewaltigung von seiten dessen, der die Strafe verfügt oder vollzieht. Es ist gerechte Strafe, in der nicht Willkür, sondern Gesetz, objektive Befugnis des Strafenden, ist.

Bis zu diesem Punkte wird der Pazifist mitgehen. Wir setzen den Gedankengang so fort: Alle Befehlsgewalt, die vom Staate ausgeht und für den Staat ausgeübt wird, ist im Kriege gesteigert, am meisten im militärischen Verhältnisse. Im gleichen Maße nimmt die Strenge und Unmittelbarkeit der Strafe zu. Das Leben des wehrfähigen einzelnen, im Frieden vom Staate gehegt und peinlich geschützt, wird in Verfolgung strategischer Zwecke bedingungslos eingesetzt, wo es nottut. Das Sein Hunderttausender liegt in der Hand des Feldherrn, der die kriegerischen Handlungen leitet.

Den vaterlandsliebenden Soldaten drückt der Gehorsam nicht, den er den Führern leisten muß, auch wenn es in den Tod geht. Hat er doch schon längst vorher in seinem Herzen sein Leben für das große Ganze zum Opfer geweiht, um dessen Dasein, Ehre, Freiheit, Lebensraum der Kampf geht. Er ist dadurch in die allergrößte Freiheit eingetreten, weil er über alles Triebmenschentum hinausgekommen ist, das in dem Hang und Drang zu leben besteht. In adeliger Selbstbestimmung schaltet er als freier Herr auch mit seinem physischen Selbst. So entsteht unter der Form eines höchsten äußeren Zwanges die größte innere Freiheit. Militärischer Gehorsam ist die Weise, wie

freie Seelen ihre äußerste Hingabe für das Vaterland verwirklichen; und im Befehl, der jenen fordert, ist es, als ob der Staatswille selber die Willen der Einzelnen, die ihm bereit stehen, durch den Willen berufener Führer in aktive Energie umsetzt und sich dadurch zu dem Blitze seiner gewaltigsten Entladung spannt.

So bleibt nach uns auch in der militärischen Befehlsgewalt der unpersönliche Sinn des Verhältnisses bestehen, das sich darum doch mit der Wärme persönlicher Beziehung erfüllen kann, dem Vertrauen der Mannschaften in die Person des Führers, der Achtung des Führers für das kostbare Gut, das ihm anvertraut ist, den besten Nachwuchs seines Volkes. Die militärische Befehlsgewalt bedeutet nicht ungerechte Vergewaltigung, Herrschaft hier, Knechtschaft dort, sondern die Gewalt derselben hohen Sache ist der gemeinsame Gebieter. Gemeinsam entsteht im gemeinsamen Eintreten für ihr Volk, ihre Heimat, ihr Vaterland dieselbe Pflicht, die sie nach verschiedenen Seiten entfalten, hier weitschauenden Wägens, verantwortsvollen Wagens, dort die Pflicht, bis auf das letzte alles aus sich herzugeben, damit das Wagen des Führers gelinge und sein Sieg das Vaterland segne.

Hier beginnt der Einspruch des Pazifismus. Der Soldat sei der Geknebelte seiner militärischen Vorgesetzten. Ihm sei die freie Selbstbestimmung über sich völlig geraubt. Der blinde Gehorsam, den man von ihm verlange, schlage aller persönlichen Ehre und Würde ins Gesicht. Das Spielen mit seinem Leben in der Willkür des Befehlshabers sei Verbrechen an seiner Menschheit. Sei nicht eine lange verhaltene berechtigte Empörung durchgebrochen, ein Aufbäumen der geraubten Freiheit, als 1918 die „Gemeinen" den Offizieren die Abzeichen ihrer anmaßlichen Befehlsgewalt abrissen und mit Füßen traten? Dies Handeln habe nicht das Ende eines Krieges bedeutet, sondern das Ende eines Zeitalters. Man müsse darin das Symbol erkennen, mit dem sich ein Volk, das sich der Unantastbarkeit der persönlichen Freiheit aller seiner Einzelnen bewußt wurde, ein für allemal vom „Banne der Abhängigkeit" löste, die Souveränität des alten Obrigkeitsstaates in Fetzen riß! Auf nichts anderes komme auch der Ruf „Nie wieder Krieg!" hinaus. Er bedeute, daß die Massen nie wieder dulden würden, daß ihnen der Gebrauch ihrer persönlichen Freiheit genommen werde, daß sie unter den Befehl hochmütiger Oberer gestellt und wie das Vieh zur Schlachtbank geschleppt würden. Ge-

sundes Volksempfinden, das sich endlich gegen die innere Ungerechtigkeit, die entehrende Barbarei des Militarismus auflehne, von der Gewalttätigkeit desselben nach außen zu schweigen!

Gemach! Selbstachtender Pazifismus wird n i c h t an die Seite der Novemberschmach von 1918 treten, denn gesundes Volksempfinden war damals nicht am Werke. Es war die Raserei eines Volkes, das krank geworden und bis in das Mark krank gemacht war. Es war Triebmenschentum, das sich von jeder Bindung beleidigt fühlt, das auch die Gefängnisse zerbricht, damit Verbrecher in den unantastbaren Stand ihrer persönlichen Freiheit wieder eingesetzt werden. Es war die Blindheit der Masse, der freie Selbstbestimmung das Recht eines jeden auf alles bedeutet, und die dies Recht in ihrer eigenen Diktatur verwirklicht sieht, darin sie sich als Gesamtheit nach selbstgegebenem neuen Recht straffrei alles nimmt und unter sich verteilt, was sich der einzelne im alten Rechtsstaate nur unter Strafe holen kann, wenn er stiehlt, mordet und notzüchtet.

Nochmals, der besonnene Pazifist wird nicht in der Küche dieses Massenmenschentums kochen. Es ist eine andere Meinung „Nie wieder Kireg!" bei ihm und bei jenen, die in jedem Staatszwange verhaßtes Obrigkeitswesen erblicken, das abzuschaffen sei, damit sie sich selber keinen Zwang mehr aufzuerlegen brauchen. Dem Pazifisten bedeutet nicht jeder Staatszwang Despotie. Er nimmt an, daß es staatlicher Gewalt bedürfe, um im Inneren Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten und den Bürgern Schutz gegen Störungen von außen zu gewähren. Der Staat sei ein Machtinstrument ihres Zusammenschlusses, das ihnen die tägliche Gefahr für Leben und Besitz bannt, damit ihre Kulturarbeit ruhig fortschreiten könne. Eben darum sei es widersinnig, daß derselbe Staat, der als Bedingung gesicherten Daseins seiner Bürger gemeint sei, seinerseits ihr Leben zu seinem eigenen Schutze beschlagnahme. Hier arte die Staatsgewalt in Gewalttätigkeit, Despotie aus, die, wiewohl sie unpersönlich auftrete, darum nicht weniger despotisch sei.

Zwar werde den Bürgern gesagt, daß der Einsatz ihres Lebens eine würdige Sache sei. Höher als das Leben der einzelnen stehe die Ehre des Staates und Volkes, die Rettung des Staatsbesitzes, die Erweiterung des Staatsgebietes, das Dasein des Staates selber. Als wären die einzelnen für den Staat und nicht vielmehr der Staat für

die einzelnen da! Diese seien die Auftraggeber des Staates und dürften niemals zulassen, daß umgekehrt er, oder seine sogenannte Wohlfahrt, zu einer Macht werde, die über ihren Kopf hinauswachse. Es sei nur eine Beschönigung des Staatsabsolutismus, zu sagen, daß es sich um eine gemeinschaftliche Sache handelte, darin keiner zurückstehen und als ehrloser Nutznießer das Opfer der anderen annehmen dürfe. Denn auch die anderen würden nicht gefragt, sondern gleichfalls unter der Drohung schwerster Strafen gezwungen, sich als Schachfiguren militärischer Strategie verbrauchen zu lassen. Solches Staatswesen, das den Menschen der freien Selbstbestimmung über sich beraube, dürfe nicht geduldet werden. Die eigene Entscheidung über das Opfer des Lebens sei der stillschweigende Vorbehalt, der dem Sinne nach jedem Staatsvertrage zugrunde liege, deshalb müßten an die Einzelnen, als die staatsbildenden Subjekte, auch die letzten Entscheidungen des Staatslebens kommen. Kriege dürften niemals Sache der Staatsraison oder geheimer Diplomatie sein, sondern gehörten vor den Volksentscheid, und Kriege unter Vernunftwesen oder Vernunftstaaten dürften überhaupt nicht sein. Sofern unter Staaten die Vernunft des Friedens nicht walte, habe das Wort zu gelten: „Besser, daß Staaten nicht seien, als daß Gerechtigkeit nicht sei!"

Sicherlich ist das nicht die Denkweise des Massenmenschentums. Sie begegnet sich zwar mit diesem in der Verwerfung des Militarismus, der den einzelnen zum willenlosen Werkzeuge militärischen Zwanges mache. Aber die Verwerfung erfolgt nicht aus dem Brodeln des Trieblebens heraus, das aller Hemmungen ledig sein möchte, sondern ihr liegt ein bestimmter Sinn des Staatslebens zugrunde. Dieser ist freilich ein ganz anderer als jener, daß man sich und seine Gefährten als B e a u f t r a g t e des Lebens der Nation fühlt, um dessen willen auch der Staat da ist und für das sich jeder einzelne freudig von ihm in Pflicht und Ehre nehmen läßt, selbst wenn es das Opfer des Lebens gilt. Der Pazifist dagegen betrachtet sich und seine Mitbürger als A u f t r a g g e b e r des Staates, der allen die Bedingung nutzbringender Kulturarbeit zu sichern habe. Der Staat müsse Instrument zu ihren Gunsten sein und bleiben, statt daß er sich Zwangsgewalt über sie anmaßen dürfe. Doppelt widersinnig der kriegerische Staat, der aus einem bestellten Hüter des Kulturlebens zu dessen Vernichter werde!

Es ist verschiedenes Seelentum, das sich in allen diesen Gegensätzen und Unterschieden ausspricht. Wir werden dem Ausdrucke desselben auch fernerhin begegnen.

Der Pazifist glaubt für alle inwendigsten Größen des Menschenlebens einzutreten. Welche inwendigeren Größen des Menschenlebens könnte es neben der persönlichen Freiheit geben als „Menschheit" und „Leben"?

Die Fahne der Menschheit

1. Unsere lieben Menschenbrüder

In dem Worte „Menschheit" haben sich die Erfahrungen verfestigt, die man in langjährigem Friedensstande machen kann. Im Friedensstande, wie wir ihn vor 1914 gewohnt waren, standen die Angehörigen der verschiedenen Staaten in mancherlei nützlichen Beziehungen zueinander. Da gab es anregenden Reiseverkehr, sowie den Austausch von Wirtschafts- und Kulturgütern. Der Mensch erschien als des Menschen Freund. Man sah dabei in den Angehörigen der fremden Völker nicht das abweichend Volkliche, sondern das übereinstimmend Menschliche verwirklicht und liebte letzteres an jenen, weil man es an sich liebte. Dies und manches andere strahlte im Idealbegriff „Menschheit" zusammen. Es ist das Friedensbild der Menschheit, dem auch umgekehrt das Bild des Menschheitsfriedens als unabtrennbare Schwesteridee und ewige Forderung gesellt erschien.

Inzwischen sind die Annehmlichkeiten, die von den Menschenbrüdern draußen kamen, peinlicheren Dingen gewichen. Wir, die wir unser Vaterland lieben, beziehen diese peinlichen Dinge auf die auswärtigen Feinde. Wir vergessen ihnen nicht, daß sie eine Deutschenverfolgung in der ganzen Welt angestiftet haben, der nur die früheren Christenverfolgungen gleichen, daß sie uns mit vergifteten Pfeilen bekämpft, deutsches Land geraubt, den deutschen Namen verunehrt haben und jetzt unser Vaterland knechten und aussaugen. Dagegen wollen wir uns stemmen und wehren, solange Atem in unserer Brust und volkliches Ehrgefühl in unserer Seele ist. W i r merken und verspüren, was uns der Feindbund getan hat und immerwährend antut, und sind allerdings nicht so weit, hier Feindesliebe zu üben, die immer nur blutleere Fernstenliebe bleiben würde und sich niemals

in Nächstenliebe verwandeln kann. Vielmehr empfinden wir es als Pflicht, gegen den Landesfeind das Schicksal unserer Söhne und Enkel, die nach uns kommen werden, in die Hand zu nehmen. Vielleicht, daß einst, wenn uns das Augusterlebnis von 1914 wieder geschenkt wird, schon die entschlossene Miene deutscher Einheit genügt, um unblutig unsere Fesseln zu sprengen. Wenn nicht, so kämen wir uns schuldhaft vor, gälte uns nicht die Freiheit unseres Volkstums mehr als alles Leiden, das wir im Kampfe um sein selbständiges Dasein dulden und Anderen (unter Vermeiden unnützer Härten) zufügen müssen.

Anders die Pazifisten. Sie sind bei ihrer Friedensgewohnheit stehen geblieben, das Menschenantlitz überall freundlich zu sehen, auch bei den gegnerischen Nationen. Nach wie vor beten sie das Gedankenbild der Menschheit an, dessen ausländische Züge ihnen teuer sind. Sie beharren bei ihrer Illusionsliebe zu abstraktem Menschentum und sehen nicht das konkrete Völkertum der andern, so wie es ist. Ihre Illusionsliebe läßt sie nach wie vor nur die schöne Geste der Anderen erblicken, aber nicht ihre Grimasse. Die deutsche Binde vor den Augen, die uns alles gut sehen läßt, was ausländisch ist, und alles schlecht, was heimisch ist, bleibt bei ihnen unzerreißbar. Wohl empfinden auch sie die Daseinsverschlechterung, die inzwischen über alle Deutschen, auch sie, gekommen ist. Aber ihre Sehart macht, daß sie gar nicht anders können, als die Schuld daran den eigenen Landsleuten in die Schuhe zu schieben. Diese hätten den Anderen Übeles getan und ernteten darum Übeles von jenen.

2. Die Vertragsmenschheit

Was ist jenes reine Menschentum, dem in reiner Menschlichkeit zugetan zu sein, der Pazifist sich rühmt, und das er auch von den westlichen Nationen geehrt glaubt? Ist es ein Begriff? Wieviel mehr als jeder solcher Begriff, in dem gemeinsame *Merkmale* der Menschen zusammengefaßt sind, bedeuten geschichtliche Einheiten, in denen *Menschen selber* zusammengefaßt sind! Die begriffliche Zusammenfassung geht über alle lebendige Gemeinschaft hinweg und läßt nur das blutlos Allgemeine, die Gattung, übrig. Geschichtliche Betonung aber haftet nicht am Allgemeinen, sondern am Einzelnen

und Besonderen, und geschichtliche Aufgaben kommen nicht aus Begriffen und Regeln, sondern aus gegebenen Volkseigentümlichkeiten und gegebenen volklichen Lagen. Nicht der Gesichtspunkt des Verstandes erschafft sie, wenn er ihnen auch dient, sondern sie treten in Gesichten ein, die von Sehern, Führern, Helden erschaut werden, in Form geprägt werden und wie elektrische Funken auf die ganze Gemeinschaft überspringen. Da entsteht in persönlicher und volksmäßiger Bestimmtheit praktischer Einsatz an Leib und Leben; nicht daß man sich bloß theoretisch verneint, indem man seinen Geburtsbrief ausstreicht und es für geistige Größe hält, seine persönliche und volkliche, damit seine sittliche Bestimmtheit, in reinem Menschentum von sich abzustreifen.

Man entgegnet, das Wort „Menschheit", das die Pazifisten im Munde führen, bezeichne auch ein Gesicht, das *ihnen* aufsteige. Es sei kein Allgemeinbegriff, der gemeinsame Merkmale zusammenfasse, sondern das Hochziel, dem Menschen zustrebten, die sich und alle Gleichgesinnten unter dem Bilde jenes Hochzieles zusammenfaßten.

Eben dieses Hochziel ergebe sich von selbst und notwendig, wenn man vorher den Begriff „Volk" richtig stelle. Jene Gemeinschaften, zu denen sich die Menschen durch Natur und Geschichte, d. i. Gewohnheit zusammengeschart fänden, verdienten nicht den Namen von „Völkern". Hier gelte das Wort Rousseaus. „Wo viele Menschen nach und nach von einem Einzelnen unterjocht werden, so sehe ich darin nur einen Herren und im übrigen Sklaven, ich erblicke kein Volk und sein Oberhaupt." Der Name „Volk" schließe menschliche Würde ein als regelndes Prinzip des Geselltseins. Davon sei bei jenen großen Menschenhaufen, die einem Zwange unterständen, der nicht aus ihrer freien Selbstverfügung stamme, keine Rede. Dem rechten Menschen zieme weder die einsichtslose Gewohnheit des Zusammenlebens in solchen blindlings gegebenen Verbänden, noch die unfreie Unterordnung unter eine blindlings überkommene Gewalt. Hierbei sei man nur als Herde da, nicht als Volk. Zum Volke würden erst die Menschen, die sich unter den Geist des *Gesellschaftsvertrags* stellten. Er bedeute eine einsichtige und freie Zusammenfassung von Menschen mit Menschen. Wie diese zur Bildung von kleineren Einheiten führe, welche den Namen von „Völkern" erst verdienten, so

heische sie ihre Fortsetzung in der Vorstellung von Völkerverbänden, schließlich einer letzten größten Einheit, in der sich alle Menschen mit allen zusammenfaßten. Universale und ideelle Bilder einer solchen Einheit schwebten dem geistigen Auge unter dem Namen „Menschheit" vor. Der Name bedeute die ganze Menschheit als Volk oder Völkerverband, nicht die abstrakte Menschheit als Begriff.

Nicht also eine unversöhnbare Entgegensetzung bedeute die Gegenüberstellung der Begriffe „Menschheit" und „Volk", sondern sie enthalte eine Kritik der falschen Begriffe vom Volkstum. Im wahren Begriffe vom Volkstum scheine dieselbe Sonne, die im Begriffe der Menschheit scheine. Solches echte Volkstum könne aus jedem beliebigen Teile der Menschheit gebildet werden; also auch von solchen Menschen, die bisher nur in einem sogenannten „Volke" zusammengelebt hätten. Wie etwa aus dem Frankreich Ludwig XVI., das ein beherrschter Haufe gewesen sei, das Frankreich der Revolution, ein Volk, geworden sei. In dem Augenblicke, wo wirkliches Volk werde, trete unfehlbar die Erweiterung dieses Volkstums zum ganzen Menschentum vor den geistigen Blick. Denn wie der Geist des Gesellschaftsvertrags jede Menschengruppe, die ihn verwirkliche, zu einem Volke mache, so mache er auch, wenn er zwischen den Gruppen herrschend werde, die ganze Menschheit zu einem Volke. Dasjenige andererseits, worin sich die in dem neuen Geiste Gesellten bisher als Volk gefühlt und instinktiv bejaht hätten, erscheine ihnen nun als eine rohe, rückständige und gewalttätige Art des Geselltseins. Nur Vertragsmenschheit sei Menschheit und sei Volk. Das Andere aber sei, je nach der Beziehung, in der Gewalt erlitten oder geübt werde, Herdentum oder Despotie oder Imperialismus. Es wird mit dem verächtlichen Namen „Nationalismus" bezeichnet.

So stehen sich letzter Hand nicht die Begriffe „Menschheit" und „Volkstum" gegenüber, sondern zunächst zwei Begriffe von Volkstum, Volkstum kraft Gesellschaftsvertrags und Volkstum in überkommener Staatlichkeit. Innerhalb der letzteren stehen die Menschen in festen Beziehungen der Unterordnung, Überordnung Nebenordnung. Sie finden sich untertan einer Obrigkeit, die Gewalt über sie hat, die sie besteuert, bevormundet und zu bestimmten Leistungen zwingt. Diese Gewalt war zur Zeit Rousseaus ein persönliches Absolutum, der

König. Rousseau wollte die Regierten aus ihrem Herdengehorsam herausführen.

Das konnte in mannigfaltiger Weise geschehen. Die deutsche Weise hat später Fichte dahin formuliert, daß die Vaterlandsliebe regieren müsse. Auch nach Fichte ist Volkstum, wie es in überkommener Staatlichkeit vorliegt, kein wirkliches Volkstum. Man lese seine Ablehnung des Selbstsuchtsgeistes des alten Obrigkeitswesens. Auch nach ihm muß wirkliches Volkstum erst werden. Aber wirkliches Volkstum wird nach ihm und überhaupt nach der Anschauung des deutschen Idealismus aus einer ganz anderen Seelenbeschaffenheit und geistigen Gestimmtheit der Einzelnen heraus, als bei Rousseau, nicht aus Selbstsucht in neuer Gruppierung, sondern aus dem Grundtriebe einer Liebe, in der Ewigkeit ist.

Diese beiden Anschauungen vom Wesen und Werden wirklichen Volkstums sind die letzten und tiefsten Gegensätze in der Frage „Menschheit" oder „Volkheit"? Das sogenannte Volkstum in überkommener Staatlichkeit ist nur der Hintergrund, von dem sich beide abheben, beide das bisherige Instinktive abweisend oder es vergeistigend, während sie um so schärfer gegeneinander kontrastieren.

Der deutsche Mensch stellt sich, wenn er „Volk" meint oder gestaltet, nicht unter einen Gesellschaftsvertrag, sondern es erwacht etwas vom altgermanischen Führer- und Gefolgschaftsgedanken. Es ist eine höhere Freiheit und eine höhere Vernunft, sich einem Willen unterzuordnen, der des Sinnes der Begebenheiten kundig ist und die Dinge zu meistern versteht, statt das Verhältnis aller zu allen anonymer Vernunft anzuvertrauen. Dort wird einer Führerpersönlichkeit vertraut, in der sich die Ehre aller darstellt. Führer und Geführte stehen in persönlicher Treue zueinander, weil beide einem unpersönlichen Absolutum, ihrem Vaterlande und Volkstum, unbedingt hingegeben sind. Aller Würde, in der sich die Einzelnen fühlen, geht die Würde dieses geliebten Ganzen vorher, das die Wurzel ist, von der sie sich Blätter und Blüten wissen. Nur für dieses streben sie, sich würdig zu fühlen. Den ehrlosen unwürdigen Anblick desselben könnten sie nicht ertragen. Dementsprechend ist es der Stolz des Einzelnen, dann, wenn Bestand, Ehre und Freiheit des Ganzen auf dem Spiele steht, für es einzustehen. Im Opfer, wenn es an ihn herantritt, empfindet er nicht einen Zwang, der ihn vernichtet, sondern

fühlt sich darin frei geworben, mit seinem Leben in der Hand zur höchsten Tat seines Lebens zu schreiten, in der sich die Unsterblichkeit des Vaterlandes mit seiner Seele vermählt.

Der Mensch des Gesellschaftsvertrages hingegen fühlt sich von vornherein in der selbstherrlichen Würde des Vernunftwesens. Wie Vernunft überhaupt nur sich selbst als Bedingung anerkennt, macht auch er in allem, was er tut, sich selbst zur Bedingung, setzt dasselbe bei jedem andern voraus und erkennt es bei jedem andern an. Sein höchster Grundsatz ist es, niemals Mittel zu irgendeinem Zwecke zu sein, geschweige sich als solches behandeln zu lassen. Es darf keine Macht über dem Menschen sein, die über sein Leben und Eigentum von sich aus zu verfügen hätte, kein Zwang, der seine Freiheit beschränkte. Allein er selbst darf sie beschränken und wird sie beschränken durch die Rücksicht auf die anderen Vernunftwesen seinesgleichen. Man will sich nicht befehlen lassen, nicht Höriger eines Herrn, Diener einer Obrigkeit, sein, sondern sich selbst das Gesetz geben, nichts tun außer dem, was man in einer Form der Übereinstimmung aller mit allen, die im Unterschiede vom befehlenden Einzelwillen des absoluten Königs volonté générale heißt, sich selbst befiehlt. Hier wird alles ausgerechnet und gemessen. Die Offenbarung volklicher Ziele aus der Geschichte, das Bekenntnis der Treue zu diesen und in solcher Treue der Menschen untereinander, fällt aus dergleichen Rechnung heraus. Mathematischer Sinn, nicht irrationale Hingegebenheit, triumphiert darin, und so ist es nur folgerichtig, daß die im Gesellschaftsvertrage geeinten Menschen auch den Willen des „Volkes", das sie miteinander stiften, in Zahlen abstecken. Sie ermitteln ihn auf dem Wege der „Abstimmung". Die Vertragswilligkeit aller gilt als das Grundleben des Volkswillens, der Wille der Mehrheit als die Leuchte, die es sich anzündet.

Im Willen einer Mehrheit als solcher ist aber niemals Vernunft, es müßte denn geschichtlicher Sinn das ganze Volk beseelen. Wenn ein Volk in seiner Vergangenheit zu lesen versteht, wenn jeder einzelne Bürger sich mit den gegebenen Notwendigkeiten des Gesamtlebens erfüllt, und bereit ist, sie über seine eigenen Belange zu stellen, dann mag man in einem gewissen Sinne sagen, daß sich wesentliche Seiten des geschichtlichen Dauerlebens eines Volkstums in den Mehrheitsbeschlüssen seiner Heutigen spiegeln und aufschließen, daß der

Repräsentativwille der Mehrheit mit dem Nationalgeiste des Ganzen zwar nicht zusammenfalle, aber ihm entspreche, daß der Volkswille im Abstimmungssinne und der Volkheitswille im geschichtlichen Sinne übereinstimme. Wir hätten das Bild einer nationalen Demokratie, deren Muster vor allem England geworden ist.

Anders, wenn die geschichtliche Voraussetzung fehlt. Ein Mehrheitswille, der geschichtslos ist, wird sinnlos. So ist es in der formalen Demokratie. Wenn nicht alle Einzelnen von vornherein in derselben Richtung orientiert sind, so mag Abstimmung wohl feststellen, wie sich diese und jene Privatinteressen verteilen, und in welcher Stärke diese oder jene politischen Ansichten anzutreffen sind. Volksgruppen äußern sich, wie sie Lasten tragen, Rechte und Vorteile an sich raffen wollen. Aber das bedeutet nicht mehr, daß sich die Notwendigkeiten eines nationalen Lebens im Durchschnitte offenbare. Nicht einmal ein Gegenwarts-Bestes für alle braucht herauszukommen. Die Urne zählt die Stimmen, gleicht sie nicht aus. Ein Volk scheint untereinander abzustimmen; in Wahrheit stimmen Menschenhaufen gegeneinander. Bei aller äußeren Legitimität der Abstimmung bleibt dann der Geist der Gemeinsamkeit aufgehoben, die Minorität wird von der Majorität vergewaltigt.

In der Vertragsmenschheit der Zukunft, wie sie — sei es als Völkerbund, sei es als Menschheitsstaat — dem Pazifisten vorschwebt, wird solche Sinnlosigkeit unvermeidlich. Denn entweder sind ihr wirkliche Völker eingegliedert, jedes mit seiner Zunge des Guten und Bösen, mit seiner Geschichte, seiner Entwicklungsrichtung und seinen geopolitischen Erforderissen: dann wäre, falls jedes Volk für sich eine *nationale* Demokratie bildete, das sie zusammenfassende Menschheitsvolk notwendig eine *formale* Demokratie. Die Stimmen im Völkerrat würden unvermeidlich auseinandersplittern, oder die Minderheit würde durch verschlagene Majoritäten vergewaltigt und sähe sich getrieben, dem Mißbrauche des Vertragsverhältnisses mit Waffengewalt zu begegnen.

Oder aber die Völker, aus denen sich die Vertragsmenschheit zusammensetzte, wären jedes schon selber Vertragsvolk, formale Demokratie. Dann fielen in jedem die Stimmen für den Eintritt in den Menschheitsstaat schon vorher nicht miteinander, sondern gegeneinander. Es gäbe ein wechselndes Spiel von Eintritt und Austritt, bei

dem jedesmal solches Volk in sich bis zum Bürgerkriege erschüttert würde, während der Menschheitsstaat immer von neuem sich bildete und auseinanderfiele.

So sähe die Menschheit aus, von der sich der Pazifist den ewigen Frieden erträumt. Auch in ihr würde der Zwist nie aufhören. Weil die Menschen dieselben bleiben, bleibt auch die Menschheit ewig dieselbe, die sie war, ein Chaos von Völkern, die sich bald freundlich, bald feindlich begegnen, indem sie miteinander ringen und wetteifern, für ehrenvolle Gegenwart und freie Zukunft auf den Plan treten, um politische, geistige, wirtschaftliche Macht die Kräfte messen.

3. Die Kulturmenschheit

Nicht nur den ewigen Frieden erwarten die Pazifisten von ihrer Zukunftsmenschheit, sondern auch durch ihn eine herrliche Blüte der Kultur!

Dem volklich eingestellten Menschen ist es unmittelbar gewiß, daß Kultur in jeder ihrer Form volkliches Gepräge trägt. Wohl können die Erzeugnisse der Kultur in gewissem Grade international genossen werden, aber sie werden immer in nationaler Bestimmtheit hervorgebracht. Gerade durch Betonung ihrer schöpferischen Eigenart grenzen sich die Völker (die geborenen Völker, die Nationen) am entschiedensten voneinander ab. Sie vermögen sich bei solcher Betonung auch dann im Dasein zu erhalten und wieder aufzurichten, wenn ein widriges Schicksal die Herrschaft eines fremden Volkes über sie gebracht hat.

Das Wesensgesetz schaffender Volkstümer tritt in der Geschichte deutlich hervor. Es bricht immer wieder durch, auch wenn die Denkart des Volkes zeitweilig mit auswärtigen Vorstellungen überfremdet wird. Welche tiefe Verwandtschaft besteht z. B. zwischen dem Rationalismus des Franzosen Abélard, dem Erfinder der scholastischen Methode des „sic et non", und dem modernen Rationalismus eines Descartes, der alles Sein mittels klarer und deutlicher Begriffe zu beweisen strebt! Wie auffällig wiederholt sich durch die Jahrhunderte der englische Empirismus und Utilitarismus von Bacon bis Spencer! Im Unterschiede davon ist das deutsche Denken von Anfang an dem Irrationalen zugewendet. Es vernimmt das Wunder

der geistigen Dinge. Dies Vernehmen beginnt — um die Vorzeit zu überspringen — in Ekkeharts Mystik, setzt sich fort in Luthers und Melanchthons Glauben an die Mystik des „Wortes", bricht vulkanisch auf das neue bei Jakob Böhme aus und erzeugt abermals später die Philosophie des deutschen Idealismus.

Die Völker bringen immer wieder nicht nur physisch gleichartige Menschen hervor, sondern auch Menschen mit der gleichen Geisteshaltung. Es gibt eben für jedes Volk solche typische Geisteshaltung, die ihm im Blute liegt und sich darum immer wieder erneuert, mögen seit der ersten charakteristischen Gestaltung derselben noch so viele Geschlechter gekommen und wieder gegangen sein. Sie prägt sich nicht nur in einem Kulturzweige aus, sondern durchdringt alle gleichmäßig, sie zeigt in Kunst, Wissenschaft, Religion, Staats- und Rechtsgestaltung unweigerlich dieselben Züge. Hierdurch wird aus den vielen Kulturtätigkeiten, denen die Einzelnen hingegeben sind, ein Leben, das sich in diesen geistigen Formen wuchstümlich vermannigfaltigt und zu innerem Reichtum auseinanderfaltet. Eine selbstschöpferische Sinnsetzung verwirklicht sich darin, die wir als die „Geschichte" des Volkes bezeichnen. Geschichte ist lebendiger Sinnzusammenhang im Geschehen, nicht bloßes Geschehen. Geschichtlich denken heißt in so vielen Sinnzusammenhängen denken, als es Nationen gibt, nicht allgemeine Gesetze aufstellen, die sich durch alles Völkerleben gleichmäßig hindurchziehen.

Das volklich Überindividuelle spricht sich im Gemeinschaftsgefühl der Volksgenossen aus. Sie empfinden sich schon instinktiv als Glieder einer wesenden Gemeinschaft, die nicht aus ihnen besteht, sondern in ihnen über ihnen wirkt, die schon vor ihnen dagewesen ist und nach ihnen bleiben wird, die ihren Wert und ihre Bedeutung in sich selber trägt. „Statswillen" bedeutet ihnen nicht den Willen aller, der den Vielsinn der vielen Köpfe oder einen künstlichen, wechselnden Majoritätssinn hätte, sondern Wille über allen, der stets denselben geschichtlichen Sinn hat. Alle Aufgaben und Forderungen an die Einzelnen sind aus dem großen geschichtlichen Sinne des Ganzen bedingt. Gerade mittels der individuellen Hingabe eines jeden an die besondere Kulturtätigkeit, die seinen Anlagen entspricht, will sich jener Sinn auch in ihm neu beleben und zukunftsträchtig werden.

Ganz anders der, dem Volkheiten mit ihrer geschichtlichen Vergangenheit rückständige Gebilde sind, der nur Volk kennt, das durch den Vertragswillen kampfscheuer Einzelner entsteht. Je weniger er und seinesgleichen das überindividuelle Eigenleben einer Nation anerkennen, um so glühender verehren sie das überindividuelle Gut der Kultur. Für den volklich Gesinnten verlieren die anderen Ziele ihren Wertschein, wenn das Volkstum aufhört. Für den Kulturschwärmer erstrahlt das Gegenständliche menschlichen Tuns um so mehr im Wertglanz, je weniger die volkliche Bestimmtheit hervortritt. Um so mehr sieht er in ihnen die reinen Erzeugnisse einer reinen „Kultur".

Die Kultur ist ihm Göttlichkeit in Entwicklung, ein aus sich selbst bewegtes hohes Leben. Der Sinn der Menschheit sei, dies Leben voranzubringen und dabei von seinen wesenhaften Werten beschenkt zu werden. Die Sonne solcher Geistigkeit scheine allen Völkern gleichmäßig. Ihr universales Licht leuchte jedem Menschen als Menschen; es sei dem Deutschen, dem Engländer, dem Franzosen ebenso zugänglich, wie dem Chinesen oder Inder. Im Garten der Kultur gebe es keine Volksunterschiede, sondern nur geistige Provinzen. Wen sein Beruf in eine dieser Provinzen trage, dem würden alle, die mit ihm den Beruf teilten, unter welchem Himmelsstriche sie auch wohnten, zu Brüdern im Geiste. Desgleichen reichten sich von Beruf zu Beruf hinüber, von geistiger Provinz zu Provinz, alle mit allen die Hände. So werde die ganze Menschheit zu einer weltweiten Kulturgemeinde. Nichts verdeutliche die Engstirnigkeit des Nationalismus krasser als sein Abstand von jenem Himmelreiche auf Erden, dessen werdende Gestalt, kaum daß sie hervorgetreten sei, er mit seinen kriegerischen Rasereien immer wieder vernichte. Er ziehe Scheidewände des Wahnsinns zwischen den Völkern, die sie nicht zum Lichte ihrer Menschheit kommen ließen, nicht zum gemeinsamen Glücke in Werken des Friedens und der Kultur.

Leider ist dies Gemälde der Menschheit als einer großen idealen Vereinigung zur Pflege ideeller Güter rissig und brüchig. Die Gegenstände, um die es der pazifistischen Menschheit zu tun ist, halten nicht unter sich Einheit. Sie sind kein Unum, an dem die Menschen ihre Einheit fänden. Die Kultur nämlich als ein einheitliches geistiges Wesen existiert nicht. Bedeutet sie nicht das geistige Leben eines Volkes, so bedeutet sie gar nichts. Es bleiben dann nur die Kulturideen

der Wahrheit und Schönheit, der Gerechtigkeit und des Guten übrig, die in einem Überreiche zu schweben scheinen, die jede ihren Anhänger, ihren Berufenen, ihren Begeisterten zu sich emporhebt. Wie einzelhaft geben sich diese Werte und Begriffe, wenn sie in sich gelten sollen. Und wie einseitig wird das Denken und Fühlen von Menschen, die über ihre Nation hinaus ein reines Ideenleben führen wollen! Wo keine geschichtliche Selbstbetonung ist, da erwacht die individuelle. Je mehr man über seine Nation hinausgekommen ist, um so weniger pflegt man über sich selbst hinausgekommen zu sein. Die rechte Liebe zum angeborenen Volkstum macht den Menschen demütig, weil er sich als Gefäß eines höheren Lebens fühlt, das durch ihn über ihn hinausstrebt. Wer sich aber über seine Nation hinaushebt, pflegt um so überheblicher in sich selbst, um so eigenwilliger und eigensinniger, um so starrer und rechthaberischer zu werden. Auch kommt in seine Liebe zur Idee etwas von geistigem Schlecken- und Schmeckenwollen hinein. Hierdurch wird die Brücke zum Verständnis anderer Menschen mit anderen Ideen schmal und schmächtig und zerbricht bei jeder Belastung.

Kurz, käme es dahin, daß volklose Menschen nur geistige Güter pflegten, so würden sich ihre Gegensätze um so schärfer in diesen zuspitzen. Zudem: ihre Pflege geistiger Güter würde unschöpferisch, ohne geistiges Leben bleiben. Dieses braucht Wurzelung und Eigenart, Wurzelung im geschichtlichen Boden eines Volkstums und innerhalb desselben schöpferische Eigenart des Einzelnen. Endlich: diese Vertragsmenschheit, die Kulturmenschheit sein will, bereitet sich selbst den Untergang in Unkultur.

Der Kern der Vertragsmenschheit nämlich ist das Pochen auf Vernunft, die alle Menschen gleich mache. Man findet es als Wille so unerträglich, den Willen eines anderen über sich zu haben, daß man als Vernunft bereit ist, jedes anderen Vernunft mit der seinigen gleich zu rechnen. Den Gewinn ernten die, deren selbstherrlicher Wille ebenso groß, dafür Einsicht und Vernunft um so kleiner ist. Nietzsche spricht im „Zarathustra" von einem Seiltänzer, der von einem anderen mit schrecklichem Gelächter übersprungen und in die Tiefe gestoßen wird. Der übersprungene Seiltänzer sind die Vertragsmenschen, die mit den Mitteln regelnder Vernunft Volk stiften und Kultur leben wollen. Der zweite Seil-

tänzer, der jene beiseite stößt, sind die Triebmenschen, die sich die Grundsätze der gesellschaftlichen „Vernunft“ zunutze machen, um ihr Triebmenschentum durchzusetzen und die anderen unter das Joch ihrer Gesellschaftsformen und ihrer Regelungen zu zwingen. Zum Triebmenschentum wird stets die große Menge gehören. Deshalb wird stets die allesvergewaltigende Majorität zur Hand sein, deren es benötigt, damit die anders Denkenden niedergestimmt oder niedergeschlagen werden. Es brauchen sich nur die Drahtzieher, Raffende gegen Schaffende, zu finden, die das Instrument der Menge zu schmieden und mit diesem Instrumente zu herrschen verstehen.

Der Triebmensch in der Hand jener Drahtzieher lauscht dem Vertragsmenschen die Verneinung alles Zwanges ab, der das freie Vernunft- und Kulturwesen beschränkt, und überbietet die Verneinung. Er verwirft nicht nur den Zwang, der von einer Obrigkeit über Untertanen ausgeübt werde. Ebenso schändlich sei der Zwang, der im Eigentum enthalten sei, da er dem Besitzlosen die eigene Verfügung über seine Arbeit raube und ihn zum Werkzeuge eines „ausbeutenden Unternehmertums“ mache. Auf die Begünstigung dieser freien Machtentfaltung des Besitzes sei die angebliche Vernunft- und Kulturgesellschaft, sei der Staat des bürgerlichen Verfassungsvolkes zugeschnitten. Deshalb wird letzteres unter dem Namen der „Bourgeoisie“ ebenso verfehmt und geächtet, wie die Formaldemokratie ihrerseits das geborene Volkstum verwirft.

Eine bürgerliche Gesellschaft, die die Sünden ausbeutender Unternehmer duldete, verdiente allerdings verneint zu werden. Aber der volklich denkende Unternehmer beutet nicht aus. Überhaupt liegt im Begriffe des Unternehmens nicht die Ausbeutung, sondern das Schaffen. Schaffen und geführte Arbeit gehören zusammen und adeln sich gegenseitig. Nur entartetes Unternehmertum beutet aus und bereitet das Feld für das Klassenhaß stiftende und Volkstum zerklüftende Wort von der „Ausbeutung“ im Munde jener, die sowohl aus der Arbeit des Arbeiters wie aus dem Geschaffenen des Unternehmers ihre Zinsen schlagen wollen.

Die Theorie, daß schon die Ungleichheit des Eigentums die einen Menschen zu Herren, die anderen zu Sklaven mache, läßt die Hirne, in die sie sich eingefressen, nach weiteren „Befreiungen“ ausspähen, sie erzeugt den Drang, auch alle inneren Ungleichheiten aufzuheben.

Von jeder Ungleichheit, die ein Mehrgewicht des einen Menschen über einen anderen erzeugen könnte, die jenen höbe und diesen drückte, drohe Zwang und Nötigung. Mögen die Menschen an Gaben und Leistungen noch so verschieden sein, sie dürften nicht verschieden gewertet werden. Darum dürfe sich mit keinem Vorzuge an Geist, Kraft, Geschicklichkeit eine gesellschaftliche Unterscheidung verbinden, die dem „zufälligen" Träger solcher Gaben irgendwelche Würde vor den übrigen einräumte. Er dürfe nicht mehr Ehre, Lohn oder Genuß als die anderen beanspruchen; vor allem: er sollte bei gleichem Lohn, Ehre, Genuß die anderen nicht durch hervorragende Tüchtigkeit beschämen, im Werte ihrer Arbeit drücken. Es sei jedermanns Pflicht, die allgemeine Gleichheit aller mit allen in seinem Tun und Handeln bewußt zu suchen und auszudrücken.

Es ist klar, nach welchem Maßstabe hier die Gleichheit ausgemessen wird. Die Bestimmung über alles staatliche Gelten und Leben müsse durchaus bei der Schicht liegen, in der alle Majestätsrechte beschlossen seien, beim Durchschnitte, bei der Masse. Der pazifistische Ruf nach Allerweltskultur wird demnach abgelöst durch den Ruf nach Jedermannswohl. Darin gibt es überhaupt keine Hingabe mehr über sich hinaus, weder an Volkstum noch an Ideen. Der ideenlose Trieb und der formale Begriff regieren diese Menschheit, die für die Herrschaft, die ihr nach Majoritätsrecht gebühre, in der „Diktatur des Proletariats" ihren internationalen Ausdruck erstrebt.

Die Entwicklung durch Vernunft zur Vernunftlosigkeit, vom Herausbrechen der Kultur aus dem Boden volklichen Lebens zum Aufhören jeder Kultur, vollendet sich hiermit. Der Kulturschwärmer hatte das Recht der eigenen geistigen Individualität ungehemmt betont. Mit der Forderung völliger Unabhängigkeit, auch noch von der Empfindung des Überboten- und Beschämtseins, ist die ungezügelte Selbstsucht der Einzelnen entfesselt, die innere Selbständigkeit und Eigenart höheren Lebens in einer alles einebnenden Gleichheit erstickt.

4. Die Liebesmenschheit

Es ist eine ganz andere Menschheit, von der der Kommunismus, eine andere, von der die formale Demokratie und eine andere, von der das Christentum spricht. Triebmenschheit oder Mengenmenschheit,

das ist der Menschheitsbegriff des internationalen Kommunismus. Vertrags- oder Vernunftmenschheit, das ist der Menschheitsbegriff der kosmopolitischen Aufklärung. Liebesmenschheit oder Reich-Gottes-Menschheit, das ist der übernationale und darum übergeschichtliche Menschheitsbegriff des Christentums.

Alle diese Menschheitsbegriffe reichen über die Schranken geschichtlich gegebenen Volkstums hinaus. Der kommunistische Menschheitsbegriff verneint die Berechtigung jedes Volkstums. Mit dem Gedanken der Vertragsmenschheit meint man erst wahrhaftes Volkstum begründen zu können, das aus jedem beliebigen Teile der Menschheit gebildet werden könne. Der christliche Menschheitsbegriff überhöht nicht nur jedes Volkstum, sondern jedes gegebene Menschentum.

Zumal der christliche Menschheitsbegriff scheint dem Friedenswerben der Pazifisten trefflich entgegenzukommen. Hier spielen sie ihren letzten und höchsten Trumpf aus. Mit Inbrunst berufen sie sich auf die evangelische Verkündigung „Friede auf Erden!" und auf die evangelische Forderung der allgemeinen Menschenliebe.

Vielleicht mag es indessen auch hier, wie so oft heißen: „Wenn zwei dasselbe sagen, so ist es nicht dasselbe." Gewiß hat uns das Christentum gelehrt, mit den Begriffen des Weltfriedens und der Nächstenliebe zu denken. Aber es geht mit diesen Begriffen, wie mit vielen anderen, die in der allgemeinen Rede umlaufen. Sie sind unscharf geworden, wie die Prägung auf abgeschliffenen Münzen, weil man das Leben nicht mehr lebt, kaum noch kennt, aus dem sie einst herausgeboren worden, und in dem allein sie sinnvoll sind.

Die Menschheit, von der die evangelische Begriffsprägung gilt, ist eine geheiligte Menschheit, nicht das Otterngezücht der Pharisäer, dem Jesus unerbittlichen Kampf angesagt hatte, nicht das damalige und spätere Staatsmenschentum, das dem Kaiser zu geben habe, was des Kaisers sei. Achte man doch auf die geistige Nachbarschaft, in der die evangelischen Worte stehen, dann bleibt über ihre Meinung kein Zweifel! Die Botschaft „Friede auf Erden!" ist verbunden mit dem Worte der Ehrfurcht „Ehre sei Gott in der Höhe", und die Forderung der Nächstenliebe geht Hand in Hand mit dem Liebesüberschwange zu Gott: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt!" Es handelt sich um die Menschen

des neuen Bundes, um die Menschheit, in der Gott geboren wird, in die Jesus hineintritt, die durch ihn zur Gotteskindschaft erworben und gewonnen wird.

Solche Gotteskindschaft ist nicht ein Sein, sondern ein Werden. Nur zu oft wird das übersehen. Man deutet die allgemeine Menschenliebe auf eine gegebene Gotteskindschaft, wie sie schon die Stoiker kannten, die darin bestehe, daß Gott unser aller Vater und wir, als seine Kinder, ihm alle gleich lieb seien. Darum sollten wir uns, als Brüder und Schwestern in demselben Vaterhause, hold sein und miteinander vertragen. Aber das gegebene Menschentum ist keineswegs das Menschentum der Gotteskindschaft, sondern der Gottentfremdung. Es steht nicht unter Segen, sondern unter Schwert und Gesetz. Es ist und bleibt, trotz Jesu Geburt, Leiden und Sterben, unerlöst. Erlöstes Menschentum ist erst dasjenige, in dem Jesus als Auferstandener durch seinen Geist lebt, das durch den Geist zur Gotteskindschaft geweckt wird. Wo der Liebesgeist Gottes lebt, nur dort wird das evangelische Verhältnis der Menschen, die Liebe gesegneter Herzen zueinander, erst möglich. Wo er nicht lebt, ist es nicht möglich.

In der pazifistischen Berufung auf das Evangelium fällt diese Voraussetzung unter den Tisch, ebenso ein anderes Weistum, von dem freilich auch das Evangelium schweigt, daß nämlich der Liebesgeist Gottes in verschiedenen Offenbarungen kommt. So gut wie in der evangelischen Liebe kommt er in der Vaterlandsliebe und der volklichen Bruderliebe.

Der Pazifismus, nochmals, bezieht die evangelischen Worte des Friedens und der Liebe nicht auf eine in Gotteskindschaft geheiligte Menschheit. Er nimmt sie als Forderungen, die in sich selbst heilig seien, denen die gegebenen Menschen in ihren gegebenen Weltbeziehungen gehorchen müßten, so etwa, wie auch die zehn mosaischen Gebote eine gottgewollte Ordnung für ihr tägliches Tun und Treiben bedeuten.

Das so als bürgerliche Lebensvorschrift aufgefaßte Gebot der Menschenliebe enthalte zweierlei: zuvörderst gebiete es Schonung, Achtung jedes gegebenen Menschenlebens als solchem, da jedes ein heiliges Geschenk Gottes sei. Sodann untersage es die innere Gesinnung, aus der heraus die Menschen einander zu schädigen suchten, sich

töten, morden, das köstliche Gut des Lebens rauben wollten: wir sollten uns des Hasses entschlagen und unsere Feinde lieben.

a) Die Heiligkeit des Lebens

Krieg, hören wir, dürfe nicht sein, weil er die Heiligkeit des Menschenlebens antaste. So stellt sich unter andern die große schwedische Dichterin Selma Lagerlöf ein. Letztes Gefühl auch bei ihr ist das Kriegsentsetzen.

In ihrem Roman „Das heilige Leben" beschreibt Selma Lagerlöf die Geschichte eines jungen Schweden Sven, der als halbverhungerter Polarfahrer im Fieber vom Arme eines toten Kameraden gegessen hat, vielmehr seine Kameraden haben es getan und reden ihm ein, daß er sich beteiligt habe. Heimgekehrt verfällt er angemeiner Verachtung und am meisten seiner eigenen. Liebestun an lebenden Menschen entsühnt ihn von dem Verbrechen am toten. Mit schlichten und großen Zügen bis gegen den Schluß schildert und bildert dies die schwedische Dichterin. Der Schluß selbst nimmt eine unkünstlerische Wendung. Die Erzählung bringt ganz unbegründet das Kriegsentsetzen hinein. Sie wird anläßlich desselben zur Philosophie und klingt in einem pazifistischen Glaubensbekenntnis aus. Der Anblick unzähliger Leichen, die nach der Skagerrakschlacht an die schwedische Küste treiben, die Gesichter augenlos, von Möven zerfleischt, überzeugt Svens Landsleute, daß sie besseres zu tun haben, als über jenen zu richten, der in der Not von einem Toten gegessen. Vornehmste Pflicht sei es, sich gegen den Despotismus des Krieges aufzulehnen, der sich zehntausendfach an der Heiligkeit des Lebens vergreife.

So Selma Lagerlöf. Ihre Philosophie läßt alles Leben als solches heilig sein. Ihr Roman dagegen schildert, wie Svens Leben durch aufopfernde Liebe geheiligt wird. Die Dichterin hat gegen die Philosophin recht: das Leben ist der Güter höchstes nicht, das Leben keines Einzelnen ist heilig. Durch Liebe erst, die das eigene Leben hinzugeben vermag, taucht sich Menschenleben in Wert. Dafür gibt die Dichterin in ihrem eigenen Roman, neben dem Beispiele Svens, noch ein Beispiel. Sven wird ohne sein Wissen von der Frau eines Pfarrers geliebt, der sie schon immer mit grundloser Eifersucht geplagt hat. Ein Zufall läßt diesen in den verschwiegenen

Seelenkampf seines reinen Weibes blicken. Da gibt er sie in selbstüberwindender Liebe frei. Er schont nicht nur das Leben Svens, den er hatte erschlagen wollen, sondern adelt durch Opferkraft der Liebe sein eigenes, an dem eine alte Schuld gegen Sven haftet.

Hier ist richtig gesehene Lebensheiligung. Aber Heiligkeit des Lebens an sich? Leben ist nicht wertvoll durch sein bloßes Dasein, sondern durch das, was aus ihm werden kann, z. B. wenn ich, wie der Pfarrer in der Lagerlöffschen Erzählung, das Leben des anderen auf meine Kosten schone, wenn ich verzichte, damit er gewinne, wenn ich ihm zuliebe Leid und Not auf mich nehme. In solcher Seele bricht Ewiges auf. Die richtige Frage bezüglich des pazifistischen Problems wäre hiernach: „Kann auch in einer vaterlandsliebenden Seele Ewiges aufbrechen?" und „Ist in einem pazifistisch denkenden Menschen schon darum, weil er in Pazifismus denkt, Ewiges aufgebrochen?" Hier muß man ansetzen, um den ethischen Mehr- oder Minderwert der beiden Seelenhaltungen, der nationalistischen und der pazifistischen, auszumachen. Damit, daß man den Frieden, „die Kultur", die „Menschheit" verabsolutiert und auf der anderen Seite vielleicht ebenso das „Vaterland" für einen absoluten Wert erklärt, kommt man nicht weiter. Nicht welche Idee jemand hat, sondern was für einen Menschen sie aus ihm macht, ist entscheidend, und das hängt ganz allein von dem Maße der Liebe ab, die seine Idee in ihm zu stiften vermag.

b) Das Gebot der Nächstenliebe

Hier glauben die Pazifisten ihren Haupttrumpf ausspielen zu können. Das eben sei die Raserei des Nationalismus, daß er im Namen des Krieges Haß und Mord verteidige, daß er bereit sei, im Waffengange um sogenannte volkliche Notwendigkeiten die Fluren und Städte der Widersacher zu verwüsten, ihre Bevölkerung, wenn sie in seine Gewalt gerate, durch Kontribution zu brandschatzen und unter harten Kriegsgesetzen leiblich und seelisch zu mißhandeln. Für den vaterländisch Besessenen sei das Gebot der allgemeinen Menschenliebe und der Feindesliebe ein leerer Schall.

Der Vorwurf, daß der Nationalismus gegen das Evangelium der Liebe verstoße, kehrt immer wieder. Mir ist ein junger sozialdemokratischer Wanderredner im Gedächtnis, der die Geschichte seiner reli-

giösen Zweifel und seines Austitts aus der Kirche erzählt hatte, und in demselben Atem das „nationalistische" Bürgertum des Verstoßes gegen das Liebesgebot Christi zieh. Es bekenne nur Christi Namen, versündige sich aber ohne Unterlaß gegen seine Predigt, nach außen mit Kriegsimperialismus, nach innen mit der Ausbeutung der Arbeiter, die in Bescheidenheit und Untertänigkeit zu halten Gott und Religion erfunden wären.

Dieser Wanderredner ist typisch für die eine Gattung von Leuten, die den Nationalismus mit dem Evangelium widerlegen wollen. Ihnen selbst gilt das letztere und sein Stifter nichts. Ihr eigener Standpunkt ist religionslos. Kein Gewissensbedenken hemmt sie, ihrerseits die Bürgerschicht, die sie unter dem Gesichtspunkte der Ausbeuter zu sehen gelehrt sind, recht kräftig zu hassen. Woher dann die Entrüstung, daß sich der Nationalist dem Gebote der Feindesliebe entziehe? Nach ihnen gibt es ja keine verpflichtende Instanz, von der das Gebot ausgehen könnte. Im Lichte der materialistischen Weltanschauung, zu der sie sich bekennen, sind im Gegenteil Krieg und Kampf ums Dasein notwendige Formen des Lebensprozesses. Kurz, die Berufung auf das Evangelium, um gegen den Militarismus Front zu machen, ist hier nur eine rednerische Finte. „Militarismus" ist das Fehmwort, das die gewaltige Idee der allgemeinen Wehrpflicht totschlagen soll, die als zu lebensgefährlich nicht mehr beliebt ist, wie „Nationalismus" das Fehmwort ist, das die Vaterlandsliebe abwürgen soll. Keine deutsche, noch so baldurhafte Idee, die nicht mit einem Lokiworte auf „ismus" vom deutschen Hödur totgeschlagen wird.

Man muß das christliche Gebot der Feindesliebe für sich selbst verbindlich halten, um den Nationalisten seine Nichtbefolgung vorwerfen zu können. Solche ehrliche Christen gibt es unter den Pazifisten, man denke an Tolstoj. Er hat persönlich ein Leben der Liebe zu führen versucht. Aber die anderen Pazifisten, deren christliches Empfinden der Vaterlandsliebe die religiöse Sanktion abspricht? Ist denn schon die humane Brille, die sie sich aufsetzen, Feindesliebe? Das Wort „Menschheit" hat es ihnen angetan, und nun ergehen sie sich in gedanklichen Beziehungen von sich zu den „Menschenbrüdern". Aber wo gäbe es hier eine Liebesleistung, die sie mit dem Herzen vollbrächten? Wo lebten sie uns Feindesliebe vor? Doch nicht damit, daß sie uns immer predigen „Liebet eure

Feinde!", indem sie hierbei die auswärtigen Feinde meinen, denen sie in der Seele gut Freund sind? Sie sind den auswärtigen Feinden gegenüber noch nicht so weit, wie wir anderen, zu merken, was uns die Fremden antun können und antun wollen, wenn sie die Macht dazu haben. Statt dessen sind wir ihnen die Feinde. Feinde für ihre Rechthaberei und Kurzsichtigkeit, denen gegenüber sie nicht daran denken, sich in ihren Haßgefühlen Zähmung aufzuerlegen. Da kocht bei ihnen die Seele. Den Feind, der ihnen die Seele kochen macht, lieben auch sie nicht und beweisen durch die Tat, wie weit entfernt sie sind, das Evangelium Jesu, das sie uns vorhalten, in sinngemäßer Anwendung bei sich zu befolgen.

Diesen Pazifisten verweigere ich schlechterdings das Recht, mit dem Gebote der Feindesliebe denen in den Weg zu treten, die im Entscheidungskampfe von Staaten bereit sind, mit ihrem Leben dem eigenen Staate wider die Tausende zu helfen, die ebenso bereitwillig für den gegnerischen Staat mit dem Leben einstehen und ihn zu tausendfacher Drohung gegen uns machen. Ob Vaterlandssinn Tatliebe entbindet und was für welche, das machen wir nicht mit Pazifisten aus, die nur Gedankenliebe haben, sondern das machen wir mit uns selber und dem Gebote Jesu aus.

Man mache sich vor allem klar, was „Feindesliebe" heißt! Wer anders ist denn unser Feind, als der Nächste, mit dem wir am nächsten zusammenwohnen, der uns am empfindlichen schädigen, in unserer Ehre, unserm Gut, unserm Umgange am tiefsten treffen kann? Er ist derjenige, gegen den die Feindschaft psychologisch wirksam wird. Der ferne Feind im anderen Volke tut mir nichts, scheint mir nichts zu tun. Ich muß erst merken, daß er mir etwas tun kann, muß es empfinden, dann wird er mir zum wirklichen Feinde. Das Wort „Liebet eure Feinde" und das Wort „Liebet eure Nächsten" sind hier nicht identisch. Wir müssen mit der Feindesliebe bei unseren Nächsten beginnen. Wie bitter schwer aber wird es uns, nach diesem richtig begriffenen Worte zu handeln! Danach beurteile man den Vaterlandsliebenden.

Wenn der marxistische Volksgenosse gegen ihn die Fäuste hebt, verspottet, was ihm heilig ist, in den Einrichtungen der staatlichen Ordnung, wie Vaterlandsliebe sie will, verbrecherische Ausbeutung sieht, aber selber als Regierung alle Volklichen unterdrückt und ver-

folgt, das private Eigentum in Papier verflüssigt, durch konfiskatorische Steuergesetze die „Bourgeoisie" verelendet, wenn er an semitischem Gängelbande deutsches Gewissen in nationalistisches Verbrechertum umtauft, wenn ihm der Feind nicht am Rheine oder im Sowjetlande, sondern rechts steht, dann soll man versuchen, diesen Nächsten, der uns zum Feind ächtet, zu lieben. Wahrlich, wem nicht Vaterlandsliebe im Herzen glüht, der könnte diese Feindesliebe nicht aufbringen. Aber sie treibt ihn zu seinen Brüdern, auch wenn sie im anderen Lager stehen, durch noch so tiefen Graben von ihm getrennt sind. Ihn jammert des mißleiteten Deutschtums in ihnen, und er sucht immer wieder ihre blutsverwandte einheimische Seele, an deren Vorhandensein er unbeirrt glaubt. Nur solcher soziale Nationalismus, der alles glaubt, liebt, hofft, duldet, kann die Genesung unseres Volkstums, die Verbündung aller Deutschen untereinander, herbeiführen.

Vaterlandsliebe ist eben dazu da, und das ist ihr göttlicher Sinn, daß wir erst einmal unsere inneren Feindschaften überwinden, so sauer es uns gerade der Landsmann macht; sie will, daß wir uns miteinander vertragen lernen und noch mehr als vertragen, daß wir uns miteinnder in eins leben. Erst muß hier eine Liebesschule im eigenen Volk entstehen. Dann mag das deutsche Wesen, das seine seelischen Teufel überwunden und seine äußere Selbständigkeit erkämpft hat, das Pfund seines Gerechtigkeitssinnes in die Welt wuchern lassen.

Das Wesen der Vaterlandsliebe

Die Vaterlandsliebe entfaltet sich nach drei Richtungen. Sie ist einerseits ein Verhalten zu den einzelnen Volksgenossen, andererseits ein solches zu dem lebendigen Volksganzen, das alles umschließt, das real durch sie hindurchlebt, nicht etwa nur die formale Summe der jeweiligen Bürger ist. In ersterer Beziehung ist die Vaterlandsliebe werktätiges Zusammengehörigkeitsbewußtsein der Einzelnen miteinander, jene Liebesschule, von der vorhin die Rede war, helfender und werbender Gemeinsinn. Den Volksgenossen drängt es zum Volksgenossen. In der zweiten Hinsicht ist die Vaterlandsliebe Opferbereitschaft für die Volksgemeinschaft. Alle Volksgenossen

zusammen setzen sich bis auf das letzte ein, wenn die Ehre und Lebensbelange der Nation auf dem Spiele stehen.

Es gibt noch eine dritte wesentliche Eigenschaft der Vaterlandsliebe. Sie hat, ohne in geschichtlicher Erkenntnis geübt worden zu sein, geschichtlichen Blick in sich. Nicht nur, daß den Vaterlandsliebenden soziale Liebe zu seinem Volksgenossen treibt, daß ferner in ihm Nationalstolz für das ehrgemäße und unabhängige Dasein des Volksganzen lebt, daß er im Ernstfalle bereit ist, sich für die würdige Existenz des Ganzen zu opfern, sondern er empfindet es auch als Aufgabe, die Art seiner Väter, das, was ihm daran als wertvolle Wesenseigentümlichkeit bewußt wird, zu bewahren, treu fortzusetzen und sinngemäß weiterzubilden.

Dies also sind die drei Merkzeichen der Vaterlandsliebe: man liebt das volklich Ganze, man liebt den Volksgenossen, man liebt die geschichtlich geprägte Art des eigenen Blutes.

Alle drei Wesenszüge der Vaterlandsliebe hängen eng zusammen. Wenn der Vaterlandsliebende seine Volksgenossen zu verstehen sucht, in Gesinnungsgemeinschaft mit ihnen eins werden will, ihre Lage, wo er kann, zu bessern hilft, was treibt ihn dann unmittelbar an? Es ist die Liebe zu dem gemeinsamen Ganzen, das ihn und die Volksgenossen umfaßt. Kein altruistisches Motiv, Gefallen, das in blinden Zufälligkeiten von Person zu Person springt, sympathisches Mitleid im Rohzustande, das das Handeln zu einer Wohltat macht, bewegt ihn. Sondern in seiner Seele lebt impersonale Hingabe, die auf die Gemeinschaft als solche geht. Sie ergreift stets und notwendig den Volksgenossen mit, aber erfaßt diesen nicht als Einzelnen, sondern als Glied in dem Zusammensein und Zusammenstehen aller. In der Vaterlandsliebe, die sich dem Landesbruder entgegenneigt, ist überindividueller Gehalt.

Aber die Liebe zur Nation, die auf das Ganze eines Volkstums sehende und gehende Gesinnung, wäre wiederum unvollständig ohne die Liebe zum Landesbruder. Im Gegenteil: auf die Liebe zum Volksgenossen muß der Hauptton übergehen. Denn das Ganze ist nicht da als eine bloße Summe der Einzelnen — so wären die Völker nichts als Herden und Horden —, noch als eine lediglich formale Organisation — solche könnte Menschen, zwischen denen innere Gemeinschaft noch nicht erwacht ist, nur eine Weile äußerlich zusammen-

halten, bis sie entweder auseinanderfallen, indem ihre versteckten Gegensätze aufbrechen oder sich in wahrer Willensverkettung zusammenfinden —; sondern es besteht in der schaffenden und liebenden Verbundenheit aller mit allen. Nur so ist es ein lebendiges Ganzes.

Diese Liebe der Volksgenossen zueinander ist von altruistischer Hingabe sehr verschieden. Sie hat blutgebundene Gemeinschaftsqualität und bedingt die geschichtliche Gemeinschaft der Volksgeschwister. Einzig durch die gemeinsinnige Liebe derselben zueinander wird ihre Gemeinschaft immer wieder ein lebendiges Ganzes. Sie ist nichts Zeitverhaftetes, noch seelisch Zufälliges bei den gerade heute lebenden Vertretern des Volkstums, sondern setzt sich als dieselbe und nämliche Ewigkeitskraft durch Geschlechter hindurch fort.

Wo sich Volksgeschwister brüderlich erkennen, da leuchtet stets auch ihr Ganzes als ein überindividueller Wert, als „Idee des Vaterlandes", auf. Die Idee des Vaterlandes kann auch für sich aufleuchten, wenn das Ganze als Ganzes, einfach als überliefertes Ganzes, in Gefahr ist. Sie kann eine ihr eigene Gegenwartsbegeisterung bis zum Opfer des Lebens erzeugen. Aber wenn man nicht hinter sie zurückgreift und den göttlichen Liebes-Urquell findet, von dem sie erst der Abglanz ist, so kann der Vaterlandsgedanke ein Volk in Not nicht retten. Die Vaterlandsidee schafft ihr ergebene todesmutige Scharen, aber kein Volk, sofern nicht schon in ihrer Tiefe die volkliche Bruderliebe mitwirkt.

Volk ist wahrhaft Volk nur als „Brudervolk". Wo die Schranken der Subjekte auseinanderfallen, da gewinnt göttliches Ganzleben seine Einheit. So ist es handelnde Ewigkeit, als das Gottesband der Liebe zwischen ihnen, welche die „Brüder" zum „Volke" macht. Solche von Gemeinschaftsqualität durchgottete Willenskette ist unzerreißlich und unbesieglich. Das Buch vom „Schützengrabenmenschen" rührt an dies Geheimnis. „Die Idee des Vaterlandes, des Staates, der Nation, die dem Ereignis vorweg spekulativ entnommen war und die Berge versetzen sollte, hatte keine Kraft. Das Schicksal hat dem Schützengrabenmenschen erst wieder zeigen müssen, daß nicht die aus unserem Kopfe entsprungenen Ideen schöpferisch sind, sondern nur die aus dem ganzen Menschen hervorbrechenden Gefühls- und Willens-

antriebe, die zunächst in uns die Umwandlung vollziehen müssen." Freilich ist hier die Rolle der Ideen gänzlich verkannt. So richtig ihre vergleichsweise Schwäche gegenüber quellendem Leben empfunden ist, so falsch ist ihr Wesen gesehen. Sie stammen nicht aus menschlicher Spekulation, sondern auch in ihnen leuchtet Ewigkeit, aber gleichsam nur als Morgenröte, die von der Sonne kündet, die noch unter dem Horizonte steht.

Der dritte Wesenszug der Vaterlandsliebe ist ihre geschichtliche Sehe. Der Vaterlandsliebende nimmt sein Volkstum ewig. Er empfindet, daß die gemeinschaftsbildende göttliche Kraft, in der es begründet ist, eine schöpferische Kraft ist, die sich im Mittel der nationalen Gemüts- und Geistesanlagen von Geschlecht zu Geschlecht auswirkt. Im werk- und hilfstätigen Leben und Zusammenleben der Gemeinschaftsmitglieder blüht überindividueller Gehalt mit eigener überhöhender Kraft aus, hat sich in der Rechtsform des Staates verfestigt, hat Macht nach innen und außen angenommen. Der Vaterlandsliebende begreift, daß sich da ein gewaltiges Etwas durch Labyrinthe und Irrgänge hindurch zur Klarheit reckt, daß es alle Einzelnen geistig nährt mit allen Kulturschätzen, die seinen Gang wie Blüten und Perlen begleiten, daß es sich messen will und messen muß mit der Macht und dem Geistgehalte anderer Völker, um dadurch zu höherer Klarheit und treuerer Selbstoffenbarung zu kommen, und daß es diesen Gang seiner Entwicklung sucht durch den Einsatz eines jeden einzelnen hindurch. Auch Deutschland ist eine Summe unendlich viel getanen Werts in der Weltgeschichte. Diesen Wert sollen *wir* in immer neuer Tat setzen, bejahen und bereichern. Was wir sind, sind wir durch jene Werte, die sich in unserer Nationaleigentümlichkeit erzeugt haben und in ihr weiter gezeugt sein wollen.

Die Sittlichkeit der Vaterlandsliebe

Den drei Wesenszügen der Vaterlandsliebe entspricht die Sittlichkeit des Vaterlandsliebenden. Sie besteht dem Volksgenossen gegenüber in Treue und Beistand: seine soziale Sittlichkeit; dem Vaterlande gegenüber in Dienst und Opfer: seine nationale Sittlichkeit. Die geschichtliche Art seines Volkstums will durch ihn weiter wachsen, von ihm behauptet und entwickelt werden: die artbewußte Sittlichkeit.

1. Die soziale Sittlichkeit*)

Die soziale Sittlichkeit steht höher als die altruistische, jenes individuell angestrichene Verlangen, wohlzutun und mitzuteilen. Die individuelle Wohltat beschämt den Empfänger. Das Opfer, das jemand einem andern bringt, ehrt einseitig den Täter. Der Beschenkte dagegen, der es sich gefallen läßt und den Nutzen daraus zieht, steht außerhalb der sittlichen Beleuchtung. Ja, es ist, als wäre er im Vergleiche mit dem anderen der Egoistischere, Unwertere. Es ist richtig empfunden, daß der feinfühlige Empfänger sich Dankes „schuldig" fühlt.

Anders in der sozialen Sittlichkeit. Hier trifft zwar den Einzelnen auch die Liebestat, die ihm der Andere aus Gemeinschaftsgesinnung heraus erweist. Aber es ist so, als wäre die Gemeinschaft, in der beide zusammengefaßt sind, eine Wesenheit von eigenem höheren Dasein, und als wäre diese der eigentliche Empfänger. Das hebt das Drückende aus dem Verhältnisse der beiden hinweg. Wem Wohl aus der sozialen Hingabeleistung seiner Kameraden zuwächst, dessen Beschämung davon, daß er empfängt, schlägt sofort, sich entspannend, in ein höheres Gefühl um. Er fühlt sich um so mehr auch seinerseits wiederum dem Ganzen verpflichtet. Mit seiner Arbeit am Ganzen, weiß er, beschenkt er auch wiederum seinerseits die Volksgenossen. Das erst ist ganz und voll der Gedanke des Berufes!

Der Berufsgedanke wird oft einseitig idealistisch aufgefaßt. Als einzelner fühlt man sich von einer Aufgabe ergriffen, vom Rufe einer Betätigung, zu der man Kraft und Anlage zu haben glaubt. Das eigene Gefallen schreibt einem ein Lebensziel vor, in der Kunst, in der Wissenschaft, in ärztlicher, erzieherischer, gewerblicher Tätigkeit, und man genießt der inneren Befriedigung, die man bei Ausübung des Berufs erfährt.

Die soziale Auffassung des Berufs ist das nicht. Zu ihr gehört, daß man sich in seinem Berufe nicht bloß als Schaffender, sondern als Schenkender fühlt. Die Berufe sind Geschenke der sozial verbundenen Menschen aneinander, die mit ihnen zusammengreifen. Die eigene Arbeit erscheint hierbei in den Rahmen der Gemeinschaft hineingestellt. Sie gewinnt, sei sie noch so gering, Bedeutung über den einzelnen hinaus. Sie verliert ebenso die individuelle Enge, wie ihr

Ziel die abstrakte Entrücktheit. Es ist wie in einem aufgestellten Schachspiel, dort deckt eine Figur immer die andere. Alle sind beschützt durch alle; aber die Gemeinschaftlichkeit gibt die Gesamtkraft, die konzentrierte Kraft eines Willens. Ähnlich werden sich die Bürger in ihren verschiedenen Berufen gegenseitig Ursache dafür, daß sie ihre besonderen Anlagen entfalten, und daß in ihnen allen die Kräfte ihrer gemeinsamen Art entbunden werden. Nicht nur mit dem, was sie tun, sondern auch mit dem, was sie sind, wirken sie auf einander. Mit dem einen nützen, mit dem andern helfen sie sich gegenseitig.

Auf dem Wirken des geistigen und auf dem Wirken des körperlichen Schaffers liegt der gleiche Segen des Schenkens, Schaffens und Dienens. Die soziale Sittlichkeit adelt jede Arbeit. Die Handarbeit erniedrigt nicht, die Geistesarbeit erscheint nicht als olympische Herrenbeschäftigung; sondern die eine Arbeit bringt das Volksganze wirtschaftlich, die andere bringt es geistig voran. So ist beides Gabe und Gegengabe für einander und zugleich doch mehr als gegenseitige Nutznießung. Denn jeder fühlt sich als Gefäß des höheren Lebens, das schaffend in aller Willensverbundenheit hervorbricht und nur in ihr hervorbrechen kann.

Ohne dies Göttliche, dies lebendig Ewige, das zwischen den Volksgenossen waltet, wäre ihr Verhältnis nur gegenseitige Nutznießung, in widergöttlicher, kapitalistischer Gesellheit von Subjekt zu Subjekt, oder aber, wie der Marxismus sagt, der selber nur auf Nutznießung, aber auf Gleichheit derselben, bedacht ist, einseitige Ausbeutung. Nun aber erscheint die gemeinsame Arbeit als Teil des großen Arbeits- und Kulturwerkes, das die ganze volkliche Einheit von Menschen zu leisten berufen ist. Die Ziele des Ganzen nehmen in ihren Schwung und ihre Größe das Tagewerk des Einzelnen hinein. Das Pathos des Ganzen teilt sich jeder einzelnen Zelle mit, durchdringt sie mit neuem Lebensstrome und verhindert, daß die Seele der einzelnen Zelle, nämlich des einzelnen Menschen, saft- und kraftlos, zu einer Krüppelgestalt wird. Die große nationale Seele ist neben der individuellen erwacht. Ihre Schwingungen begleiten die der letzteren wie eine heilige Musik und hauchen auch der kleinen Arbeit die Energie ein, die nie ermattet.

Schenkende Berufe sind schaffende und schenkende Tugend. Diese hörten wir, schließt den Gedanken gegenseitiger Nutznießung, erst recht der Ausbeutung, aus. Letzterer kann nur aufkommen bei einem ent-

artenden Unternehmertum, das mit dem schaffenden Sinn seine soziale Sittlichkeit verliert, das nur Profit kennt, aber nicht Herz und gerechten Sinn für den persönlichen Wert des Arbeiters hat. Wir haben unzweifelhaft auch solche Unternehmer gehabt und dem rein ökonomischen Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern, als einem äußeren Lohnverhältnisse, allzu ruhig zugesehen, zugesehen, wie die Arbeiter zu Nurarbeitern wurden, zu heimatlosen Atomen, deren Seele unter der Seelenlosigkeit der Maschine und der Seelenfremdheit des Arbeitszwecks verloren ging. Unsere Fremdheit hat sie zu den im Leeren treibenden Menschen gemacht, die sich nur gegenseitig als Klasse kannten, statt daß sie zu Mitarbeitern am schaffenden Volkstum gewonnen wurden. Auf dem nichts als ökonomischen Boden hat sich alles isoliert und individualisiert, entpersönlicht und mechanisiert. Was nur mit einander Sinn und Wert hat, die Dreiheit „Maschine, Arbeiter und Unternehmer", hat sich getrennt in Gegeneinander. Dies Dreifache müßte ein allerinnerstes Zusammen bilden, jeder Betrieb *eine* eigenlebendige Zelle sein. Dann würde er, mit tausend seinesgleichen dem Wirtschaftskörper des ganzen Volkes eingegliedert, schaffend der nationalen Blüte dienen.

Mir schwebt ein Gesicht vor: die deutsche Maschine in der Zweckverflechtung mit dem Geiste des Unternehmers ein beseeltes Wunderwerk. Auch dem Arbeiter wird sie zum beseelten Gefährten, weil er sie mit dem Sinne des Volksfleißes erfüllt, und weil in jedem seiner Handgriffe der Geist des Schaffens, Schenkens und Dienens werkmeistert. Herüber und hinüber zwischen Arbeiter und Unternehmer ein Band der Treue und des Vertrauens geschlungen, in dem beide Teile die gegenseitige Zusammengehörigkeit und die gemeinsame Verantwortlichkeit für die Volkswirtschaft empfinden. Der Unternehmer hat die Ehre dieser arbeitenden Zelle allen seinen Helfern eingehaucht. Die Arbeiter wissen, daß sie ihm wie einem Führer, folgen und gehorchen dürfen, der den gemeinschaftlichen Wert aller nach außen versichtbart und in den großen Strom der nationalen Produktion verflößt. Wo es so wäre, da ehrten und verstünden sich lebendige Seelen. Die überzeugende Idealität des Unternehmers hätte den Arbeitern Persönlichkeit und den von ihnen gewarteten Maschinen volkliches Leben gegeben.

Weil die deutschen Unternehmer die Erlösung des Arbeiters durch

Liebe nicht haben finden können, hat ihm der Marxismus die Erlösung durch Haß gepredigt. Wir wissen, was daraus geworden ist, ein Leerlauf der Maschinen, die die Zweckverflechtung mit dem Geiste des Arbeiters verloren haben, und ein Leerlauf der Seelen, die halt-, gestalt- und charakterlos taumeln, weil sie die Seinsverflechtung mit den Wurzeln des Volkstums verloren haben. Die schaffenden Zellen der deutschen Wirtschaft werden zerschlagen, es wird daraus funktionsunfähiges Protoplasma gemacht, das mit seinen blinden Wucherungen uns alle erstickt und verschleimt. So brauchen wir alle Erlösung von der marxistischen Krankheit. Die vaterländische Begeisterung allein kann sie nicht bringen. Hier genügt nicht Ideenliebe, sondern Gott selbst muß als Liebesflamme zu den irre gehenden und irre geführten Volksgenossen durch aller Herzen zünden. Wir wollen uns anschaffen, nein mit durstiger Seele empfangen, eine neue unerhörte Bruderliebe, mit der wir Arbeiter und Unternehmer anstecken, um auch sie der Seelenberührung miteinander zuzuführen, in der sie einander erkennen und in einander das unerlöste Deutschland erkennen. Der Liebesgeist muß in Deutschland unter den deutschen Menschen geboren werden, die Formen wird er sich selber schaffen.

2. Die nationale Sittlichkeit

Es gibt ein soziales Beschenktsein, das im höchsten Maße verpflichtet, weil es mit dem höchsten Einsatze geleistet worden ist. Das ist das Geschenk der Toten an die Lebenden, der vergangenen Geschlechter an das gegenwärtige und alle Nachfahren. Schon sie haben mit dem Boden gerungen, auf dem wir wohnen, und ihn zum Lande ihrer Arbeit, damit zu unserm Vaterlande gemacht. Darum ist uns die Heimat so viel lieb und wert, weil sie millionenfach erfüllt ist von all dem schaffenden Leben und all dem opfernden Sterben, das deutsches Blut ihr gezollt hat. Jeder Fußbreit erzählt davon in tausendjähriger Geschichte.

Sache der Lebenden ist es, des Geschenkes, dessen sie gewürdigt sind, würdig zu werden, zunächst, indem sie es ehren, das heißt, indem sie es nicht als Nutznießer und Vertuer antreten, sondern als Erben und Hüter, indem sie das große allgemeine Leben nicht verschleudern, sondern durch eigene Hingabe immer bewußter pflegen, nähren, mehren, wie es einst aus der Hingabe der Väter, schwanger

von unbegriffener Zukunft, aufgeschlossen ward. Sodann, indem sie die Verpflichtung der Erben und Söhne spüren und aufnehmen, auch ihrerseits jeden Fußbreit des teueren Landes zu behaupten und zu verteidigen, damit das heilige Gut unversehrt an ihre eigenen Nachkommen übergehe. Vaterland ist eben nicht nur Land, das wir bewohnen, über ihm haucht das Vermächtnis der Toten, das es unsichtbar mit Leben erfüllt. Sie sind nicht tot, sondern stehen mitten unter uns in einer anderen Willenskette, als jener, die die Lebenden mit Lebenden verbindet. Das Vermächtnis der Toten ist ihr Leben in dieser Willenskette, die aus der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft reicht, und nur wenn es in uns lebt, leben auch wir als Deutsche weiter, die sie waren. Dann bestimmt sich die Kette der Lebenden inhaltlich aus der Kette der Toten. Gott wird mit Gott gelesen. Das bedingt, daß wir, die wir die Erben des Gutes der Väter geworden sind, auch die Erben ihres Opfers müssen werden können.

In solcher Opferbereitschaft und in dem Dienste an dem Gute, dessen Zier zu uns gekommen ist, besteht unsere nationale Sittlichkeit. Ihr Wesen ist volkliche Lebensbejahung in der Form individueller Hingabe. Das letzte Wort der individuellen Ethik ist die bloße Selbstentäußerung. In der vaterländischen Sittlichkeit erschafft sich etwas göttlich Neues. Indem sich subjektiver Geist hingibt, entsiegelt sich objektiver. Er rechtfertigt sein Dasein durch sich selber und tauft auch die einzelnen im Umschmelzungsprozesse ihres natürlichen Menschen auf sein geschichtliches Dasein. In dem „Stirb!" ihrer individuellen Selbsthingabe ist auf einmal das „Werde!" ihrer nationalen Selbstbehauptung geboren, die Göttlichkeit einer höheren Lebensbejahung hat sich ihnen geschenkt.

Freilich stößt diese hart mit der Selbstbetonung anderer Völker zusammen. Es geht nicht anders, als daß sich die Macht der verschiedenen Staaten miteinander mißt; ob ein Volk tüchtig oder untüchtig ist, wird da gewogen. Jedes setzt um unausgleichbare Fundamentalgüter sein geschichtliches Dasein auf die Waage mit dem geschichtlichen Dasein anderer Völker, und sie würfeln um das Glück des Sieges mit dem Leben ihrer Einzelnen. In solchem Widerstreite der volklichen Belange schafft sich eine Schmiede des Gemeinsinns, in der der nationale Geist geglüht, gehärtet und mit neuem Zukunfts-

odem durchwirkt wird. Er stellt die Einzelnen vor Beweise der Tat und Kraft im Eintreten für ihr Land.

Hier ist der Gipfelpunkt der Vaterlandsliebe. Sie ist sittlich groß durch die Größe der Selbstentäußerung, zu der sie befähigt. Gewiß gibt es manche andere Art menschlicher Tätigkeit, die den Handelnden in sittlichen Wert kleidet. Auch in Berufstreue z. B. oder im Eintreten für Wahrheit und Gerechtigkeit geht das menschliche Tun über sich hinaus. Es wird köstlich durch die Mühe und Arbeit oder durch den Mut, der darin steckt. Das größte Selbstopfer indessen, die härteste Überwindung der natürlichen Eigenliebe wird in allen den Antrieben, mit denen uns die Ideale geistiger Betätigung über uns hinaus weisen, nicht gefordert. Keines tritt mit dem Anspruche an uns heran, daß wir um seinetwillen auf unser Leben müssen verzichten können. Die freiwillige Weihe des Lebens an Größeres als das eigene Leben bleibt hier unvollziehbar. Sie ist, wenn man von den seltenen Einzelfällen absieht, wo Menschen für ihre Überzeugung gestorben oder bei Rettungswerken umgekommen sind, im ganzen Umkreise des menschlichen Handelns nicht möglich — außer in der reinen Flamme der Vaterlandsliebe. Diese ist unter uns geschickt, damit in Vielen die Göttlichkeit schlechthinniger Hingabe, bis zum höchsten Opferbeweise, den es gibt, aufbrechen könne.

Wenn man von dem geistig-geschichtlichen Gesicht seines Volkstums ganz und gar ergriffen wird, wenn sich die Lebenden freudig einsetzen, um die Zukunft ihres Landes zu retten, so fegt über die dumpfe Luft der Alltagsselbstischkeit göttlicher Höhenwind. Er macht Kräfte der Tat, des Willens und der Opferbereitschaft frei, die nimmermehr vorhanden schienen und auch nicht vorhanden wären, wenn sie nicht durch die weihende Macht des Vaterlandsgedankens, der sich in uns schafft, mitgeschaffen würden. Hier kann der Verhärtetste, der an sich erkrankt war, als Sohn seines Volkstums genesen. Das Leben der Tausende heiligt sich wieder in den Flammen der Vaterlandsliebe, weil sich tausend frei gewordene Willen finden, die bereit sind, es zu geben.

Darin, daß die vaterlandsliebenden Menschen bereit sind, ihr Leben zu geben, damit sich ihr Staat, das größere Leben, in das sie eingebettet und von dem sie durchpulst sind, behaupte, liegt zugleich eine Paradoxie und ein göttliches Wunder. Nur wer für die Tiefe

des letzteren verständnislos ist, kann es an der Vaterlandsliebe als sittlichen Tadel rügen, daß ihre Todesentschlossenen, wo es sein muß, auch zu töten bereit sind. Es bleibt dennoch der größte sittliche Augenblick für Hunderte und Tausende, daß sie fähig werden, an die große Gemeinschaftssache, deren geschichtliche Gewalt ihre Seelen durchflammt, ihr ganzes Sein daranzugeben. Man muß diese sittliche Größe nur sehen wollen. Wo Hingabe ist, da ist sittliche Qualität, und sie wächst mit der Größe der Hingabe.

Man beachte einen Unterschied gegenüber der Einzelethik! In letzterer wird das Opfer des Einzelnen freiwillig gebracht. Das Opfer, das die Vaterlandsliebe heischt, tritt von außen heran. Außerhalb des Individuums fällt die Entscheidung, die sein Opfer fordert, und seine Selbstentscheidung zum Opfer wird nicht erst abgewartet. Aber das ist die eigentümliche Größe der Vaterlandsliebe, daß sie den Befehl in Freiheit verwandelt, gerade, wo es das allerschwerste Opfer gilt; hierin zeigt sich ihre eigenste unvergleichliche Kraft.

Trotzdem, entgegnet man, bleibt es ein sittlicher Makel der Vaterlandsliebe, daß sie den Willen einschließt, im Kriege Mitmenschen zu töten, „nur" darum, weil sie auf der feindlichen Seite stehen. Gerade, weil Selbstentäußerung das Kennzeichen der Sittlichkeit ist, sei es doppelt fluchwürdig, daß Staaten überhaupt in den Krieg treten. Sie wollen sich, während sich ihnen die opferbereiten Einzelnen hingeben, selber nicht hingeben, sondern, indem sie zu den Waffen rufen, behaupten. Sie denken so wenig an Selbstentäußerung, daß sie doppelt zäh miteinander um Dasein und Geltung ringen.

Der erstgenannte Makel besteht nicht zu Recht. Zwar widerstrebt es jedem menschlich Empfindenden von Natur, Mitmenschen zu töten. Aber niemand wird, am eigenen Leben angegriffen, vor dem Leben des Angreifers Halt machen. Notwehr ist ebensowenig Mord und Totschlag, wie es Todesstrafe ist, die von Staatswegen verhängt wird. Das staatliche Leben nimmt die natürliche Weichherzigkeit in Zucht und begrenzt sie nach seiner Notwendigkeit. Unter ihr steht auch der Verteidiger des Vaterlands. Der feindliche Kämpfer ist bereit, Tod und Vernichtung über mein Land und meine Volksgenossen zu bringen. Wegen meiner Nächstenliebe zu diesen darf Feindesliebe im Kriege nicht sein. Zudem hat sich der feindliche Kämpfer schon selbst als Individuum getötet für sein Vaterland. Ich tue ihm nichts

anderes, als er sich tut, wenn ich ihn töte oder unschädlich mache für m e i n Vaterland.

Nur darf das niemals mit Haß geschehen. Im Gegenteil, daß der feindliche Kämpfer für sein Vaterland todesbereit ist, das ist seine höchste Sittlichkeit, der ich Achtung schulde. Diese Achtung für seine Menschenwürde, die nicht in seinem Dasein, sondern in seiner Hingabe für sein Vaterland besteht, muß die Pflicht, ihm mit der Schärfe des Schwertes zu begegnen, stets begleiten. Das ist das Göttliche im Kampfe und macht ihn zu etwas ganz anderem, als zur bloßen Notwehr gegen Wegelagerer und Diebe, daß man einen Gegner hat, den man nicht lieben darf, aber achten kann. Zu solcher Achtung gehört, daß man sich in ehrlichem Ringen mit ihm mißt. Erst d e r Krieg ist verbrecherisch, der gegen den guten Namen des Gegners geführt wird. Das eigentliche Kriegsverbrechen von 1914—1918 ist die Verfehmung, in die die Deutschen hineingelogen worden sind, ist der Geist des Hasses, aus dem das Verbrechen d i e s e s Friedens geflossen ist.

Aber, so lautete der andere Einwand, schon das Kriegsbeginnen der Staaten als solches sei verbrecherisch. Das Verhältnis der Staaten dürfe nicht unter dem Geiste der Selbstbehauptung, sondern müsse unter demselben Geiste der Selbstentäußerung stehen, in dem die Einzelnen ihre Sittlichkeit erweisen. Diese Parallele läßt sich nicht durchführen.

Ein bekanntes ethisches Schulbeispiel klärt die Sachlage. Man denke an zwei Schiffbrüchige, die an einer Planke hängen, die nur einen trägt. Opfert sich der eine, damit der andere lebe, so ist das eine hochsittliche Tat. Kämpfen beide um ihr nacktes Leben, so werfe der von uns, der es anders macht, einen Stein auf sie. Ist der eine Familienvater, der andere nicht, so wird man in dem Ringen, das sich entsponnen hat, dem Familienvater den Sieg wünschen. Sind beide Familienväter, so bedeutet beider Tod Not und Elend für Frau und Kinder, und da wird man es richtig finden, daß sie miteinander ringen.

In der letzteren Lage sind kämpfende Staaten. Ihre Ethik kann es nicht sein, wenn letzte Entscheidungen auf dem Spiele stehen und kein anderer Ausgleich als durchs Schwert mehr möglich ist, verzichtend zurückzutreten. Der Staatsmann entscheidet nicht für sich, sondern fühlt sich für Wohl und Wehe nicht nur des gegenwärtigen, son-

dern aller kommenden Geschlechter seines Volks verantwortlich. Es wäre Frevel, wollte er bewußt das Schicksal dieser in Nacht und Nebel stellen, damit das gegnerische Volk blühe. In seiner Entscheidung liegt die Zukunft des Volkes, diese ist sein oberstes Gesetz. Hier, in der Rücksicht auf die ihm anvertrauten Scharen, liegt die Pflicht des Staatsmannes, nicht aber in der Rücksicht auf die Fremden draußen. Da mag die gegnerische Staatsleitung zusehen.

Jene Pflicht wird aber der Staatsmann mit ganz anderem Gewicht wahrnehmen können, wenn die hinter ihm stehenden Scharen ihrerseits entschlossen sind, für die Ehre und Zukunft des Landes bis zum äußersten einzutreten. Es ist ein Unterschied, ob ein Staatsmann in den Fragen der Volkszukunft dem Gegner gegenüber oder einem zwischenstaatlichen Schiedsgerichte gegenüber ein erbärmliches Volk, nämlich solche Scharen hinter sich hat, die nichts anderes im Sinne haben, als sich schonen lassen zu wollen, oder solche Scharen, die bereit sind, für das Wohl ihres Vaterlandes das Letzte herzugeben. Auch dem Staatsmanne eines tapferen Volks bleibt das Leben seiner todesbereiten Landeskinder ein Kleinod, das nach aller Möglichkeit zu wahren ist. Aber wenn der Augenblick der höheren Pflicht kommt, wo es heißt: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre", so weiß er sich mit ihnen einig, wenn er den unvermeidlich gewordenen Krieg im rechten Zeitpunkt, der seinem diplomatischen Geschicke anvertraut ist, erklärt, und er darf sich auch mit seinem Gewissen einig fühlen.

3. Die artbewußte Sittlichkeit

In jedem geschichtlich gewachsenen Volke quillt geistiges Eigenleben. Es strömt im Schaffen der großen Männer des Volkes hervor, deren starke Art, in der sich überall die eine Urwuchskraft ausdrückt, das Seelentum des übrigen Volks beeinflußt hat. Dies Seelentum ist eben gegenüber dem Verwandten und Einheimischen, das in jenen mächtigen Konzentrationen zu ihm sprach, prägsam und knetbar gewesen. Daher der Glanz, mit dem die Heroen und Herolde des Volkstums in der Erinnerung der Enkel strahlen. Es kommt je länger, um so mehr zu einem sichtbaren Volkscharakter. Je bewußter die Vaterlandsliebe, um so tiefer ergreift und begreift sie jene im eigenen

Volkstum geprägte Form, die lebend sich entwickelt. Der zunächst nur instinktive Trieb, so sein zu wollen, wie die Väter waren, vergeistigt sich zu klarer Erkenntnis der volklichen Wesensart. Man empfindet als Pflicht, dafür einzutreten, daß sie sich rein und wurzelfest fortbilden könne und nicht durch das Eindringen und Überwuchern fremder Sinnesart gefährdet werde.

Das deutsche Volk ist der Gefahr der Verfremdung mit sich selbst besonders ausgesetzt. Wir können uns leicht in ausländisches Wesen vertiefen. Wir lassen uns aber auch ebenso leicht von ihm vergiften. Sodann: In der deutschen Art ist mehr Chaos als in den anderen Völkern. Da ist noch Platz für Werdemöglichkieten zum Guten und zum Schlimmen. Das Gestaltete und Gegebene ist weniger fest als bei anderen Nationen. Darum kann fremdes Wesen, das entschlossen und zielbewußt in deutsche Seelen eindringen und ihre germanische Keimanlage zersetzen will, leicht unsern einheimischen Geist überwältigen, so wie sich die deutsche Zunge durch Jahrhunderte von dem fremden Sprachgestrüpp hat überwältigen lassen. Der Vaterlandsliebende wehrt sich gegen die seelische und geistige Entwurzelung der Volksgenossen. Wer in Individuen denkt, mag freilich meinen, daß es gleichgültig sei, ob sich seine Mitbürger diese oder jene Lebensauffassung und Weltanschauung aneignen, ob Idealismus oder Materialismus, Pazifismus oder Militarismus, Nationalismus oder Internationalismus in die Denk- und Willenskanäle der andern einziehe. Es bestehe weder Grund noch Recht, sich um deren seelische Gestalt zu kümmern.

Wer in Völkern denkt, dem ist das nicht gleichgültig, schon dann nicht, wenn er Glied eines *fremden* Volkstums ist, das jene Individuen gängeln, nach seinen Zwecken modeln und in der Symbiose mit ihm die Vorhand haben möchte. In diesem Falle kann es ihm nur recht sein, daß die in Rechnung stehenden Individuen weich und knetbar sind — für ihn. Es muß ihm daran liegen, daß sich ihre angeborene und geschichtlich vorgetragene Eigenart nicht von neuem zu selbstbewußter Kraft sammle und ihre eigenen Zwecke setze, sondern aus dem Vorstellen und Wollen der Massen verflüchtige. Hier wäre am leichtesten der Hebel anzusetzen, daß die nationale Struktur der letzteren allmählich verkümmere. Man müsse dazu nur immerfort wesensfremde Vorstellungen in die Volksseele hineintragen; dann

würden es die einheimischen Führer immer schwerer haben, ein Echo ihrer Lebensbedeutung und Zielsetzung zu erwecken.

Der andere Fall ist, daß ich selbst zu diesen einheimischen Führern zähle. Jene Einzelnen, um deren Seelentum gerungen wird, ob sie volksbestimmt bleiben oder international aufgesogen werden sollen, sind die Individuen meines Volkes. Um so weniger bleibt ihre Vorstellungsart gleichgültig. Mich packt es, das Bild des deutschen Wesens in der deutschen Seele zu retten. Da muß ich zu meinem Volke kommen, und müßte ich mir den Zugang zu ihm mit den Fingernägeln erkratzen. Hier erwacht die Vaterlandsliebe in ihrer dritten Entfaltung mit sittlichem Zwange. Sie ruft mich an die Seite der Brüder. Ich weiß ja, ihre eigene letzte Tiefe ruft nach einem Gedanken- und Gefühlsgehalte, in dem sie blühen und Frucht tragen will. Diese geheime Wesenssehnsucht in ihnen muß an der fremden Kost würgen und schlucken. Sie würden an letzterer, ohne es deutlich zu empfinden, in sich selbst zu halt- und glücklosen Menschen werden. So treibt es mich, ihnen zu zeigen, wie sie bei sich selbst genesen können, daß sie erst wahrhaft menschlich glücklich werden können, wenn sie wieder deutsche Menschen werden. Noch können sie das deutsche Muster und das fremde Irrlicht, das in ihrer Seele irrlichtert, nicht unterscheiden. So bringe ich ihnen den Unterschied vor Augen, wecke ihren Sinn und ihr Herz für das, was volksgemäß und volkswidrig ist, und ich vertraue mit dem Glauben, den Blut zu Blut hat, daß sie, klar und hellsichtig geworden, die rechte Entscheidung finden werden, in der sie selbst erlöst und frei atmen.

Hier tritt das Berechtigte im Antisemitismus hervor. Gewiß gibt es jüdische Einzelne, die ehrlich in das deutsche Staatswesen hineingewachsen sind. Aber je ungehinderter jüdisches Volkstum in unsere Lebensformen eindringt, um so mehr schnellt es zu seiner eigenen Wesensart empor und lähmt oder verzehrt die unsrige. Das sieht der Antisemitismus. Er erkennt die Gefahr, daß das Denken und Fühlen unserer Volksgenossen an jüdischem Wesen erkranke, daß sie sich im Rausche eingeblasener Begriffe zu Hödurnarren hergeben, die, ohne es zu wissen, an der Leine jüdischen Handels- und Geschäftsgeistes laufen und ihm zur Weltherrschaft helfen. So verstanden gehört der Antisemitismus ins deutsche Gewissen hinein. Die deutsche Vaterlandsliebe schlägt hier mit einem neuen Bewußtsein die Augen

auf, das vorher nicht so, mindestens nicht so erkennend, in der Welt gewesen ist. Wir merken heute mehr als früher, in unser Seelentum ist ein Widerstand verflößt, der dem Wurzelwuchse unserer Lebensinnerlichkeit entgegen ist, und demgegenüber wir um so klarer unsere eingeborene Art herausarbeiten und bekennen müssen.

4. Der religiöse Gehalt der Vaterlandsliebe

Alle sittlichen Kräfte der Vaterlandsliebe sind das, was sie sind, zuletzt dadurch, daß hinter ihnen religiöser Gehalt steht. Das Christentum hat es in gewisser Weise schwer gemacht, den religiösen Gehalt der Vaterlandsliebe zu erkennen. Jesus dachte nicht in Völkern, sondern in Individuen. Sein Evangelium hat er unter Loslösung vom jüdischen Volkstume und im Gegensatze gegen dessen nationale Bindungen verkündet. Der Inhalt desselben ist Liebe. Liebe ist in der Tat das Göttlichste, das es gibt, sie ist Gott im Herzen. Aber sie erscheint bei Jesus als das Gebot Gottes im Himmel, des gütigen Vaters aller Menschen. Das verstrickt in Unstimmigkeiten. Denn zunächst: Liebe läßt sich nicht gebieten, am wenigsten als abstrakt allgemeine Menschenliebe. Sie erwächst aus lebensnahen Beziehungen und ist freier Flug der Seelen, in die sich ein göttlicher Vogel gesenkt hat. Es ist kein Zufall, daß die Kirchenlehre immer schärfer den Gedanken herausgearbeitet hat, Liebe sei ein göttliches G n a d e n geschenk, das an Glauben geknüpft sei. Um so irrtümlicher der Pazifismus, der allgemeine Menschenliebe f o r d e r t, nicht einmal im Namen Gottes, sondern der Menschheit. Mit dem Menschheitsbegriffe beten wir nur uns selbst an. Was ist denn Menschheit? Ein menschlich gedachtes Einerlei. Volkstum aber ist ein von Ewigkeitssinn belebtes Vielerlei im Kleide der Geschichte. Eben über alles Volkstum setzt sich das Christentum mit seiner Lehre von dem einen Himmelsgott für alle Menschen hinweg. Aus der Liebe zu unser aller himmlischen Vater soll von selbst die Liebe zu allen Menschenbrüdern hervorfließen.

Die nächste und erdwüchsigste Erscheinung des heiligen Liebeswunders ist übersprungen, die Liebe zu Volk und Vaterland. Auch in dieser ist unendlicher Gehalt, auch in ihr werden die Menschen neu geboren. Das jüdische Volkstum enthielt freilich so viel Enges und Beschränktes, daß der sittliche Genius Jesu davon abgestoßen wurde.

Er ging das Vaterland im Himmel suchen. Die auch heiligen Tiefen der Vaterlandsliebe blieben ihm verschlossen. Dennoch sind sie im Gefühle der vaterlandsliebenden Menschen aller Völker stets von neuem aufgebrochen, und F i ch t e hat sie auf Begriff gebracht: „Wer zwar sein unsichtbares Leben, nicht eben also sein sichtbares Leben als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben und in diesem sein Vaterland, aber hiernieden hat er kein Vaterland; denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit und zwar der unsichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt." „Wem eines überliefert worden, und in wessen Gemüte Himmel und Erde, Sichtbares und Unsichtbares sich durchdringen und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den teuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit."

Auch uns sagt die Heimat im Himmel nichts mehr. Wenn nur statt dessen mehr evangelische Liebe auf Erden werden wollte! Aber diese kann am ehesten von Volks- und Vaterlandsliebe ausgehen. Der lange Geschichtsweg zur „Menschheit" überspringt nicht das Volkstum, sondern geht durch dieses hindurch, „Menschheit" jetzt verstanden nicht als einen blutleeren Völkerinbegriff, sondern als die im Herzen lebendige Menschheit. Nicht daß meine „Menschlichkeit" die Volksliebe voraussetzen m ü ß t e. Es hat zu allen Zeiten, bei allen Völkern, Menschen gegeben, bei denen, wie bei Jesus, dies Feuer auf kurzem Einzelwege durchgebrochen ist. Aber ihnen steht die Masse der Menschen gegenüber, in deren Seelen trotz der 2000jährigen Botschaft des Evangeliums nicht die „reine Menschlichkeit", sondern das Menschlich-Allzumenschliche regiert. E i n Jahr in der Umgebung volklicher Bruderliebe könnte vielleicht ihr Menschentum mehr veredeln, als die 2000jährige Predigt von christlicher Nächstenliebe. Volks- und Vaterlandsliebe sind der Lenzhauch göttlichen Lebens, der in die Stumpfheit und Gleichgültigkeit der Mengen die erste Bresche legt. Es muß nur die tiefe, ganze Vaterlandsliebe bei uns selbst sein. Sie macht, daß wir unsere Nächsten, das sind unsere Volksgenossen, mit dem Herzen lieben. Wer meint, seine Liebe müßte sofort zu allen Menschen fliegen und diese gleichmäßig umfassen, dessen Liebe kommt aus dem Kopfe. Man kann fremde Kultur geistig lieben, wenn man sie versteht. Aber soziale Liebe gibt es nur für den Sozius, das ist Volks-

und Schicksalsgenossen, und sie tritt ein, ob man über die Kultur des eigenen Volkes unterrichtet ist oder nicht. Man braucht hier nicht geistige Vermittlungen, sondern erlebt unmittelbar Göttliches in der Zusammengehörigkeit mit den Brüdern, mit denen man in Schicksals-, Arbeits- und Blutsgemeinschaft steht. In solchem Erleben wird Menschheit im eigenen Volk. Nur wenn in Völkern eigene Menschheit geworden ist, kann es Menschheit unter den Völkern geben.

Lebensheiligung

Auszug aus dem gleichnamigen Aufsatz
Erschienen in „Geisteskultur und Volksbildung"
Monatshefte der Commenius-Gesellschaft 3. u. 4. Heft 1921

Daß den Menschen an Gotteskindschaft gegen einander noch immer alles fehlt, beweist das Dasein der Staaten. Wenn alle einzelnen Frieden unter einander hielten, wären Staaten nicht nötig. Daß solche da sind, ist das unantastbare geschichtliche Zeugnis dafür, daß die einzelnen unter einander nicht Frieden zu halten vermögen, geschweige, daß sie einander Liebe erweisen. Ohne den inneren Zwang der Staatsmacht würde das „du sollst nicht töten!" schon zwischen Landeskindern immerfort überschritten werden. Das Dasein von Staaten bedeutet die Tatsache, daß das Leben aller einzelnen, mindestens der Mehrzahl, unheilig ist. Aber eben jenes Dasein ermöglicht, daß sich das Leben Tausender heiligen kann.

Dies nicht dadurch, daß sie Richter spielen und den Staaten überhaupt, am meisten aber ihrem eigenen unter allen Umständen verbieten wollen, Krieg zu führen. Wohl ist Selbstentäußerung das Stichwort der Einzelethik. Der einzelne, der sich hingibt, gewinnt Wesen, indem göttliches Leben in ihm aufbricht. Wollte aber ein Volk die individuelle Hingabe nachahmen, so bedeutete das Preisgabe. Es verleugnete das göttliche Leben, das in seiner Geschichte längst ausgebrochen ist und sich in ihr fortsetzen will. Es gewönne nicht Wesen, sondern verlöre Wesen. In seiner Nachgiebigkeit gegen andere heldischere Völker erstickte der Sinn seiner überindividuellen Selbstsetzung. Als das erste Gebot des Vaterlandsgewissens ist daher jederzeit die nationale Selbständigkeit empfunden worden.

Darum ist die pazifistische Rede unheilig. Sie mutet wohl Staaten den Verzicht auf Zukunft zu, enthält aber keinerlei Verzicht

auf eigene Interessen und ist von dem größten Liebesbeweise, daß man für seine Freunde das Leben läßt, am allerweitesten entfernt.

Aber die einzelnen können wenigstens tun, was Staaten niemals tun können, das Opfer des Selbst bringen. Wenn jemand auf seinen Vorteil verzichtet, damit der Gegner oder auch nur der andere gewinne, wenn man ihm zuliebe Leid und Not auf sich nimmt, dann erfüllt er die Ethik des einzelnen. Seine Seele heiligt sich, Göttliches bricht in ihr durch. Indessen der einzelne bringt im Verkehr mit anderen einzelnen diese Ethik leider in der Regel nicht auf. Die Lebensbahn der meisten Menschen, einschließlich solcher, die für die Lebensversicherung allgemeinen Friedens schwärmen, bleibt Mißgunst, Neid, Eifersucht, Übervorteilung, dazu Verkleinerung und Schmähung anders Denkender. Hier braucht es immer neuer und immer tieferer Selbstüberwindungen, damit die Sittlichkeit einzelner unter einander in Erscheinung treten könne. Das geschieht am meisten in der reinen Flamme der Vaterlandsliebe. Diese ist unter uns geschickt, damit nicht nur in einzelnen, sondern in vielen, in jedwedem der Volksgenossen die Göttlichkeit schlechthinniger Hingabe bis zum höchsten Opferbeweise, den es gibt, ausblühen könne.

Bedeutete das Dasein der Staaten, daß das Leben Tausender unheilig ist, so sehen wir nun, wie es zu verstehen ist, es werde trotzdem durch das Dasein von Staten ermöglicht, daß sich das Leben der Tausende heiligen kann. Wenn man von dem geistig-geschichtlichen Gesicht seines Volkstums ganz und gar ergriffen wird, wenn sich die Lebenden freudig einsetzen, um die Zukunft ihres Landes zu retten, so fegt über die dumpfe Luft der Alltagsselbstischkeit göttlicher Höhenwind. Er macht Kräfte der Tat, des Willens und der Opferbereitschaft frei, die nimmermehr vorhanden schienen und auch nicht vorhanden wären, wenn sie nicht durch die weihende Macht des Vaterlandsgedankens, der sich in uns schafft, mitgeschaffen würden. Hier kann der Verhärtetste, der an sich erkrankt war, als Sohn seines Volkstums im Erwachen des Gemeinsinns genesen. Das Leben der Tausende heiligt sich wieder in den Flammen der Vaterlandsliebe, weil sich tausend frei gewordene Willen finden, die bereit sind, es zu geben.

Daß aber die höchsten Stunden des Vaterlandsgewissens nicht anbrechen, ohne daß Völker gegen einander ringen, ist göttliches Ver-

hängnis. Dieses fehlt nirgends, wo der Funke Gottes nur in einseitiger Gestalt, und wäre es die hehrste, durch Menschenseelen zündet. Es ist dann, als ob sich teiliger Gott gegen teiligen Gott regte. So geschieht es auch schon im Konflikt sittlicher Pflichten, die jede einzelne nur zersplitterte Göttlichkeit bei uns bedeutete. Wir sollen durch den Konflikt der Pflichten und Ideen, die uns die eine hierhin, die andere dorthin zieht, innerlich in Spannung gehalten werden. So geschieht es auch im Zusammenprall von Volk mit Volk, deren jedes um seine Zukunft kämpft.

Dem einzelnen Volksgenossen ist es heilsam, daß er in die Esse großer Reibungen hineingestellt, dadurch konzentriert und über sich hinausgehoben wird. Sonst verpufft er und sinkt unter sich in tausend kleinen und erbärmlichen Reibungen. Sein Leben wird in der Ebene und Enge gesicherten Lebensgenusses immer unheiliger, immer geringer an Liebe und selbstüberwindender Tat. In dem Ringen der Völker selbst aber gehen göttliche Entscheidungen durch die Geschichte, die sich durch keinen Kriegsverruf im Namen der Menschenliebe aufhalten lassen. Nicht das Volk protestierender Menschenfreunde, sondern das Volk der reinsten Vaterlandsliebe wird auf der Wagschale des Lebens bestehen. Denn nur diesem fließt in der heilig-ernsten Opferbereitschaft seiner einzelnen die Quelle des Lebens.

Anmerkung (1939). Das geistig-göttliche Leben, das in einem Volke aufgebrochen ist, erfordert immer wieder, auch in den Zeiten des Friedens, den Einsatz der einzelnen, die gerade diesem Volke angehören, um gerade dies göttliche Leben, das wir bei uns das „ewige Deutschland" nennen, zu pflegen. Darum muß es der Wunsch aller Volksgenossen sein, daß sich ihr Blutsstrom in die Ferne der Zukunft hinein erhalte, solange es ihm das Antlitz der Erde ermöglicht, auf daß immer wieder die einzelnen dieses Volkes und das Zusammenspiel ihrer Begabungen da seien. Die höchste Blüte solchen geistig-göttlichen Lebens bleibt, daß sich stets die Menschen desselben Blutsstroms unter einander zusammenschließen, damit sich stets von neuem die Wesensströme ihrer Willensverkettung und ihrer geistigen Hingaben durchdringen. Dann teilt sich in unerschöpflichem Reigen ihre Geistigkeit ihrer Brüderlichkeit und ihre Brüderlichkeit ihrer Geistigkeit mit, und das ganze Volk wird ein selbstlebendiger Gottesstrom, darin jeder einzelne unselbstisches Glück und innere Erfüllung findet. In diesem Gottesstrome bei uns, nochmals, besteht das „ewige Deutschland", das in der Ewigkeit versiegelt eine geistige Größe bleibt, wenn das geographische Deutschland längst wieder in das Meer zurückgesunken sein wird, aus dem es aufgestiegen war. Wie armselig ist

es dagegen, wenn man einfach sich selbst in dem Blutstrome der Nation fortgesetzt zu sehen wünscht und sich in solchem Wunsche einredet, daß jeder leiblich Zeugende in seinen Nachkommen weiter lebe. Wie dieser Wunsch sittlich wertlos ist, so ist er in seiner logischen Umhüllung haltlos. Denn psychologisch ist längst eingesehen, daß jedes Ich eine einmalige Größe ist, die sich nicht wiederholen kann. Und biologisch bedeutet die Verschmelzung der Geschlechtszellen, daß sich aus dem männlichen Samen und dem weiblichen Ei, die ihre bisherige Ganzheit verlassen haben, eine neue Ganzheit bildet. Aber gerade jenen von der Biologie widersprochenen selbstsüchtigen Unsinn zu denken, nennen viele Heutige ihr „biologisches Denken".

Die Abwehr des Kosmopolitismus

Vaterland und Menschheit vor dem deutschen Gewissen[5]

Erschienen in den „Neuen Jahrbüchern" Jahrgang 1918, Heft 1 u. 2

Zwei Begriffe werden jetzt immer häufiger und immer stürmischer einander gegenübergestellt: „Vaterland" und „Menschheit". Wir wollen sie wägen, wollen das deutsche Gemüt und das deutsche Gewissen danach befragen.

Wenn ich sage „deutsches Gewissen", so hat das einen doppelten Sinn. Es bedeutet einmal das auf Deutschland gerichtete Gewissen, dasjenige Gewissen also, das deutschen Inhalt, deutsche Dinge zum Gegenstaned hat. Es bedeutet zweitens die eigentümliche Art der deutschen Gewissenhaftigkeit, die Lebensform, in der sie sich betätigt.

Die letztere läßt sich rasch feststellen. Die Deutschen treten von Anfang an in der Geschichte mit eigentümlichem *Unbedingtheitsleben* hervor. Das zeigt sich schon in der altgermanischen Vasallen- und späteren Lehenstreue, nämlich in der *unbedingten* Hingabe an die Person des Königs und Lehnsherrn. In der germanischen Idee des Königtums wirkt noch heute der Gedanke der Mannen- und Herrschertreue nach, des unbedingten Vertrauens gegen unbedingtes Vertrauen, hier der freien Landeskinder, die Gefolge leisten bis zum Tode, dort des Herrschers, auf dessen Königsworte die beschworene Verfassung wie auf Felsen ruht.

Der gleiche Unbedingtheitsgeist zeigt sich in der germanischen Religiosität, wie sie sich im Protestantismus entfaltet hat. Das Ich kann sich in mannigfacher Weise gegen Gott fühlen: einmal mit der Gier nach Vergottung, die werden möchte wie Gott; dann wie ein

winselnder Hund, der vor Strafe zittert; oder wie ein Käufer, der für Geld und gute Worte Beliebiges von dem Händler fordern darf; oder endlich wie ein Kind im Vaterhause. Das Kind hat zu Vater und Mutter unbedingtes, unbegrenztes Vertrauen. So faßte Luther das religiöse Verhältnis. Er lehrte das unbedingte Vertrauen zu Gott auf Grund von Christi Opfertod, im Gegensatze zum bedingten Vertrauen des römischen Katholizismus, der der Stütze von guten Werken und der Fürbitte von Heiligen bedarf.

Die dritte Form germanischen Unbedingtheitslebens zeigt sich in der deutschen Sachlichkeit, in der Gewissenhaftigkeit gegen Sachen. Hier wirkt sich die deutsche unbedingte Hingabe an Sachen, an den Geist der Sachen aus, wie wir vorhin die deutsche unbedingte Hingabe sich in persönlichen Verhältnissen auswirken sahen. „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun." Eben dadurch erschließt sich der Gehalt der Sachen. Er eröffnet sich nicht, wenn man mit eigener Geistreichigkeit über die Sachen hinspielen will oder sie mit der Brille des Nutzens absucht. Der Segen der Sachen erschließt sich nur dem vorbehaltslosen Ernst, den keine Mühe bleichet, der Gründlichkeit, die sich ganz und mit ganzer Liebe hingibt, und die in dem Ehrennamen „deutscher Gründlichkeit" unabtrennbar gedacht wird vom deutschen Wesen. Weil sich der Deutsche ernsthaft in jede Sache vertieft und sie zu „seiner Sache" macht, darum wird er durch jede Sache vertieft. „Er findet, indem er sucht", nach Fichtes Ausdrucke, „jedesmal mehr als er suchte. Denn er gerät hinein in den Strom des lebendigen Lebens, das durch sich fortrinnt und ihn mit sich fortreißt."

Noch in einer anderen großartigen Form ist das germanische Unbedingtheitsleben hervorgetreten, in der unbedingten Hingabe an die sittliche Pflicht, wie sie Kant gelehrt hat, und wie sie im Beamtenstaate Friedrichs des Großen gelebt worden ist. Für den deutschen Pflichtsinn ist das Sittliche absolute Forderung. Darnach heißt es z. B. ohne Umschweife: „Du sollst niemals lügen! Du sollst als sittliches Wesen vor keinen Bedingungen kapitulieren, auch nicht einmal vor der, daß du durch die Lüge dein Leben retten könntest. So heilig und ehrfürchtig soll dir das sittliche Gebot sein."

Daß Sittliches nur bedingungsweise gelte, daß es sich nach Bedarf und Umständen richte, und daß man sich eben deshalb auch nach

Bedarf und Umständen wieder davon lösen könne, das wird vom deutschen Gewissen nicht anerkannt.

Dies also ist die Form der deutschen Gewissenhaftigkeit: wo sie uns ergriffen hat, führt sie uns in ein Unbedingtheitsleben.

Soviel über das deutsche Gewissen im formalen Sinne.

Vom deutschen Gewissen sprechen wir zweitens auch im materialen Sinne. Wir meinen damit das auf deutsche Gegenstände gerichtete Gewissen und zumal dasjenige, welches unser Vaterland zum Inhalte hat. Hier ist ein Problem. Gewiß nicht für das Handeln. Wir wollen vaterländisch handeln, uns restlos und unbedingt einsetzen für die geliebte Heimat, auch wo es Opfer kostet und wir Entbehrungen tragen müssen. Hindurch bis zum Siege für König und Vaterland! Was liegt an uns, wenn nur die deutsche Sache siegt! Unser Vaterland soll bleiben, unser Kinderland soll blühen!

Vielleicht ist solch brausendes und jauchzendes Wollen, das wie mit Naturgewalt aus uns hervorbricht, reiner und wahrhaftiger als jedes Nachsinnen über das Vaterlands- und Gewissensthema. Dennoch müssen wir hierüber auch zur Gedankenklarheit kommen. Wir Menschen sind zum Bewußtsein geboren. Wir sind Wesen, die nicht bei der Naturgewalt ihrer Triebe stehen bleiben können, sondern Geistesgewalt verspüren wollen. Wir möchten unser vaterländisches Handeln nicht bloß aus Drang und Trieb gewachsen ansehen dürfen. Wir möchten es als Gewissenssache werten können, als eine Gottessache, als eine heilige Sache.

Vorhin sagte ich: „Hindurch für König und für Vaterland!" So heißt der deutsche Wahlspruch bekanntlich nicht. Darin wäre bloß unbesinnliches Vaterlandsgefühl. Das letztere bliebe nur blind und naturhaft, in so heißen Wellen es aufloderte. Der deutsche Wahlspruch lautet vielmehr: „Vorwärts mit Gott für König und für Vaterland!" Da ist die Gewissenssache unterstrichen. Da ist Geistesgewalt hineingetreten. Da hat sich in den blinden Drang eine Idee hineingeboren. In die Seele hat sich die Idee des Vaterlandes geboren, die dem naturhaften Vaterlandsgefühl sittlichen, ja religiösen Adel verleiht.

Ist das aber nicht eine Fälschung? Darf es so heißen? Gewiß, nur wo Heiligkeit und Göttlichkeit ist, kann sich unser Gewissen be-

ruhigen. Ist in der Vaterlandsliebe so Heiliges und Göttliches, wie es im deutschen Liede heißt? Oder ist hier bloß derber nationaler Egoismus, der sich, sobald es ihm paßt, gern ein sittliches und religiöses Mäntelchen umhängt, sobald es ihm aber nicht paßt, roh die Maske abwirft und alle die hohen Götterbilder von Recht und Menschlichkeit umwirft, die, Menschheitserlösung verheißend, in tausendjähriger Kulturarbeit hervorgestiegen sind?

Ein freisinniger Abgeordneter sagte kürzlich: „Man kann nicht während des Krieges die Interessen der ganzen Menschheit und des eigenen Volkes gleichmäßig wahren", und er fügte hinzu: „Wer im Interesse der Menschheit seinem Vaterlande schädigende Verzichte und Opfer auferlegen will, verliert leicht den Boden gesunden Empfindens unter den Füßen." Hat er recht oder unrecht? Spricht hier deutsches Gewissen oder nur der natürliche nationale Egoismus, der in keinem anderen Sinne „gesundes Empfinden" heißen kann, als wie auch im Leben des Einzelnen die Rede von dem „gesunden Egoismus" läuft? Da lassen die meisten das Gewissen einfach schweigen, weil sie sonst nicht durchzukommen wissen.

Man sieht, die Gewissensfrage „Vaterland oder Menschheit?" rückt uns jetzt näher. Sie zwingt uns zur Stellungnahme, so oder so. Hier ist keine Doktorfrage aufgeworfen, sondern eine Lebensfrage, vor die uns das eigene Bedürfnis nach Ehrlichkeit und Wahrheit stellt. Ihre Beantwortung bleibt nicht rein gedanklich, sondern fließt notwendig auf unser Tun ein.

Überdies haben unsere Feinde noch besonders dafür gesorgt, daß uns und alle Welt die Frage in Atem hält. Sie, in deren Mitte sich die gewiegtesten Realpolitiker der Welt, die feinsten psychologischen Rechner für nationalen Eigennutz finden, haben verstanden, aus der Wucht jener Unterscheidung Kapital für sich zu schlagen. Sie rechnen mit dem Eindrucke, den in der Regel die Unbeteiligten haben, daß alle Gotteskraft, alle Geistesgewalt, alle sittliche Vernunft auf die Seite der Menschheitsfreunde träten; daß aber das Waltenlassen nationalen Machtwillens von jeder Menschenwürde verlassen sei und nur den Abscheu der gebildeten und gesitteten Welt erregen könne.

Darum beschuldigen sie *uns* ungezügelter militaristischer und pangermanischer Triebe, während *sie* die unverjährbaren, heiligen Rechte der Menschheit auf ihre Fahne, auf ihre nationale Fahne, ge-

schrieben hätten. Dergleichen wirkt auf die Neutralen, und es wirkt auch bei uns. Zwar wird hoffentlich kein Deutscher so töricht sein, bei unseren Feinden das unaufhörliche Menschheitsgetue und Völkerbeschützungsgeschrei für bare Münze zu nehmen. Ihnen glauben wir noch lange nicht, daß sie nur aus Liebe zur Menschheit und wegen des Rechts der kleinen Völker das Schwert gezogen haben. Man denke an Griechenland! Wir wissen, daß hinter ihren Absichten der allerrücksichtsloseste, nur außerordentlich geschickt verhüllte nationale Egoismus steht.

Aber in unseren eigenen Reihen droht die Frage, einmal aufgeworfen, als Zankapfel zu wirken. Das deutsche Gewissen würgt und schluckt daran. Darum war es doppelt geschickt von den Feinden, daß sie uns den Knüppel zwischen die Knie geworfen haben.

Sehen wir der Gewissensfrage „Hie Vaterland, dort Menschheit!" nicht gerade in das Auge, bringen wir sie nicht zu klarer Entscheidung, so wird unser Volk in zwei Teile zerrissen. Dann mag es viele geben, die ihres Vaterlandsgefühls, das der Krieg so mächtig aufflammen läßt, nicht sittlich froh werden können. Dann kann es Widersinn, Barbarei, Unkultur, Militarismus scheinen, wenn man wärmer für das Vaterland, als für die Menschheit empfindet. Denn jenes schein nur ein triebgeborener Begriff, diese eine sittliche Idee. Dann mag aller Fortschritt und alle Menschheitszukunft bei den Menschheitsaposteln und alle Enge und Beschränktheit des Sinns bei den Vaterlandsgesinnten liegen, die über der Wohlfahrt des eigenen Volkes den Lichtgedanken einer überall gleich gestimmten und gleich gesinnten Menschheit opfern.

Vergessen wir doch nicht, wie lange und lebhaft gerade in Deutschland mit der Menschheitsidee Kult getrieben worden ist! Die Größten unseres Volkes, ein Herder, Kant, Goethe, Schiller, haben ihr gehuldigt, unsere ganze Kultur, oder doch Edelstes unserer Kultur ist von dieser Idee gespeist worden. Solche Stimmung muß doch nachwirken, und sie wirkt bei sehr vielen nach. Wenn nun andere kommen und sagen: Nein, die Idee der Menschheit ist nur ein Götze auf tönernen Füßen; es wäre nicht nur Fehler aus Sinnverwirrung, sondern Schuld aus Seelenverderbnis, wollte jemand in Stunden der Entscheidung der Menschheit vor dem Vaterlande den Preis geben, so entsteht ein Riß im Volke. Er mag während des Krieges zugestopft

bleiben. Nach dem Kriege, wenn nicht schon beim Friedensschlusse, wird er aufklaffen.

Ein stiller Kampf ist hier eigentlich schon längst im Gange. Da haben wir auf der einen Seite die Realpolitiker, wie sie sich selbst gern nennen, die Hüter des politischen Verstandes. Politik ist die Kunst des Möglichen, das heißt die Kunst, aus jeder Weltlage so viel Vorteil für das eigene Land herauszuschlagen, als sich gewinnen oder aus der Verlegenheit der anderen herauspressen läßt, ohne daß ein größerer Schaden für die Zukunft entsteht. Das vaterländische Empfinden ist hier gemäßigt und gezügelt durch den rechnenden Verstand. Nicht allen Wünschen, die der nationale Egoismus erträumt, der Ehrgeiz kleinerer oder größerer Völker sich steckt, wird Raum gegeben. Sie werden abgewogen und begrenzt eben nach dem Maßstabe des Möglichen und Erreichbaren. Es ist, wie der überlegsame Einzelne nicht nach jeder Lust, zu der ihn sein Gelüste treibt, ohne weiteres greifen wird, sondern sich vorher klar macht, ob sie nicht größere künftige Unlust nach sich ziehen wird.

Die zweite Gruppe sind die blinden Patrioten. Vielleicht existieren sie als solche nur in den Augen ihrer Gegner. Ich will sie lieber die Menschen des nationalen Temperaments nennen. Es sind diejenigen, in denen nationaler Egoismus oder Rassegefühl ungehemmt stürmen. Es sind zügellose Durchgänger, die alles, was man sich an Macht, Wohlfahrt, Ehre des eigenen Volks träumen kann, ohne weiteres fordern. Sie rechnen nicht, oder doch nur wenig, sie fordern in erster Linie, nämlich alles, was ihnen als national notwendig erscheint.

Die dritte Gruppe sind diejenigen aus der alten oder neuen Schule der Humanitätsidee. Pochen die Ersten, die Realpolitiker, auf den politischen Verstand, vertreten die Zweiten das durchgehende nationale Temperament, oder, in unangenehmerer Form, das Übermaß nationaler Begehrlichkeit, so glauben die Allmenschheitsträumer die sittliche Vernunft für sich zu haben. — Politischer Verstand, nationales Temperament, sittliche Vernunft, das alles ringt miteinander, vielleicht nicht bloß bei Parteien, sondern auch bei jedem in der eigenen Brust, und wohl auch in jedem Lande gibt es diese drei Gruppen (der Realpolitiker, der nationalen Draufgänger und der Pazifisten). Diese Unterschiede sind vielleicht noch zwingender als die-

jenigen der politischen Parteien. Auch gehen sie über die Grenzen der politischen Parteien hinweg und durch sie hindurch.

Jede der drei Gruppen schlägt auf die anderen. Den Realpolitikern sind die Temperamentsdeutschen darum unbequem, weil sie durch deren zu weitgehende Forderungen *ihr* Erreichbares und Mögliches gefährdet sehen. Dadurch werde nur bei den anderen Völkern deren nationale Leidenschaft und Widerstand verstärkt, werde dort, bei den Fremden, die nationale Begehrlichkeit und Eifersucht geweckt. — Den Allmenschheitsträumern aber werfen sie leere Ideologie vor. Sie wollen mit ideellen Momenten überhaupt nichts zu tun haben. Sittliche Forderungen gehörten nicht in die Politik. Vielmehr sie gehörten *auch* hinein, aber nur als Gegenstand der Rechnung, nicht des inneren Lebensernstes.

Es sei nun einmal eine politische *Erfahrung*, daß ideelle Schlagwörter auf die Mengen Eindruck machen. Diese Erfahrung müsse man so ausgiebig wie möglich für die Wahrnehmung der eigenen nationalen Belange ausnützen. Man müsse in die Rechnung für seine Nation durchaus die psychologische Wirkung idealer Motive bei Menschen und Völkern einstellen. Gewissen zeigen, aber nicht Gewissen tun! Wenigstens nicht seine Unbedingtheit dem eigenen Staatswesen im Ernste zumuten! Um Himmelswillen keine ethischen Sentimentalitäten! Der Landesnutzen sei das höchste Gesetz!

Den patriotischen Draufgängern wird darum nicht etwa Mangel an *sittlicher* Rücksichtnahme vorgeworfen, wenn sie allzulaut und verletzend den nationalen Egoismus ausrufen, sondern Mangel an *rechnerischer* Rücksichtnahme. Man stoße dadurch dem Auslande unnütz vor den Kopf. Man dürfe schon sittlich anstoßen, ja, man müsse es manchmal, wenn es die nationalen Belange gebieterisch verlangen und man es ohne dauernde Gefährdung des eigenen Landes wagen könne. Im allgemeinen tue man freilich besser nicht anzustoßen.

Es ist ähnlich wie bei jenem jüdischen Kaufmanne auf dem Sterbebette, der seinem Sohne als bestes Vermächtnis Ehrlichkeit anempfahl. „Sei immer ehrlich, mein Sohn, ehrlich ist besser als unehrlich. Ich habe beides versucht.“ So bei den Realpolitikern. Versuchen müsse man es mit beiden Mitteln, den feinen und den groben. Solange es geht, das, ach, so suggestible Gewissen der anderen auf

seine Seite bringen. Wenn es nicht mehr geht, sie durch Zeigen der Macht erschrecken!

Ich sage nicht, daß jeder Realpolitiker so denkt. Er braucht nicht gewissenlos zu werden, wie es die Realpolitiker von der Losung „Right or wrong, it is my country!“ allerdings geworden sind und notwendig werden mußten. Nur kommt man leicht dazu, wenn man die Menschen unbedingten Gewissens als Ideologen bezeichnet.

Hinter dieser Bezeichnung steht letzten Grundes die eigene Verlegenheit, in die jeder Realpolitiker gerät, wenn man mit sittlichen Maßstäben auf ihn eindringt. Natürlich möchte der Deutsche, so gut als Staatsmann, wie als Privatmann, ein reines Gewissen bewahren. Aber das Gewissen des echten Staatsmanns ist Vaterlandsliebe, und dieses Gewissen kann mit den sittlichen Forderungen, wie sie gewöhnlich aufgefaßt werden, nicht fertig werden. Man glaubt meist, daß das Wesen des Sittlichen die strengste Allgemeinheit sei. „Handele so, daß die Maxime deines Wollens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!“ So gefaßt läßt freilich die Sittlichkeit für das Geltendmachen von menschlich Individuellem und national Singulärem keinen Raum. Sie wertet das Nationale nicht und gibt dem Staatsmann, der versuchen wollte, nationale Pflichten sittlich zu begründen, schlechterdings keinen Maßstab an die Hand. Die gewöhnliche Ethik zwingt ihn zu schließen: es gibt nur allgemein-menschliche Pflichten, keine besonderen nationale Pflichten. Und so können wir verstehen, daß er lieber alles Sittliche als leere Ideologie bezeichnet, als daß er von den geschichtlich bezeugten Notwendigkeiten seines Volkes absteht.

Um so bessere Trümpfe bekommen durch die Allgemeinheitsethik die Menschheitsschwärmer in die Hand. Daß alle sittlichen Pflichten allgemein-menschlich sind, legen sie gerade dahin aus, daß es nur Pflichten für die Menschheit im allgemeinen geben könne, die Menschheit gedacht als eine große Einheitsgesellschaft. Das alleine Menschenreich ist ihr heiß ersehntes Ideal, dahin gehe die Forderung jedes aufrichtigen Gewissens, und nur mit aufrichtigem Gewissen lasse sich leben. Dies aufrichtige Gewissen könne nur ein allgemein-menschliches sein. Ein besonderes deutsches, englisches, französisches oder russisches Gewissen gebe es nicht, wiewohl es deutsche, englische, französische und russische Volksgefühle gebe. Solche hätten aber keinen

sittlichen Wert. Je aufdringlicher sie sich geltend machten, um so sicherer führten sie zu nationalem Egoismus (il sacro egoismo), der sogar zu Verbrechen an der Menschheit, z. B. Angriffskriegen, bereit sei. Darum seien der national rechnende Realpolitiker und der national fordernde Draufgänger prinzipiell in gleicher Schuld. Nur das Ausmaß der Schuld sei verschieden. Die sittliche Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse anderer Nationen fehle bei beiden. Aber bei dem Realpolitiker sei der nationale Egoismus durch rechnerische Rücksichtnahme verhüllt. Im Überschwange des Nationalrausches dagegen gehe auch alle elementare politische Klugheit mit durch. Er sei übrigens ehrlicher.[8])

Es ist die Stärke des Menschheitsstandpunktes, daß er seinen Anhängern das Bewußtsein gibt, ihrem Gewissen zu leben. Diese Stärke hat er aber nur durch jene Gleichsetzung, von der ich vorhin sprach, als wären allgemeine Menschenpflichten gleichbedeutend mit Pflichten gegen eine vorausgesetzte Allmenschheit. Der Gedanke der Allmenschheit ist indessen weder sittlich noch religiös notwendig. Dazu steckt zu viel Eitelkeit in ihm. Er ist ein intellektualistisches und wir können hier wirklich sagen, ideologisches Gewächs. In der Aufklärung nämlich und bei Herder fließen die Quellen dieses Allmenschheitsglaubens.

Nach Herder ist die Menschheit ein Organismus, der sich in jedem völkischen Gliede eigenartig ausprägt. Er spricht von den „Völkerfamilien", in die sich der eine große Baum „Menschheit" vielfach verästelt hat, von den mancherlei „menschlichen Nationalpflanzen, die in ihrer eigenen Bildung und Natur blühen". Wohl seien die Völker nicht bloß durch ihre Naturanlagen, sondern auch durch ihre Geschichte besondert. Aber solche geschichtliche Besonderung hebe die Gleichartigkeit der menschlichen Gestaltungen nicht auf. Die Einheit der Menschennatur breche überall durch. Wie sich flüssiges Metall nach allen Tiegeln formt, aber jeder Tiegel nur äußere Formkraft ist, wie es im Kerne stets dieselbe Masse bleibt, so bleibt hiernach das Menschentum durch alle Geschichte hindurch im Kern dasselbe. Die geschichtlichen Einschläge vermehren nur die natürliche Vielfältigkeit des Menschengeschlechts; sie treten zu ihr, durch Klima, Bodenbeschaffenheit und dergleichen bedingt, nur als steigernde und erweiternde „Zuständlichkeiten" hinzu. Darum stellt sich einem Her-

der in allen Völkern derselbe "Genius der Menschheit" gleich wertvoll und verehrungswürdig dar, wie die blauen, roten, grünen, gelben Farben alle Licht, alle gleich sehr Licht, und alle gleich erfreuliches Licht, natürliche Glieder derselben Gattung, sind.

Man sieht leicht den schwachen Punkt dieser Betrachtung. Wie, wenn die geschichtliche Unterschiedlichkeit der Völker gleichsam in einer andern Ebene läge als ihre natürliche Vielfältigkeit, und wenn dementsprechend ihre Gattungsgleichheit durch ihre Geschichtlichkeit überwogen werden könnte? Es möchte, welches immer ihre seiende Naturanlage wäre, ihr geschichtliches Leben eine Kette von immer neuen und ursprünglichen Tatvollzügen sein. Von innen aufsteigend brächen Quellen einer übergeschichtlichen Tiefe hervor. Nicht wie die Völker natürlich variierten, würde nun die Hauptsache sein, sondern wie sich durch ihre Tätigkeit hindurch, und dadurch in ihrem Artbestande, die übergeschichtliche Tiefe variierte. Spannungen und Gegensätze könnten zum Ausdrucke und Austrage kommen, die den Rahmen des völkerpsychologisch Gegebenen weit überstiegen, die immerfort in den Entschließungen der Völker zur Wahl stünden und diesen Entschließungen eine selbstschöpferische Art gäben, so daß daraus für ganze Zeitalter hier inneres Leben, dort innerer Tod würde.

Lassen wir immerhin die Völker den einzelnen Farben gleichen, die zunächst gleich gültige, freilich auch gleichgültige, Besonderungen der „Farbe im allgemeinen" sind. Nun aber tut sich in die Farben eine Künstlerhand. Es bleiben auf allen Gemälden dieselben physischen Farben, aber sie sind mit gänzlich verschiedener Bedeutung erfüllt. Hier sind sie in der Art des Häßlichen, dort in der Art des Schönen geistig durchlebt. In solcher Belebung hat das Rot in dem einen Bilde eine ganz andere Bedeutung als dasselbe Rot in dem anderen Bilde erhalten. Ähnlich etwa bei den Völkern. Nur daß hier keine Künstlerhand von außen einzugreifen brauchte, sondern daß in ihrer Geschichte, die kein Geschehen, vielmehr fortwährendes Tun wäre, geistiges Wertleben von innen aufbräche, sich setzend hier zu diesen, dort zu jenen Wertgestaltungen, und daß die Wertpositivität und Wertnegativität nicht, wie der ästhetische Gegensatz „schön" „häßlich", von vornherein feststünde, sondern erst durch das Leben der Völker selbst sich feststellte.

Das wäre keine biologisch orientierte Auffassung, wie bei Her-

der, sondern eine historisch orientierte Auffassung des geschichtlichen Lebens. Jedes Volkstum wäre etwas Unwiederholtes und Unwiederholbares, etwas, das durch sein geistiges Gesetz abweichend von allem anderen Volkstum bestimmt wäre, und die Täuschung verschwindet, als besondere sich in jedem Volke nur das eine allgemeine gleiche Menschheitsschema. Auf jenes geistige Gesetz käme es unter Wertgesichtspunkten, nicht mehr auf das allgemeine gleiche Menschheitsschema käme es unter Naturgesichtspunkten an. Es wäre eben nicht so, wie wenn Säugetiere und Vögel, Reptilien, Amphibien und Fische nur Unterarten des Typus „Wirbeltiere" wären.

Meine Darlegungen haben hoffentlich den Nimbus der sittlichen Idee vom Menschheitsbegriffe hinweggezogen. Er ist leere Abstraktion und Konstruktion. Sei es also immerhin nur nationales Temperament, naturhaftes völkisches Empfinden, das sich oben äußert, so klafft jetzt doch nicht mehr der Gegensatz zwischen nationalem Instinkt und sittlicher Forderung, sondern der nationale Instinkt ringt gegen eine intellektualistische, ideologische Begriffsdichtung. Man braucht sich nichts mehr vormachen zu lassen von einer Allmenschheit.

Aber mit alledem weiß ich noch nicht, ob es eine wirkliche nationale Sittlichkeit gibt. Bleibt es nur grober Nationalegoismus, der vorhin das Wort nahm, wie solcher allerdings sowohl beim deutschen Realpolitiker, wie beim deutschen Durchgänger vorliegen kann? Oder ist es, im Gegensatze zu der Ansicht der Kosmopoliten, eine heilige Flamme, die nur hier, und nicht bei den Menschheitsträumern, glüht? So daß unsere Pflichtentscheidung, nicht bloß unser blindes Volksgefühl, auf die Seite des Vaterlandes, statt des Idols „Menschheit" tritt, und daß wir in diesem großen Kriege nicht bloß darum ein gut menschliches Gewissen haben dürfen, weil wir aus Notwehr kämpfen, sondern auch ein gutes nationales Gewissen, weil wir durch unsern Kampf etwas Heiliges und Göttliches vertreten?

Das Vaterland gilt uns fraglos für heilig. Wir sind fest überzeugt, daß mit der Vaterlandsliebe auch der sittliche Idealismus gehen kann, nein, daß er schon in ihr selber geht. Aber wie können wir solchen Glauben mit Ehrlichkeit begründen? Wie kann sich die Vaterlandsliebe als etwas Sittliches ausweisen gegenüber der Behauptung, sie sei nur etwas blind Naturhaftes, besser wohl als der selbstische Einzelegoismus, den sie dämpft und auslöscht, aber doch

auch nur Herden- und Massenegoismus? Das „Wie?" will ich wissen. Zugegeben, auch mit Freuden zugegeben, daß das Vaterlandsgefühl „heilig" ist. Aber wie kann das Vaterlandsgefühl heilig, wie kann es Gewissenssache sein? Wie kann es ein in diesem Sinne spezifisch deutsches Gewissen geben?

Beruft man sich hier auf Ethik? Die Kantische Verallgemeinerungsethik würde uns im Stich lassen. Sie verwirft alle Inhalte unseres Handelns, die nicht allgemeingültig bestimmt werden können, als sittlich ungültig.

Beruft man sich auf den jenseitigen Gott? Dann wäre das vaterländische Gewissen nur von außen her geheiligt, und wir verfielen leicht in die anmaßliche Selbsttäuschung, als seien wir Kinder eines auserwählten Volkes.

Beruft man sich auf Glückseligkeit? Es gibt ein derartiges Wort „Ubi bene, ibi patria". Mir geht es im Lande meiner Geburt gut, ich habe dort mein Auskommen, meine Freundschaft, werde in meiner Sprache verstanden, ich bin Mitglied eines gedeihenden, in der Welt geachteten Gemeinwesens, dessen Nationalreichtum auch mir tausend Genüsse, tausend Bequemlichkeiten zugänglich macht. Ist das freundliche Gefühl, das ich im Sinne des erwähnten Wortes für solche Stätte meines Wohlseins hege, mein Vaterlandgefühl, und ist das heilig?

Bei manchen Menschen mag darin das Vaterlandsgefühl bestehen. Heilig ist es nicht. Auch könnte es sie gar nicht bewegen, das Äußerste zu tun und zu tragen, wenn sie in die Lage kämen, das Land gegen Angriffe verteidigen zu müssen. Gewiß würde zunächst Erbitterung ihren Arm bewaffnen, wie jeder Besitzer gegen Eindringlinge verzweifelt und mit Einsatz seines Lebens kämpft. Wie nun, wenn solcher Kämpfende erfährt, daß es gar nicht darum gehe, ihm seinen Besitz zu rauben? Daß er nur aufhören soll, Aktionär jener Gesellschaft zu sein, bei der er bisher beteiligt war, daß diese aufgelöst werden müsse, er aber dafür Aktionär einer noch viel größeren und mächtigeren Gesellschaft sein werde, wenn er nur in das Fallissement seiner bisherigen Gesellschaft einwillige? Wenn ihm die gleiche Bequemlichkeit in seiner Landessprache zu verkehren, bei seinen heimischen Gerichten Recht zu suchen, garantiert bleibt, er seine Freundschaften, sein Einkommen behalten darf, ja ihm in Aussicht gestellt wird, daß sich alle seine Lebensumstände durch den Eintritt in die

fremde Firma, weil diese reicher und mächtiger sei, noch verbessern würden? Alsdann wird bald sein auf Glückseligkeit gestellter Intellekt seiner anfänglichen Erbitterung gegen die Störenfriede Schweigen gebieten. Warum es sich nicht gefallen lassen, daß er in die fremde Firma eintritt, wenn er es dort nur besser haben könnte, ja auch nur, wenn er dort nicht schlechter daran sein würde? **Ubi bene, ibi patria!**

Für „Staat, Gemeinwesen" sagt der Engländer „common wealth", gemeinsamer Wohlstand! Die Engländer sind überzeugt, daß ihre nationale Erwerbsgenossenschaft die reichste und mächtigste der Erde ist, wo man am meisten Lebensgenuß, Komfort, das größte Lordgefühl haben kann; und daß ihre Firma deshalb eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Aktionäre jedes anderen, ärmeren common wealth ausüben müsse. Sie wundern sich gewaltig, daß das Vaterlandsgefühl der Deutschen, die sie jetzt um business willen bekämpfen müssen, trotzdem diese, wie sie so oft in deutschen Zeitungen gelesen haben, unter „Polizei" und „Militarismus" leiden, nicht zu ihnen, den Fürsten dieser Welt, wandern will. Warum laßt ihr euch nicht willig in unsere englische Firma, in unser Kultur- und Weltgeschäft herüberschreiben? Es ist ja auch euer Vorteil, nehmt ihr doch dann an allen unseren Inhaberrechten mit teil. „Dies alles will ich dir geben, wenn du, wie Botha, niederfällst und mich anbetest." Wir empfinden solche englische Denkweise als frivol. Sie ist gegen unser deutsches Gewissen.

Könnten wir so empört empfinden, wenn uns unser Vaterland nur ein ubi-bene-Vaterland wäre? Unsere deutsche Vaterlandsliebe ist etwas viel Reineres und Heiligeres, als sich die Feinde träumen lassen. Durch Begründung auf Ökonomie und Eudämonie ließe sich ihr geistiger Adel nicht erklären. Sie ist mehr als Naturgewalt, sie ist Geistesgewalt. In ihr ist deutsche Seligkeit, deutscher Glaube, deutsches Gemüt, und in ihr *ist* schon das deutsche Gewissen.

Damit berühren wir ihr wahres Verständnis. Bisher fragten wir: Wie kommt es, daß unser Gewissen bei unserer Vaterlandsliebe stehen kann und stehen darf? Jetzt meldet sich die Antwort: *Weil unser Gewissen und unser Gemüt den Gegenstand dieser Liebe, das Vaterland, erst schaffen.*

Eben das ist der Sinn jenes geistigen Gesetzes, das in der Geschichte des Deutschtums lebt.

Diese Antwort hat Fichte eröffnet. Sie ist der Inhalt der Reden an die deutsche Nation. In ihnen hat Fichte die Möglichkeit des deutschen Gewissens aufgezeigt und es eben dadurch erst entdeckt.

Deutsches Gewissen und deutsches Gemüt! Durch beides zusammen, sage ich, haben wir erst das Vaterland, wie wir es verstehen. Ich will versuchen, dies klarer zu machen. Zunächst: was sind deutsches Gemüt und deutsches Gewissen? Deutsches Gewissen ist die Kraft unbedingten Tuns. Deutsches Gemüt ist die Fähigkeit, Innerstes zu erfassen, alles Äußere zu verinnerlichen und von der tiefsten Seite zu nehmen, mit Ewigkeitsaugen zu blicken.

Die Eigenart des deutschen Gemüts offenbart sich an den beiden großartigen Doppelblüten, die es getrieben hat, der deutschen Lyrik und Musik einerseits, der deutschen Philosophie und Religion andererseits. Wenn die Menschheit deutsche Lyrik und deutsche Musik vernimmt, dann hört sie ein Heimatlied, ein Kinderwiegenlied. Zartheit, Innigkeit, Glaube, Vertrauen, träumender Sinn, leise Wehmut, goldener Humor, neckische Wildheit, das alles jauchzt und schluchzt darin.

Wenn sich die Menschen deutscher Philosophie und Religion gefangen gegeben, dann vernehmen sie ein Titanenlied, ein Lied von Götter- und Menschensöhnen. Es ist, als erfüllten sich Eddaweisungen, daß Himmelsburgen versinken. Es ist, als ob Faust den Gang zu abgründigen Tiefen wagte und die „Mütter" schaute, aus deren Nacht sich ein neuer Himmelstag gebiert. Die deutsche Mystik und die Philosophie des deutschen Idealismus verschmähen den seienden Gott. Gott zuckt nur als Blitz neuen Lebens aus der Seele, sich selbst erzeugend und diese umschaffend, ihren Willen öffnend, daß ihr die ganze Welt als Arbeitswelt für Ewigkeitsaufgaben, in Wertlicht und Pflichtgehalt, erscheint, daß es darüber steht wie „ein großes, stilles Leuchten". Es gibt nur Gott, indem er in geistigen Schöpfungen durchbricht; „Gott ist, was der von ihm Begeisterte tut", sagt Fichte. Das deutsche Gemüt kann sich nicht anders zum Vaterlande verhalten. Auch das Vaterland wird ihm nicht als etwas Seiendes und fest Gegebenes gelten. Es kann nirgends, aber auch nirgends, zu einem wahren Vaterlande kommen, als dort, wo es eine Vater-

landsgeburt in der Seele gibt. Das Vaterland als etwas Seiendes auffassen, heißt es, wie überall, wo es sich um Ewiges handelt, flach und äußerlich auffassen. Es ist etwas Werdenwollendes, nämlich nichts Geringeres als Göttlichkeit, die im Rahmen eines bestimmten Volkstums werden will. Dem deutschen Gemüt erscheint hiermit, so hat es Fichte ausgedrückt, das Vaterland als ein „Gesicht aus der Geisterwelt". Es erschaut einen Gegenstand voll Ewigkeitsgehalt, ein Etwas, das so unbedingter Wert sein kann, daß unbedingte Hingabe daran nicht nur verständlich, sondern selbstverständlich ist. Das deutsche Gemüt kann gar nicht anders, als unter Ewigkeitsantrieben schauen, und so schaut es auch das Vaterland als einen in Göttlichkeit getauchten Gegenstand. Es schaut ihn, und das deutsche Gewissen schafft ihn. Eben dies beides zusammen heißt es, daß das Vaterland „in der Seele geboren wird": nämlich daß das deutsche Gemüt den Gegenstand „Vaterland" im Ewigkeitslichte schaut, und daß ihn das deutsche Gewissen in unbedingter Hingabe tut.

Wer sein Vaterland nicht im Ewigkeitslichte schaut, der hat kein Vaterland, ob er auch in einem Lande wohnt, das von Rasse- und Geschichtsgenossen seiner Art bevölkert wird. Selbst wenn er sich mit seinem Volksgenossen ausgesprochenermaßen zu irdischen Wohlfahrtszwecken verbunden hat und sie alle zusammen diese große Organisation wohlgefällig ihren „Staat" nennen, solcher Mensch hat dann wohl ein Land egoistischer Wohlfahrt, ein ubi-bene-Vaterland. Ein wirkliches Vaterland, ein irdisches Vaterland der Seele, hat er trotzdem nicht. Das will mit Ewigkeitsaugen geschaut sein.

Andererseits, wer zwar auf sein Vaterland, als wäre es etwas Hohes und Ideales, schaut, es aber dabei immer nur verzückt betrachtet und es vor sich hinstellt wie eine für sich gegebene Größe und gar nicht einmal weiß, daß er es durch unbedingte Hingabe erst tun muß, der hat wiederum kein Vaterland, ob er auch vor Begeisterung und Rassenstolz überquillt und die Göttlichkeit seines Landes in alle Welt verkündet. Göttlichkeit ist nichts Seiendes, ist niemals etwas Seiendes gewesen, und so mag er den heiligen Namen, so viel er will, im Munde führen, er mag sich für einen „Patrioten" erklären und gern dies oder jenes für sein Vaterland hingeben. Wenn er sich nicht ganz auslöscht im Vaterlandstun, so hat er dennoch kein Vaterland. Das

Vaterland hat an dieser einen Stelle, seiner Seele, aufgehört zu sein oder ist noch nicht zur Existenz gekommen. Denn es kann nur da sein, indem er es ganz und restlos tut. Das Vaterland will mit Unbedingtheitsleben erschaffen werden. Es genügt nicht, daß in jemandem allerlei Vaterlandsneigungen, allerlei angenehm träumende Vaterlandsgedanken sind, sondern er muß sich anschaffen ein Vaterland schaffendes Gewissen.

Die Seele muß Volk und Vaterland im Ewigkeitslichte schauen können, wie Maria, und sie muß es mit Unbedingtheitsleben tun können, wie Martha, dann erst gibt es Volk und Vaterland. Die haben keine andere Stelle als schauende und tuende Seelen, als das Gemüt, in dem sich die ungegebenen Heiligtümer Gottes schauen lassen, wie leuchtende Visionen in einem Spiegel, und das Gewissen, in dem sie sich zur Wirklichkeit erschaffen. Alles Göttliche ist zunächst ungegeben. Es muß im Gegebenen erst hervorkommen. Darum braucht es Gemüt, und zumal deutsches Gemüt, um wie in einem Spiegel zu erscheinen, und es braucht Gewissen, wiederum zumal deutsches Gewissen, um als Tat hervorzutreten. Solches Göttliches eben ist auch das Vaterland.

Warum es deutsches Gemüt braucht? Im deutschen Gemüt träumt die ungegebene Gottheit am liebsten. Das deutsche Gemüt ist am fähigsten zur Innerlichkeitsschau. Es ist noch nicht so abgegriffen und verbraucht, es ist noch kindlich genug, um die Wunder der geistigen Dinge geistig, und das heißt als ewig selbstschöpferisch, nehmen zu können. Es ist da noch Platz für Chaos, das ist für Werdemöglichkeiten. Das Gestaltete und Gegebene wird weniger angebetet als bei anderen Nationen. Der Engländer und Franzose sind ungeheuer stolz auf ihr gegebenes Volkstum, auf ihre fertige Kultur, so wie der Orthodoxe stolz ist auf den gegebenen Gott und der Pazifist auf die gegebene Menschheit. Wir Deutschen zanken uns vielleicht deswegen so viel untereinander, weil wir noch gar nicht zufrieden sind mit unserm Volkstum, weil wir fühlen, daß es sich ewig erst in uns schaffen will, daß hier etwas Unsichtbares und Gewaltiges unterwegs ist, das über alle gegebenen Formen immer wieder hinausdrängt, und dessen unvollkommene Gefäße nur wir mit allem sind, was bisher bei uns geworden ist. Wir fühlen um so weniger fertiges Deutsch-

menschentum a n uns, weil wir um so mehr göttliche Forderung i n uns fühlen.

Freilich, die gefällige Täuschung, in der sich andere Völker beständig über das befinden, was sie „Vaterland" nennen, bleibt auch vielen unter uns nicht erspart. Sie ist fast unvermeidbar. Sie besteht darin, als sei Deutschland wie eine Größe existierender Art anzusehen. Allerdings gibt es hier Existierendes als Grundlage. Es gibt erstens ein großes, schönes und geliebtes Stück Erde, das wir „Deutschland" nennen; und zweitens hängen die Menschen, die dort wohnen, durch Sprache, Geschichte und Blut zusammen, und auch Sprache ist schon Geschichte. Dies alles zusammen meint man das „gegebene Deutschland" nennen zu dürfen. Es ist aber nur die Deutschland-Möglichkeit. An Deutschland ist die Hauptsache ungegeben, das geistige, sich selbst schaffende Lebensprinzip. Das ungegebene Deutschland muß sich immerfort in das gegebene Deutschland hineinschaffen. Sonst gibt es kein wahrhaftes Deutschland. Es kann sich immer nur im Willen und in der Anschauung der Deutschen schaffen.

Dies Etwas, das uns bewegt und immer bewegen soll, nenne ich das „ewige Deutschland". An dies ewige Deutschland, an ein besonderes geistig-göttliches Gesetz, das sich im Rahmen unseres Volkstums setzen und dort Leben werden will, sollen wir zunächst glauben. Wir sollen es mit den Ewigkeitsaugen des Gemüts erblicken. Deutsches G e m ü t läßt es uns so erblicken und erfüllt uns mit Liebe dafür. Deutsches G e w i s s e n aber soll in der Unbedingtheit unserer Hingabe das Geschaute wirklich machen, aus der Liebe Tat machen.

Die Deutschen haben das ewige Deutschland zum ersten Male wirklich gemacht in den Freiheitskriegen. Dazu mußte ihnen der Gottesgehalt von Volkstum und Vaterland erst einmal gezeigt werden. Das geschah durch Fichte. Vorher hatten sie nur die Menschheitsidee gesehen, hinter deren allgemeiner Gültigkeit der eine ungeteilte jenseitige Gott stehe. Sie waren Kosmopoliten und A l l g e - m e i n h e i t s - Idealisten. Von inwendiger Göttlichkeit, die sich mit besonderen Gesetzen in besonderer Geschichtlichkeit setzen könne, wußten sie nicht. Sie mußten erst den d e u t s c h e n Idealismus kennen lernen, sie mußten erst merken, daß es in dem Gedanken eigenen Volkstums und Vaterlandes etwas Besonderes und Eigentümliches gebe, was ihres Gewissens w e r t sei, das sie mit der ganzen Hingabetreue

ihres Unbedingtheitslebens ergreifen d ü r f t e n. „Heilige Flamme glüh', glüh' und verlösche nie fürs Vaterland!" „Wir kämpfen ja nicht für die Güter der Erde. Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte!": es ist ganz undenkbar, daß man das vor Fichte sagen oder auch nur fühlen konnte. Fühlte man es aber erst, so konnte man es mit der ganzen Unbedingtheitskraft des deutschen Gewissens leben und tun.

So ist in den Freiheitskriegen zum ersten Male das ewige Deutschland gelebt und getan worden. Heute wird es wieder gelebt und getan. Heute greift wieder die Vaterlandsliebe nicht nach irdischem Nutzen und Wohlfahrt. Solche Liebe könnte nur bedingt sein. Sie ist bei Tausenden und Millionen unbedingte Liebe geworden, die sich und ihren Gegenstand ewig nimmt und ihn draußen an der Front und drinnen im Lande, in Liebespflichten, Hilfsdienst und klaglos getragenen Entbehrungen, immer von neuem erschafft.

Wie verhält sich nun aber der so sein Vaterland Liebende zu anderen Völkern?

Auch von den anderen Völkern wird er glauben, daß sich in ihnen nicht schlechthin Menschliches als solches darstelle; sondern das Menschliche eines j e d e n Volkes sei nur das Gefäß, in dem sich Göttliches eröffnen wolle. Wie das geschehe, das richte sich nach den Gemüts- und Willensenergien eines jeden Volkes.

Kein mystisches, reines allgemeines Menschentum wirkt nach diesem Glauben als Hintermenschheit in den einzelnen Nationen und gestattet jeder, sich schon darum für gut und vortrefflich zu halten, weil in ihr eine besondere Blüte des homo sapiens, eine Verkörperung von Menschenwürde und Menschenherrlichkeit, gegeben wäre. Vielmehr sollte sich jedes Volk mit Ernst und Nachdruck fragen: W i e hat sich mit m e i n e n Tatvollzügen im Rahmen m e i n e s Eigentümlichen die Ewigkeit verflößt? Es gibt eine Art des Tuns, bei der sich das göttliche Gesetz in der Geschichte eines Volkes nicht positiv auswirkt, nicht als geistig sittlicher Aufstieg, sondern negativ, mit Kräften des Niedergangs. Das Tun von Einzelnen und Nationen entsiegelt überall eine letzte Tiefe. Sie erfüllt mit dem Lichte ihres aufsteigenden oder mit der Selbstverzehrung ihres gehemmten Lebens auch das menschliche Sein, das durch sein Handeln die positiven oder negativen Möglichkeiten zur Wirklichkeit ruft. In letzterem Falle lebt

sich Widergöttliches nach göttlichem Gesetze in der Geschichte aus, ein göttliches Zornleben. Dies äußert sich dort, wo ein Volk die Fähigkeit, sich im sittlichen Sinne selbst zu setzen, verloren hat. Ein solches wird früher oder später auch seine Selbstbestimmung verlieren, wie der Einzelne ein freier und junger Mensch nur bleiben kann, wenn er sich stets von neuem in sittlicher Freiheit erschafft. Ein solches Volk stirbt den Tod geschichtlichen Nichtseins, oder aber es wird nach göttlichem Gesetze zum Ausdrucke des Häßlichen in der Geschichte, wie ja auch Künstlerhand in die Farben der Palette sowohl die Ordnung des Schönen, wie des Häßlichen, dennoch ästhetisch Bedeutsamen, setzen kann.

Bei dieser Verschiedenheit der Völker und ihrer inneren Gesetze geht es nicht anders: es müssen Spannungen eintreten, Gegensätze aufspringen, die sich nur im Kampfe messen können. So angesehen ist die Geschichte kein durchsichtiges Rechenexempel, das in einem Zukunftsstaate oder einer Weltdemokratie seine bequeme Lösung findet. Vielmehr stellt sie sich dar als eine fortwährende Spannung und Lösung göttlicher, in menschlichen Entscheidungen sich vollziehender Gegensätze. Ihr Gang bleibt Geheimnis der Ewigkeit. Wir gewahren nur ein undurchsichtiges, auf immer neue Tatvollzüge sich stellendes Völkerringen. Wie allein kann sich im Dunkel solcher Kämpfe der Einzelne entscheiden? Er würde seinen Halt verlieren, wenn er sich nicht an sein Volkstum anschlösse, an sein Vaterland, in dem sein Ewiges in seine Zeit hinausgeblüht ist. Er wird ohne zu schwanken und zu zögern zu seiner Heimat stehen, „vertrauend, daß Göttliches in seinem Volke erschienen ist“, und er fühlt, daß sich das Gesetz dieses göttlichen Lebens auch nach der Art seiner Tat bestimmt.

Also nichts von Weltbürgertum, überhaupt nichts davon und am wenigsten während des Krieges! Menschlichkeit — ja! Den allmächtigen Grundtrieb der Liebe nicht aussterben lassen! Wir Deutschen würden ihn nicht einmal aussterben lassen können. Auch die Menschheit wird immer nur als göttliches Leben der Liebe. Zum Wesen des Deutschen gehört es, daß er Menschheit verwirklicht, indem er Menschlichkeit in sich verwirklicht. Vaterlandsliebe und Menschenliebe, das eben ist gar kein Gegensatz. Menschenliebe läßt sich sowohl den vielen Einzelnen zuwenden, die unter Landesbanner kämpfen, wie

den vielen anderen Einzelnen, die unter Feindesfahne geschart sind. Hier wie dort haben wir Menschenpflichten. Es ist die Versittlichung der Kriegsführung, den Menschen auch im einzelnen Feinde zu achten und zu schonen, wenn man ihn als Soldaten seines Volkes unschädlich gemacht hat oder vorfindet.

Solche Menschlichkeit wissen und üben wir auch in diesem gewaltigen Kriege auf deutscher Seite, während auf der Seite der Feinde um so größer das Menschheitsgeschrei als Köder für die Neutralen ist. Um Menschlichkeit bemühen sich die Feinde gar nicht besonders. Sie haben sich einen bequemen Namen erfunden, um nach Möglichkeit alle Menschheitspflichten von sich abzuschütteln, nämlich daß wir Barbaren, sie aber Kulturträger seien. Das ist das Gegenstück zu ihrem Menschheitsgeschrei. Das ist ihnen der Berechtigungsschein und Vorwand zu allerlei Unmenschlichkeiten gegen ihre deutschen Militär- und Zivilgefangenen! Bleiben wir bei der Menschlichkeit!

Aber Allmenschheitsträume — nein! Denn Menschheit oder Vaterland? Das allerdings ist ein Gegensatz, der Gegensatz von abstraktem und konkretem Idealismus, von rein intellektuellem Idol und gemütstiefer Idee. Sich nicht durch leere Ideologie verwirren lassen, sondern doppelt stark und treu zum eigenen Volkstume und seinen geschichtlichen Notwendigkeiten stehen! Ihm nicht im Interesse der Menschheit schädigende Opfer und Verzichte zumuten! Von Fichte lernen deutsches Gewissen zu haben! Fichte würde seinem Volke, das nie eroberungssüchtig war, aber sich heute durch ein Meer von Blut gegen fremde Eroberungssucht wehren muß, wahrlich nicht in den Arm fallen, wenn es, siegreich geblieben, und im Besitze opfervoll gewonnenen Landes, sich daraus gegen künftige größere Gefährdung der eigenen Existenz sichern wollte. Da fänden wir keine Nachgiebigkeit gegen markverzehrende Allgemeinheiten, als verlange es die gemeinsame Menschenherrlichkeit, daß sich die Rechte der Völker nach jedem geschichtlichen Zusammenprall unabänderlich nach ihrem bisherigen Bestande bestimmten. Fichte schätzt die Völker überhaupt nicht nach der menschlichen Sonderart ihres Seins, sondern nach der göttlichen Sondersetzung in ihrem Tun. Die Weise dieses Tuns entscheidet, nicht einmal für immer, sondern immer neu, die Weise ihrer Geschichtlichkeit.

Weltgewissen oder Vaterlandsgewissen?

Vortrag gehalten am 20. Mai 1918 in Weimar gelegentlich der ersten Hauptversammlung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft

Erschienen bei Beyer & Söhne, Langensalza in 1. u. 2. Auflage 1926

Das Vorwort vom Mai 1926 lautet:

„Die erste Auflage der vorliegenden Schrift gab wortgetreu einen Vortrag wieder, den Vf. am 20. Mai 1918 in Weimar gelegentlich der ersten Hauptversammlung der Deutschen Philosophischen Gesellschaft gehalten hatte. Sie war schnell vergriffen. In den acht Jahren, die seitdem verflossen sind, haben wir bitteren Anschauungsunterricht erlebt, dessen gedankliche Ergebnisse in die neue Auflage hineingearbeitet worden sind. Die Ausführungen dürften dadurch reicher und vielseitiger geworden sein.

Mit dem Vaterlandsgewissen gehört Vaterlandsliebe zusammen. Es ist derselbe Erlebnisgehalt in verschiedener Besonderung. Die ergänzenden Gesichtspunkte, die bestimmt sind, den nachfolgenden Ausführungen zur Seite zu treten, findet der Leser in meiner „Ethik der Vaterlandsliebe", die in der Schriftenreihe „Deuscher Staat" inzwischen gleichfalls in zweiter Auflage erschienen ist. Ich habe beide Schriften sowohl aufeinander abgestimmt wie inhaltlich gegeneinander abgegrenzt. Es ist mein Wunsch, daß sie in ihrer Vereinigung dem ganzen schicksalhaften Problem, das für Deutschland in dem genannten Fragenkreise enthalten ist, Rechnung tragen mögen."

I. Über Bedingungen der Gewissensschätzung

Weltgewissen, Vaterlandsgewissen. — Um Gewissen kann es sich nur unter zwei Bedingungen handeln. Die eine ist, daß die Men-

schen aufrichtig sind, die der Losung „Hie Menschheit, hie Vaterland!“ folgen. Die andere ist, daß der Gegenstand ihrer Treue echtes, sittliches Gut und kein Katzengold ist.

Wir verlangen erstens wirkliche Menschheits- und wirkliche Vaterlandsgesinnung. Darum gilt es zunächst, allerlei abzuschütteln, was nur dem Namen nach zu diesem oder jenem Standpunkt gehört. Hier wie dort laufen viele mit, denen es wahrlich weder auf Menschheit noch auf Nation ankommt, wenn sie auch beständig von dem einen oder andern reden.

Die einen sind solche, denen immer und allein ihr liebes Ich in Kriegsläuften bedroht und eingeengt erscheint. Sie sollen Opfer bringen und haben keine Lust zu opfern. Ihre Sicherheit und Bequemlichkeit geht zum Teufel. Sie müssen mit Schmerzen allerlei gewohnte Genüsse entbehren, die ihnen aus der Blüte und Stärke ihres Staates zugefallen waren. Nun wollen sie nicht diesen verteidigen, sondern flüchten zum Ideale ewigen Friedens. Es ist ihnen dasjenige der Ruhe und des Friedens mit anderen, damit sie in Ruhe und Frieden von jenen leben. Dennoch betonen sie in ihrem Weltfriedensideale nicht die selbstische Note, sondern prunken gern mit Selbstentäußerung. Sie denken wunders wie sittlich zu sein, daß sie nicht das nationale Bewußtsein, das sie von anderen trennt, hervorkehren, sondern das Menschheitsbewußtsein, das sie mit anderen eint. Aber sie haben sich nur intellektuell und stimmungsmäßig so hoch eingestellt. Ihr innerster Wille sinnt nicht auf Selbstentäußerung, auch nicht auf Selbstentäußerung zugunsten des Menschheitsideals, sondern auf Selbstsicherung. Sie fürchten naß zu werden, wenn sich bei anderen die Besonderheiten lebendig regen, und bieten ihnen darum den Schirm des Gemeinsamkeitsgedankens an. Sie wollen eine Regel geben, um dem Widerstreite der Volkswillen vorzubeugen, auf daß dem Einzelnen kein Leid geschehe. Mag der Zwang nationaler Notwendigkeiten Tausende aus ihren Einzel-Paradiesen herausgehen und im Tatensturme der Geschichte über sich hinauswachsen lassen, für solche übereinzelhafte Lebenshöhe gibt es hier keine Empfindung. Man verneint in lehrhafter Starrheit allerlei weltweite Gegensätze, die auf geschichtlichem Boden gewachsen sind, weil man, wenn sie sich auf Sein und Nichtsein entladen, der Lust des Selbsteinsatzes entfremdet ist und nur die Last des Selbsteinsatzes sieht. In der Vaterlandsliebe eines Volkes

geht stets höchste tätige Selbstentäußerung mit geschichtlicher Selbstbetonung Hand in Hand und läßt so schaffende Macht entstehen. Hier aber dient die nationale Selbstverneinung versteckter Selbstbetonung in der Hülle eines lebensleeren Gemeinsamkeitsgedankens. Man hofft, daß die seelischen Schwingen des Volkstums, durch die allzu brausend und gefährlich der Lebens- und Luftstrom geht, allmählich abfallen, wenn sich die Völker an den Tisch gemeinsamer Mahlzeiten einladen lassen, und man feiert im voraus die zukünftige Gemeinschaft reiner Vernunftwesen, die mit einander d a s Glück erfinden, bei dem keine Opfergefahr mehr droht.

Wie diese Gattung Leute, die nur an die eigene Haut denken, von den Reihen der echten Kosmopoliten und Menschenfreude auszuschließen sind, so gibt es auch auf der anderen Seite Scharen, denen das Vaterland nur das Land ihres Wohlseins oder ihres geschäftlichen Gedeihens bedeutet. Wie jene Ersten das allgemeine Menschenland als Zuflucht ihrer persönlichen Sicherheit erträumen, so finden diese Anderen, daß die Macht der Gemeinschaft, in deren Schoße sie leben, den Stand ihrer Aktien am besten gewährleistet. Solche Dollarjäger würden auch gegen den Krieg nichts haben, wenn er nur Vorteile verspräche. Er gölte ihnen auch nur als Unternehmen, das bei mancherlei Risiko große Gewinnchancen biete, das ihnen schon während des Krieges Profit einbringt und bei siegreichem Ausgange alle einzelnen Einwohner des Landes mit einem Schlage reicher macht. Um so unlieber wäre ihnen ein Krieg, der aus innerster vaterländischer Not entspringt und alles auf das Spiel setzt, nur nicht die Ehre. Diesen Leuten fehlt das Vaterlandsgewissen, wie jenen anderen das Weltgewissen. Gewissen sieht seine Gegenstände in überirdischem Glanze und spricht von Pflicht und Opfer. Hier sorgen Egoisten nur um ihr Kleinalltägliches, wiewohl sie die Dürre ihres Standpunktes hinter ideellen Anstrichen verschanzen.

Ich sagte, Gewissen sehe seine Gegenstände in überirdischem Glanze. Solch überirdischer Glanz, gewebt hier um den Begriff des Vaterlandes, dort der Menschheit, ist nicht erst von heute. Wie singen und sagen doch unsere Vaterlandslieder? „H e i l i g e Flamme glüh', glüh' und erlösche nie fürs Vaterland", „Wir kämpfen ja nicht für die Güter der Erde, das H e i l i g s t e schützen wir mit dem Schwerte". Desgleichen Klopstock in seiner wunderbar schönen und innigen Hymne

ans Vaterland: „Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen, fliegen den kühnen Flug, reden, kann es nicht mehr verschweigen, was in der Seele mir glüht! O schone mein — dir ist dein Haupt umkränzt mit tausendjährigem Ruhm; du hebst den Tritt der Unsterblichen und gehest hoch vor vielen Landen her! — O schone mein! Ich liebe dich, mein Vaterland! Ach, sie sinkt mir, ich hab' es gewagt! Es bebt mir die Hand die Saiten herunter. Schone, schone! Wie weht dein heiliger Kranz, wie gehst du den Gang der Unsterblichen daher!" So lebt das Vaterland in unserm Gefühl, dem deutschen Gefühl, ernst und tief, daß alle Lieder einen Heiligenschein darum weben. Sie formen ein uraltes Empfinden, das uns schon bei Griechen und Römern begegnet, und das auch im Mittelalter nicht erloschen ist. Wenn z. B. Thomas von Aquino urteilt „**Qui pro patria pugnat, inter martyros pugnat**" „Wer für das Vaterland kämpft, steht den heiligen Märtyrern gleich", so wertet auch er den Kampf für das Vaterland als eine Gewissenssache, eine heilige Sache.

Aber auch um den Menschheitsbegriff schwebt Glanz und Nimbus. Wie haben ihm einst die Edelsten unserer Nation gehuldigt und ihn mit ihrem warmen deutschen Herzen in Lebensfarben gehüllt! Das war in jenem unpolitischen und weltbürgerlichen Deutschland, das unsere Feinde geflissentlich als das ideale Deutschland preisen, und das sie in seiner politischen Harmlosigkeit und Selbstgenügsamkeit gern wiederherstellen möchten. Damals schwärmte der deutsche Geist für alles Ferne und Entlegene. Er war bei allen fremden Völkern und bei dem Idealbilde der Menschheit zu Hause. Doch hatte er selbst kein eigenes starkes Haus, das aus den Stämmen deutscher Völker gezimmert gewesen wäre und das umgebende Erdreich zu Ackerkrume und Gartenland an sich gezogen hätte. Bei jeder fremden Nation verweilten seine Gedanken mit liebevollem und herzlichem Verständnisse, ohne daß er dem gleichen Verständnisse dort begegnet wäre. „Nie war gegen das Ausland ein anderes Land gerecht wie du. Sei nicht allzugerecht! Sie denken nicht edel genug, zu sehen, wie schön dein Fehler ist!" Dein F e h l e r, sagt Klopstock. „Die Welt ist weggegeben. Der Herbst, die Jagd, der Markt sind nicht mehr mein. Willst du in meinem Himmel mit mir leben, so oft du kommst, er soll dir offen sein" (Schiller). Der damalige Deutsche lebte in dem Himmel der Menschheit. Und wie lebte er darin! Der Name des humanistischen Gymnasi-

ums zeugt noch heute davon. Aus jener Zeit zwei Äußerungen: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie!“ (Schiller). „Der Mensch ist unheilig genug. Aber die Menschheit in seiner Person soll ihm heilig sein“ (Kant). Auch hier hören wir von Heiligkeit und Göttlichkeit. Die Kennzeichnung ist aber jetzt nicht auf das Vaterland, sondern auf die Idee der Menschheit bezogen.

Hören wir noch Herder! Der „Genius der Menschheit“ sagt er, stelle sich bei allen Völkern gleich wertvoll und verehrungswürdig dar. Der „Genius der Menschheit“? Wiederum der Heiligenschein. Im übrigen beachte man: Bei Kant und Schiller handelt es sich um die Idee der Menschheit als sittlichen Wertbegriff, als ethischen Maßstab. Bei Herder bedeutet „Genius der Menschheit“ das weltumfassende Menschheitsganze, den gemeinsamen Mutterschoß aller Völker. Die Vermengung beider Begriffe ist gang und gäbe und hat heillose Unklarheiten erzeugt.

Genug, wir finden den Weiheglanz der Heiligkeit sowohl um den Begriff „Vaterland“ wie um den Begriff „Menschheit“ gewoben. Sie werden damit beide für Gegenstände der Gewissensschätzung erklärt.

II. Macht und Krieg

Aber welcher Gewissensschätzung? Hier Weltgewissen, dort Vaterlandsgewissen — kann es denn zweierlei Gewissen geben? Und zumal das Vaterlandsgewissen? Es müßte anders bei uns, anders beim Engländer, wieder anders beim Russen und Franzosen und so stetig verschieden von Volk zu Volk, von Stamm zu Stamm sein. Kurz, es will schon durch seinen Begriff als eine undenkbare Vielheit erscheinen.

Ebenso bedenklich erscheint es durch seinen Inhalt: denn dieser ist Macht des eigenen Landes. Ist nicht aber Macht sittlich unerträglich?

Macht? Was heißt Macht? Sie ist ein Leviathan, ist übereinzelhafte Kraft, die sich in und aus dem Gemeinwillen Vieler erschafft. Wo viele Willen ein Wille nach außen und innen werden, da entsteht Macht als ein Gottesgeschenk der Willenseinigung. Es wird oft mißbraucht, um so viel wie möglich an sich zu raffen und Andere niederzuschlagen. Dieser räuberische Gebrauch der Macht färbt leicht auf

ihren Begriff ab. Viele sehen darum in ihr nichts als tyrannische Gewalt, die gegen außen und nach innen rücksichtslos ausgeübt wird. Machtwille sei ungezügelter Aneignungs- und Unterjochungswille.

Es ist wahr, Macht klingt oft nach Selbstsucht, nicht nach Selbstlust. Es ist das der Klang mißwüchsiger Seelen bei Einzelnen und bei Völkern. Anders der heile und rechtwinklige Sinn von „Macht": „Wo ich Lebendes fand", sagt Nietzsche, „da fand ich den Willen zur Macht. Freilich, ihr heißt es Wille zur Zeugung oder Trieb zum Zwecke, zum Höheren, Feineren, Vielfacheren. Aber das ist alles eins und ein Geheimnis." Hierin ist der Klang der Selbstlust, mit der auch das Leben einer Gesamtheit, geboren aus dem gemeinsamen Willen ihrer Einzelnen, ins Dasein springt. Ein Volk will als Volk da sein, und zwar so, daß seinem Triebe zum Zwecke Raum verbürgt ist. Macht wäre hiernach „dasjenige Dasein eines Volkes, das ihm fremden Widerständen gegenüber die Möglichkeit der Selbstentfaltung und der Selbstbestimmung gewährt".

Macht erscheint, so aufgefaßt, als der Körper für alles freie Leben eines Volkes, wobei sein Landraum das Gerüst, sein Gemeingeist das Blut, seine Wehrmacht die Glieder dieses Körpers bilden. Ein in diesem Sinne mächtiges Volk darf stets aufs Neue wagen, sein Schicksal in die eigne Hand zu nehmen. Es geht den Gang der Unsterblichen daher. Solche Macht kann in sich verschlossen drohen. Sie wirkt dann ohne Gebrauch der Macht durch ihr bloßes Gewicht und wehrt fremden Machtgelüsten. Oder sie wird Gegnern gegenüber angewendet. Der Gebrauch der Macht ist immer gewaltsam und heißt „Krieg". Er ist im äußersten Falle ein Krieg der Waffen. Darum, weil der Gebrauch der Macht nicht anders als gewaltsam sein kann, muß aber der Zweck dieses Gebrauchs nicht gewalthaberisch sein. Der unmittelbare Zweck alles vaterländischen Machtgebrauchs ist vielmehr immer wieder das freie sich selbst bestimmende, vom Triebe zum Zweck getragene Leben des Volkes selbst. Dieses Leben läßt sich nicht antasten, ohne daß auch der Gegner seine Existenz, sein Land, Gut und Blut auf das Spiel setzt. Wenn er Krieg gegen Krieg wagt, soll er wissen, daß er auch die Folgen des Krieges wagt und die eigne Haut zu Markte trägt. Hiermit erscheint eine zweite Seite im Inhalt des Vaterlandsgewissens, die abermals stutzig machen könnte, ob hier „Gewissen" vorliege. Ein

Gewissen, das den Willen zum Krieg in sich aufnehme, sagt man, verdiene den Namen nicht. Krieg bedeute immer unschuldig vergossenes Blut, Bruch des heiligen Friedens, der alles Menschenblut schütze; er sei Mord in Absicht oder vorausgesehener Folge. Dagegen müsse sich jedes Gewissen sträuben. Auch Notwehrkriege könne man höchstens entschuldigen.

Als ob es nicht auch mörderische Friedenslagen gäbe, die ein Volk zur Notwehr zwingen, weil sie ihm das Blut unblutig aus den Adern saugen! Solche Friedenslagen sind oft daraus erwachsen, daß ein Volk beim letzten Friedensschlusse die verderbliche Zukunft, die er in seinem Schoße hegte, nicht voraussehen konnte, oder nicht die Führer besaß, die sie hätten voraussehen müssen. Es ist lehrreich, hier auf die Völkerwanderungen zu blicken, aus denen der jetzige Zustand Europas mit seinen harten Auseinandersetzungen entstanden ist. Damals schätzte man nur die fruchtbare oder vom Klima gesegnete Scholle, man ahnte nicht, konnte nicht ahnen, daß der Volkswohlstand noch an Anderem hänge, daß Art und Lage des Landes auch für die künftige Entwicklung von Handel, Schiffahrt und Industrie schwer wögen. Der Heißhunger nach den besten Plätzen, und er allein, trieb die Völker wider einander und ließ sie auf Tod und Leben ringen, bis der Wage- und Wandergeist allmählich erlahmte, die Liebe zur neugewonnenen Scholle Liebe zum Land der „Väter" wurde und ein Zustand eintrat, ähnlich wie wenn der Feuerfluß eines Planeten an der Oberfläche erstarrt. Die ruckartig schaffenden und formenden, aber auch zerstörenden Kräfte der Tiefe liegen scheinbar still; die großen Züge der Landschaft haben sich gebildet. Ihre weitere Verdrängung fällt der Kleinarbeit der Witterungseinflüsse, pflanzlicher, tierischer und menschlicher Einwirkungen anheim.

In der Geschichte heißt solch zeitweiliger Beharrungszustand „Friede". Es beginnt das, was Fichte den „Zirkeltanz der Dinge" nennt. War Krieg der ursprüngliche Bewegungszustand der Menschheit, freies Ringen ihrer noch rohen Kräfte, während die feineren schlummerten, so ist Friede der Zustand überwiegend zwangsläufiger Entwickelung aus dem, was durch den Krieg geworden. Das Gegebene wirkt sich aus, indem auch die feineren Kräfte aufwachen, teils frei sich betätigend, teils gleichfalls gebunden an die vorgefundenen Bedingungen. Hierbei macht sich wuchtig geltend, was den ver-

schiedenen Völkern sehr ungleich gegeben ist: hier üppige Fluren, dort karge Äcker, hier große Wasserläufe und freie Küsten, die Verkehr und Austausch begünstigen, dort Berg- und Waldhindernisse, hier reiche Bodenschätze, dort Moore und Sümpfe. Genug, die Völker nehmen die Bezirke, die ihnen zugefallen sind, in Arbeit. Jedes entwickelt die kulturellen Möglichkeiten, die sein Land bietet, und entfaltet dabei die eigenen Anlagen. Dabei entstehen gleichsam mechanisch, von allem Willen der Herrscher und Leidenschaften der Völker abgesehen, die Ursachen neuer Kriege. Liegt es doch in der Natur der Sache, daß die einmal gewonnenen Vorsprünge sich verdoppeln und vervielfältigen müssen, daß das Günstigste, das einem Volk in den Schoß gefallen ist, sich allmählich steigert. Die Folge kann sein, und ist es nur zu oft, daß nun doch wieder, nicht durch kriegerischen Überfall, aber in nicht minder verhängnisvoller Weise das Leben und Dasein anderer Völker bedroht, ihre Bewegungsfreiheit eingeschnürt wird, ihre Handelsbeziehungen erwürgt werden.

Derartige Entwicklungen meinte ich, als ich von „mörderischen" Friedenslagen sprach. Vaterländisches Gewissen kann es nicht ertragen, solche Verhältnisse unter dem Schutznamen des „Friedens" verewigt zu sehen, und sie immer zwangsläufiger werden zu lassen. Es wird, wo der Glaube an volkliche Zukunft und das Gefühl volklicher Kraft nicht erloschen ist, die Möglichkeit blutigen Völkertodes der Gewißheit des unblutigen vorziehen und darum, wenn die Mittel friedlichen Ausgleichs erschöpft sind, den Krieg nicht scheuen. Und der Krieg selber? Er bedeutet, daß die Beziehungen der Völker wieder in die Esse geschichtlichen Werdens zurückversetzt werden. Was vorher erstarrt und als feste Gestalt anerkannt war, erweicht sich unter ungeheurem Drucke im neuen Frühlingssturm, der durch die Völker geht, und gibt neuen Schaffensmöglichkeiten Raum. Die alten, durch Tradition und den Staub der Gewohnheit verschütteten Quellen der Geschichte brechen auf. Macht versucht sich jetzt wieder an Macht im Strömen *lebendiger* Energie, während sich bis dahin nur der Nachhall früherer Machtproben, eine fest gewordene vergangene Machtverteilung ausgewirkt hatte, indem die betreffenden Völker ihr Verhältnis nur gemäß der Erinnerung an die letzte Auseinandersetzung regelten, oder nach der bloßen Vorstellung bestimmten, die sie über die Kraftmittel des jetzigen Gegners hatten. Hatte der Friede das Gewor-

dene und Gegebene entwickelt und ausgeführt, so setzt sich im Kriege alles wieder neu im lebendigen Werdefluß der Dinge im Ringen von Willen, Kraft, Gesinnung und Einsicht der bewegten Menschenmassen. Die Gültigkeit des Gegebenen, notwendig auch der bisherigen Landesgrenzen, wird unter den Kriegführenden verneint. Ungegebenes macht sich gültig, auch im Handeln und Gemüt der Menschen. „Die Geschichte läuft jetzt nicht mehr von selbst ab, noch wird sie von anderen über uns gebracht, sondern ihre Quelle wird," wenn Fichte recht hat, „der lebendige Geist, das Tun des eigentlichen und rechten Menschen, der sie und sich selbst macht, nicht etwa nur wiederholend das schon Dagewesene, sondern in die Zeit hinein erschaffend das durchaus Neue." Auch das Leben des ganzen an sich glaubenden Volkes will sich im Kriege neu schaffen und wird sich im gerechten Kriege neu schaffen, so daß es, von der Kraft der Macht getragen, wieder eigenwüchsiges Leben wird.

III. Vom christlichen Gewissen

Aber wir wollten von „Gewissen" reden. Freilich dachte ich mir das, was ich eben ausgeführt habe, als Inhalt vaterländischen Gewissens. Man entgegnet: nein, Gewisseninhalt, darin göttliche Stimme hörbar werde, sei das keinesfalls und könne es nicht sein. Die Liebe eines Volkes zum eigenen Leben, zu Kraft und Blüte seines Daseins sei menschlich verständlich, ehrfürchtig sei sie nicht. So abseits der Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen vom sittlichen Soll stehe, so wenig habe das volkliche Selbstgefühl mit Heiligkeit und Göttlichkeit zu tun. Ja, die überhebsame Betonung desselben löse sittlichen Tadel aus. Man bleibe im Bereich einzelhafter und subjektiver Vorliebe. Nicht steige man zur Pflicht auf, die objektiv und allgemein gelte. Pflicht und Gewissen könnten nur einheitlich oder gar nicht existieren. Wie sie auf den einen Gott wiesen, so wiesen sie auf die eine Menschheit. Die angebliche Heiligkeit des Vaterlandes dagegen zwinge uns, von zersplitterter Göttlichkeit zu reden, deren volkliche Sonderoffenbarungen sich gegenseitig kehrten.

Dieser Einwand lenkt unsern Blick vom Inhalt auf die Äußerungsart des Gewissens. Um ersteren ganz scharf zu prägen: Gewissen müsse einheitlich und überall gleich sein, mehrere Gewissen gäbe es

nicht. Das angebliche Vaterlandsgewissen müßte anders beim Deutschen, anders beim Engländer, wieder anders beim Russen und Franzosen, und so stetig verschieden, von Volk zu Volk, von Stamm zu Stamm sein. Es sei also, möge man von dem geschilderten Inhalt sagen, was man wolle, schon durch seinen Begriff undenkbar. Es gäbe keine Gewissensantwort, die dem patriotischen Inhalt entspräche. Ihn trügen lediglich sehr weltliche und unverträgliche Vaterlandsgefühle. Dagegen, fährt ein Teil der Gegner fort, brauchten wir nach einem Weltgewissen, das wirklich „Gewissen" wäre, nicht lange zu suchen. Haben nicht wir Alle, die wir uns als gesittete Völker bezeichnen, ein gemeinsames christliches Gewissen? Es liege doch wohl am nächsten, auf dessen Waagschale die streitenden Behauptungen der Menschheitsidealisten und der Vaterlandswilligen zu legen.

Ich nehme diese Waagschale an, die Waagschale des christlichen Gewissens, und will es unter Vorbehalt auch hingehen lassen, daß man christliches Überzeugtsein überhaupt ein „Gewissen" und weiterhin dieses „Gewissen" ein „Welt"gewissen nennt. In dem Sinne, daß es Menschheitspflichten über Vaterlandspflichten zu stellen geböte, ist es kein Weltgewissen. Christlichkeit recht verstanden, steht über allen Gewissensfragen, auch über dieser. Christlichkeit ist schöpferische Liebe. Die ist ganz innerlich und nimmt alles innerlich. Im Innerlichkeitsleben des Christentums spielen Fragen der staatlichen Organisation, nationaler oder internationaler, überhaupt keine Rolle. Das Christentum bewegt sich in einer ganz anderen Ebene. Da handelt es sich durchaus nur um die einzelnen Menschen. Es möchte jeden Einzelnen in einen Liebesmenschen verwandeln. Liebe ist Sonnenschein allüberall, und sie ist überall ganz Liebe und keine demokratische oder aristokratische Vorliebe. Wo sie lebt, da wirkt sie und schmilzt aus dem Sinne der Menschen Selbstsucht, Habsucht und Herrschsucht, daß sie wie welke Blätter von ihm abfallen. Menschen, die nicht mehr von Selbstsucht, Habsucht und Herrschsucht bewegt werden, wissen mit einander zu verkehren und auszukommen in jeder staatlichen Organisation, unter der sie leben, und sie sind in jeder der Sauerteig, einerlei, ob sie einer nationalen Monarchie oder einer Weltdemokratie angehören. Das eben ist das Reich Gottes. Es ist kein Reich in unserm Sinne. Es ist überall eine Liebesschöpfung im Herzen der Liebenden, steht hoch über allen Menschenreichen und läßt sich verwirklichen in

jedem Menschenreiche. Wenn es nur noch Liebende gäbe, dann wäre das Reich Gottes vollendet. Dann wäre Gott allebendig geworden, nicht daß er ein äußeres Reich hätte, einen Kirchen-, Gottes- oder Allmenschheitsstaat. Alle staatlichen Begriffe versagen hier, sowohl die volklich besonderen, wie die menschlich allgemeinen.

Das Christentum gilt allerdings für international, aber es ist darum nicht kosmopolitisch, es ist überhaupt nicht politisch. Es handelt sich um reine Gotteskindschaft der Einzelnen. Das Menschentum in uns trägt hier wahrlich keinen Heiligenschein. Ist es doch der Herd jener Selbstsucht, Habsucht und Ichsucht, die in der Gottessetzung der Liebe überwunden werden sollen. An die Stelle des Menschlich-Allzumenschlichen soll Gotteskindschaft treten. Die Gotteskinder haben auf neue Tafeln das Wort „Liebe" geschrieben. Liebe fragt nicht nach gleich oder ungleich, Stand oder Nation, sie macht auch nicht gleich, sondern überbrückt durch ihre eigene Kraft von selbst alle Ungleichheit, sie macht, daß äußerlich noch so Verschiedenes nimmer innerlich geschieden bleibt. So zeigt es schon ihr Abbild, die natürliche Liebe zwischen den Geschlechtern. Gerade durch den Geschlechtsunterschied geweckt, schwingt sie sich über ihn hinaus und wird, je tiefer und reiner sie ist, zu inniger Ergänzung des Leibes und der Seelen.

Einen anderen Tropfen aus dem unermeßlichen Meere der Gottesliebe stellt die Tugend der Menschlichkeit dar. Was hätte sie mit einer Gesamtorganisation der Menschheit zu tun? Sie ist einfach Güte, warm verstehende Herzensgüte, die gleichfalls keine kreatürlichen Unterschiede aufhebt, jedoch über alle die überkreatürliche Liebesbrücke schlägt. Darum vermag der wahrhaft Menschliche nicht nur seinesgleichen, sondern jede Kreatur zu lieben. Man denke an Franz von Assisis Sonnengesang, darin er Sonne, Tiere und Pflanzen als seine „lieben Brüder" anredet. Liebe ist selbst wie eine Sonne, die Licht und Schatten auf alles wirft, was sie mit ihren Gottesstrahlen ergreift. Sie ist nicht nur von Gott, sondern ist Gott im Herzen. Umgekehrt kann man für den Menschheitsbegriff schwärmen und nichts von Liebe wissen. Man kann bei glühender Begeisterung für die Menschheit ein Menschenfeind sein. So schildert Schiller in seinem ersten Entwurfe zum „Menschenfeind" den Timon, der die Menschheit als Ideal heiß liebt, dagegen den sichtbaren Einzelmenschen unsäglich verachtet. Man kann für das Trugbild der Menschheit Völker in den Tod treiben.

Kein Philosoph hat das Evangelium der Liebe so tief gefühlt, wie Johann Gottlieb Fichte. Für ihn ist die Liebe das wahrhafte oder selige Leben. Der göttlich Liebende habe das Ewige ergriffen und besitze es immerfort, in jedem Momente seines Daseins ganz und ungeteilt in aller seiner Fülle und darum selig in der Vereinigung mit dem Geliebten, unerschütterlich fest überzeugt, daß er es in aller Ewigkeit so genießen werde, und dadurch gesichert gegen alle Zweifel, Besorgnis oder Furcht. Dieses selige Leben in seinem inwendigen Reichtum ist über Vaterland und Menschheit hinausgehoben. Vaterland und Menschheit sind Bilder Gottes, Liebe aber ist Leben in und aus der unbildlichen Gottheit.

Wenn es so ist, wenn es in der christlichen Liebe weder Welt noch Gewissen mehr gibt, sondern Gottes Ewigkeit die Menschenherzen erfüllt, so darf man ihr nicht den Sinn eines Weltgewissens zuschieben. Wir sind hier, um Hegelsche Ausdrücke zu gebrauchen, durchaus in der Ebene des absoluten Geistes. Wer von Vaterland spricht, ist in der Ebene des objektiven Geistes, und wer von Menschheit spricht, ist noch nicht einmal über subjektiven Geist hinausgekommen. Gerade der subjektive Individualismus und Liberalismus schlägt leicht in Kommunismus und Kosmopolitismus um, sobald nämlich die Einzelnen dazu übergehen, nach ihrer Glückseligkeit nicht für sich zu marschieren, sondern sich zum größten Nutzen und der größten Wohlfahrt einer größten Anzahl von Menschen gegenseitig zu verbünden.

Um zurückzuschauen: Wir suchten eine G e w i s s e n s äußerung, die den Gegensatz „Vaterland oder Menschheit?“ entscheidet. Das christliche Gewissen äußert sich nicht. Da wird in den Flammen der Gottesliebe alle menschliche Organisation vergleichgiltigt. Da gilt allein die Frage an jeden Menschen als Einzelnen: „Wie steht es mit deiner Seele, ist sie noch gestorben in der Selbstsucht, oder ist darin ein neues Selbst der Liebe auferstanden?“ Die Frage „Vaterland oder Menschheit?“ dagegen wird hier ganz nebensächlich. Als Christen haben wir damit nichts zu tun. Wohl aber als Deutsche.

IV. Die Weltkriegslüge vom Weltgewissen

Als die Griechen keine andere Möglichkeit mehr sahen, die Trojaner zu besiegen, stellten sie vor Trojas Mauern ein hölzernes Pferd

auf und zogen zum Scheine ab. Die Trojaner fanden das Pferd. Ihr weiser Seher und Priester Kalchas riet, es zu verbrennen. Aber die Masse zog es jubelnd herein, bekränzte und umtanzte es bei freudigem Gelage, bis alle Sinne umnebelt waren. In der Nacht stiegen die griechischen Bewaffneten heraus, zerstörten Troja und machten aus allen Trojanern, die sie nicht umbrachten, Hörige und Sklaven. Das trojanische Pferd, das die Feinde im Weltkriege gegen uns heranschoben, ist das Wort „Menschheit" gewesen. Es sollte uns miteinander entzweien und unser vaterländisches Gewissen schwach machen. Der Glanz, der um das Wort „Menschheit" schon einmal in Deutschland gewebt hatte, sollte wieder seine suggestive Kraft entfalten.

Die Rechnung ist nur zu richtig gewesen. Fuimus Troes!

Das Weltgewissen sagt „Menschheit!" gegen „Nation!" Es schätzt und schützt das Allgemeine und überall Gleiche, nie das Eigentümliche von einzelnen oder Völkern. In dieser verhängnisvollen Waagschale muß das Gewicht „Deutschland" als leichtes Gramm emporschnellen, und das Gewicht „Menschheit" als schweres Pfund niedersinken.

Der Feindbund gegen uns war die halbe Menschheit. Die Völker desselben brauchten ihre gemeinsamen Strebeziele, in denen sie sich gegenüber Deutschland und seinen wenigen Waffenbrüdern einig waren, nur so auszudrücken, daß sich ihr Unterschiedliches verbarg, so konnte leicht der Eindruck geweckt werden, als ob sie Belange der ganzen Menschheit verträten, während der Vierbund lediglich für seine eigene Rechnung zu kämpfen schien.

Den Gegnern lag an Österreichs Auseinanderfallen in seine Teilvölker und der Zersplitterung des einigen deutschen Reiches in seine Stämme — darum wurde das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu einem Artikel des Weltgewissens. Ihnen lag an der Vernichtung deutscher Seegeltung, — so wurde die Ächtung des Unterseebootes als einer verbrecherischen Waffe zu einem anderen Artikel. Den Deutschen sollte ihr Kolonialbesitz entrissen werden, — so wurde die Gunst kolonialer Betätigung an sittliche Eignung geknüpft. Daß die Deutschen von solcher weit entfernt, vielmehr ein Volk von Hunnen und Barbaren seien, diese Meinung auszubreiten hatten die Kriegsschuldlüge und die belgischen Greuelmärchen schon lange vorher gesorgt. Deutschlands Heeresmacht sollte ein für alle mal zerschlagen werden,

— so wurde dem Halten großer Heere die Absicht der Friedensstörung untergeschoben und allgemeine Abrüstung gefordert.

Alles allgemeine Fassungen, aber jede einzelne ausgesonnen, um in der Anwendung Deutschland und seine Verbündeten tödlich zu schädigen. Auf diese Anwendung und nur auf diese hin sind sie von den Westmächten erdacht worden, die sich im Voraus als Sieger des Weltkrieges fühlten. Gerade weil im Beginne des Krieges der sittlich maskierte Lügenfeldzug gegen Deutschland so glänzend geglückt war, lag es gegen Ende des Krieges nahe, zu einem ganzen Sittenkodex gegen Deutschland fortzuschreiten, von dessen tönenden allgemeinen Phrasen die Raub- und Machtansprüche der einzelnen Siegerstaaten verdeckt und übergleißt wurden. An wirklich allgemeine Geltung, die ihnen Verpflichtung im eigenen Hause auferlegt hätte, dachte keiner der Fabrikanten des Weltgewissens. Es war ihnen eine Ware, die sie zur Ausfuhr verfertigt hatten, nicht zu eigenem Gebrauche. Der eigene Leitspruch eines jeden blieb: „right or wrong, my country!"

In Deutschland aber, wo es einen wirklichen Glauben an Weltgewissen gab, sollte der Eindruck geweckt werden, als ob alle die Erniedrigungen, die uns das Versailler Diktat zugefügt hat, all der gierige Diebstahl deutschen Landes und deutschen Gutes, verdiente „Strafen" seien, die im Namen des beleidigten Weltgewissens über uns verhängt werden mußten. Man konnte sich getrost auf die Verranntheit deutscher Doktrinäre verlassen, die die Sittlichkeitsfloskeln, in welcher der gemeinsame Beutewille der gegen uns kämpfenden Nationen eingekleidet war, für bare Münze halten, sie als allgemeingültig und als verbindlich zu allererst für ihr eigenes Volkstum nehmen würden. Ihren geschlossenen Augen gegenüber nützt der augenfällige Anschauungsunterricht der Geschichte nichts. Und doch, wie haben wir die Rutenstreiche fühlen müssen, die die Fremden ihrem Phrasenkinde, dem Weltgewissen, versetzt haben! Hatten sie nicht von dem Selbstbestimmungsrechte der Völker gesprochen? Unser Westpreußen und weite Gebiete unseres Oberschlesiens bei den Polen, Teile unserer Nordmark bei Dänemark, Elsaß-Lothringen bei den Franzosen, Deutschböhmen bei den Tschechen, Südtirol bei den Italienern, dafür andererseits der Anschluß Deutsch-Österreichs an das deutsche Reich verboten —, das sind die fühlbaren Belege dafür, daß die anderen vom Weltgewissen nur Worte machen. Die Welt würde anders aussehen,

wenn sich das, was sie als Lüge gegen uns gekehrt haben, als Wahrheit gegen sie selbst kehren würde.

Nicht einmal das Gewissen der weißen Rasse haben sie gehabt! Statt daß der Deutsche seine hochwertigen Kulturkräfte, deutsche Verwaltungstüchtigkeit, deutsche Umsicht, deutsche Menschlichkeit bei den schwarzen Völkern entfalten darf, wurden umgekehrt an die ältesten Kulturstätten Deutschlands schwarze Truppen kommandiert, die hier ihre Wildheit austoben und mit den Deutschen, die ihnen ausgeliefert waren, die ganze weiße Menschheit unter die Füße treten durften. Wir sehenden Deutschen haben hierbei einen grimmigen Trost. Daran, daß hiergegen nicht sofort alle weißen Völker in Entrüstung aufbäumten, daß sie die schwarze Schmach am Rheine nicht zu ihrer gemeinsamen Angelegenheit gemacht und die afrikanische Besatzung in den deutschen Städten und Dörfern in einem Sturme der Entrüstung hinweggefegt haben, enthüllt sich die absolute Nichtexistenz des Weltgewissens. Es enthüllt sich die Lügenhaftigkeit derer, die gegen uns für Zivilisation ins Feld gezogen sein wollen; aus jedem schwarzem Fuße auf deutscher Erde ist auf die wahre Ursache des Kriegsanfanges ein verräterisches Licht gefallen.

V. Die praktische Vernunft als Weltgewissen

Dem gegenüber nochmals: in Deutschland selbst gibt es einen redlichen und ehrlichen Glauben an Weltgewissen. Er stützt sich auf die Sittlichkeitslehre Kants.

An Kant gibt es zwei Seiten. Man kann ihn ebensogut als Kronzeugen für das Weltgewissen, wie für das deutsche Gewissen ansprechen. Wir müssen unterscheiden, wie er Pflicht und Schuldigkeit auffaßt, und was er als Inhalt der sittlichen Pflicht und Schuldigkeit annimmt. Die Art, wie Kant Pflicht und Schuldigkeit auffaßt, ist kerndeutsch, nämlich als unbedingte Hingabe an das sittliche Gebot. Hier ist die Seite in Kant, die kein Ausländer versteht, seine tiefinnerlich deutsche Seite. Da braust wie Orgelton und Glockenklang das deutsche Gewissen, wie es sich offenbart hat in dem pflichterfüllten Beamtenstaate Friedrich des Großen.

Die Seele des friederizianischen Staatswesens war eine Gesinnung, für die es keine andere Ehre gab als seine Pflicht zu tun.

Wie die preußische Beamtenpflicht kein wenn und aber duldet, so ist auch bei Kant das sittliche Gebot kein „bedingtes“, sondern ein unbedingtes, ein strenges „du sollst!“ ohne jedes Zugeständnis an Neigungen oder Launen. Wie ferner in der Pflichtgesinnung des preußischen Staatsbürgers die Forderung des Staates, den er wie etwas Überpersönliches empfand, lebendiger Selbstbefehl wurde, so ist auch bei Kant die sittliche Pflicht lebendiger Befehl in sich selbst, sie ist „autonom“.

Kant seinerseits gewahrte nicht, daß hinter den beiden Merkmalen, mit denen er das Wesen der sittlichen Pflicht beschreibt — Unbedingtheit, Selbstbefehl —, das Bild des friederizianischen Staates stand. Er hob jene Merkmale aus der geschichtlichen Darstellung, in der er sie vorfand, in das übergeschichtliche Gebiet und meinte sie aus der „reinen praktischen Vernunft“ ableiten zu können. Dennoch ist und bleibt es der Pflichtgeist des damaligen Preußens, der in der kantischen Pflichtphilosophie lebt. Mindestens aus denjenigen Kennzeichen blickt er heraus, mit denen Kant die Befehls*gewalt* der sittlichen Pflicht beschreibt. Der Befehls*inhalt* dagegen, das, *was* nach Kant die Stimme der praktischen Vernunft gebietet, ist auf anderem sehr verschiedenem Boden gewachsen. Es idealisiert *Rousseaus* Staatsvertragslehre, die dem Geiste des friederizianischen Staatswesens gerade entgegengesetzt ist.

In Preußen schuf der Staat durch die Pflichten, die er ihnen zuteilte, die Bürger. Nach Rousseau schaffen die Bürger den Staat. Die Menschen des Rousseauschen Staatsvertrags werden nicht irgend wie geschichtlich bestimmt gedacht. Sie sind gleichsam beseelte Atome, die sich aber durch den Gesellschaftsvertrag aneinander ketten und keine anderen Pflichten kennen, als den Vereinbarungsgehorsam gegen die Ergebnisse der kommenden Abstimmungen. Während der Abstimmung möge, so empfiehlt Rousseau, jeder seinen eigenen Nutzen im Auge haben. Dann werde durch arithmetische Ausgleichung das, was Staatswohl werden und als das allgemeine Beste gelten soll, herausspringen. Wohlgemerkt also: vorher gibt es nach Rousseau kein Staatswohl, nach dem sich der Einzelne richten könnte, ja das, was nachher als Ergebnis der Stimmabgabe herausspringt, könnte im alten Sinne gelegentlich staatsverderbend sein. Aber es ist Mehrheitswille, der „Volkswille“ genannt wird, und hat die neue Staatsraison zu bilden.

Er bekommt unter dem Namen der „volonté générale" als unpersönlicher Diktator die Befehlsgewalt, der alle bis zur nächsten Abstimmung untertan sind.

Rousseaus Lehre vom contrat social kam dem Denken seiner Zeit, der Aufklärung mit ihrem ungeschichtlichen Individualismus, bestechend entgegen. In der Gleichheit der Stimmen sah man die Gleichheit der menschlichen Vernunft gespiegelt, sodann war die Selbständigkeit der Entscheidung jedes Einzelnen gegenüber jedem Herrenbefehle sichtbar gemacht und noch besonders dadurch unterstrichen, daß Rousseau auch die Beeinflussung durch Parteibildung und demagogische Agitation ausdrücklich ablehnt. Andererseits ließ Rousseaus Freiheits-Evangelium einen tieferen Pflichtbegriff, wie er gerade im friederizianischen Staatswesen emporgewachsen war, vermissen. Wohl war im Sinne des „contrat social" der Einzelne während der Abstimmung selbstherrlich. Aber diese Freiheit, seine persönlichen Wünsche und zufälligen Meinungen auf die Waagschale legen zu dürfen, war keine Gebundenheit an Pflicht. Die Pflicht trat erst nachher äußerlich hinzu, als Unterordnungswille unter das Ergebnis der Abstimmung.

Gewiß meint Rousseau mit dieser Unterwerfung unter den Mehrheitsbeschluß auch etwas Innerliches, nämlich die Achtung vor den Mitstimmenden, deren Menschenwert man ehrt, indem man ihre Stimmen gleich der seinigen zählt und im übrigen abwartet, was für ein Gesamtergebnis heraus kommt. Aber wir schmieden uns dadurch alle zusammen an den Zufall der Zahl. Wir legen uns ferner auf das fest, was gerade im Augenblicke der Abstimmung das Wünschen und Meinen der Meisten gewesen ist. Das heißt, wir schmieden unser Aller Gegenwart und Zukunft während der Dauer der Gesetzgebungsperiode an einen Ausschnitt unserer Vergangenheit. Man sieht: die volonté générale ist nichts Lebendiges, sondern ein Rechenbegriff, ein Kunstprodukt geometrischen Denkens. Sie ist der erstarrte, aus dem Augenblicke seines ehemaligen Lebens herausgehobene und für die Dauer der Legislaturperiode festgenagelte Mehrheitswille. In dieser Festnagelung ist er zu lang, um ursprüngliche Kraft zu bleiben, und zu kurz, um staatsnotwendige Stetigkeit zu bewahren.

Eben dieser volonté générale hat K a n t deutsches Leben eingehaucht, indem er ihren Begriff wesentlich veränderte. Kant streicht Rousseaus Anweisung aus, daß sich der abstimmende Einzelne dem

Augenblicksantriebe seiner eigenliebigen Wünsche überlassen solle. Seine Stimmabgabe soll zu einer inneren, ein für allemal geltenden bei sich selbst werden. Auch müsse schon in ihr die allgemeine Vertragsseele leben. Letztere dürfe nicht erst nachher, als äußere Unterwerfung unter ein zufälliges Mehrheitsvotum, erscheinen. Wir stehen, wenn wir uns diese Veränderung getroffen denken, bei nichts Geringerem als der berühmten Formel, mit der Kant den Inhalt des sittlichen Gesetzes bestimmt. „Wolle so, daß die Maxime deines Wollens jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“ Derselbe Kant also, der die unbedingte Form des sittlichen Pflichtgebots dem Staate Friedrichs des Großen entnommen hatte, gibt den Inhalt des Pflichtgebots in Rousseauschen Formeln wieder.

Kant meinte zwar von jeder geschichtlichen Gebundenheit frei zu sein und den Inhalt des kategorischen Imperativs rein apriorisch abgeleitet zu haben. Die praktische Vernunft spreche im Befehle unseres gesetzförmigen Wollens ihr Wesen aus, das reines Gesetz sei. An dem tatsächlichen Zusammenhange mit Rousseaus Vorstellungswelt ändert das nichts. Aber diese ist in eine höhere Geltung gehoben. Kant hat das beste, was der contrat social an Pflichtgeist hervortreiben konnte, hervorgeholt und entwickelt. Nach Kant soll das eben genannte Pflichtgebot den ganzen „intelligiblen“ Kosmos beherrschen. Alle geistigen Wesen, einschließlich Gottes stehen unter diesem idealen contrat social, der die höhere Gemeinsamkeit aller in die Allgemeinheitsmaxime jedes Einzelwillens verlegt. Freilich bleibt das geometrische Denkweise auf sittlichem Gebiete, wie es bei Rousseau geometrische Denkweise auf politischem Gebiete gewesen war. Es bleibt Rechnung, lebensfremde Allgemeinheit, geschichtslose Regel.

Im alten Testament hieß es: „Niemanden soll deine Seele lieben, es sei denn den Volksgenossen. Im Übrigen: Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Da war Haß von Volk gegen Volk erlaubt. Im neuen Testament heißt es: „Du sollst Gott lieben über alles und deinen Nächsten als dich selbst!“ Das ist das Gebot der Liebe von Einzelmensch zu Einzelmensch. Die Kantische Gesetzestafel weiß nichts von Haß, nichts von Liebe. Sie weiß nur von kahler Allgemeingültigkeit.

Könnte man hiernach sagen: „Sei in deinem Fühlen und Handeln deutsch?“ Nein. Denn das Deutschsein läßt sich nicht allgemein befehlen. Man kann die Vorschrift, deutsch zu sein, nicht auf Engländer,

Franzosen, Russen ausgedehnt denken. Es ist also kein sittliches Gebot. Nur allgemeingültige Regeln können nach Kant sittliche Regeln sein. Wo sich nun aber ein Verhalten nicht allgemeingültig begründen läßt, da sieht Kant nur Selbstliebe und Eigendünkel am Werke. Auf völkischer Eitelkeit und Selbstüberhebung beruhte dann auch alles starke Vaterlandsempfinden. Von dem Maßstabe der Menschheitsidee, das ist des Allgemeinmenschentums, Kants Prinzip der sittlichen Gesetzgebung, prallt es ab. Das sich betonende Nationale — nicht allgemein denkbar, wie es ist — wäre nur der Gegenstand anmaßlicher Befangenheit oder irrlichternder Zwangsvorstellungen. Es wäre für das reine Menschheits- und Vernunftwesen in uns eine lästige Schranke.

Hier finden wir das Weltgewissen, in seinem Urtexte, seiner Originalausgabe. Nur das Allgemeine, die Gattung ist berechtigt, nicht das Einzelne und Besondere, ebensowenig das Besondere eines Individuums, wie das Besondere einer Nation. Für das allgemein Gleiche sollen wir uns erwärmen, wir sollen die Allgemeinheit in uns sein und Allgemeinheit um uns herstellen. Bei solcher Denkweise wird es unmöglich, sich für deutsche Dinge und Belange zu begeistern, in ihnen Pflicht und heilige Forderung zu sehen. Die Waagschale des Weltgewissens oder der reinen Vernunft entscheidet gegen das Vaterland. Sie entscheidet überhaupt gegen alle volkische Selbstbestimmung. Der Menschheitsgedanke der reinen Vernunft, wie er demokratisch entstanden ist, fordert pazifistische Durchführung. Da werden alle Völker mit ihren verschiedenen Umwelten wahllos auf einen Haufen gebracht, und es wird ein gemeinsames Handeln von ihnen verlangt. Widerstrebende Volkswillen können nicht geduldet werden. Völkerindividualitäten sollte es am besten überhaupt nicht geben.

Sofern aber die Vernunftwesen noch nicht reif genug seien, einen Menschheitsstaat zu organisieren, müßte diesen ein Völkerbund vorbereiten. Auf Frieden und allgemeine Verständigung werde doch stets das vorherrschende Streben von Vernunftwesen gehen. So werde sich in solchem Bunde stets eine Mehrheit finden, die den Ausbrüchen und Ansprüchen nationaler Selbstsucht bei dem oder jenem Einzelvolke entgegenzutreten und es in die allgemeine Menschheitsbahn zurückzuzwingen vermöge, bis die rückständigen Gefühle für volkliche Besonder-

heit allmählich von selbst verlöschten, überhaupt alles Gefühls- und Temperamentsleben abgestreift sein würde, das im Vernunftsgebrauche nur als lästige Fessel empfunden werde. Der große Menschheitsstaat wäre als ein schwungloses Gleichheitsleben erreicht, in dem jeder einzelne Mittel zum Zwecke aller geworden wäre.

VI. Die Unzulänglichkeit der praktischen Vernunft

Man sieht, Reinheit der Vernunft leistet nicht die Erschaffung einer höheren Wirklichkeit, mag sie noch so sehr zu einem „Gewissen" aufgebauscht werden. Vielmehr, was der Kältetod für das Weltganze wäre, das wäre dieser Vernunftsstaat für das Menschengeschlecht. Wie dort keine Sonne mehr rollte, keine Planeten kreisten, keine Meere wogten, keine Stürme brausten, sondern alle Bewegungs- und Energieunterschiede in einem trägen Gleichgewichtszustande aufgehoben wären, so entsprechend hier. Das Weltgewissen wäre zur Entropie des Menschengeschlechts geworden. Keiner wollte anders, es gäbe nur eine breite und breiartige Menschenmasse ohne die Sonne von Nationen, ohne die lebendige Energie von Führern und Helden, ohne das Wogen von Temperamenten, das Stürmen von Leidenschaften, ohne die Wärme und Strahlung von Persönlichkeiten. Persönlichkeit erwächst nicht aus reiner Vernunft; man erhält stets so viel Persönlichkeit geschenkt, als man Liebe und Hingabe für eine Sache hat.

Wir haben der Autorität Kants, daß reine Vernunft schon Gewissen, das ist sittliche Gesetzgeberin sei, zunächst nicht widersprochen. Sie eben wäre Weltgewissen, wenn sie überhaupt Gewissen sein könnte. Wir haben bisher nur in die Öde und Leere hineingeschaut, die uns bei der Nichts-als-Menschheit-Losung dieses Weltgewissens entgegengähnt.

Aber reine Vernunft ist nicht einmal Gewissen, und weil *sie* nicht Gewissen sein kann, so gibt es kein Weltgewissen. Sie ist das Vermögen logischer Einsichten. Ihre begriffliche Allgemeingültigkeit hat mit sittlicher Werthaftigkeit schlechterdings nichts zu tun. Jeder Laie kann einsehen, daß der vermeintliche kategorische Imperativ: „Handle so, daß deine Maxime allgemeingesetzlich sein kann!", „Handle so, als ob *der* Mensch als Gattung in dir handelte", das sitt-

liche Leben auf einen toten Strang führt. Das Sittliche ist wohl m u s t e r g ü l t i g , aber es ist nicht durch Allgemeingültigkeit erfaßbar. Die Wahrheit des sittlichen Lebens ist das Opfer. Dürfte aber nach der Allgemeinheitsmaxime Aufopferung irgend welcher Art als sittlich gelten? Von Müttern für ihre Kinder, von Soldaten für ihr Vaterland? Nein, alle Aufopferung müßte als widervernünftig und darum als widersittlich verboten werden. Denn wenn sich alle Mütter opferten, gäbe es keine Mütter und darum bald keine Kinder mehr, denen das Opfer zugute kommen könnte, und wenn sich alle Soldaten opferten, so würde es kein Vaterland mehr geben. Die einfache große Grundtatsache des Opfers für Höheres, fällt also bei dem Prinzip des Weltgewissens völlig unter den Tisch.

Das Vernunftprinzip mag Pazifisten willkommen sein, die an die Heiligkeit des bloßen Lebens glauben. Aber die menschliche Seele verdirbt dabei. Die lebt von Hingabe und Opfer ihr höheres Leben.

Die reine Vernunft- und Allgemeinheitsmaxime ist nicht nur sittlich unhaltbar, sondern auch geschichtlich sehr bald überholt worden. Neben Fichte haben Goethe und Schleiermacher die sittliche Pflicht ganz anders angesehen. Heißt es bei Fichte: „Erfülle d e i n e jedesmalige sittliche Bestimmung, handle lediglich nach dem Begriffe d e i n e r Pflicht! Du bist dazu da und deswegen ins Dasein gekommen, damit in d i r Gottes ewiger Ratschluß über die Welt von einer andern, bis jetzt völlig verborgenen Seite in der Zeit gedacht werde und Klarheit gewinne und in die Welt eingreife, so daß es nie wieder ausgetilgt werden könne", so spricht Goethe von der tötenden Allgemeinheit des Begriffs und prägt das schöne Wort: „Das selbsteigene Gewissen sei Sonne deinem Sittentag!" Überall greift und langt man jetzt nach einer Persönlichkeitsethik. Schleiermacher, der große Theologe, lehrt ähnlich wie Fichte. Jeder Einzelne solle die unendliche Fülle von Inhalt, die er als Möglichkeit, als schlummernden Keim besitze, zur Wirklichkeit erwecken. Er soll sich fühlen n i c h t als ein bloßes Exemplar der Gattung, sondern als einen besonderen und in dieser Besonderheit bedeutungsvollen Ausdruck des Weltganzen, mit dessen Wegfall eine Lücke in der Welt entstehen würde.

Die Menschen sind eben nicht gleich. Man kann in der Betonung ihrer Verschiedenheit freilich fehlgreifen und sie auf ein naturalistisches Geleis schieben. Man darf „Persönlichkeit" nicht mit „Individuali-

tät" verwechseln. Es handelt sich hier nicht um naturalistische, sondern um geistige Verschiedenheiten, hinter denen Geheimnis der Ewigkeit steht.

Das ist nun auch die Verschiedenheit, die Volkstum von Volkstum scheidet und die Nationen ebenso ungleich, ja weit ungleicher mit einander macht, als die Einzelnen. Wir haben es gerade bei Völkern in noch weit höherem Maße nicht nur mit „Individualität", sondern mit „Persönlichkeit" zu tun. Die Volksindividualitäten werden anatomisch und physiologisch buchstabiert. Für die Volkspersönlichkeiten muß man geistig-geschichtliches Auge haben. Herder hat nur die Volksindividualitäten angesehen und in ihnen die Menschheit entfaltet geschaut. Seine naturalistischen Gedankengänge wirken noch heute nach. Wenn man unter „Weltgewissen" eine Art internationales Einheitsgewissen verstehen möchte, so spielt nicht nur unverstandenes Christentum oder kantischer Rationalismus hinein, sondern auch das, was Herder über den „Genius der Menschheit" beigebracht hat, der in stets gleicher Erhabenheit durch alle einzelnen Völkerindividuen hindurchleuchte.

VII. Der geschichtliche Genius der Menschheit und die nationale Geschichtlichkeit[7])

Diesem „Genius" der Menschheit nämlich huldigt eine andere Gruppe neuerer Menschheitsidealisten, während sich die zuvor erwähnten Kosmopoliten an Kants Allgemeinheitsmaxime, der angeblich gesetzgebenden „Idee" der Menschheit, berauscht hatten. Die Erben Herderschen Geistes sehen, wie ihr Meister, die Menschheit als eine sowohl gegebene, wie aufgegebene Einheit vieler Völker an. Die Völker glichen den Teilen eines Organismus. Wie sie naturgesetzlich zusammenhingen, so seien sie auch sittlich in eins zusammenzunehmen. Eben hiermit stehe man bei der Grundforderung des Weltgewissens. Es heiße uns das gesamtmenschliche Einheitsleben über allen nationalen Eigenheiten zu pflegen, das allgemeine Menschheitsganze, das sich in die einzelnen Völker auseinander gesondert habe, wieder auf höherer Stufe zurückgewinnen.

Aber freilich, die Waagschale des Weltgewissens ist und bleibt veraltet und brüchig, ob man sich auf Kant oder Herder beruft. Die in

Herders Geiste für das Menschheitsganze Schwärmenden hätten vielleicht recht, wenn es bei Völkern und Individuen ausschließlich oder vor allem auf ihre Naturgegebenheit ankäme. Die physiologischen Unterschiede von Einzelnen und Völkern sind, so sehr sie ins Auge fallen, durchaus nur äußerlich und unwesentlich. Sieht man auf die Bluts-, Rassen- und Temperamentsunterschiede, auf die Unterschiede der Körperbildung, des Schädelbaus, so erscheinen allerdings die Völker nur als Abweichungen von einem gemeinsamen Durchschnitte. Dann sind und bleiben sie alle miteinander vergleichbar. Dann dürften wir z. B. die Engländer in demselben Sinne als unsere Vettern und Verwandten ansprechen, wie auch in derselben Pflanzenfamilie Hafer und Gerste verwandt sind. Aber so physisch verwandt die Völker in ihren Einzelpersonen sind, so himmelweit unterscheiden sie sich als Ganzes. Ihre Gesamtheiten sind zu völlig verschiedenen Gebilden dadurch geworden, daß die Geschichte ihren göttlichen Griffel hier so, dort ganz anders hineingeritzt hat.

Das lebendige Kleid der Gottheit wird in jedem Volke gewebt mittels der Geschichte dieses Volkes im physischen Material der Einzelnen des Volkes. Die Bedingung dafür ist, daß die Volksgenossen ihre Eigenart, die ihnen im Unterschiede von anderen Völkern gegeben ist, in ihren Willen aufnehmen und dadurch zu einer Geschichts- und Lebensmacht entsiegeln, die mit anderen Volkstümern wetteifert und sich mit ihnen mißt. Da setzt sich dann ein inneres göttliches Leben in die Erscheinung und sucht sich zu gestalten. Es probiert sich durch am ihm entgegenkommenden oder nicht entgegenkommenden Willen der Volksglieder, und dieses Durchprobieren ist für das Volk selbst wie ein Erleben von göttlichem Segen oder Zorn. Alle seine geschichtlichen Erfahrungen sind hierdurch bestimmt. Sie sind je nachdem Erfahrungen auf dem Wege zur Größe und Blüte oder auf dem Wege zum Untergang und Verfall.

Kurz, jedes Volk hat seine eigene Geschichte und ist durch diese Geschichte etwas Unwiederholtes und Unwiederholbares. Physische Ähnlichkeiten gibt es genug zwischen den Nationen. Dadurch erweisen sie sich als vergleichbare Arten desselben Menschheitstypus. Aber das lebendige Kleid der Gottheit in ihrer Geschichte ist von Volk zu Volk immer ganz anders und immer unvergleichbar. Bleibt das Bewußtsein dieses göttlichen Ausblühens in seiner Geschichte unter einem Volke

lebendig, so wird es nicht stolz und anmaßend sein, sondern demütig werden, nicht demütig gegen andere Völker oder gegen einen Gerichtshof der sogenannten Allmenschheit, sondern demütig gegen dies göttliche Leben. Steifen sich statt dessen die Völker auf ihre angeblichen physischen Vorzüge vor anderen Völkern, so werden sie hochmütig, bei sich und gegen andere. Chauvinismus protzt mit den natürlichen Verschiedenheiten und ist naturalistisch, Vaterlandsliebe ist Gehorsam gegen das geistige Gesicht in der nationalen Geschichte.

Und nun nehme man gegen den inneren Reichtum jeder nationalen Geschichte das Trugbild des Weltgewissens „Menschheit"! Eine Menschheit als Ganzes hat es nie gegeben und kann es nie geben. Menschheit als Ganzes ist geschichtslos, bloße Abstraktion und Begriff, aber kein bluthaftes geschichtliches Gebilde. Sie ist stets derselbe dumpfe Schoß für alles einzelne Menschenleben. Sie erlebt nichts, so wenig wie eine Wiese etwas erlebt. Spricht man von Menschheit, so spricht man von einem menschlich gedachten Einerlei, Volkstum aber ist in den verschiedenen Völkern ein göttlich belebtes Vielerlei. Das Menschengeschlecht als Ganzes ist immer dagewesen, es *ist* stets derselbe träge Körper. Die Geschichte der Völker wird beständig. Da lebt sich jedesmal das innere göttliche Leben mit immer neuen Anforderungen an unser Tun. Die Quellen einer übergeschichtlichen Tiefe brechen hier in fortwährenden Selbstsetzungen hervor. *Ein Volk hat vaterländisches Gewissen, wenn es sich vom Handeln der Ewigkeit in seiner Geschichte ergreifen läßt.*

VIII. *Gewissen und Liebe*

Sagen alle Jünger des Weltgewissens: „Wo meine Vernunft ist, da ist mein Gewissen!", so sagen andere: „Wo meine Liebe ist, da ist mein Gewissen!"

Die zweite Auffassung stammt aus der deutschen Mystik. Gewissen ist ihr nicht ein befehlendes Vermögen in uns, sondern das Innewerden geistiger Dinge, nicht Mund, sondern Ohr, bzw. Auge, nicht Vernunft, sondern ein Vernehmen (der deutsche Sinn von „Vernunft"). Solches Vernehmen ist nicht ein fertiges Organ, das man hat, sondern es wird einem *geschenkt* in der Weise, daß wir uns

von „Ideen" berührt fühlen. In solchen erfassen wir die Ewigkeit, und die Ewigkeit erfaßt uns. Daß Ideen aufleuchten, und daß wir uns von unendlicher Liebe zu ihnen angetrieben fühlen, ist das Handeln der Ewigkeit in uns. Ideen sind nicht Verallgemeinerungen des Verstandes, sondern sie sind innere Gesichte. In dem Maße, wie unsere Eitelkeit und Herrschsucht, unsere Selbstsucht und Genußsucht von uns abfällt, begleiten sie unsere Hingabe und weben um deren Gegenstände Ewigkeitslicht. Wir werden von inniger Liebe zu ihnen erfüllt und merken, das ist heilige Liebe, eine andere, als die blinde Triebliebe unseres Alltagsichs. Man sieht auf einmal Ewiges, wo man bisher Zeitliches sah, und will dies ewig Wertvolle. Man merkt, wie sich in der Leistung für die Aufgabe das eigene Leben verwesentlicht, und man sieht in der unendlichen Aufgabe das eigene innig geliebte höhere Leben und weiß zugleich, daß es ein übersinnliches Lebenwollen in uns ist. Dieser Geistesblick, der in uns anhebt, dieses Auge voll Ewigkeit, das sich in uns auftut, ist Gewissen, das in uns entsteht.

So denkt Fichte. Er hat als erster in der neueren Zeit die neue Auffassung vom Gewissen gehabt und war dadurch befähigt, in seinen „Reden an die deutsche Nation" die Bibel der Vaterlandsliebe zu schreiben.

Gewissen ist nach Fichte tatkräftige Sehe für Göttliches. Solche ist freilich nicht jedermann möglich. Vielmehr zwar möglich. Aber die Bedingung, unter der sie möglich wird, hat sich bei manchen, ja den meisten, noch nicht verwirklicht. Die Bedingung ist, daß der Mensch aufgehört hat, selbstische Liebe zu sich zu haben. So sagt Fichte: „Das Nichteingeborensein im sinnlichen Selbst, das Stehen über demselben, ist das Genie für Sittlichkeit, vermittels dieser für Religiosität, und vermittels dieser, so es Gott gefällt, für die Erscheinung geistiger Gesichter." Wohlgemerkt, nur ein Mensch, der selbstlos sein kann, kann Gewissensmensch werden. Nur in ihm vermögen geistige Gesichte aufzublühen. Aus seiner Selbstlosigkeit wird eine göttliche Idee hervorbrechen, mindestens die Ahnung eines höheren Lebens, das in ihm webt und sich durch ihn zu gestalten sucht, wird ihn erfüllen.

Fichte nimmt damit unbewußt einen der tiefsten und kühnsten Gedanken des Meisters Ekkehart wieder auf. Heißt es bei Ekkehart. in der Seele eines abgeschiedenen (ichentleerten) Menschen, gebiert sich

göttliches Leben, so heißt es bei Fichte: in der Seele eines unselbstisch hingegebenen Menschen handelt Ewigkeit. Höre auf, dein Selbst zu sehen, dann werden sich in dir, vor deinem geistigen Auge allerlei Gesichte formen, Ideen mit dem Gehalte unendlichen Sinnes werden in dir aufsteigen, die nichts anderes sind, als Ewigkeit selbst, wie sie in der Art deines Lebens versinnlicht werden will. Und es werden sich nicht nur solche Gesichte v o r dir formen, sondern sie werden i n dir sein, als Liebe, die einzige Liebe, die du noch kennst, nämlich als Liebe zu ihnen. Diese geistigen Gesichte kommen zu keinem Selbstler. Der Sinn für Heiliges erwacht nur, wo der Selbstsinn untergegangen ist. Man muß aufgehört haben, sich als Selbstzweck zu nehmen, ehe man sich bedingungslos an etwas Anderes hingeben kann, und solches Andere wird vor einem Blicke und Willen, der selbstvergessen ist, früher oder später als heiliges Bild hervortreten. Die Bedingungslosigkeit der Selbsthingabe und die Schau eines heiligen Objekts erzeugen sich gegenseitig und machen, daß sich der Mensch nur noch als Mittel dafür kennt, daß Ewiges und Unsichtbares in s e i n e m Gemüte Bildlichkeit annehme und durch sein Tun in die Welt ausblühe. Er wird, dürfen wir sagen, das Gefäß geistigen Lebens, er wird Gewissensmensch.

Können Vaterland und Menschheit Gegenstände solcher ewigkeitserfüllter Schau sein, aufsteigend aus unselbstischer Liebe, hinreißend zu unbedingter Hingabe, wie es dieser Gewissensbegriff fordert. Daß das Vaterland zu solchem Gegenstande, das ist zu begeisternder Idee, werden kann und immerfort wird, bezeugt die Geschichte. Vor den Seelen Unzähliger hat das Vaterland als heiliges Bild gestanden. Ihre unbedingte Liebe hat ihm das höchste Opfer gebracht, sich selbst. Gesetzt, es gäbe auch für das Bild der Menschheit solche Heiligkeit der Erscheinung und solche unbedingte Hingabe, so wäre damit zum mindesten so viel ausgemacht, daß sich die eine Art der Begeisterung nicht über die andere stellen kann. Sie mögen einander entgegengesetzt sein, die Menschen der einen Liebe mögen die Menschen der anderen Liebe bekämpfen, — aber es gibt auf diesem Boden keine Möglichkeit, daß man über der einen Weise, in opferbereiter Hingabe von einer begeisternden Idee ergriffen zu sein, den Wert der anderen Weise verneint. Der Gewissensbegriff Fichtes und Ekkeharts schließt den Gedanken eines richtenden Weltgewissens aus.

In dessen Sinne liegt, daß es als eine stehende und allgemein maßgebliche Instanz alle Menschen in gleicher Weise verpflichte. Wo aber Ideen unser Gewissen werden, da stürzt für das innere Leben der Begriff gebotener Pflichten überhaupt zusammen. Er zieht sich auf die äußeren Ordnungen menschlichen Zusammenlebens zurück.

Dennoch isoliert jenes „Liebesgewissen", darin man den Antrieb unendlichen Gehalts in der eigenen Seele empfängt, die Menschen nicht von einander. Wohl ist der eine in dieser, der andere in jener Form von ideenerfüllter Liebe ergriffen und läßt sie zum Leben in seinem Leben werden. Hier heiligt sich ein Leben in der Liebe zur leidenden Menschheit, dort in der Liebe zu Wahrheit und Schönheit, dort in der Liebe zu Volk und Vaterland. In jeder dieser Formen handelt Ewigkeit in uns, wird sie „Gott im Menschen". Gott in jeder Form der Liebe wäre aber nicht ganz Gott, wenn er in der Einseitigkeit verharrte. Er wird erst dann ganz Gott, wesentlicher Gott, wenn in das Feuer einer bestimmten Hingabe zugleich das Licht des Verstehens seines Einwohnens in den anderen Formen der Liebe tritt. Dann ist die Vollsonne der Ewigkeit in unseren Herzen. Ich habe sie „allesseinkönnende Güte" genannt.

Auch wir können von dieser in unserer besonderen Liebe sich sammelnden, aber jede andere Liebe verstehenden Wesentlichkeit der Ewigkeit erfüllt sein. Dann geistert in uns kein Weltgewissen zu infamierendem Gebrauche pharisäischer Nationen gegen andere Nationen, aber in uns belebt sich etwas, was in vertiefter Weise dem besseren Sinne des Wortes vom „Weltgewissen" entspricht, ihn reinigt und überbietet. Es ist unser liebendes Verständnis für jede Einwohnung der Ewigkeit im menschlichen Geschlecht, in welcher Form, bei welchem Volke, bei welchem einzelnen es sei. Sie macht für den von ihr Erfüllten alle Menschen, in denen selbstlose Liebe aufgegangen ist, zu seinen „geistigen" Brüdern, auch dann, wenn die „Gottesgeburt in ihrer Seele" sie in Kampf stellt gegen das, wofür ihm Liebe und Opferwillen aufgegangen ist. Unmöglich, daß er schwächlich den Gegenstand seiner Liebe preisgeben könnte! Hält er ihn doch doppelt lieb und wert, weil er erkannt hat, daß Ewigkeit in einer der vielen Gestalten, in denen sie unter Menschen aufersteht, auch zu ihm gekommen ist. Er würde sein Wesen aufgeben, wenn er aufhörte, dafür einzustehen. Aber er würde auch sein Wesen aufgeben,

wenn er aufhörte, zu verstehen, daß in anderen Menschen die Segel der Ewigkeit mit anderen Winden gehen. Er weicht dem Kampf nicht aus, aber der Kampf heiligt sich ihm durch Achtung vor dem würdigen Gegner, aus dessen Liebe und Opferwillen Gott ebenbürtig blickt. Mit heiligem Zorn aber tritt er den verwerflichen Gegner an, in dessen selbstsüchtiger Seele Gott tot ist.

IX. Die „Sehe" des Vaterlandsgewissens

Sittliche Hingabe, hörten wir vorhin, ist mit geistigen Gesichtern vor dem Blicke des Liebenden verbunden. Er nimmt den Gegenstand seiner Aufgabe als Idee. Auch vor dem inneren Auge des Vaterlandsliebenden steht Ewiges, aber nicht in einzelnem Gesichte, sondern seiner Sehe enthüllt sich eine Ideenkette, ein ganzer Zusammenhang geistigen Wesens, der in seinem Volkstum immer neu aufbricht. Er sieht die Geschichte seines Vaterlandes erfüllt von Zeugungen der Ewigkeit, von göttlichem Leben, das durch das Tun der Vorfahren Gestalt gewonnen hat und im Tun der Nachfahren neue Gestalt gewinnen will.

Fichte hat diese Seite des Vaterlandsgewissens hell beleuchtet. Dem Vaterlandsliebenden schenke sich Sehkraft dafür, daß sich in der Geschichte seines Volkes ein eigentümliches, einzig an dieser Stelle versinnlichtes, göttliches Gesetz auswirke, zugleich Tatkraft, die Aufgaben zu ergreifen, vor die ihn das Ewigkeitsantlitz seines Vaterlandes stelle.

Der kantische Gedanke des Gesetzes lebt hier in gewisser Weise wieder auf. Aber der ganze Unterschied geschichtlicher und naturwissenschaftlicher Gesetze trennt Fichtes Meinung von der kantischen. Fichte spricht von einem lebendigen Gesetze, einem „gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung göttlichen Lebens" im Gefäße des Volkstums. Er weist darauf hin, daß die Hervorbrechungen und Versichtbarungen objektiven Geistes durch die Vielheit der Menschen hindurch, die davon ergriffen werden, untereinander zusammenhängen und eine lebendige Kette bilden. Eben diese Kette überindividueller Setzungen, die aus dem Unendlichen in die Zeit hinausgehen und sich einheitlich (in gegenseitiger Bestätigung) zusammenschließen, läßt sich als göttliches Gesetz bezeichnen. Solche selbstschöpferische Kette

göttlicher Zeugungen ist himmelweit von jeder mechanischen Entwicklung verschieden. Sie geht immer durch geistiges Schauen, selbstloses Wollen und unbedingtes Tun hindurch derart, daß jedes vorangehende Ewige in Gesinnung, Wille und Tat schon umgesetzt sein und Menschen erzogen und gereift haben muß, ehe die nächste aus dem Grunde der unbildlichen Gottheit in Zeitlichkeit und Bildlichkeit aufquellen kann.

Geschichte ist für Fichte der Zusammenhang und nur der Zusammenhang selbstschöpferischer göttlichen Verflößungen im Leben menschlicher Gemeinschaften. Da hören wir nichts von einer wirtschaftlichen Evolution, nichts davon, daß sich Zuständlichkeiten zwangsläufig auswachsen. Nichts dergleichen, was man heute so lärmend als den Kern geschichtlichen Werdens ansieht, würde Fichte als Geschichte bezeichnen. Das wäre für ihn bloßer Zirkeltanz des Geschehens. Bei manchen Völkern gibt es ein Jahrhunderte langes Geschehen, aber nur wenige „geschichtliche" Augenblicke. Nur soviel Gesichtlichkeit sich in einem Volke verwirklicht findet, so viel Geschichtlichkeit hat es, und nur so viel (bisheriges) Vaterland hat es.

Wer vaterländisches Gewissen hat, weiß im Werdegang des eigenen Volkstums solche Gesichtlichkeit zu entdecken, und umgekehrt, nur wer sie entdecken kann, vermag vaterländisches Gewissen zu haben. Es ist nur möglich bei Menschen, die Blick für objektiven Geist haben, und ist doch möglich, in großen Augenblicken, für alle. Wenn der Kriegsruf erschallt, wenn wie ein Sturm der Wille gegen den gemeinsamen Feind durch alle Seelen geht und gemeinsamer Opfersinn in allen lebt, da zumal sind jene geschichtlichen Augenblicke: — hiervon war schon einmal die Rede — da brechen urschöpferische Kräfte der Tiefe empor. Da „würdigt das Ursprüngliche von neuem ein Volk, es zu seiner Hülle und unmittelbarem Verflößungsmittel in der Welt zu machen". Da erzeugt sich, wie ein Wunder, in den tausenden selbstvergessenen Seelen eben durch ihre Selbstvergessenheit wieder objektiver Geist und der Blick für objektiven Geist. Da wird Vaterland im Gemüt und Gewissen der Volksgenossen. Das Ewige, das sich einst in den Vätern ausgesät und durch immer neue Hervorbrechungen ergänzt und bestätigt hat, ergreift auch die Seelen der Nachfahren mit Himmelsgewalt und macht ihnen gewiß, in Gefühlen, Bildern und Ideen, in Hymnen und Liedern, seltener in klaren Gedanken, daß

Göttliches unter ihnen erschienen ist. Es läßt sie „vertrauen, daß auch ferner Göttliches aus ihnen hervorbrechen wird", und macht sie bereit, damit die Kette göttlichen Ausblühens nicht mit dem Untergange ihres Vaterlandes abbreche, für den Bestand desselben bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen. Ihr eigenes Tun, gesichtlich geworden, erfüllt sich mit Geschichtlichkeit. Die in ihnen hervorströmende Ewigkeit wird selbst ein zeugendes Glied in der lebendigen Kette aller der übrigen nationalen Gottessetzungen.

Tradition wird hier in einem anderen Lichte gezeigt, als in der Kritik jener, denen sich Gesetz und Rechte nur wie eine ewige Krankheit forterben, in einem anderen Lichte auch als bei den ewig Gestrigen, den blinden Lobpreisern der Vergangenheit, die aus ihr ein starres Musterbild für die Gegenwart machen. Wem Tradition nur etwas stumpf Mechanisches ist, der schüttelt sie ab und wird wurzellos. Für ihn gibt es keine Zeit, sondern nur den verflatternden Augenblick. Wer nur in der Weisheit der Väter leben will, ohne der Spannungen des Ungegebenen zu achten, mit der sich eigene Zeit gestalten will, der vertrocknet in der Wurzel. Wer aber in der bisherigen Geschichte seines Volkes das Handeln der Ewigkeit sieht, das wachsen, steigen und sich immer reicher entfalten will, indem aus seinen bisherigen Aufschließungen Schlüssel zu neuen Entsiegelungen werden, so daß Zeit in Zeit steht und Zeit aus Zeit hervorgeht, der steht in fruchtbarem Boden und senkt neue Wurzeln in die Geschichte seines Volkstums.

X. Deutschlands weltgeschichtliche Aufgabe

Der Begriff des Vaterlandsgewissens ist gesichert. Er tritt in seiner charaktervollen Geschichtlichkeit klar und scharf hervor, während der Begriff des Weltgewissens in den Dunst und Nebel der Geschichtslosigkeit verfließt. Das Weltgewissen ist keine lebendige Kraft, die existiert und die Losung „Menschheit!" tragen kann. Allmenschheit ist schwärmender Traum, keine Gewissensforderung, es müßte denn statthaft sein, das christliche Gewissen dafür anzuschirren. Dieser Versuch aber, hatten wir erkannt, scheitert am Wesen des christlichen Gewissens. An dessen Stelle tritt für uns die Haltung „allesseinkönnender Güte", deren Wesen ist die Göttlichkeit der Liebe, die

alles gotterfüllte Lieben liebt. Sie widerspricht nicht dem religiösen Erleben des Vaterlands, sondern ergänzt es. In der Vaterlandsliebe schmilzt der Selbstsinn, in der allesseinkönnenden Güte schmilzt das nationale Eigenlob. Im Begriffe der Menschheit aber fehlt die Selbstentäußerung, der Mensch betet darin sich selbst an.

Ein letzter Versuch, Menschheit und Gewissen zusammenzubringen steht noch aus. Wie, wenn man, statt ein besonderes Weltgewissen zu erkünsteln, die beiden wirklichen Gewissensentfaltungen, die es gibt, allesseinkönnende Güte und Vaterlandsgewissen, miteinander verschmolzen denkt und den Menschheitsgedanken im vereinigten Lichte von beiden erglühen läßt? Könnte man sich nicht die Verbreitung von Gerechtigkeit, Liebe und Güte und in dem Sinne von „Christlichkeit" als Aufgabe eines Volkstums denken?

Freilich ist die Art der Völker sehr verschieden. Manches Volk mag den christlichen Namen zwar äußerlich bekennen, aber auf dem Wege zu seiner Größe, in der Entwicklung seiner Eigentümlichkeiten das Lebensrecht anderer Völker achtlos oder mißachtend beiseite schieben. Von anderen Völkern mag gelten, was einst von der Einzelseele des Menschen gesagt worden ist, daß sie von Natur, in der innersten Anlage ihres Wesens christlich sei. Es könnte ein gerechtestes Volk geben. Wenn das Vaterlandsgewissen jedes Volk antreibt, mit seinem Pfunde auf den Plan der Menschheit zu treten, seine Eigentümlichkeit geschichtlich groß und machtvoll zu machen, so müßte sich dieses Volk dem Dienste der Gerechtigkeit auf Erden weihen. Das geböte ihm die Treue gegen sich selbst, gegen seinen tiefinnersten, von den Vorvätern ererbten, in der Geschichte hervorstechenden Wesenszug. Es könnte seinen Beruf, seine Sendung darin erblicken, daß es sich für das Aufhören aller Völkerungerechtigkeit (und Ungerechtigkeit in den Völkern) einsetzte und einen Zustand der Menschheit herbeiführte, in dem der Geist des Friedens und der Versöhnlichkeit zwischen allen Völkern waltete, die Eigenart des einen der Eigenart des anderen brüderlich die Hand reichte. So stünde doch ein Menschheitsideal, christlich gedacht und national begründet, auf der Fahne dieses Volkstums!

Man denke an Klopstocks Kennzeichnung des deutschen Volkes zurück! „Niemals war gegen das Ausland ein Volk gerecht wie du." Erscheint im deutschen Volke die Anlage zu allesseinkönnender Güte

am stärksten, so mag es sich wohl als den geborenen Sachwalter der Weltgerechtigkeit fühlen, als das Volk, dem die Bestimmung zugefallen sei, Frieden auf Erden zu verbreiten.

Hier setzt ein eigentümlicher deutscher Pazifismus ein. Im allgemeinen betont der Pazifist sein Volkstum nicht. Ihm ist es ein Seelenschmaus, daß er dem Weltfriedensgedanken als solchem anhänge. Er schmeichelt sich seiner reinen Sachlichkeit, daß er die geistige Größe habe, dabei seine persönliche und volkmäßige Bestimmtheit bewußt zurückzustellen. Es gibt aber manche unserer Landsleute, die sich als gute Deutsche fühlen und es gerade ihrer Deutschheit schuldig zu sein glauben, den Pazifismus zu vertreten. Sie wollen gewissermaßen aus Nationalismus bzw. aus ihrem deutschen Volksbewußtsein heraus, Pazifisten sein. Ihre Begründung lautet so: Die Stärke des Deutschen sei immer seine reine Sachlichkeit gewesen, seine Fähigkeit, in das Wesen jedes Dinges, wie es in sich selber ist, einzudringen, ohne irgendwelche subjektive Meinungen und Vorurteile einzumischen; ebenso alle geschichtlichen Erscheinungen, alle Eigentümlichkeiten der anderen Völker in ihrem innersten Kerne zu verstehen, sich selbst als Subjekt dabei gleichsam auszulöschen. Das vor allem habe das deutsche Wesen zu dem hohen Kulturfaktor gemacht, der es sei. Dieser seiner Kulturmission und seiner eigenen urwüchsigen Geistesanlage dürfe der deutsche Mensch nicht untreu werden. Zu seinem Wesen gehöre es, daß er die ganze Menschheit in allen ihren Nationen lieben müsse, er dürfe sich nicht durch Einstellung auf das eigene Volkstum innerlich verengen. Letzteres wäre Versündigung an dem Besten in ihm selbst. Die Zierde gerade der deutschen Seele sei deshalb ihr Kosmopolitismus und Pazifismus.

Sicherlich regt sich hier etwas vom deutschen Gewissen. Man hat eine bestimmte Auffassung vom deutschen Wesen und will ihr entsprechen. Es habe eine Sendung. Wenn sich der Deutsche, in charaktervoller Treue gegen sich selbst, nicht selbst betone, sondern im Verfolge seiner großzügigen Sachlichkeitsanlage des Willens zu politischem Machtleben, zur Anwendung selbstherrlicher Gewalt gegen andere Völker, entschlage, so werde er welterlösend wirken. Er werde mit seinem deutschen Gewissen, das die Keimzelle des Weltgewissens sei, die anderen Völker anstecken, daß auch sie voller Achtung und in Selbstbescheidung miteinander verkehren.

Die Erwiderung ist einfach. Dieser nationale Pazifismus, diese wunderliche Selbstentmannung aus Nationalgefühl, übersieht die Fortsetzung des Klopstockschen Verses, darin von den anderen Völkern die Rede ist: „Sei nicht allzugerecht! Sie denken nicht edel genug, zu sehen, wie schön dein Fehler ist." Er hat wohl einen Blick in die deutsche Wesensart hineingetan, schließt aber trotz seiner stolz berufenen Sachlichkeit viel zu vorschnell auf die Vorbildlichkeit der ersteren für andere Völker. Er wird ein Opfer der deutschen Illusionsfähigkeit, die die deutsche Sachlichkeit nur zu oft blendet.

Gewiß, weil der Deutsche gerecht ist, wird es ihm nahe liegen, an Gerechtigkeitssinn auch bei anderen zu glauben, mindestens davon zu träumen, daß an seinem reingerechten Wesen das schlackenhafte der anderen „genesen" werde. Er hält sein Wesen für eine verallgemeinerungsfähige und Verallgemeinerung fordernde Menschheitsanlage, die die anderen als Norm anerkennen würden, von der ihr Wesen abgeirrt sei, oder die sie noch nicht erreicht hätten. Sein Wandel in Gerechtigkeit werde von selbst die anderen beschämen, so daß sie in sich gehen und es ihm nachtun würden.

Demgegenüber müßte ihm wirkliche Sachlichkeit sagen, daß die Eigenart anderer Völker ebenso in sich selbst bestimmt, wie die seinige, ja vielleicht noch fester und geschlossener sein könnte; daß es in solcher verschiedenen Art der Völker unabänderlich liegt, daß ihr Denken und Empfinden stark voneinander abweicht, und daß sie niemals gesonnen sein werden, die Denkweise eines Normalvolkes unter ihnen anzunehmen. Am wenigsten gelten wir Deutsche den anderen Völkern als Normalvolk. Wie oft und übermütig haben uns z. B. in tausendjähriger Nachbarschaft die Franzosen ihre Verschiedenheit von uns fühlen lassen! Haben wir nicht auch während des Weltkrieges und beim Versailler Diktat empfindlich gemerkt, daß den anderen unser Wesen, unsere Art zu sein, völlig einerlei ist, daß wir die Nation sein sollen, die sie immer nur als Objekt für ihre politischen und wirtschaftlichen Berechnungen betrachten? Wir mit unserer Neigung, fremdes Wesen zu achten, sehen nicht die geringste Neigung bei ihnen, auch nur nach deutscher Eigenart zu fragen. Das zwingt uns förmlich, einerseits die unausrottbare Gewalttätigkeit der anderen zu sehen, andererseits uns doppelt mit uns selbst zu durchkraften.

Gerade weil wir jetzt mit schmerzhafter Deutlichkeit sehen und

fühlen, daß durch die anderen Völker Ungerechtigkeit in die Welt gekommen ist, und immer weiter kommt, muß unsere Leidenschaft für Gerechtigkeit doppelt groß werden. Statt daß wir das Weltgewissen im Munde der Fremden bewundern, soll es uns entrüsten. Denn ihnen ist es nur ein klingender und deutschfängerischer Name. Was sie im Namen der Menschheit fordern, soll die Ziele verbergen, die ihren eigenen Vorteilen dienen. Sie wollen mit ihrem Pazifismus eine Weltlage erhalten, die sie darauf eingestellt haben, daß ganz automatisch ihre erdumspannenden Netze immer stärker und dichter, Deutschlands Säfte aber immer dünner und kränker werden. Weil die Menschheit nichts ist als eine Summe von Völkern, die bis auf eines gewalttätig sind und bleiben, so ist dieses Weltgewissen eine Lüge. Das wahre Weltgewissen schränkt sich ein auf den sehnlichen Wunsch des friedliebenden und sachlich denkenden deutschen Volks und einiger weniger Gesinnungsgenossen unter den anderen Völkern, daß womöglich in der ganzen Welt objektive Gerechtigkeit und nicht subjektive Machtgier und Geldgier herrschen. Das Mittel dafür kann nicht Schwäche und Nachgiebigkeit sein, sondern wie die anderen durch ihre Macht Ungerechtigkeit stiften, so kann Gerechtigkeit nur durch eine stärkere Macht gestiftet werden. Es müßte eine entscheidende Weltinstanz da sein, die in unbestechlicher und uneigennütziger Sachlichkeit überall in den Zänkereien der anderen Völker als ehrlicher Makler aufträte. Hierfür wäre die allerstärkste politische Macht, die höchste Kriegsgewalt gerade eines Volkes von friedlichster Gesinnung zu fordern, das zudem die bestentwickelte Fähigkeit haben müßte, sich in fremde Belange einzufühlen. Diesen Forderungen genügt nur das deutsche Volk. Entwaffnete sich also dieses, etwa um den andern Völkern ein Vorbild darzubieten oder um seinem eigenen Bilde von sich zu entsprechen oder litte es ohne Gegenwehr, daß andere Völker es zu entwaffnen und ohnmächtig zu machen suchten, so machte sich das deutsche Volk gerade damit des Verbrechens an der Menschheit schuldig. Diese könnte, weil sie unter ihren Gliedern unverbesserlich zank- und eigensüchtige Nationen hat, nur durch Blut und Eisen zur Ruhe kommen, nur durch ein schiedsrichterliches Schwert, das zu jeder Stunde scharf und geschliffen sein müßte. Solches Schwert könnte nur das deutsche sein.

Kurz, jene national argumentierenden Pazifisten müßten mit

allen Kräften deutscher Wehrhaftigkeit das Wort reden, statt die Gesinnung feiger Selbstentmannung unter den Deutschen zu fördern. Sie hätten, wenn sie es nicht als Volkspflicht empfinden, mindestens die Menschenpflicht, die Befreiung unseres so wenig herrsch- und gewinnsüchtigen Volks aus der Gewalt der macht-, land- und goldgierigen Fremden zu fordern. Die Herbeiführung seiner Vorherrschaft wäre das höchste Gebot ihrer Gerechtigkeits- und Humanitätsidee. Die Bedingung aber wäre, daß zuvor das deutsche Volk in sich selber voll Gerechtigkeit und verstehender Güte, daß es zu einem mit sich selbst geeinigten Brudervolke wird. Nur von einem Volke, das alle Ungerechtigkeit in seiner eigenen Schichtung überwunden hat, dessen Einzelne zu Willen der Liebe und Treue verwachsen sind, kann die Kraft und der Blitz der Gerechtigkeit nach außen gehen.

Es gab einmal eine deutsche Stunde, da jeder Deutsche mit jedem eins war in dem heiligen und heiligenden Bunde des Volkstums. Wir haben die Flamme dieses Augusterlebnisses von 1914 nicht gehütet, aber unter Schlacken schlummert in tausend Seelen die Idee, die es hinterlassen hat. Ihr hohes Soll regt und bewegt sich bei uns und sucht sich die Willen, die ihm gehorchen und es unter uns ausbreiten. In diesem Soll ist das künftige Deutschland. Einmal werden wir zuerst von allen Völkern die sozial geeinigte Nation sein. Dann wird die Kraft solcher Einigkeit mit uns sein. Sie wird gegen die Ketten hauchen, die britischer Handelsneid und welsche Herrschsucht um uns geschmiedet haben, und sie werden in mürben Fäden von uns abfallen. Tiefe aus der Ewigkeit selber kämpft dann für uns.

Noch ist deutsche Notzeit; wir müssen hindurch, damit volkliche Liebe unter uns geschmiedet werde. Mit ihr wird die neue Weltzeit anbrechen, in der Deutschlands verjüngte und verinnerlichte Macht der Welt Gerechtigkeit gebietet.

Die Überwindung des Kapitalismus

Die Rettung der deutschen Wirtschaft durch den volkhaften Staat

Erschienen erstmalig in den „Nationalwirtschaftlichen Blättern für organischen Wirtschaftsaufbau" 1929/30, dann in der Sammlung „Nationalsozialistische Weltanschauung" bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1933

Kultur und Wirtschaft müssen volkhaft sein oder sie verlieren ihren lebendigen Sinn, ihre innere Bedeutung. In bezug auf beides aber geht die Rede: „Weltkultur, Weltwirtschaft."

Weltkultur! Nicht nur die Kosmopoliten früherer Tage waren von der übervolkhaften Art der Kultur überzeugt, noch heute nehmen alle Kulturschwärmer die geistigen Werte als eine Welt für sich, die über jede volkliche Gebundenheit hinausliege. Noch ein Fichte konnte zu der Zeit, da er in der Schrift vom „geschlossenen Handelsstaate" schon den ersten Plan einer National*wirtschaft* entwarf, von Welt*kultur* träumen. Jedes Volk habe zwar einen eigenen Körper und müsse für diesen Körper sorgen. Der Staat müsse die wirtschaftlichen Kräfte des Volks entwickeln und zu einer geschlossenen Einheit zusammenfassen, aber die Pflege der höchsten Güter sei allen Völkern gleichmäßig anvertraut, Kultur sei eine Sache der ganzen Menschheit. Sie käme aus dem allgemeinen Vernunftleben der Menschheit, das sich mit begeisternden Ideen in jedem Einzelnen entzünde.

Fichte hat später diese Kulturauffassung überwunden. In den „Reden" hat er jenes besondere Gesetz der Entwicklung des Ursprünglichen und Göttlichen, das den Nationalcharakter jedes Volkes durchaus bestimme und vollende, entdeckt. Volk ist ihm hier die in keinem

Begriff zu fassende, dennoch wahrhaft vorhandene geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher der Einzelne mit all seinem Denken und Tun hervorgegangen sei.

Aber auch die Wirtschaft ist nicht einmal denkbar ohne die Macht des Staates, der das Recht schützt, auf dem die Wirtschaft beruht. Jede Wirtschaft ist Volkswirtschaft in dem doppelten Sinne, daß sie in die Rechtsform verwoben ist, die den ideellen Volkskörper gestaltet, und daß sie aus dem Lebensbedürfnis des realen Volkskörpers entsprungen ist. Das Verhältnis zwischen Wirtschaft und Recht, das Rudolf Stammler in seinem gleichnamigen berühmten Buche angesprochen hat, besteht noch immer. Wirtschaft, unabhängig von irgendwelchen Rechtsvorstellungen, d. h. ohne jedwede soziale Regelung, nach der sie gehandhabt wird, ist, wie Stammler auseinandersetzt, ein widersinniger Begriff, ist überhaupt nichts; denn durch Rechtsbegriffe erst wird wirtschaftliches Leben möglich. Alle die Faktoren des ökonomischen Getriebes, das angeblich auf eigenen Füßen steht, Eigentum, Kapital, Fabrik, Güteraustausch, Arbeitslohn, hat erst das Recht zu dem gemacht, was sie sind. Alle Wirtschaft ist, was sie ist und wie sie ist, erst dadurch, daß Menschen in sozial geregelter Weise produzierend und konsumierend zusammengreifen. Diese soziale Regelung bedingt die Wirtschaft. Von ihr muß der wirtschaftliche Stoff, die Rohmaterie menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens, ergriffen werden. Dadurch werden ihm die Wellen und Räder verliehen, ohne die er im Triebwerk des sozialen Ganzen nicht laufen kann. So erzeugt nicht die Wirtschaft das Recht — die falsche Lehre des sozialen Materialismus —, sondern das Recht bedingt, daß wirtschaftliche Bewegung überhaupt stattfinden kann.

Darum ist im besonderen der Begriff der Weltwirtschaft widersinnig. Weltwirtschaft müßte ein Weltrecht voraussetzen. Weist man auf das Völkerrecht hin, nun wohl, Völkerrecht setzt voraus, daß Völker als eigene Rechtsvölker da sind, zwischen denen rechtliche Vereinbarungen getroffen werden. Wo diese Vereinbarungen wirtschaftliche Dinge betreffen, da gehen sie nicht darauf aus, die wirtschaftlichen Unterschiede auszumerzen, damit eine einheitliche allgemein gleiche Weltwirtschaftsmaschine hergestellt werde, sondern es handelt sich um den Austausch der wirtschaftlichen Güter. Es ist wie beim Austausch von geistigen Gütern. Nirgends läßt sich die große Lebensmethodik in den

verschiedenen Völkern zu einer allgemeinen homogenen Menschheit *ausgleichen*, sondern es gibt hier nur lebendigen *Austauschverkehr*.

Freilich ist das internationale Finanzkapital darauf aus, die wirtschaftlichen Betriebe der einzelnen Völker in die Hand zu bekommen. Der Weg dazu könnte nur sein, daß es die staatliche Gesetzgebung von allen Wirtschaftskörpern unter seinen Einfluß zwänge, daß Staatsmacht (die sich selbst aufgäbe, wenn sie nicht mit allen Mitteln die einheimische Wirtschaft zu schützen versuchte) von Geldmacht unterworfen würde. Weltwirtschaft und das Aufhören alles staatlichen Eigenlebens wäre gleichbedeutend. Solange sich solches regt, *gibt* es keine Weltwirtschaft, ob auch ihre Losung immer wieder ausgeschrien wird von denen, die die Selbstbesinnung der Völker auf alles Urkapital der Erde, eigenes Blut, eigenen Boden, eigene Arbeit, unterbinden wollen.

Der volkhafte Sinn von Kultur und Wirtschaft steht hiernach fest. Aber dieser Sinn, den sie haben, entwickelt sich nicht, wenn nicht die Gesinnung der Gemeinschaft in den Herzen lebt und die kulturelle und die wirtschaftliche Tätigkeit bewußt durchdringt. Es genügt nicht, daß Kultur und Wirtschaft volklich bedingt *sind*, sie müssen auch volklich *erfühlt* werden, damit sie nicht mißwüchsig werden. Wenn diejenigen, die kulturell und wirtschaftlich schaffen, sich und ihr Werk nicht volklich empfinden (z. B. die jüdische Literatur in deutscher Sprache ohne deutschen Geist), so wäre es, wie wenn Giftgase über den Volkskörper strichen. Der nährende Saft, der Kultur und Wirtschaft gesund erhält, trocknete aus, diese nähmen parasitäre Formen an, die nicht nur nicht dem Heimatboden entsprechen, sondern die Wurzeln, aus denen diese Betätigungen ihre sinnhafte Kraft ziehen, zerstören, so daß sie ihre eigene gehalthafte und haltbare Art verlieren.

Bei dieser Sachlage wirkt es verhängnisvoll, daß der Gegenwartsmensch im Kultur- und Wirtschaftsleben leicht der volkhaften Bindung *von* Kultur und Wirtschaft vergißt, sie nicht einmal sieht. Das Übel verstärkt sich, wenn er auch den Staat selbst, in dessen Krafthand Kultur und Wirtschaft ruhen, übersieht oder falsch sieht, wozu eine wesenswidrige Gestalt des Staatslebens stets verleitet.

Um dies auszuführen: Welche Gesinnung liegt denen, die im wirtschaftlichen Leben stehen, am nächsten? Welcher Begriff von menschlicher Gemeinschaft drängt sich ihnen bei der gewohnheitsmäßi-

gen Einstellung, die ihre Betätigung mit sich bringt, am lebhaftesten auf. Daß Interessenverband die natürliche Form menschlicher Gemeinschaft sei, oder daß ihre Gesellung das Antlitz geistiger Gemeinde zeigen müsse, oder daß sie als beseelter Bund ineinander und miteinander stehen müssen?[8])

Das nämlich sind die drei Hauptformen, unter denen menschliches Gemeinschaftsbewußtsein Gestalt annehmen kann.

In der geistigen Gemeinde ist man hingegeben an einen geistigen Gegenstand. Diese Hingabe ist das Vorangehende und Entscheidende. Gegenseitige Zuneigung kann hinzutreten. aber sie ist vom Gegenstande her begründet und erlischt, wenn der Bruder im Geiste etwa „anderen Geistes" werden würde. Man ist zusammengetreten oder denkt sich zusammen zum Dienste an einer Idee oder zum Kultus einer wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen Überzeugung. Von der Art sind wirtschaftliche Zusammenschlüsse nicht. Die Wirtschaft als solche ist kein Gegenstand, dem man geistig dient.

Die zweite Weise menschlicher Gemeinsamung ist der beseelte Bund. Hier stehen die Einzelnen in Treue zu einander und nehmen ihre Gemeinschaft als solche für ein höheres Wir, das ideell über ihnen steht, indem es real aus ihnen besteht.

Künkel, „Einführung in die Charakterkunde" 1928 (S. 95) sagt: „Wenn ein Mann und eine Frau die beiden Hände eines übermenschlichen Wesens wären, und wenn dieses Wesen seine beiden Hände falten würde, so wäre das die Ehe. Es versuchte zwar immerfort seine Hände zu falten; wir aber hindern es daran, weil wir anders wollen, als es will, nämlich so, als ob wir selbst übermenschliche Wesen wären (im Mittelpunkte der Geschehnisse stünden d. Ref.), und darum ist die Ehe heute überall nur das, was sie ist; der ewig wiederholte Versuch des Wesens, die Hände zu falten." Die Ehe, wie sie sein soll, ist ein gutes Beispiel für „beseelten Bund".

Wiederum anders ist die Interessengemeinschaft geartet. Man meint damit, daß eine Anzahl von Menschen zusammengetreten sind, um etwas, wovon sie alle profitieren, besser oder leichter mit vereinten Kräften zu erreichen, als wenn der Einzelne auf seine vereinzelte Kraft angewiesen wäre. Sie haben sich nicht zur Pflege eines idealen Zwecks zusammengetan, sondern um ihren sehr realen Nutzen zu befördern. Es geht immer um einen persönlichen Gewinn

des Einzelnen, der für ihn aus dem Zusammenwirken mit den anderen herauskommt. Er beteiligt sich mit einer Leistung, einem Geschäftsanteil oder dergleichen, und ihm wird von anderen oder von dem ganzen Verband Gegenleistung gewährt.

Zweifellos wäre dasjenige Gemeinschaftsbewußtsein, das der volklichen Wurzelung von Kultur und Wirtschaft entsprechen müßte, das des beseelten Bundes. Aber weder die Kulturtätigkeit — wissenschaftliche, künstlerische, karitative — noch die Wirtschaftstätigkeit begünstigen an sich dieses Bewußtsein. Die Kulturtätigkeit stellt ihrem Wesen nach die damit Beschäftigten zunächst auf das Objekt ein, das den Menschen in seinen Dienst ruft. Die Vorstellung, daß sich alle Erdgeborenen die Hand reichen sollten, um gemeinsam die hohen Zwecke der Wissenschaft, der Kunst, der Karitas zu erfüllen, drängt sich berauschend heran. Man sieht sich und alle, die daran arbeiten, zu einer großen geistigen Gemeinde zusammen. Der „intelligible" Mensch in uns sei überall gleichmäßig jenen Idealen zugewendet. Was die Menschen gegeneinanderstelle und den Einzelnen bei sich selbst immer wieder zur Untreue gegen seine sittliche Bestimmung verführe, sei der „empirische" Mensch. Der Staat sei nur der Polizei- und Zuchtmeister des empirischen Menschen und werde überflüssig, sobald bei seinen Bürgern das intelligible Ich zur festen Herrschaft über das empirische gekommen sei. Die ganze Menschheit einige sich dann von selbst zu einer Weihebrüderschaft im Dienste der reinen Kultur. Dies kosmopolitische Ideal schwebte um 1800 unzähligen Deutschen vor und spielt auch bei vielen Gegenwärtigen noch eine große Rolle.

Die geistige Einstellung des wirtschaftlichen Menschen ist anders. Mit dem Aufhören des mittelalterlichen Zunftwesens, in dem ein Hauch von beseeltem Bunde webte, begann in der Wirtschaft individualistisches Denken zu herrschen. In der Kulturbetätigung geht der Einzelne in etwas über sich auf und sieht seine Zusammenschlüsse mit anderen als einen idealen Kreis um das ideale Objekt. Für den Wirtschaftler steht der Erwerb im Vordergrund.

Wohl gibt es auch hier eine Liebe zur Sache, den Ehrgeiz guten Erzeugnisses, guter Ware. Auch hier gibt es eine reine Freude an der Tätigkeit des Hervorbringens und Herbeischaffens. Ihr entspricht die Genugtuung des Handwerkers, das Seinige zu leisten, um den Bedarf der Mitmenschen zu befriedigen. Dies ist deutsche Wirtschaftsgesinnung.

Wenn es nebenbei heißt, das Handwerk habe goldenen Boden, das Geschäft nähre seinen Mann, so ist der Erwerb nur als begleitender Miterfolg aufgefaßt.

Aber es gibt einen anderen Geist des Wirtschaftens, einen Tanz um das goldene Kalb, den die fremden Ausdrücke „Profit", „Spekulation", „business", „make money" bezeichnen, und der auch bei uns immer mehr zunächst den einzelnen ergriffen hat, sodann aber auch die Zusammenschlüsse vieler beherrscht und jene Gebilde hervorgebracht hat, die als „Trusts", „Ringe" darauf aus sind, die „Konkurrenz" „tot zu machen", den Markt zu „erobern". Diese Gebilde sind nackte Interessenverbände. Sie machen so wenig wie geistige Arbeitsgemeinschaften an den Landesgrenzen Halt, sondern streben Weltcharakter anzunehmen.

Das wirtschaftliche Leben, im besonderen das neuere, zeitigt — neben der Betonung des eigenen Interesses — noch eine andere Erscheinung. Es läßt die Menschen, viel eher als ihr kulturelles Zusammenleben, dahin gelangen, einander als Mittel zu gebrauchen. Nicht erst die Entwicklung der Großindustrie hat in diesem Zusammenhange die Arbeiterfrage gebracht. Schon Pestalozzi hat über den „Industriegeist" seiner Tage geklagt. Er warf, indem er auf die heranwachsende Jugend sah, den Fabrikherren vor, daß sie schon die jungen Kinder in den Fabriken arbeiten ließen, wo sie von Pflicht und Sitte nichts hörten, wo ihr Körper gedrückt und unentwickelt bliebe. Darüber hinaus brandmarkte er ganz allgemein die soziale Schuld des Besitzes gegenüber den Menschen, die „keinen Teil an der Welt haben". Man solle das größere Eigentum mit der Notdurft des kleineren, nicht das kleinere mit den Gelüsten des größeren belasten. Es sei die Sünde der Reicheren, daß sie täglich ihre Fonds auf eine Art anhäuften, die die Welt mit elenden, tiefverdorbenen Menschen vollmache. Desgleichen sieht er die gefährliche Macht des Geldwesens. „Wir dürfen das alte Heiligtum des Pfluges und seine Vorzüge vor allem Judenwesen ohne Gefahr für die Pflanzschule aller Staatskräfte und für die gute Beschaffenheit des Volkes nicht aus dem Auge verlieren." Demgegenüber fordert er „weise Ordnung des bürgerlichen Erwerbs, gesetzliche Sicherung der niederen Rechte des untergeordneten Eigentums, gesicherte und allgemeine Volksbildungsanstalten, Schutz eines jeden den Armen möglichen Erwerbs, gesetzliche Beschränkung der Reichen in jeder gemeinschädlichen Benutzung ihrer Fonds".[*])

Übersteigerter Erwerbssinn wird nicht nur darin gemeinschädlich, daß er zu sozialer Härte stimmt, ihm paart sich anderer seelischer Auswuchs, dem unsere großen Staatsphilosophen, ein Fichte, ein Hegel, ins Gesicht geleuchtet haben.

Es ist jener kleinbürgerliche Sinn, der den Staat nur als Sicherheitsanstalt für Leben und Eigentum betrachtet und für nationale Ehre nichts übrig hat. Fichte überschüttet mit Hohn und Spott diese behäbigen Besitzer, die den Staat nur als juridisches Institut, als Polizei- und Gerichtsstaat zu ihren Gunsten kennen, ihn als ein Sicherheitsinstrument gegen Diebe und Mörder betrachten und an nichts weiter denken, als wie sie bequem und ungestört ihren Geschäften nachgehen können. Der Staat ist ihnen der Büttel gegen Störer des inneren Friedens und der Soldat gegen Eroberungssucht von außen. Er soll, eine Erfindung der Vernunft, das Raubtier im Menschen in Zaun und Zucht halten, die Instinkte der Masse niederhalten, damit der Philister in Frieden seinen Besitz genießen und vergrößern könne. Daß dieser seine Steuern bezahle, seine Abgaben leiste, betrachte er als eine Form, wie „er sich den Staat halte", urteilt Fichte, und ähnlich erklärt Hegel, der Staat sei dem engherzigen Besitzer das bezahlte „Gehege, in dem er sicher sei". Menschen dieser Art können die Lasten für den Staat nicht klein genug haben. Sie werden, wenn nur der eigenen Person nichts geschieht und das Geschäft weiterblüht, sogar den Untergang des heimischen Staates verschmerzen und jede Fremdherrschaft ertragen, wenn der Unterdrücker nur sie nicht drückt. „Lasset den neuen Regenten sogar die Sklaverei wollen (und wo ist Sklaverei außer in der Nichtachtung und Unterdrückung der Eigentümlichkeit eines ursprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden ist?). — Lasset ihn auch die Sklaverei wollen, — . . . so wird, wenn der fremde Bedrücker nur einigermaßen ein Rechner ist, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen, Leben und Unterhalt wenigstens werden sie immer finden. Wofür sollten sie denn also kämpfen? Nach jenen beiden ist es die Ruhe, die ihnen über alles geht, diese wird durch die Fortdauer des Kampfes nur gestört. Sie werden darum alles anwenden, daß dieser recht bald ein Ende nehme, sie werden sich fügen, sie werden nachgeben, und warum sollen sie nicht? Es ist ihnen ja nie um mehr zu tun gewesen, und sie haben vom Leben

nie etwas weiteres gehofft denn die Fortsetzung der Gewohnheit, da zu sein unter erleidlichen Bedingungen."[10])

Dieser Kleinbürgersinn war zu Fichtes Zeit noch nicht zu universalem Sinne geformt. Der universale Kleinbürgersinn ist der Pazifismus. Der Pazifist ist überzeugt, daß freie Menschen einen Staatszwang, der über ihr Leben verfügen wolle, nicht dulden dürfen. So begnügt sich der Pazifist nicht mit der Empfindung, sich den eigenen Staat zu seiner Sicherheit zu halten, er strebt danach, alles Staatsleben der Erde in den Dienst der Lebenssicherung aller zu stellen. Nebenbei nimmt er den alten kosmopolitischen Gedanken der Universalkultur in sich auf, den, daß die Völker in der Sicherheit des Weltfriedens so viele geistige Güter wie möglich füreinander hervorbringen und miteinander genießen sollten. Freiheit vom Staatszwange, Gleichheit im Kulturgenusse, Brüderlichkeit in Lebenssicherung: in solchem Geiste gönnt man sich und anderen die Behaglichkeit eines ungestörten Weltfriedens.

Auch der Industriesinn war zu Fichtes und Pestalozzis Zeit noch nicht zu universalem Sinne, zu Weltmarktgelüsten, geformt. Zur Herausgestaltung der letzteren bedurfte es einer langen Friedenszeit, wie wir sie von 1871 bis 1914 gehabt hatten, in der sich die Grenzen von Land zu Land immer mehr öffneten, Export und Import beständig wuchsen, die Bedürfnisse, die man gleichzeitig hervorlockte und befriedigte, immer mehr als allgemein menschliche empfunden wurden, und hierüber der Sinn der Binnenwirtschaft, ihre volks- und staatserhaltende Bedeutung, immer mehr zurücktrat.

Schlimmer, das ungezügelte Streben der Wirtschaft nach Ausdehnung wirkte sich volks- und staatsschädlich aus. Während man danach jagte, die Erzeugung und den Besitz von Gütern ständig zu steigern, verdarb im Gefolge dieses Systems im Arbeiter der deutsche Mensch. Dies in doppelter Richtung. Dadurch, daß die Fabrik immer mehr Kräfte aus dem Land in die Stadt zog, sie aus der beseelten Arbeit des Landlebens vor die seelenlose Maschine stellte, hörte das Land, das „Deutschland" hieß, auf, eine Rolle in der Seele des Arbeiters zu spielen. Mit dem Segen der Scholle ging der Segen der Wohnstube verloren. Mietskasernen entstanden, das Volk begann zur Masse zu werden, äußerlich, noch mehr innerlich.

In dem Maße, wie die Wirtschaft von nationalem Sinn entleert

wurde, wurde für den entwurzelten Arbeiter die Arbeit selbst entwertet. Er vermochte als Zweck des Betriebes, in den er hineingeflochten war, nur die Anhäufung von Reichtümern unter Ausnutzung seiner Kraft zu erblicken. Das Gesicht von Volk und Vaterland erschien nicht in diesem Getriebe, konnte darin nicht erscheinen. Der Staat aber, der hinter dieser Wirtschaft stand, die ihn bedrückte, der ihr die Räder und Rollen lieh, in der sie lebte und über ihn hinweglebte, erschien ihm als der Büttel, den die Mächtigen der Wirtschaft sich hielten, um die Kraft der schwächeren Klasse in Gold verwandeln zu können. Galt der Staat den behäbigen Bürgern als Wohlfahrtsmaschine, so sahen ihn die Arbeiter für sich als eine Martermaschine.

Sie meinten es am eigenen Leibe zu erfahren, wie der Klassenstaat die Wirtschaft beherrschte, und träumten von einer Wohlfahrtswirtschaft zu *ihren* Gunsten, die den Staat zu beherrschen hätte. Sie träumten davon, an Stelle des Staates, den sich ihre Ausbeuter hielten, vorerst einen Staat zu setzen, den sie sich hielten, der ihnen gestattete, das, was aus ihrer Arbeit gewachsen, an sich zu reißen und unter sich verteilen zu können, und der nach der allgemeinen Enteignung verschwinden müsse. Staat bedeute Schutz des Eigentums der Bourgeoisie. Wo Eigentum aufhöre, höre auch der Gensdarm des Eigentums auf.

Die kapitalistische Wirtschaft hatte den deutschen Menschen zerschlagen, nun drohte der entdeutschte Mensch den kapitalistischen Staat und die kapitalistische Wirtschaft in einem zu zerschlagen. Wie in der Weltrepublik pazifistischen Stils heißt es auch im Kommunismus „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Aber die Meinung ist anders geworden: Freiheit vom kapitalistischen Zwangsstaate, Brüderlichkeit im Kampfe gegen die ausbeutende Bürgerklasse, Gleichheit der Genüsse in der staatslosen Zukunftswirtschaft. Dort denkt man sich geistige Kultur, hier sinnlichen Genuß über alle ausgeschüttet. Aber nichts von beseeltem Bund, nichts von innerem Sozialismus! Daß sich Massen solidarisch fühlen im Kampfe gegen die bestehende Ordnung und gemeinsam einer neuen Ordnung entgegenfiebern, die das Glück erfindet und alle Genüsse gleichmäßig verteilt, hat mit der Innerlichkeit beseelten Bundes nichts zu tun. Nicht einmal etwas mit dem hochgestimmten Pathos der geistigen Allmenschheitsgemeinde, auf die der Pazifismus sinnt. Der sozialistische Staat ist seiner Idee nach nichts

als ein Interessenverband zu gleichem Anteil aller, wobei ja darauf zu achten ist, daß nicht auf irgendeinen mehr verstaatlichtes Behagen entfällt als auf den anderen. Verstaatlichtes Behagen hat nichts mit der Seelenbegegnung in lebendiger Gemeinschaftsgesinnung zu tun. Man beschneidet einander mit der Scheere des Neides, der nur Gleichheit der Güter duldet, man tauscht nicht untereinander die Münze der Persönlichkeiten, die sich als Ungleiche ergänzen und in ihrer Unterschiedenheit den Gliedreichtum einer höheren Ordnung ausdrücken. Das scheinbare soziale Moment liegt nur in der Rücksicht auf die Menge, die gemeinsame Macht ausüben will, um sich alles erlauben zu können. Es ist ein Sozialismus in Zahlen, nicht in der Gesinnung!

Zu Fichtes, Pestalozzis und Hegels Zeit war der Staat das feste Bollwerk gewesen, in dessen Bahnen sich das Denken des friedlichen Bürgers, des schaffenden Wirtschafters, des duldenden Arbeiters bewegte. Das alles war über Nacht zu uferloser Flut emporgeschossen. Die satte Zufriedenheit des Bürgers bzw. das Bedürfnis nach solcher satten Zufriedenheit hatte sich zum Pazifismus aufgetürmt. Aus dem Industriegeist der Wirtschafter war der Weltwirtschaftsrausch, die Midashand des Großkapitalismus und der Großindustrie gewachsen. Aus der dumpfen Unzufriedenheit der Arbeiter, die selbst auch in Gold verwandelt werden sollten, hatte sich der Kommunismus hervorgeboren. Jede der drei Brandungen droht das Gefüge des Staates zu zerschmettern, jede spritzt einen Zweck hoch, der als absoluter Diktator über den Staat gebieten soll, dem ein eigener Sinn nicht zugestanden wird. In der Auffassung, daß der Staat nicht Selbstzweck sei, sondern Zwecken außer ihm, außerpolitischen Zwecken, zu dienen habe, begegnen sich die Strömungen des Pazifismus, Industrialismus und Kommunismus. Diese Auffassung ist ermöglicht worden durch eine solche politische Gesinnung, die das Wesen des Staates selbst nur zweckhaft deutet, so daß er keinen eigenwüchsigen Sinn, keine eigene Bedeutung besitze. Dann wird eben der Weg frei für außerpolitisches Denken, ihm irgendwelchen anderen Zweck vorzuschreiben, und die Auffassungen unterscheiden sich nur in der Form, welchem anderen Zwecke er dienstbar gedacht wird, welcher fremde Sinn über ihn verhängt wird. Der gewöhnliche Mensch wird dem Staat einen gewöhnlichen, der Edle wird ihm einen edlen Zweck unterworfen denken. Aber immer ist ihm ein fremder Sinn auferlegt.

Es ist, als könnte man einen eigenen Sinn bei dem Staate nicht ertragen, als erhöbe dieser ein Gorgonenhaupt, von dem man sich eiligst abwendet und die Augen schließt. Das, was das Antlitz des Staates für viele so schreckhaft macht, ist, daß darin die Majestät der Macht steht. Macht, entsetzt sich der Einzelne, darf nicht Selbstzweck sein. Macht ist Gewalt, Gewalt sollte überhaupt nicht sein. Wo sich dennoch Macht zusammenballt, sollte sie nicht als Gewalt gegen mich gebraucht werden, sondern für mich, mit mir, mit meinem Zwecke sein, sollte mindestens zu einem vernünftigen Zwecke gebraucht werden, dem alle zustimmen könnten. Es dürfe nicht sein, daß jemand Gewalt für sich, für seinen Zweck gebrauche, der Inhaber der Gewalt dürfe niemals Gewalthaber sein. Darum, wenn schon Gewalt, so wäre es das beste, wenn ich mit in der Gewalt wäre, um ihrem Gebrauche meinen Sinn zu geben.

Kurz, nach dieser Auffassung ist Gewalt Instrument. Man fragt nur, wessen Instrument und wozu Instrument? Gewalt sei wie Prügel, auch Prügel sei nicht Selbstzweck; auch hier könne es sich nur darum drehen, wer prügeln dürfe, wer geprügelt und wozu geprügelt werde. Aus der Prügeltheorie des Staates ist der Demokratismus entstanden, als ein vermeintliches Mittel, Prügel zu verhüten. Freilich der Prügel des Fürsten ist nur abgelöst durch den Willen der Mehrheit, der sich in Prügel der Masse verwandelt.

Man kann die demokratische Wendung verstehen. Wer vor allem darauf achtet, daß Gewalt nicht gewalthaberisch gegen ihn gebraucht werde, der rennt sich leicht in der Vorstellung fest, daß Macht überhaupt nur Gebrauchsmittel sei. Ohne vernünftigen Zweck, für den sie eingesetzt werde, sei sie nichts als tierische Gewalt. Es dürfe niemals willkürliche, das ist eben tierische Gewalt entstehen, sondern höchstens vernunftnotwendige, und diese müsse so bald wie möglich wieder verschwinden, wenn sie ihren Zweck erfüllt habe. So die einen, während andere sich nur gegen solche Gewalt auflehnen, die sie nicht selbst gebrauchen.

Das ist die politische Stimmung, auf der alle die heutigen außerpolitischen Uferlosigkeiten erwachsen sind, die dem Staate einen Zweck vorschreiben, für den er da zu sein habe, alle pazifistischen Träume von Weltkultur, alle industriellen Träume von Weltwirtschaft, alle kommunistischen Träume von Weltglück, Weltfrieden. Die Grie-

chen und Römer kannten solche Weltträume nicht. Sie empörten sich wie nur irgendein Heutiger gegen Tyrannis, d. i. gewalthaberischen Gebrauch der Staatsmacht. Darum sahen sie aber die Macht des Staates nicht selbst für ein Gebrauchsmittel an, das nur als hierfür oder dafür benutztes Sinn habe. Der Staat sei eine eigenwüchsige Macht, die einen hohen Sinn enthalte, dem sich jeder einzelne ganz selbstverständlich einzufügen habe. Er hatte ihnen den Sinn, daß das Zusammenleben der Menschen göttlich umfangen sei. So ordneten sie sich ihm willig unter, und es fiel niemandem ein, den Staat als Mittel anzusehen, das anderen Zwecken zu dienen habe.

In der Tat macht jede andere Staatsauffassung den Staat leer und sinnlos. Es ist das Verhängnis der ihn entleerenden Auffassungen, daß die anderen Zwecke, in deren Dienst man den Staat spannen will, Kultur, Wirtschaft, Lebenswohl, Weltfrieden dabei selbst zugrunde gehen, indem sie zu toten Mechanismen erstarren und den Menschen, der dort Vorteil sucht, innerlich ertöten. Der Staat ist der große Lebensmittelpunkt, der Kultur und Wirtschaft erst lebendig macht, wofern er nicht seinerseits zum Mechanismus erstarrt.

Ein Staat, der zum Mechanismus erstarrt, kann nicht mehr volklich erfühlt werden, wie man ihn überhaupt nicht volklich erfühlen kann, wenn man seinen Sinn mit dem Willen jeder jeweiligen Mehrheit buchstabiert. Um so ferner liegt es bei solchen Verzerrungen des Staatslebens, die Wirtschaft und Kultur des Heimatlandes und die sozialen Gegenseitigkeitsbeziehungen der Blutsbrüder volklich zu erfühlen. Ist doch, wie wir gesehen haben, die volkliche Erfühlung von Kultur und Wirtschaft schon durch das Wesen von Kultur und Wirtschaft erschwert. Sie befördern im allgemeinen nicht das Gemeinschaftsbewußtsein beseelten Bundes, in dem sich alle volkliche Erfühlung vollendet. Nicht von Wirtschaft und Kultur geht der Weg zu volkhaftem Staatsbewußtsein, sondern von letzterem muß der Weg zum volkhaften Erlebnis von Wirtschaft und Kultur gehen, und das ist der Rettungsweg für die deutsche Wirtschaft und die deutsche Kultur. Wird erst der Staat wahrhaft volklich erfühlt und gestaltet, dann kehren von selbst auch Wirtschaft und Kultur zu den heimischen Wurzeln zurück, aus denen sie entsprungen sind, ohne deren Säfte sie nicht bestehen können, und werden in bewußt volkhafter Gestaltung ihr Vollwesen entfalten und zur satteren Ernte reifen.

Die Berufe werden dann nicht mehr Zellen gleichen, aus denen heraus jeder einzelne auf seine und seiner Mitinsassen besondere geistige Landschaft blickt, an der die Bewohner der anderen Zellen keinen Anteil haben, sondern man versteht, daß allen Berufen als ihr Apriori ein Sinn des Dienens und Schenkens aller zu allen innewohnt, wobei ein jeder weiß, wenn er sein Werk tut, seinem Berufe treu ist, daß er dann auch Werk für alle anderen tut. Innerhalb der Berufe aber werden eben in derselben Denkweise die Menschen, die dem Berufe obliegen, zugleich auch sozial aufeinander hingewiesen. Ihr Zusammengreifen miteinander erscheint als ein verantwortliches Zusammengreifen für das Volksganze. Damit sind sie auch untereinander geweiht, nicht als Zusammengeratene, sondern als innerlich Zusammengehörige.

Eine Idee, wie die marxistische, daß gerade diejenigen, die in einem Wirtschaftszweige zusammengreifen, der sich als eine der vielen Ausgliederungen der volklichen Gemeinschaft hervorgeschaffen hat und das Leben des Ganzen befruchten soll, nämlich Arbeiter und Unternehmer, vielmehr als geborene Feinde gegenüberstehen, ist der bare Widersinn. Nein, der Idee, daß das ganze Volk beseelter Bund ist, entspricht, daß gliedhaft in jedem Berufe immer von neuem beseelter Bund wird. Dieser Gedanke, dessen fordernde Pflicht sich in dem Begriffe der Werksgemeinschaft[11]) niedergeschlagen hat, beginnt heute vorzudringen; er ist bestimmt, in das Verhältnis von Arbeitern und Unternehmern soziale Gerechtigkeit einzuführen. Solche läßt dem Werke, was dessen Sachlichkeit fordert, weist der Nation zu, was ihr großes Leben braucht, und gibt den mitarbeitenden Personen das Bewußtsein, daß ihr Dienst am Ganzen Lebenssicherung für sie selbst einschließt und ihre Teilnahme an den Geschenken ermöglicht, die alle Berufe und im besonderen ihr eigener Beruf der Gesamtheit einbringen.

Aber eben die deutsche Wirtschaft, in der wesenhafte Gemeinschaftsgesinnung der werktätig Gesellten selbstverständlich ist, war in der Gegenwart nicht da, weil der Staat nicht da war, der die innere Verbundenheit aller derer darstellt, die durch Blut, Land, Sprache, Geschichte und Arbeit zu äußerem Schicksal verbunden sind. Dieser Staat kann nur der Ausdruck beseelten Bundes sein. Das tiefste Wesen gerade des deutschen Menschen ist erst dann

befriedigt, wenn es sich in solchem Staate befriedigt.

Heute ist die deutsche Seele dabei, sich diesen Staat zu schaffen. Die Offenbarung wesenhaften Gemeinschaftsbewußtseins kam erstmalig über sie, als die äußere Feindschaft einer ganzen Welt über sie hereinbrach. Dann fiel auf sie die innere Fremdheit des ausländischen Geistes, in den ihr Staatswesen, ihre Kultur, ihre Wirtschaft verfangen wurde, und deutsche Volkheit schien wie ausgelöscht. Aber aus der Empfindung seiner Fremdheit nährten sich schon die Tiefenkräfte, aus denen zunächst in kleinen Bächen wesenhaftes Gemeinschaftsbewußtsein mit neuem Odem hervorbrach. Ideen, wie die der Werksgemeinschaft, Zusammenschlüsse wie die des Stahlhelms, Bewegungen wie die des Nationalsozialismus, waren das Zeichen, daß es sich fordernd und gestaltend regte. Heute ist der Staatsgedanke beeselten Bundes bei uns erfüllte Gegenwart. Aus allen den Quellen, in denen er zutage blickte, ist ein starker Strom geworden, der die deutsche Zukunft trägt, in der sich vom Staate aus auch das deutsche Wirtschafts- und Kulturleben mit volklichem Brudergeist beseelen und verjüngen werden.

III.

Bekenntnisschriften zur völkischen Erneuerung

Deutsche Blutsgemeinschaft

Erschienen unter dem Titel „Völkisches Erwachen" im „Pommerschen Beobachter", Greifswald März 1935

Als 1914 der Weltkrieg ausbrach, war es wie ein Blitz aus Gewitterwolken. Mit unwiderstehlicher Klarheit sahen alle Augen, was dem Deutschen Reiche zugefügt werden sollte. Man sah die Größe der Gefahr und eine stählerne Festigkeit kam über alle. Jeder Einzelne war ganz in Wille und Pflicht verwandelt, das äußerste von sich herzugeben um die Lebensmöglichkeit des Ganzen zu retten. Da war in allen das Bewußtsein lebendig „es gilt ja nicht die Güter der Erde, das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte!" Damals hieß es „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen!" „Längst haben wir eine Liebe zu dir gekannt, doch haben wir sie nicht mit Namen genannt, Deutschland!" So war jeder von der Flamme der Vaterlandsliebe ergriffen und sah rings um sich Millionen und aber Millionen, die auch wie er ergriffen waren, „Heilige Flamme glüh, glüh und verlösche nie fürs Vaterland!"

Sie glühte damals, und in ihrem Gefolge erlebten wir noch etwas Zweites. Mit einem Schlage verschwanden die Gegensätze der Menschen untereinander; man fühlte sich nicht nur verpflichtet und geweiht für das gemeinsame Vaterland, man empfand auch die gegenseitige, unlösliche Zusammengehörigkeit. Alle Seelen schlugen allen Seelen entgegen, man erkannte in jedem, den die gleiche Begeisterung und Hingabe trug, den Volks- und Landesbruder. Die Menschen kannten sich nicht mehr als Individuen, erst recht nicht als Parteien, sie kannten sich nur noch als Deutsche. Das Brudergefühl schwang und klang mit in dem großen Akkorde der Vaterlandsliebe. Vorher war das deutsche Volk uneinig und zersplittert: Partei gegen Partei, der Kopfarbeiter wußte nichts vom Handarbeiter, die Stadt nichts vom Lande, verschiedener Stand und Bildung hatten Klüfte geschaffen,

Gräben aufgerissen. Das war auf einmal vorbei. Die deutsche, von Vaterlandsbegeisterung ergriffene Seele begann in einer neuen Strahlenart zu leuchten: man empfand die innere Verbundenheit mit dem Volksgenossen.

Es war das erste Aufbrechen eines Erlebnisses, das noch wertvoller war als das Vaterlandserlebnis, das aber noch im Bewußtsein der meisten hinter der Größe des Vaterlandserlebnisses zurücktrat. Wir fühlten schon etwas von einer neuen Offenbarung, die uns bat, daß wir sie festhalten möchten. Ein Gesicht aus der Geisterwelt kam zu uns allen, das verlangte, auf den Boden der Wirklichkeit übergeführt, mit Kopf, Herz und Hand überall ausgewirkt zu werden, in alle Poren unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens einzuströmen.

Aber das Brudererlebnis stand noch zu sehr im Gefolge des Vaterlandserlebnisses. Wäre das Brudererlebnis das stärkere gewesen, hätten es die Seelen festgehalten und zur innersten und wesentlichsten Bewegung in sich werden lassen, so hätte auch das Vaterlandserlebnis seine lebendige Kraft bis zum Schluß behalten.

Statt dessen wurde das Brudererlebnis, das gar nichts mit Parteien zu tun hat und der Parteizerklüfung seiner Natur nach gerade entgegengesetzt war, verhunzt und verpfuscht zu einem Burgfrieden zwischen den Parteien. Die unfähige Staatsleitung Bethmanns behandelte das Himelsgeschenk einer reinen Seelenverschmelzung als einen Kompromiß, als eine Gefälligkeit, die insbesondere die sozialdemokratische Partei dem Staatsganzen leiste. Das züchtete geradezu den Parteigeist, der einen Augenblick versunken und erloschen war, wieder hoch. Damit verlor auch die Vaterlandsidee bei Millionen ihre Kraft. Man fühlte sich nicht mehr als Verpflichteter des Vaterlandsgewissens, als mitverantwortlicher Streiter in einem Völkerringen voll unermeßlicher Schicksals- und Zukunftsschwere, sondern der deutsche Arbeiter fühlte sich als Objekt der Kriegsmaschine, die von dem „imperialistischen" Deutschland gegen die anderen Völker losgelassen sei. Die deutschen Arbeiter glaubten, oder ihnen wurde eingeredet, daß die anderen Völker lediglich sich und sie von dieser Kriegsmaschine befreien wollten und nur darauf brennten, sie, wenn sie ein bißchen dabei nachhülfen, ans Herz zu drücken. Sie fühlten schon, wie ihnen französische Hochachtung und englisches Wohlwollen entgegenschlug,

wie man dort darauf ausgehe, ihnen einen Frieden der Gerechtigkeit, der Freiheit und des Brotes mit Kußhand zu gewähren. Sie glaubten an ein Weltgewissen und an das Menschenantlitz in jedem fremden Staate. Die deutschen Arbeiter halfen darum den Wünschen der Völker, die mit Deutschland Krieg führten, gern nach. Sie machten Deutschland zur Republik ohne Heer und sahen im Geiste schon die große Völkerverbrüderung.

Da kam es auf einmal über sie, wie Knüppel aus dem Sack. Die anderen fielen, ohne daß die dortigen verehrten Arbeiterkollegen es hinderten, über Deutschland her mit den Tatzen von Raubtieren. Mit dem Treubruch Wilsons begann eine Kette von Quälereien, wie nie ein Volk gequält worden ist. Die schwarzen Bestien kamen an den Rhein und schändeten deutsche Frauen und Kinder. Es kam der Versailler Friedensschluß als ein Meisterstück von Lüge, Gemeinheit und Raubgier, als ein Instrument zur Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, zur Verkleinerung, Beraubung und Versklavung Deutschlands und zur Vernichtung jener 20 Millionen Zuvieldeutschen, von denen Clemenceau geredet hatte. Der Völkerbund zeigte sein wahres Gesicht, nicht für Gerechtigkeit, sondern für die Verewigung von Ungerechtigkeit da zu sein. Er ließ das Selbstbestimmungsrecht für andere Völker gelten, für Polen, Tschechen, Dänen, aber nicht für Deutsche. Er entriß uns Teile von Oberschlesien, die uns abstimmungsmäßig hätten zufallen müssen, er löste die Saarbevölkerung und Danzig aus dem Reichsverbande. Unbezwingliche Lasten wurden auf unsere Schultern gewälzt. Ein Diktat nach dem andern jagte sich. Unaufhörlich rollten Eisenbahnzüge mit Kohlen und anderem wertbeständigem Gute, den Schätzen unseres Volksvermögens und dem Ertrage unserer Volksarbeit, über die Westgrenze, während an der anderen Grenze Scharen lieblicher Orientalen hereindrangen, die bei uns das fanden, was uns versagt wurde, Friede, Freiheit, Brot. Die französische und belgische „Ingenieurkommission" in Begleitung von Truppen und Kanonen überfiel das Ruhrgebiet, die pfälzischen Sonderbündler im französischen Sold gaben ihre Gastrolle des Verbrechens und der Gemeinheit. Die Inflation verdeckte den Schwund der Grundlagen unserer Volkswohlfahrt, die unter der Erfüllungsfreudigkeit der revolutionären Regierung, den schwindelnden Kosten der von uns bezahlten fremden Besatzungen, dem Schiebertum schwarzer und weißer Juden wie Schnee

an der Sonne schmolz. Dafür redete das Umsichgreifen der Schwindsucht, das immer häufigere Hinsterben und die Unterernährung von Frauen, Greisen, Kindern um so erschütternder die Sprache der Wahrheit.

Damals fielen Millionen von innen- und außenpolitisch Verblendeten die Schuppen von den Augen. Sie erwachten von der Musik der pazifistischen und marxistischen Rattenfängerlieder. Ein zweites Erlebnis kam über uns alle, das Erlebnis deutscher Einsamkeit. Wie waren wir im Ruhrwiderstande allein, als mit diesem über unser Volk die zweite Gottesstunde kam! Wir sind, abgesehen von ganz wenigen Freunden, immer allein, wenn es um unsere Lebensnotwendigkeit geht. Immer wieder, wenn es ihm paßt, verständigen sich England und Frankreich politisch auf unsere Kosten, und Amerika hat keine anderen als wirtschaftliche Interessen an uns. Wenn das neueste Sachverständigenabkommen, das ein Judenabkommen ist, durchgeführt wird, so wird ganz Deutschland eine Saarprovinz zur Ausbeutung durch internationales Kapital auf unbestimmte Zukunft mit immer steigenden Lasten. Die deutsche Einsamkeit wächst. Was sind die paar Stimmen der Gerechtigkeit und Einsicht, die von Privatmännern des Auslandes kommen, gegen den Orkan der Entrüstung, mit dem sich 1914 das von einer lügnerischen Presse in Szene gesetzte Weltgewissen über uns aufgeregt hat? Dieses Weltgewissen mit seinen großen Geldbeuteln freut sich köstlich über unsere „Bestrafung", wie sie es amüsiert nennen.

Noch ein drittes Erlebnis tritt hinzu und läßt seinen Gehalt in die beiden anderen strömen: ein Erlebnis aus dem Grunde unseres Wesens zu dem Grunde unseres Wesens. Auch zu ihm haben uns wieder die fremden Völker geholfen. — Die Schuldlüge ist uns angehängt, damit wir mit Schuldenlasten überschüttet werden können. Als Verbrecher und wilde Tiere gelten wir den anderen Völkern, die in ihrem Pharisäertum alle Kultur und Gesittung in Anspruch nehmen. Es geht eine Deutschenverfolgung durch die Welt, wie früher die Christenverfolgungen, und mit ihr verbindet sich ein Hohngelächter über die Verlegenheit der neudeutschen Reigerungsmänner, die immer neu von der Schuldlüge leben und darum immer größer die Schuldenlast (die „Erfüllung") hinnehmen müssen. Aber das deutsche Volk spürt die Fußtritte, die auf es hageln, es merkt die Jämmerlichkeit, Ehrlosigkeit,

Verächtlichkeit, Würdelosigkeit, in der es gehalten wird. Es brennt das verletzte Ehrgefühl. Scham und Empörung über die Ehrabschneidung, die man uns antut, regen sich, und wir beginnen zu vergleichen. Der deutsche Mensch fängt an sich zu fragen, was denn die anderen Völker voraus haben, um das deutsche Volk entrechten und versklaven zu dürfen. Er sieht, daß sie alles sich erlauben, was sie den Deutschen nicht erlauben: nationalen Zusammenschluß — uns schneidet man im Süden von Österreich und Deutschböhmen, im Westen vom Elsaß ab und im Osten von den deutschen Bauern, die trotz der sogenannten polnischen Grenze unsere Sprach-, Bluts- und Schicksalsgenossen bleiben; wehrhafte Selbstbestimmung in Millionenheeren — unsere Reichswehr darf nur hunderttausend Mann zählen; die Sicherung ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit in ungeheurem Kolonialbesitz, — uns spricht man das sittliche Recht Kolonien zu haben, ab. Dort Land, ungeheuer viel Land für ihre an Zahl geringeren Massen, während der Deutsche in Wohnungsnot und Menschengedränge auf viel zu engem Boden erstickt. Wohl dauert es lange, bis dem Deutschen die Augen aufgehen. Allzusehr hat er die Neigung, andere Nationen zu ehren. Das wußte schon Klopstock „Nie war gegen andere Völker ein Volk gerecht, wie du. Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug, um zu wissen, wie schön dein Fehler ist." Aber der Fehler war schon nicht mehr schön. Er artete dahin aus, daß wir geneigt sind, alles, was von außen kommt, als groß und außerordentlich, als vorbildlich zu bestaunen, den englischen Parlamentarismus, französische Moden, russischen Kommunismus. Unser Verständnis für die Art anderer Völker geht soweit, daß er zu Gift und Selbstmord für unser eigenes Wesen wird. Da machen es uns nun aber die Fremden ihrerseits sehr handgreiflich bemerklich, daß ihnen unser Wesen, unsere Art zu sein und zu denken, völlig einerlei ist, daß wir die Nation sein sollen, die sie immer nur als Objekt für ihre politischen und wirtschaftlichen Berechnungen haben wollen. Wir, mit unserer Neigung, fremdes Wesen zu achten, sehen nicht die geringste Neigung, auch nur nach deutscher Eigenart zu fragen. Man kann das verstehen: Sehen sie doch bei sehr vielen Deutschen, die zu ihnen kommen, das eifrige Bestreben, sofort das Fremde anzunehmen, die Art des Auslandes nachzuahmen, das einheimische Wesen zu verleugnen. Daraus wird nun im Großen die Folgerung gegen uns gezogen: so mag doch das ganze

deutsche Volk vermicheln, das so wenig mit sich anzufangen weiß, sich verfremden und überfremden *lassen*, mit französischer Politik, englischer Wirtschaft, amerikanischem Wuchergelde sich durchdringen *lassen*!

Je mehr *sie* uns den Unterschied vor Augen halten, den sie zwischen sich und uns machen, um so mehr fängt, Gott sei Dank, der Deutsche endlich zu merken an, daß er von ihnen verschieden ist; daß es eine tiefe Trennung geben muß zwischen ihm und dem Andern; daß es etwas Eigenes und Besonderes, Unwiederholbares und Uraltgeborenes ist um das *deutsche Wesen*. Dadurch, daß uns die anderen immer wieder nur ihr Recht entgegenhalten, zu sein, was sie sind, und haben zu müssen, was sie haben wollen, fangen wir an, uns selbst zu verstehen. Wir werden uns des eigenen Wesens als einer gleichberechtigten Blüte am Baume der Menschheit bewußt. Wir begreifen und ergreifen jetzt erst, was Volkstum ist, und zumal, was das eigene *Blut und Volkstum* ist, und daß alles Blut und Volkstum *schicksalhaft* ist.

Die Menschheit ist nicht eine Einheitskultur, ein Einheitsrecht, Einheitsgewissen, Einheitswirtschaft, wenn sich auch eine große (jüdische) Einheitskapitalsmacht in alles einzelne Volksleben hineingefressen hat. Nein, Volkstum und Volkstum sind etwas Himmelweitverschiedenes, so wie es unüberbrückbar verschiedene Rassen unter den Tieren gibt, die den Einheitsnamen der „Pferde", „Hunde", „Schlangen" haben. Das deutsche Volk ist eine besondere Blutsart, zum mindestens eine besondere Blutsmischung in einem bestimmten Verhältnisse, darin der nordische Einschlag weit überwiegt. Nur wir können einander ganz verstehen. Jeder Deutsche stellt jedem anderen Deutschen ein neues Gepräge des Blutes vor Augen, das auch in ihm kreist.

Das Blut ist ein schlummernder, ungeborener, ungegebener Gott.[12]) Es will alle seine Möglichkeiten, alle die Werte und Schönheiten, die es in sich trägt, offenbaren. Durch dieses Blut sind wir von anderen unterschieden und untereinander gemeinsamt, zu gemeinsamem Schicksal berufen und verbunden, das ist zu gemeinsamer Auseinandersetzung mit den Völkern anderen Blutes in friedlichem und kriegerischem Wettbewerb; und nicht nur das, wir fangen an den *eigenen Wertgehalt unseres Blutes* zu verstehen. Wohl haben in uns, die wir eingeschlossen mit offenen Grenzen im

Herzen Europas sitzen, während unserer tausendjährigen Geschichte immer fremde Einflüsse hineingewuchert; aber unser Volkstum hat doch seine deutsche Prägung kundgegeben in Entfaltungen eigenen Wuchses und hat damit das allgemeine Kulturleben bedeutsam bereichert. Mehr und mehr begreifen wir den Sinn unserer Geschichte als Hervorwachsen und Entfaltung des Lebens, das im Blute unseres Volkes lebt. Wir begreifen, daß sich da ein gewaltiges Etwas durch Labyrinthe und Irrgänge hindurch zur Klarheit reckt, daß der Gang seiner Entwickelung von Blüten und Perlen begleitet wird, in denen sein geistiger Gehalt aufglänzt, daß sich dieses große Leben messen will und muß mit dem Geistgehalte anderer Völker, um dadurch zu höherer Klarheit und treuerer Selbstoffenbarung zu kommen, und daß es diesen Gang seiner Entwicklung nur durch uns hindurch, durch unseren Bejahungswillen zum Willen unseres Blutes, nehmen kann.

Deutsches Blut will sich in jedem Geschlechte neu versichtbaren in wurzelechten Entfaltungen. Jedes neue Geschlecht tritt eine heilige Erbschaft an; nicht die anspruchsvolle, daß wir unser Wesen über alle Welt ausbreiten wollen, sondern daß wir es in sich selbst entwickeln wollen zu eigenem Aufbruch in Staat und Wirtschaft, Recht und Sitte, Dichtung und Wissenschaft, und daß wir dazu die Freiheit unserer völkischen Selbstbestimmung haben müssen und wenn wir sie nicht haben, erkämpfen müssen. Wir fühlen uns in Pflicht genommen von dem Gesetze unseres Blutes; unsere Blutsgemeinschaft wird gemeinsame Blutsverpflichtung aller in Treue füreinander und aller zusammen zur Treue am gemeinsamen Wesen. In der *völkischen Bewegung* ist das Erleben unseres Blutes über uns gekommen, wir nehmen mit bewußter Leidenschaft den weihevollen Ruf auf, den wir zum ersten Male so hören.

Wir empfinden, trotz der Weltverfehmung, in der wir stehen, und gerade weil wir Mauersteine sein sollen, die verworfen werden, die Schönheit des Edelsteines, zu dem unser Blut kristallisieren will. Wir haben vor unserm Gewissen ein inneres Recht bekommen: Menschen unseres Blutes sein zu dürfen. Wir haben ein Ziel bekommen: die Weise unseres Blutes in unserm völkischen Dasein immer deutlicher auszudrücken. Wir haben ein Gebot bekommen: in der Blutsgemeinschaft den höchsten aller Werte zu sehen und eine Umwertung aller bisherigen Werte vorzunehmen. Wir haben einen Gott bekommen: den

Gott der Tatliebe aus Blutsbrüderschaft, während der Gott der allgemeinen Menschenliebe in dem Diktat von Versailles ertrunken ist. Wir haben eine Sünde bekommen: den Abfall von der Pflicht und Ehre unseres Blutes, von dem Geiste der Treue zur Blutsgemeinschaft; und wir erkennen, daß völkischer Tod und die Seelenverwesung der einzelnen dieser Sünde Sold ist. Wir haben einen Teufel bekommen: einen Verführer zu solchem Abfall, die Erfinder des volklosen Marxismus, die Fürsten Neudeutschlands, in dem die Güter unseres schaffenden Blutes nichts, die Guthaben ihres unersättlichen Geld- und Machthungers alles gelten sollen.

Unser Gemeinsamkeitserlebnis, unser Einsamkeitserlebnis und unser Bluterlebnis: aus dem allen zusammen fließt der religiöse Gehalt der völkischen Bewegung. Er besteht darin, daß wir uns tief in unserm Gewissen gebunden und ergriffen fühlen, der Art, in der wir geboren sind, die Treue zu halten. Wir sind von dem Schicksalsrufe unserer Deutschheit erfüllt und haben darin einen neuen Willen, ein neues Gebot empfangen: nämlich, daß wir die Verpflichtung unseres Blutes in dem Verhältnis zuerst zueinander, dann zu anderen Völkern, zum obersten Gesetze machen. Wir sehen nun alles bei uns in einem neuen Lichte: unsere Volksgenossen — längst haben wir eine Liebe zu ihnen gekannt, doch hatten wir sie nicht mit Namen benannt; unsere Geschichte: wir sehen die Höhenwege und das Sonnenschreiten unseres Blutes, aber auch seine Gefahren und dunklen Abgründe. Wir sehen das alles im Lichte völkischer Pflicht, deren Ernst und Strenge wir nichts abbrechen dürfen, und die dennoch unsere Seelen berühren will, wie Feiertag und Erlösung.

Ewigkeitstiefe im Volkstum

Erschienen unter dem Titel „Gottestum im Volkstum" bei Beyer & Söhne, Langensalza 1928

Deutsche Mystik und Weihnachten

Eine reine Magd hat Gott geboren. Nichts von menschlicher Zeugung aus Mannes- oder Weibeskraft! Das würde dem Mysterium allen Tiefsinn rauben. Das Evangelium lehnt für das heilige Kind, das in der Krippe liegt, nicht nur den menschlichen Vater, sondern auch die menschliche Natur als Vater ab. Aus Menschlichem kommt Menschliches. Selbst wenn jungfräuliche Zeugung unter Menschen möglich wäre, so bliebe es bei Menschlichem. Aus allem Willen und aller Kraft des Menschen kommt er niemals höher als seine Natur reicht. Er bliebe ewig er selbst. Der Gottmensch wird nicht durch den Menschen, sondern durch Gott erreicht. Das ist der tiefe Sinn des Evangeliums, daß Gott, wenn er kommt, als ein plötzliches Licht, als ein neuer Stern, in die Finsternis der Seele bricht. Sich gebiert das Göttliche in die menschliche Art, nicht kann es der Mensch aus seiner Art hervorbringen, obwohl das Wunder der Gottesgeburt mitten in ihn hinein geschieht. Dies Gotteswunder wird im Evangelium als Gnade angeschaut. Denn daß Gott zum Menschen kommt, bedeutet Gnade, d. i. selige Erlösung von Ichsucht und Durchwesung mit Liebe.

Zur Zeit, als Jesus in Palästina lehrte, war das Volk, das sein Evangelium auf das tiefste aufnehmen sollte, kaum entdeckt. Vielleicht gerade darum erwuchs in den Herzen der Germanen unendliche Lichtsehnsucht. Sie sahen im Herbste das Licht immer geringer in der Welt werden. Immer drückender legten sich die trüben dunklen Tage mit Regen und Nebeln auf ihr Tun und Treiben. Immer kleiner wurde der Bogen der Sonne. Sie schien ganz zu entschwinden, bis auf einmal das kosmische Wunder geschah. Die Nacht siegte nicht mehr

über den Tag, der Tag begann wieder über die Nacht zu siegen. Sonnwendjubel, Sonnwendfeiern! Als ob sich das neue Licht von oben in tausend Flammengarben unten entzündete, loderten tausende Reisighaufen auf. Durch die heiße Lohe sprang jubelnd das Jungvolk. Himmlisches Licht hatte sich in knisterndes Feuer gewandelt, und dieses erlichtete die Seelen derer, die hindurchsprangen. Die kosmische Wiedergeburt des Lichtes in der Welt wurde von den Springenden sinnlich empfunden als eine feurige Verjüngung des Menschen. Feuer wurde Seele, die Seele wurde Feuer. Das blieb nicht ein einmaliges Ereignis, wie die Gottesgeburt in Bethlehem. Jahraus, jahrein wiederholte sich das Sonnwendwunder.

Es ist in der deutschen Mystik, als ob sich der uralte Sonnwendglaube mit der Botschaft von Bethlehem vermählt hätte. Die Gottheit an sich ist wie Feuer im dunklen Qualm, die Seele wie dürres Reisigholz. Wie sich Feuer als knisternde Glut in das Holz, so gebiert sich die unbewegte Gottheit als lebendige Göttlichkeit, d. h. als der Sohn Gottes in die Seele. „So beruhigt noch begnügt, noch bescheidet sich sowohl das Holz wie Feuer bei keiner noch so großen Hitze und Ähnlichkeit, bis daß das Feuer sich selber in das Holz gebiert und ihm seine eigene Natur gibt und ein Wesen wie es selber hat, also daß alles nur e i n Feuer ist, ungeschieden, eines ganz und gar. Und also bis es dazu kommt, ist da immer ein Wüten und Kriegen, ein Kraspeln und Streiten zwischen Holz und Feuer. So nun aber alle Ungleichheit aufgehoben ist und abgetan ist, so gestillet das Holz und geschweiget das Feuer“ (Ekkehart). Das Wüten und Kriegen, das Kraspeln und Streiten ist der Kampf der Welt- und Ichsucht mit der Sehnsucht der Gottheit, die sich in der Seele ihr seliges Leben schaffen will. Entsagt unser Wille aller Welt- und Ichsucht, so beginnt dieser Schöpfungsprozeß, indem aus unseren seelischen Anlagen der göttliche Sohn aufersteht. Aber der Mensch kann das nicht erjagen noch ertrotzen. Seine Seele muß stille werden. Dann erzeugt sich bei ihm aus der Stille der Gottheit das schaffende Wort. Es bricht als wesenhafte Liebe in seinem Willen, als wesenhafte Wahrheit in seinem Erkennen durch. Dermaßen ist Gott in der Seele, „so daß sein ganzes Gottsein auf ihr beruht. Es ist ein höherer Stand, daß Gott in der Seele ist, denn daß die Seele in Gott ist, davon ist sie noch nicht selig,

wohl aber davon, daß Gott in ihr ist. Verlaßt euch darauf: Gott ist selber selig in der Seele“ (Ekkehart).

Auch in Völkern harrt die Lichtgeburt. Ihr Sprach-, Bluts- und Geschichtszusammenhang ist wie ein edles Holz, das in göttlichen Funken aufglühen kann. Aber das heilige Gut bleibt dunkel in dunklen Seelen. In der Vaterlandsliebe gewinnt es Bewußtsein und steht zu göttlichem Leben auf. Vaterlandsliebe, wo sie auftritt, sieht immer das Volkstum in unendlichem Wertlicht und will, daß sich dieser Wert immer mehr verlebendige. Wo der Funke der Vaterlandsliebe aufflammt, da fällt die Selbstsucht wie welkes Laub ab, und alle Unterschiede der Volksgenossen, die sich mit ihren Selbstsuchtsblicken untereinander aufgerichtet hatten, verschwinden. Volksschlechtigkeit war die Zerrissenheit in Partei-, Klassen-, Bildungs- und Stammesgegensätzen. Volksgenesung kommt mit der Gottesstunde eines Volkes, in der Einswerdung aller mit allen für Nation und Vaterland. Dann quillt die dem Volke mögliche Göttlichkeit als lebendiger Gottesstrom in der Seele der Volksgenossen auf.

Noch ist dem deutschen Volke seine Weihenacht, die einzige und innerlichste, nicht gekommen. Erst muß die Not der Zeit zu feuriger Bewegung werden, zu knisterndem Brande, der die Schwaden der Uneinigkeit und Selbstsucht verzehrt. Dann schlägt die eingeborene Licht- und Freiheitsenergie des deutschen Blutes als heilige Lohe empor, und der deutsche Gott gebiert sich in uns allen als Bruderliebe und völkisches Ehrgefühl und kettensprengender Freiheitssinn. Das ganze deutsche Volk ist dann, sich verjüngend, durch die reinigende Flamme gesprungen.

Vaterlandserlebnis und Brudererlebnis

J. G. Fichte ist der erste gewesen, der ein Problem wissenschaftlich gefaßt hat, das vorher schon immer mit dem Herzen gespürt worden ist: Stellen sich uns in Vaterland und Volkstum göttliche Werte dar? Vielen ist, wenn sie von „Volkstum“ und „Vaterland“ sprechen, dabei etwas Göttliches bewußt. Täuscht dieses Bewußtsein, oder entspricht ihm etwas, das als „Gottestum im Volkstum“ bejaht werden muß?

Glutvoll hat Klopstock ein Gottestum im Volkstum empfun-

den und davon mit dichterischem Schwunge gesprochen. Einem Jünglinge, den der Glanz des Vaterlandes nachts nicht schlafen läßt, legt er Worte scheuer Begeisterung in den Mund: „Dir ist das Haupt umkränzt mit tausendjährigem Ruhme, du hebst den Schritt der Unsterblichen ... Ich liebe dich, mein Vaterland." Dem, was der Dichter in der Seele des Jünglings glühen läßt, gab der Philosoph Fichte eine feste gedankliche Prägung in dem Begriffe der „höheren Vaterlandsliebe".

In den Freiheitskriegen brach diese „höhere Vaterlandsliebe" im ganzen preußischen Volke durch. „Wir kämpfen ja nicht für die Güter der Erde; das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte". Das hat nicht etwa bloß den Sinn, daß der Kampf für das Vaterland wohlgefällig vor Gott sei, „der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte", sondern es wird unmittelbar eine Göttlichkeit der Vaterlandsliebe selbst und ihres Gegenstandes empfunden. Gerade der Dichter jenes deutschen Trutzliedes, E. M. Arndt, gibt solcher Überzeugung Raum, und er hat sie in vielleicht noch wirksamere Worte als Fichte gekleidet: „Freiheit und Vaterland sind ein erhabener Traum, eine überschwängliche Idee, die über die Erde hinausfliegt, ein heiliger und unbegreiflicher Wahn,[13]) den das Menschenherz nicht ergründet, weil er über dem irdischen Menschen ist. Das Ewige, das Unsterbliche, das Unermeßliche, wodurch wir Gott ähnlich sind, ergreift uns und macht uns zu Sehern, zu Helden, zu Märtyrern, wenn die Namen Vaterland und Freiheit mit allersüßester Liebe und Treue durch unsere Seele klingen."

Es sei versucht, den Gedankengehalt, um den es sich handelt, im einzelnen zu entwickeln.

Man denke an das Augusterlebnis 1914 zurück! Damals fing die deutsche von Vaterlandsliebe ergriffene Seele in einer neuen Strahlenart zu leuchten an. Man empfand die innere Verbundenheit mit den Volksgenossen. Es gab auf einmal ein Volk, eine Schicksalsgemeinschaft aller deutschen Seelen. Der Unterschied von Hoch und Niedrig, Reich und Arm war zu wesenlosem Scheine geworden. Es gab nur eine deutsche Liebe aller zu allen, einen Willen der gegenseitigen und geistigen Zusammengehörigkeit. Es war trotz Not und Blut ein Lächeln des Glückes über Deutschland, ein kurzer, flüchtiger

Liebesblick unseres Schicksals. Es war das deutsche Brudererlebnis, das damals anhob und neben das Vaterlandserlebnis trat.

Das Vaterlandserlebnis ist Ideenerlebnis, dieses neue Erlebnis war Brudererlebnis. Um so viel höher und religiöser Liebe ist als Idee, um so viel höher ist das volkliche Brudererlebnis gegenüber dem nationalen Vaterlandserlebnis. Beides ist miteinander und mit noch etwas drittem unlöslich verbunden, aber das Brudererlebnis muß der heilige Grund sein, der das Vaterlandserlebnis trägt. Das Brudererlebnis ist das Gutwerden eines Volkes in sich selber, das Vaterlandserlebnis ist sein Tapferseinwollen nach außen.

Wir hatten 1914 überwiegend das Vaterlandserlebnis, und weil das Brudererlebnis nicht das erste und ausschlaggebende war oder blieb, so verglomm es allmählich wieder und mit ihm auch das Vaterlandserlebnis. Es wurde d e r Gefahr ausgesetzt, von der bloße Ideenerlebnisse stets bedroht sind, nämlich durch andere Ideen verdrängt zu werden. Solche andere Ideen kamen auf, pazifistische Lebensversicherungsideen und internationale Verbrüderungsideen, die unter dem Namen eines übervolklichen Weltgewissens gingen. Diese Ideen errangen bei uns den Sieg im Innern und ließen die Feinde den Sieg über uns im Weltkriege gewinnen.

Freilich „Feinde" hießen sie nicht mehr. Der Arbeiter in Deutschland empfand nicht mehr das innere Heiligtum der Volksgemeinschaft, sondern fiel zurück in den aufgeschwatzten Glauben an internationale Verbrüderung, der auch den Arbeiterkollegen im Feindstaate als zuverlässigen Freund zu betrachten lehrte.

Begriff des deutschen Gottes

Seitdem sind wir durch Nacht gegangen. Immer schwärzer wurde das Dunkel in Deutschland und um Deutschland. Aus dem Vertrage von Versailles qualmten Giftschwaden, und die Deutschen hielten den Schwaden, um sie zu beschwören, große Opferschalen der „Erfüllung" entgegen. Darein warfen sie alles, was sie hatten. Sie wähnten, ein gnadenreicher Engel, strahlend vom Lichte des Weltgewissens, werde aus dem Qualm hervorsteigen und ihren guten Willen segnen. Statt dessen erschien eine Teufelsfratze. Die Franzosen brachen in das Ruhrgebiet ein. Nun begannen die deutschen Arbeiter wieder, den Feind

als Feind zu sehen. Glut des Zorns und Mut des Widerstandes kam über die deutschen Menschen. Sie warfen die Opferschalen für das Weltgewissen aus den Händen und verwandelten ihre Seelen in Opfer für die Heimat. Es gab auf einmal wieder deutschen Mut, ihm antwortete deutsche Treue. Ein Gefühl der Befreiung ging durch die Millionen, und jetzt war es in erster Linie das Bewußtsein der Brüderlichkeit das mit der Gewalt eines heiligen Werdens über sie kam. Auch dieses ist bald abgedämpft worden, wie im Laufe des Weltkrieges die Vaterlandsidee. Das Gottestum im Volkstum starb wieder ab. Nur wenn unsere Seelen für das Volkstum erwachen, kann das Gottestum im Volkstum erwachen. Dann wird deutscher Gott.

„Deutscher Gott" kann zweierlei heißen: einmal Gott, wie er von deutschen Augen gesehen wird, sodann Gott, wie er im deutschen Volkstume lebendig wird. Gott, mit deutschen Augen gesehen: hierbei geht es nicht um Edda und Wotan, in so tiefen Gründen schon damals das germanische Gemüt geschürft hat. Ebensowenig geht es um den Streit wegen Jesu Leiblichkeit als semitischer oder arischer. Genug, daß von Jesus das Evangelium gekommen und daß der Inhalt des Evangeliums die Liebe ist! Wenn deutsche Augen auf Jesus blicken, so sehen sie nicht in ihm den Arier, sondern sie sehen ihn arisch, germanisch. So schon der Verfasser des „Heliand". Er sah Jesus als Heerkönig, dem Gefolgstreue zu leisten sei, und das war die Auffassung, die das Christentum dem tapferen und männlichen Sinne der Germanen erst zugänglich gemacht hat. Seitdem konnten sich Christentum und Germanentum durchdringen.

Langsam reifte die köstliche Frucht dieser Durchdringung unter der Decke des römischen Kirchentums, bis im dreizehnten Jahrhundert der Blitz der Erkenntnis in die Seele des Dominikanerpriors Ekkehart zuckte. Bei ihm ist in der „deutschen Mystik" diejenige Gottessehe entstanden, zu der germanisches Blut und Wesen drängt. Eben die deutsche Mystik ist mit dem deutschen Auge, das Gott sieht, gemeint. Es sieht Gott als handelnde Ewigkeit. Wo immer geistiges Leben ist, da hat sich Ewigkeit in die Seele eines Menschen geboren und ihn mit der Art dieses geistigen Lebens erfüllt. Es ist ein anderes geistiges Leben in der schauenden Selbsthingabe des Künstlers, ein anderes in der erkennenden des Forschers, ein anderes in der karitativen des „Menschenfreundes". Eine der gewaltigsten Formen, in denen

beim Menschen die Tiefe der Unendlichkeit aufbricht und ihn als handelnde Ewigkeit ergreift, ist, daß ein ganzes Volk zu Opfern und Geschenken für sein Volkstum wird. Dort wird Gottestum im Volkstum. Es setzt mit der Stunde ein, wo Menschen dieses Volkes anfangen, ihr Volkstum und ihr Vaterland als „heilige" Werte zu schauen. Sie schauen mit den Augen und flammen mit den Herzen eines E. M. Arndt und eines Fichte, und in ihrem Schauen und Lieben sehen wir mit Ekkeharts Augen ein göttliches Leben am Werke, das sich mittels solchen Schauens und Liebens zu geschichtlicher Tat entbinden will.

Wesentliches davon hat E. M. Arndt erfaßt. Nach ihm beginnt die „neue deutsche Geschichte" mit etwas, was noch höher als die Vaterlandsliebe ist, mit der Liebe nämlich zu den deutschen Blutsbrüdern. Er schreibt: „Du mußt Gott bitten, daß er dir gebe den Geist der Liebe, daß du alle deine deutschen Brüder zu dir versammeln magst und sie weinen, daß sie geschieden waren in ihrem Herzen. Ihr sollt die zerrissene Treue und Liebe wieder zusammenbinden und die einträchtige Freundschaft brüderlich beschwören." Dieser Geist sei schon da, meint Arndt und spricht von seiner Zeit. „Er ist in dieser Zeit mitten unter uns. Menschen machen diese Zeit nicht, Gott macht sie und wird sie machen, Gott ist unter uns, der gnädige, der deutsche Gott."[14])

Hier ist deutlich ausgesprochen: E. M. Arndt sieht in der deutschen Bruderliebe die Spur göttlichen Lebens. Gibt es nicht auch bei uns eine göttlich belebte Willenskette, wie er sie gesehen hat, die von Herz zu Herzen strebt? Diese unsere deutsche Liebe grüßt die Brüder im besetzten Gebiete und läßt sie wissen, daß wir uns mit ihnen bereiten für den Tag, wo die deutsche Liebe als heiliger Zorn gegen alle Quäler aufbrausen und den Rhein wieder zum deutschen Strome machen wird. Sie trägt ihre Sehnsucht weiter zu allen denen, die einst unter mächtiger Fahne mit uns vereinigt gewesen und nach Blut, Sprache, Sitte unseres Geschlechts geblieben sind, so sehr der fremde Staat über ihre Leiber Gewalt hat und ihre Seelen verausländern will. Immer noch weiter greift unsere Liebe aus. Sie ist ein Aar mit gewaltigen Schwingen. Den ganzen deutschen Kulturkreis umspannt sie und nimmt auch die deutschen Stämme des einstigen Österreich in den heiligen Bund der Seelen auf. Sie stiftet eine unzerreiß-

liche Willenskette, die von der Ostsee bis zur Adria, von Straßburg über Prag geht. Aber am meisten ringt sie um die Arbeiterbrüder unter uns, in unserer Mitte. Aus dem Höllenstück Marxismus will sie den Himmel „deutscher Brüder" schaffen.

Die „höhere" Vaterlandsliebe

Neben der, man könnte sagen, horizontalen Linie, die von Seele zu Seele bei den gegenwärtigen Deutschen läuft, gibt es aber auch eine große vertikale Linie, die das gegenwärtige Deutschtum mit dem Deutschtum der Vergangenheit verbindet. Eine Geisteskette reicht vom Anbeginn der deutschen Geschichte bis zu uns. Auch in ihr webt göttliches Geheimnis. Bei Arndt fanden wir die Sprache für das göttlich Lebendige in jener horizontalen Willenskette. Die Sprache für das göttliche Mysterium in der vertikalen Kette, der Geschichtskette, hat Fichte gefunden.

Fichte kennt den tiefen Wert auch der deutschen Bruderliebe. „Wir müssen werden eine durcheinander verwachsene Einheit, in der kein Glied irgend eines anderen Gliedes Schicksal für ein fremdes Schicksal hält, die da entstehen soll und entstehen muß, wenn wir nicht ganz zugrunde gehen sollen." Aber der größte Teil seiner Rede handelt von der „höheren Vaterlandsliebe".

Der Mensch der „höheren Vaterlandsliebe", schreibt er, erfasse seine Nation als Hülle der Ewigkeit. Er wünsche, daß längst, wenn sein Leib vermodert sei, sein Geist, sein Sinn, seine feste ehrbare Sitte der Sterblichkeit dadurch entrissen seien, daß sie in den Gemütern seiner Hinterlassenen weiter leben und sich geistig weiter zeugen in die ganze Nation hinein. Mit dem Auge dieses Wunsches blicke er auf sein Volkstum und sehe in dessen Bestand und Wesen die Gewähr für die Erfüllung dieses Wunsches. Denn ihm sei das Volkstum nichts Zufälliges, sondern eine Ordnung der Dinge, die selbst ewig und fähig sei, Ewiges in sich aufzunehmen. Wohl sei jedem Einzelnen sein geistiges Sein und Wirken unmittelbar aus Gott gegeben. Aber es stehe zugleich unter dem geistigen Naturgesetze seines Volkes und gewinne aus diesem seine sichtbare Gestalt.

Fichte nennt „höhere" Vaterlandsliebe diejenige, die ihr Volkstum aus diesem Gesichtspunkte heraus erfaßt, es als die „Hülle von

Ewigem" sieht. Der von ihr erfüllte Mensch liebt sein Volk „achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist Göttliches in ihm erschienen, und das Ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen". Einem solchen Menschen bedeute „Volk", „Vaterland" die Durchdringung von Ewigem und Zeitlichem, Himmel und Erde, Unsichtbarem und Sichtbarem, und so trage er in seinem Gemüte einen wahren und gediegenen Himmel, der nicht erst im Jenseits anfange, sondern das heiligste Gut dieses Lebens sei, das ihm höher gelte als sein physisches Dasein. Dementsprechend lautet Fichtes Definition des Volkstums, daß es sei „das Ganze der in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht". In jedem geschichtlichen Volkstum trete die Erscheinung der Gottheit in eigenem Spiegel heraus.

Hier sei etwas hinzugefügt. Diese Erscheinung der Gottheit, die Fichte meint, wird leuchtend in den Führern, Sehern und großen Männern des Volkes, die alle eine selbstschöpferische Kette bilden, in der sich das geistige Wesen der Früheren auf die Späteren ausbreitet und sich in diesen dann mit neuen Linien, auf neuen Wegen, in neuer Klarheit entfaltet. In solcher Kette wirkt sich nicht nur jenes göttliche Leben aus, das sich in den Menschen der „höheren" Vaterlandsliebe erschafft, sondern die Tatsache, daß die Kette als eine solche gesehen wird, in der sich die geistige Offenbarung des Volkstums darstellt, gehört schon selbst zu den Wesensbezeugungen des göttlichen Lebens. Die Großen und Erlesenen eines Volkes sind nicht nur das, was sie geleistet haben. Sie sind „außerdem noch das, was sie umwittert an Gedankenzauber, an Meinen der Menschen, an Seelenmacht"; das, was die Volksgenossen „zwingt, daß sie verehren und glauben und an ihrem Bilde schaffen müssen". In solchem Mehr und Außerdem, darin ein Volk seinen Helden und Führern „Strahlen anschießen"[15]) läßt, wirkt das Gottestum weiter, das in den hohen Vorbildern wirksam gewesen war. Je lichtumflossener der Gegenstand, um so vertieftere Kraft der Liebe entzündet er. Mit der Höhe des Aufblicks beseelt sich die Spannung, belebt sich die Forderung. Eben in diesem

Wechselspiele schafft sich und wächst auch in den Nachgeborenen das geistig-göttliche Leben, das die Großen in das Licht der Größe stellt, damit in der Verehrung für die volklichen Helden und Führer es selber zu lebendigem Odem komme.

Das Gesicht der Freiheit

Fichte stellt die verzehrende Flamme der „höheren Vaterlandsliebe" in Gegensatz zu jener „ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze", die selbst Sklaverei in Kauf nehmen würde, wenn nur das äußere Leben und die Geschäfte blühen. Gegenüber dieser klafft in der Tat ein schneidender Wertunterschied: Nicht aber gegenüber der Vaterlandsliebe des schlichten Mannes. Denn auch in ihr lebt Gottes Atem auf. Wie gestaltet sich diese?

Im Vordergrunde der Vaterlandsliebe der Tausende steht die Scholle, das Land, das die Vorväter erstritten, bebaut und behauptet haben; um das das Blut geflossen ist, aus dem ihr Blut geworden ist. Vaterland ist Opferland, ist heiliges Erbland, von den Vorvätern gewonnen unter Einsatz des Lebens, damit Raum sei für das friedliche Wohnen eines Volkes, für das Glück aller folgenden Geschlechter und für die freie Entfaltung seines Wesens ohne Zwang und Störung durch fremde Gewalten, welche Entfaltung im eigenen und freien Staate Ausdruck findet. In dieser Gestalt der Vaterlandsliebe ist also einmal das Heimatsgefühl an der Landschaft eingeschlossen, die in unserem Blute spielt, die zu dem Boden gehört, der der Geschichtsraum unseres Volkes geworden ist, und die, zusammen mit der Gemeinsamkeit der geschichtlichen Erlebnisse, die Seelen unser aller durchwirkt und geformt hat; sodann das Weihegefühl für die Opfer, die die teure Heimat gesichert haben, die Ehrfurcht vor der Kette des für sie geflossenen Blutes, die von den Urahnen an in der Geschichte steht. Wir fühlen uns alle getragen von dem Mut und von der Treue, die in solchen Opfern lebendig geworden sind und wir fühlen uns alle gerufen von den Stimmen der Toten. In ihrem Sterben war das Leben der dentschen Freiheit, jenes „Gesichtes aus der Geisterwelt", das schon unsere germanischen Vorfahren bewegt hat. „Freiheit", schreibt Fichte, „war ihnen, daß sie Deutsche blieben, daß sie fortführen, ihre Angelegenheiten selbstän-

dig und ursprünglich, ihrem eigenen Geiste gemäß, zu entscheiden und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommen fortpflanzten. Sklaverei hießen ihnen alle Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes als Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben und die Seinigen zu ebensolchen zu bilden." Das bejahen wir auch noch in der schlichtesten Vaterlandsliebe, in der, die E. M. Arndt meint.

Die Dreifaltigkeit des deutschen Gottes

Alles in Allem, Arndt und Fichte lehren uns ein geheimnisvolles, höheres Leben sehen, das sich dreifach regt: in der Liebe zum freien Vaterland, für das die Vorfahren geblutet haben, die als eine Kette von Opfernden gesehen werden; in der Liebe zu den Volksbrüdern, mit denen wir in unzerreißlicher Willenskette zusammenhalten sollen, und in der Liebe zur deutschen Geistigkeitskette, der Kette der Schaffenden. Wir haben hier einen zusammengehörigen Dreiklang, von dem der eine deutsche Mensch stärker diesen, der andere stärker jenen Ton empfinden mag. Im vollbewußten Nationalgefühl darf keine der drei Saiten fehlen. Sie suchen und fordern sich gegenseitig, sie ergänzen und verstärken ihre Schwingungen.

Schauen wir einen Augenblick über unsere Grenzen hinüber nach Frankreich, nach Rußland. Für die Franzosen gilt, daß die Geistigkeitskette einen wesentlichen Bestandteil ihres Nationalgefühls bildet. Glauben doch die Franzosen durch ihre Kultur (in der so vieles nur Zivilisation ist) an der Spitze der Welt zu marschieren! Vielleicht beruht die Lebendigkeit des französischen Nationalgefühls darauf, daß dort die Empfindung der gemeinsamen Kultur geradezu das Knochengerüst bildet. Freilich, auch der Franzose liebt sein Land, „la belle France" sagt er, übrigens wieder mit dem Bewußtsein, daß es vor allen Ländern ausgezeichnet sei. Vor dem Kriege konnte man öfters französische Stimmen hören, die sich darüber aufhielten, was der

Deutsche denn eigentlich bei seinen Wäldern und Hügeln, Wiesen und Feldern finde, an dieser typisch mitteldeutschen Landschaft, der der französische Geschmack nur den Eindruck des Langweiligen abgewinnen kann. Für uns ist es die Landschaft, die in der deutschen Seele singt, und zu der sie singt. „Bist ja doch die Eine in der ganzen Welt, wie du mein' ich deine, dir innig zugesellt." Den Reiz aller deutschen Landschaften, der Alpen, der Wälder, der Heide, der Küste empfinden, heißt die Gefühle in sich wiederholen, die alle Urväter seit Urzeiten gehabt haben, Urheimatgefühle durchzuleben. Deutsches und französisches Landschaftsgefühl *müssen* eben verschieden abgestimmt sein.

Ganz anders als der Franzose erlebt der *Russe* sein Nationalgefühl. Hier herrscht die Liebe zu Land und Landschaft vor, so sehr, daß sie sich zu religiöser Mystik steigert. Das „Mütterchen Rußland"! Welcher Hauch von Zärtlichkeit liegt darin und welches fromme Geborgensein! Man spürt, wie sich die Seele hingibt in die weite Unendlichkeit des Landes, von dem sie sich umfangen weiß.

Zurück zu Deutschland! Die deutsche Geistigkeit ist weniger in sich geschlossen als die französische. Durch den Zwiespalt der Glaubensbekenntnisse ist ein Bruch hineingekommen. Dennoch empfinden auch wir das *Besondere unserer Geisteswelt*, in der sich das deutsche Gemüt und die Tiefe deutschen Denkens offenbart, wir empfinden das unwiederholbar Eigentümliche der deutschen Kunst, deutscher Staats- und Geschichtsauffassung, deutscher Religion und Philosophie. Wir empfinden innig *auch den Heimatsreiz* unserer Landschaft und spannen die Freiheit ihres Himmels über sie. Aber am meisten tut uns Deutschen die *volkliche Bruderliebe* not. Wir sind so tief zerrissen und unter einander verfeindet wie kein anderes Volk, und daher mag es kommen, daß gerade wir das Gefühl der Blutsbrüderlichkeit, wenn es unter uns aufwacht, wie eine erlösende Macht empfinden. Das Evangelium der deutschen Bruderliebe beginnt unter uns umzugehen. Schwer wird sie geboren, die deutsche Volksliebe, die tiefsten Abgründe in uns selber müssen wir überwinden bei solcher Geburt, Neid und Mißtrauen, Rechthaberei und Habsucht, aber gerade darum wird die *deutsche* Bruderliebe, *wenn* sie kommt, tiefer werden als bei jedem anderen Volke, tief, wie alles Deutsche ist, und sie wird dann immer bei uns im Vorder-

grunde bleiben, als ein Glockenton, der unlöslich die Liebe zum Vaterlande und zur heimischen Geistesart mit durchklingt.

Wir haben das Bild einer heiligen Dreiheit gewonnen, der Liebe zum Vaterlande, zum Volksbruder und zur heimischen Geistigkeit. Alle diese drei geistigen Bewegtheiten sind unlöslich verschmolzen, sie bieten in ihrem innigen In- und Durcheinanderweben ein Gleichnis der christlichen Dreieinigkeit dar.

Das Deutschtum, sofern es lebendig und bewußt ist, ist das Gottvatertum in unserer Seele. Es ist unsere Bewegtheit durch die Idee der Nation, durch den Gedanken des freien Vaterlandes, das den Gang der Unsterblichen hebt. Der Sohn aber, den dieser Ideengott in unserer Seele gebären will, ist die größere Göttlichkeit der deutschen Bruderliebe. Gott-Geist ist der Strom geistigen Lebens, das in den Schaffenden jedes neuen Geschlechtes durch die deutsche Geschichte geht.

Wie sich volkliche Bruderliebe und evangelische Liebe unterscheiden

In der engen Verflechtung der volklichen Bruderliebe mit der Liebe zu Vaterland und heimischem Geisttum liegt ihr Hauptunterschied gegenüber der evangelischen Liebe. Der innere Wert, die eigentümliche Schönheit der volklichen Bruderliebe fielen unter den Tisch, wollte man sie nur als einen Anwendungsfall der allgemeinen Menschenliebe betrachten. Sie sei, hört man immer wieder, Nächstenliebe, wie wir sie jedem schulden.

Wer das meint, kann niemals würdigen, daß die volkliche Bruderliebe mit Vaterlandsliebe und der Liebe zur heimischen Kultur in unlöslicher Dreieinheit zusammen geht, daß die innige Verflechtung der drei Grundbestände zum Wesen eines jeden von ihnen gehört, und daß sie Kämpferwillen einschließen, nämlich Zusammenschlußwillen und Selbstbehauptungswillen gegen den Andrang fremder Mächte und gegen das Eindringen fremder Geistesart, sofern das eigene Volkstum daran Schaden nimmt. Gerade die heißeste Liebe zu den Volksbrüdern kann von unverhohlenem Abscheu gegen anderes Volkstum begleitet werden gegen solches nämlich, das sich gegen das eigene zu einer besonders gefährlichen Drohung auswächst,

einem Abscheu, der zu heiligem Zorn ansteigt, wenn das andere Volkstum das rückständigere ist, dem unsere Wesensart ein heimlicher Vorwurf ist, oder das herrschsüchtige, das uns nicht zu unserer Gottesstunde kommen lassen will. Das würde unbegreiflich, wenn die Liebe zu den Volks- und Blutsgenossen nur eine starke Form der evangelischen Nächstenliebe wäre. Bei dem hochgespannten darin enthaltenen Liebesbewußtsein, das gegenüber den Landesbrüdern flammte, wäre, wenn es evangelisches Liebesbewußtsein wäre, zu erwarten, daß sich dies Gefühl allsogleich, gerade infolge seiner Hochspannung, vervollständigte und zur selbstüberwindenden Feindesliebe zu den Gegnern des Volkstums ausdehnte. Das ist nicht der Fall. Hier liegen also tiefe Wesensunterschiede vor. Einer von ihnen ist der folgende:

Als Vaterlandsliebender liebe ich in meinem Volksgenossen das völkische Leben in *meinem* Leben. Für dieses Leben kann ich sterben wollen, weil es mein eigenes unsterbliches Leben ist. Als Christ liebe ich an meinem Nächsten die Liebe in *seiner* Liebe. Meine Liebe fühlt in das Herz des anderen hinein und ergreift noch den geringsten Funken Liebe, den sie dort findet. Sie will, daß sich an ihm sein Gottestum entzünde.

Im besonderen: wo der Christ Vaterlandsliebe sieht, da sieht er überall Gottestum im Volkstum, auch beim Landesfeinde. Nicht sein Tun gegen diesen ändert sich — auch der Christ kämpft für das, was er liebt, für das Vaterland, und muß dabei dem Gesetze des Kampfes gehorchen —, sondern er wertet den Gegner anders, die Liebe liebend in seiner Vaterlandsliebe und suchend in ihm würdiges Menschentum, das er ehren darf. Für ihn gibt es keinen nationalen Haß. An seine Stelle tritt heiliger Zorn gegen *alles* Unheilige in Wort, Tat und Gesinnung bei Freunden und Gegnern. Die christliche Liebe ist dadurch polar wie die Vaterlandsliebe, beide sind des Gegensatzes fähig, aber beide sind polar nach verschiedenen Gesetzen. In der Polarität als solcher zeigen beide überpersönliche Gestalt, beide unterscheiden sich vom gestaltlosen Drange eines universalen Altruismus.

Altruismus ist eine einzelne Seelenregung, eine besondere Bestimmtheit des allgemeinen Gemüts, die sich zunächst einstellt beim Anblicke von Leiden und Schmerzen anderer oder die als natürliches Wohlwollen mit Schwachen und Hilfsbedürftigen auftritt, und die

sich leicht gedanklich auf beliebige weitere Menschen erweitert. Die Inder dehnen den Altruismus sogar bis zu den Tieren aus. Universaler Altruismus also: Wucherung eines psychologischen Einzelgeschehens, Ausweitung eines Affektes, einer Funktion, die aus unserem natürlichen Menschen herauskommt. Die evangelische Liebe dagegen ist nicht denkbar ohne umgewandelten Menschen. Sie ist Wesensäußerung eines Unbedingtheitslebens, das den ganzen Menschen ergriffen hat. Auch in der volklichen Bruderliebe ist der alte Mensch vergangen. Man ist, um mit Fichte zu sprechen, zur Nation und zum Vaterlande genesen. Überpersönliche Durchwesung hier und dort! Es ist, wie wenn zu Eisenfeilspänen, die lose nebeneinander liegen, die Pole eines Magneten treten. Dann lockert sich die unbestimmt-allgemeine Gesellung, damit die Scharung an den Polen um so dichter, die gegenseitig anziehende Kraft zwischen den Teilchen um so inniger werde. Negativität und Polarität bekommen dann ihr Recht, deren bewegendes Leben in der allgemeinen Adhäsion und Kohäsion ohne Sinn und Ansatz bliebe. Es kennzeichnet die Überhöhung des allgemeinen altruistischen Wohlwollens in der evangelischen Liebe und in der Vaterlandsliebe, daß aus der Spannung beider Gegensätzlichkeit hervorbricht. Die evangelische Liebe polarisiert sich zum Zorne gegen das „Teuflische", gegen das Unheilige und Widergöttliche. Die Liebe zum Vaterlande polarisiert sich zum Zorne gegen die Vernichter des Volkstums. Er entspringt nicht im Temperamentsbewußtsein der Einzelseelen, sondern im Schicksalsbewußtsein der Volksseele. Tiefe der Geschichte ist in ihm, Instinkt der Zellen für feindliche Gewalt, die nach dem Leben des Ganzen greift, in dem sie wachsen und saften.

So sind beide polar, die evangelische Liebe und die Liebe zum Vaterlande, aber sie sind polar nach verschiedener Richtung. Darum, nochmals, irrte gründlich, wer die evangelische Liebe mit volklicher Bruderliebe verselbigen und darum fordern wollte, daß sich die volkliche Bruderliebe auf volksfremde Menschen ausdehnen müsse. Evangelische Liebe ist Gott im Menschen aus einem anderen Zentrum, auch sie ein dreifaltiges Erlebnis. Wir kennen den heiligen Klang desselben, Liebe, Glaube, Hoffnung. Liebe, die in jedem andern den Liebesfunken sieht, Glaube an sein Gottestum aus dieser Liebe, Hoffnung, daß sich in dieser Flamme das Widergeistige verzehre, das,

aus der natürlichen Selbstsucht, Eitelkeit und Sinnenlust sich entbindend, die Seele fangen will. Evangelische Liebe will immer neu die einzelnen Seelen gewinnen, die immer neu da sind, und, unerlöst wie sie sind, das Weltgeschehen mitbestimmen. Aber sie greift nicht tätig ein in das Weltgeschehen; sie will nur auf die Seelen derer wirken, die ihrerseits das Weltgeschehen bestimmen. Eben wegen der unaufhebbaren Mischung der geistig Belebten, der widergeistig Belebten und der Ungeistigen oder noch ungeistig Gebliebenen läßt sich das Weltgeschehen nicht anders verbessern, als wieder in welthafter Weise.

Die volkliche Liebe dagegen richtet sich auf das Weltgeschehen selbst und greift darin ein. Sie will die Freiheit und Ehre des Volkstums gegenüber anderen Völkern gewahrt sehen. Man kann es nicht aushalten, das Vaterland geknechtet und verfehmt zu wissen. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre." In der Tat, wenn im Volkstum göttliche Tiefe wohnt, so versteht es sich von selbst, daß auch Ehrgefühle, die mit Ehrfurchtsgefühlen zusammengehen, in die Vaterlandsliebe hineintreten. Man empfindet, „mit der Abstammung aus dem Volkstume sich ehrend", die Pflicht, das Bild der Göttlichkeit in demselben würdig darzustellen: man wünscht, daß im Dasein eines jeden Volksgenossen die hohe Volkheit mit achtungswürdigen Zügen in eigentümlicher Prägung widerstrahle, und man wacht darüber, daß das ehrfürchtige Ganze der Nation auch draußen in der Welt gebietend anmute, wehrhaft gegen Feinde und Verächter. Das sind unmittelbare Weltbelange, die mit der Vaterlandsliebe ebenso wesenhaft zusammengehören, wie sie dem Christentum wesensfremd sind.[16])

Die Ehre des Blutes

Das Bild einer heiligen Dreiheit war uns aufgeglänzt in der Liebe zum freien Vaterlande, zum Volksbruder und zur heimischen Geistigkeit. Wir stehen auf dem Boden der Metaphysik. Hier webt göttliches Leben, wir können es fassen und fühlen. Erleben wir denn nicht das alles als etwas Heiliges? Die Antwort lautet ja, tausendfältig ja. Zu allen Zeiten ist die Heiligkeit der Vaterlandsliebe bald mehr in dieser, bald mehr in jener Gestalt empfunden wor-

den, in Rom, in Griechenland, im Mittelalter. Dann wollen auch wir glauben, daß die Vaterlandsliebe und mit ihr im Bunde die Liebe zu den Volksbrüdern und dem Geistgesicht der Heimat, in dem die Wunder der Geschichte stehen, etwas Heiliges *ist*. Es kann keine Trugmeinung sein, daß wir hier das Aufbrechen einer göttlichen Tiefe im Volkstum bei uns erleben.

Daß es mit dem Volkstume etwas Besonderes auf sich habe, darauf sind gerade wir gegenwärtigen Deutschen sehr gewaltsam gestoßen worden. Während des Weltkrieges ging eine Deutschenverfolgung durch die Welt, gleich den früheren Christenverfolgungen. Nach dem Kriege sollten wir und sollen wir wegen einer erlogenen Schuld „bestraft", in Wahrheit aus der Reihe der selbständigen Nationen zum Vorteile der anderen gestrichen, im eigenen zerstückelten Lande zu Hörigen gemacht werden. Da kam auch über manchen kosmopolitischen, für Menschheit schwärmenden Deutschen ein starres Erstaunen. Was haben denn die anderen Völker voraus, um das deutsche Volk entrechten und versklaven zu dürfen? Daß sie alles sich erlauben, was sie den Deutschen nicht erlauben, nationalen Zusammenschluß, wehrhafte Selbstbestimmung, wirtschaftliche Unabhängigkeit und ungeheuren Kolonialbesitz? Das Deutsche Reich gleicht nur noch einer neuen Kolonie für alle Welt, die die Pflicht habe, sich mit der politischen Macht Frankreichs, der wirtschaftlichen Macht Englands und mit internationalem Kapital, das alle deutschen Heimwerte verflüssigt und aufsaugt, durchdringen zu lassen. Dagegen ist endlich deutsches Erwachen unterwegs. Je mehr uns die anderen immer nur ihr Recht entgegenhalten, zu sein, was sie sind, und haben zu müssen, was sie haben wollen, um so mehr begreifen wir: daß wir eine Eigenart haben, die wir vor ihnen zu retten verpflichtet sind, und daß wir in dieser Eigenart Eigenwerte hervorgebracht haben, die wir zu schützen verpflichtet sind. In beiden liegt eine unerhörte Größe, die die Fremden fürchten und weswegen wir ihnen ein Dorn im Auge sind. Sie *können* uns nicht verstehen, wie sie es auch nicht wollen. Nur wir können einander ganz verstehen; jeder Deutsche stellt jedem andern Deutschen ein neues Gepräge des Blutes vor Augen, das auch in ihm kreist. Mit den aufgeschlagenen Augen unseres Volkstums erkennen wir nun: dies Blut nimmt uns alle in Pflicht. Wir haben ein Ziel bekommen: die Weise unseres Blutes in unserm volklichen Dasein

immer deutlicher und der großen Vergangenheit würdig auszudrücken. Wir haben ein Gebot bekommen: die Reinheit des Blutes zu ehren und seine Zukunft nicht in blinden Lüsten zu verderben. Wir haben einen Gott bekommen: den Gott der Tatliebe aus Blutsbrüderschaft, während der Gott der allgemeinen Menschenliebe in dem Diktat von Versailles ertrunken ist. Wir haben eine Sünde bekommen, den Abfall von der Pflicht und Ehre des Blutes, von dem Geiste der Treue zur Blutsgemeinschaft, und wir erkennen, daß der Tod des Volksganzen und die Seelenverwesung der Einzelnen der Sünde Sold sein muß.[17])

Ablehnung naturalistischer Blutsmetaphysik

Hüten wir uns aber, aus der Erkenntnis des Eigenwerts und der Eigenart unseres Blutes zu einem Kultus desselben überzugehen! Verführerisch genug lockt eine Art naturalistischer Metaphysik. Gottestum im Volkstum bestünde nach ihr darin, daß schon im Blute der Volksgenossen, im bloßen Blute derselben, ein göttliches Leben angelegt wäre, welches sich in jenem dreifachen Erlebnis der Vaterlandsliebe, der volklichen Bruderliebe und in der Liebe zur deutschen Geistigkeit hervorwickele und im individuellen Bewußtsein durchsetze. Das gemeinsame Blut in unseren Adern wäre hiernach schon selber ein göttlicher Quell, aus dem ohne weiteres jene dreifache Liebe entsprösse.

Alles Blut, so wird dies ausgeführt, enthalte überindividuelle Möglichkeiten. Die Gattung wurzele und wese in den Einzelnen hinein. Dieses Letzte, Tiefe und Urmächtige ruhe unentfaltet, keimhaft in uns. Es breche auf in jeder *physischen* Geburt; da versichtbare sich die Gattung in immer neuen leiblichen Gestaltungen. Aber auch in *geistiger* Form wolle sie bei uns durchbrechen. Eben das geschehe in jenen drei großen, sich ergänzenden Erlebnissen. Die Metaphysik des Blutes werde darin lebendig und lade die Seelen mit Energien. Unser *Wesen* erneuere sich hierbei ähnlich, wie sich das leibliche Volkstum in seinen Söhnen und Enkeln erneuere.

Mit solcher naturalistischen Metaphysik können und wollen *wir* den Gedanken eines Gottestums im Volkstum nicht begründen. Die Widersprüche dieses Biologismus liegen auf der Hand. Wo wären,

wenn wir den Gedanken von verschiedenen Göttlichkeiten in verschiedenem Blute ertragen könnten, die Grenzen dieser verschiedenen Blutgöttlichkeiten, da es doch fast nirgends mehr reines Blut gibt, sondern Blutmischung die Regel bildet? Nein, mit dem Blutgedanken als solchem, sofern man dabei eine dem Blute einwohnende Göttlichkeit meint, kommen wir nicht durch. Keinerlei Ablauf von Naturprozessen, überhaupt nichts von dem, was *ist*, ob man es sich entfalten oder entwickeln lasse, ist dem gewachsen, was wir sinngemäß unter „Göttlichkeit" meinen. Göttlichkeit ist nicht das Gleichnis, sondern der Gegensatz zu allem Naturhaften. Es schafft sich selbst, es schafft sich aus gestaltloser Tiefe hervor. Ungegebenes gebiert sich zur Göttlichkeit. Es kommt, indem sich in der Freiheit menschlicher Willensentschlüsse mehr als Menschliches entbindet, bei den Einzelnen und im Volkstum mit den Schwingen geistigen Lebens.

Dabei wird der Einzelne zur Persönlichkeit, das Volk zur Geschichtlichkeit emporgehoben. Es ist ein tieferes Geheimnis um den freien Willen des Menschen als um sein Blut. Beides muß einander begegnen. Wie geschieht das?

Jeder Mensch hat es in der Hand, ob er in zielsicherer Auswahl unter seinen Anlagen ein Leben in Einheit und Ganzheit führen, oder ob er, in unentschiedenem Schwanken zwischen wechselnden Neigungen, aufhören will, ein Sein zu haben, das den Namen des Seins verdient. Entweder seine Anlagen herrschen über ihn und zersplittern ihn, indem sie unter Überwiegen bald der einen, bald der andern blindlings gegeneinander spielen (z. B. Trinklust, Freundschaftsbedürfnis, künstlerische Begabung); oder er herrscht über seine Anlagen, indem er sie vergleichend ordnet und den Sinn seines Lebens nach der vorgezogenen bestimmt. Wer solchen Entschluß zur Ganzheit findet, erlebt in dem Entschlusse das Aufbrechen einer überindividuellen verborgenen Tiefe. Indem sie in seinem Wesen wirksam wird, erhebt sie ihn zur Persönlichkeit. Dies läßt sich unmittelbar auf den blutgemischten Menschen anwenden; wir denken ganz besonders an den deutschen Menschen.

Deutsches Gottestum schafft sich in Deutschen Seelen

Ein Land wie Deutschland, in der Mitte Europas gelegen, mit offenen Grenzen nach allen Seiten hin, konnte nur gewonnen und durch die Jahrtausende behauptet werden von einem Menschenschlage, der den anderen an kriegerischer und innerer Tüchtigkeit voranstand. Nicht nur ihre ungestüme Kampfeskraft hat die Deutschen befähigt, im besonderen auch der furchtbaren Heeresmacht der Römer standzuhalten, sondern die Reinheit ihrer Sitten ließ sie auch den Einflüssen der entarteten römischen Kultur widerstehen. Dazu trat eine Tiefe der Gedanklichkeit, die sich schon in ihren frühesten religiösen Vorstellungen bezeugt, und die sie später stets fremdem Geistesgute gegenüber den tieferen Griff, das geistigere Erleben, finden ließ. So ist das deutsche Volk seiner Anlage nach, und das ist die Anlage seiner weit überwiegend nordischen Artung, ein Lichtvolk, und es ist ihm gegeben, daß es noch immer das stärkste und gesegnetste aller Völker sein kann, wenn es sich aus diesem Gehalte seines Wesens heraus bestimmt.

Gerade der Deutsche aber ist beständig geneigt, außer sich zu schauen, Geist und Wesen der Fremde anzunehmen. Bei anderen Völkern finden wir das letztere nicht in gleichem Maße. Sie halten ihre Eeigenart und die Entfaltung derselben in Staat und Wirtschaft, Philosophie und Religion, Kunst und Recht viel leichter und zäher fest. In jenem Hange des Deutschen, von sich selber abzufallen, belebt sich die Gefahr, die die geographische Lage seiner Heimat mit sich bringt. In dies weite Land mit den offenen Grenzen sind die Blutwellen der umgebenden Völkerschaften von allen Seiten eingedrungen. So ist allerdings überall unter den Deutschen Mischblut entstanden, das den Kultureinflüssen der Nachbarn Seelenraum schuf und sie landeinwärts trug.

Zwingende Notwendigkeit ist solche Hinneigung zu fremden Einflüssen nicht, selbst nicht bei Menschen uneinheitlichen Blutes. Auch einen artgemischten Menschen kann die Pflicht überkommen, der Stimme seiner höheren Anlagen getreu zu sein. Ihm liegt es ganz unmittelbar ob, sich zu entscheiden, wie er den Gehalt seines Da-

seins formen, ob er das nordische Seelentum in sich zur Herrschaft bringen, oder ob er aus den ostischen oder westischen oder dinarischen Bestandteilen seines Blutgefüges das Leben seines Lebens machen, ob er es mit solchen Vorstellungen erfüllen soll, die dem zugeborenen Blute liegen. Bei dieser Entscheidung steht der artgemischte Mensch durchaus in derselben Freiheit sittlicher Selbstbestimmung, wie sie vorliegt, wenn es sich auch sonst um letzte Entscheidungen, um den Sinn einer Lebens *führung*, handelt.

Hierbei fühlen es die einen wie Pflicht: du hast den Beruf Deutscher zu sein, nämlich so zu sein, wie die Führer und Helden, die Seher und Sänger unseres Volkes an sich und in den von ihnen geschauten Gestaltungen und Gestalten das deutsche Wesen sichtbar gemacht haben, vielmehr in deren Willensentschlüssen es erst geworden ist. Denn auch bei jenen hat es der rote Saft, das Blau der Augen, das Blond des Haares, der hohe Spann des Fußes nicht allein getan. Ihr schöpferisches Wollen mußte hinzukommen. Nur in und mit den schöpferischen Entschlüssen von Menschen, die unsere Blutmischung hatten, konnte dasjenige Etwas *werden*, das wir als unser eigentümliches deutsches Wesen bezeichnen. Wo solch schaffender Wille war, da entsiegelte sich auch bei ihnen aus naturlosem Grunde göttliche Geistigkeit, eben diejenige, die in deutschem Blute wohnen und alle seine Möglichkeiten offenbaren, alle Anlagen, die es in sich trägt, durchdringen will. Indem Menschen mit überwiegend nordischen Anlagen unsere Führer und Seher wurden, schufen sich in ihnen und durch sie die deutschen Werte, und dann hat das je und je Geschaute und Gewollte in unaufhörlichen Auswirkungen, in immer neuen geistigen Zeugungen eigenen und unwiederholbaren Zusammenhang bekommen, jenen Zusammenhang, den wir oben als die geistige Kette im volklichen Leben gewertet hatten.

So ist deutsches Wesen eine Schöpfung. Es ist eine bestimmte Seelenhaltung, zur Geschichtlichkeit, das ist zu gestalteter und weitergestaltender Kraft erhoben, diejenige Seelenhaltung nämlich, in der das nordische Gold unserer Blutsanlage herausgewaschen und zum Vorschein gebracht worden ist. Deutsches Wesen ist kein Sein, sondern ein Werden. Es ist immerfort eine Geburt Gottes in nordischen Seelen, ein Handeln der Ewigkeit mit den Kräften des nordischen Blutes. Es *wird* noch immer bei denen, die solche Aufgaben sehen

und ergreifen, die dem geschichtlich geprägten deutschen Wesen gemäß sind. Nur in solchen Menschen ist deutscher Gott, ist deutsche Geschichte und setzt sich darin fort. Andere Deutsche geben der seelischen Trägheit nach, der immer das am beliebtesten und angenehmsten ist, was die geringste Willensmühe macht. Die nordische Seelenhaltung ist das nicht, sie kostet Anstrengung.

Der Höhengang deutschen Wesens

Das ist ja die Lichtnatur deutschen Wesens, daß es voller Wunder geistiger Dinge ist, die sich nur mit hochgespannter und hochgestimmter Seele fassen und halten lassen. Die deutsche Geistesgeschichte ist von den Entladungen höchster seelischer Energien wie geschwängert.

Wie erhebt sich z. B. über die romanische Religion der guten Werke und den sakramentalen Glauben, daß Sünden durch Absolution abgenommen werden können, Luthers Rechtfertigungsglaube, daß die Heilstat innerlich angenommen und dadurch die „Sünde" aufgehoben werden müsse, und wie erhebt sich wiederum über den Rechtfertigungsglauben das Wissen und Sagen der Böhmeschen Mystik von der Christ- und Teufelsgeburt in uns! Was auf dem Gebiete der Moral schon das Wort Walters von der Vogelweide bezeugte, „Deutsche Zucht geht vor vor allen!", das trat wieder hervor in Kants kategorischem Imperative der Pflicht und in Fichtes Lehre von der Irrealität jedes Lebens, das nicht aus der Idee lebt. Nicht anders steht es um die wissenschaftliche Tiefe des deutschen Geistes, der in Kants Kritizismus den englischen Empirismus und den französischen Rationalismus überwuchtet hat, und der nach Fichtes Ausdruck „neue Schachten eröffnen und Licht und Tag einführen wird in ihre Abgründe, und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die zukünftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen". Immer verlangt deutsche Wesensart, wenn sie eröffnet werden will, die ganze Hingabe, den ganzen Ernst, die ganze Treue eines Menschen. Dies Himmelreich gewinnen keine Halben. Daher die Erscheinung, daß gerade der Deutsche so leicht von seiner volklichen Art abläßt. Der Tropfen undeutschen Blutes in ihm läßt ihn scheuen vor der seelenerhebenden, aber auch seelenspannenden Verantwortung, deutsch zu sein.

Das nationale Wesen anderer Völker weist nicht in solche Höhen. Es ist dem Menschentum ihrer Einzelnen weniger entgegen. Darum verliert dort das Individuum, das seinem Ehrgeiz, seiner Geldgier, seinen Lüsten nachläuft, die Fühlung mit dem Mutterboden seines Volkstums nicht so leicht. Der krasseste Egoist wahrt dort noch immer sein Nationalgefühl. Der Deutsche dagegen wird, wenn er ein schlechter Mensch wird, sogleich ein schlechter Deutscher. Ohne seelisches Höhenleben gibt es kein wahres Deutschsein.[18])

Das hat Fichte erkannt. Er hat als erster in das Rätsel des Deutschen eingeschaut, daß er nur dann sich am nächsten kommt, nur dann sein eigenes Wesen aufschließt, wenn sein Gemüt dem Anhauche von Ewigem und Unsichtbarem offen steht. Darum will Fichte der deutschen Jugend eine solche Erziehung geben, daß die Selbstsucht gar keine Gelegenheit hat, an sie heranzukommen: sie soll von früh an wissen, was Ehre ist, soll nur als Teil des gemeinsamen Ganzen sich fühlen und nur im sittlich gefälligen Ganzen sich ertragen können. Sie soll die Wahrheit lieben und sich mit der Kraft erfüllen, sie klar und schöpferisch zu erfassen. Von solcher Liebe zur Wahrheit komme andere geistige Liebe, und von solcher Klarheit komme andere Klarheit, zuletzt die, daß es keinen anderen Wert, kein echtes Sein gebe als geistiges Leben, und daß dieses in allen seinen Erscheinungen das Aufblühen göttlichen Lebens in uns sei.

Eine Seele, die so geistiges Leben überhaupt zu vernehmen vermag, vernimmt auch das Göttliche im geistigen Wesen ihres Volkes. Gerade den Deutschen, dessen innerste Saite auf Geistiges gespannt ist, durchfährt es wie ein Blitz, daß sich in der deutschen Empfänglichkeit für geistiges Leben und in den hohen Erscheinungen, mit denen es sich in der deutschen Geschichte bezeugt, ein Wesensgesetz unmittelbar aus der Ewigkeit über uns gespannt hat. Es soll die Tiefe unserer Art sein, daß sie sich immer wieder geistig belebt und geistiger Belebung treu bleibt. Diese Aufgabe sollen wir mit jeder Faser des Herzens ergreifen und aus uns und allem, was deutsch ist, ein sichtbares Zentrum der Geistigkeit machen, das auch die Geistigkeit anderer Völker anzieht und in die Höhe treibt. „Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, ist unseres Geschlechts, es gehört uns an,

und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne."

Wer diesen Sinn und Wert des Deutschseins erkennt — und nur der erkennt ihn, den geistige Ströme ergriffen haben —, in dem entspringt die „höhere Vaterlandsliebe". Andere Völker sind in ihrer unmittelbaren Vaterlandsliebe stark. Sie sind eingebildet auf ihr bloßes Dasein, das ihnen ein natürlicher Vorzug zu sein scheint, weil es von dem Schwerte der idealen Forderung nicht durchdrungen ist, und sie streben mit diesem ihrem selbstzufriedenen Dasein soviel wie möglich die ganze Erdoberfläche zu überziehen. Dem Deutschen heiligt sich seine Vaterlandsliebe mit geistigen Anforderungen an ihn selbst. Er weiß, daß er dazu da ist, um geistiges Leben darzustellen, daß er diese Bestimmung frei und selbständig in die Hand nehmen soll und es der Deutschheit, die er darzustellen hat, schuldet, sich gegen jeden Angriff auf seine Freiheit und Selbstbestimmung zu wehren bis auf den Tod. Je mehr in unglücklichen Zeiten das äußere Deutschtum unterdrückt ist, um so lebendiger wird das Deutschtum in seiner Seele werden. Sein Wille spannt sich für die heilige Heimatscholle, für den Geistsinn der deutschen Geschichte, für die Freiheit aller deutschen Brüder; Opferkraft der Väter kommt über ihn aus seinem Blute, und in dieser seiner Willensspannung erwacht seine deutsche, göttlich belebte Geistigkeit. Auch sein nordisches Seelengefüge wird zur Hülle eines darin wesenden Ewigen.

Der deutsche Widergott

Freilich nochmals, die deutsche Vaterlandsliebe ist nicht leicht; sie kostet etwas. Sie bringt allemal den Stachel in unser selbstsüchtiges Dasein. Sie verlangt, wie das Fichte betont, Menschen, die sich sittlich in die Höhe spannen und ihr geistiges Wesen entwickeln. Da versagt mancher. Immer ruft es ohne Stimme in ihm „Du sollst!". Aber die Tropfen unnordischen Blutes in ihm rufen dagegen „Ich will nicht!". Die Geheimnisse des Himmels haben sich in die Seele des Deutschen gelegt und wollen von ihr zur Offenbarung gelebt wer-

den. Aber er plagt und plackt sich lieber mit der Annahme aller ausländischen Gebärden, als daß er sich die Seelenstärke abnötigt, bei der allein sich jene Geheimnisse entsiegeln. Den Schrank der eigenen Tiefe aufzuschließen, kostet ihn mehr Mühe, als das Antlitz der Fremde zu genießen. So wird der Deutsche allzu leicht unlustig und unfähig, die eigene Tiefe zum Sprechen zu bringen, und dann ist es, als ob er überhaupt kein eigenes Wesen hätte. Wir sehen ihn aufgesogen von dem Glanze der fremden Kulturen. Ihn fängt nun das fremde Sein und Denken, weil er es mit dem Eifer des Fehlenden und Fallenden in sich beleben muß, um dem Gewissen seines deutschen Blutes, das geschichtlich ihn anspricht, ausweichen zu können. In der unruhigen Eingenommenheit für die Leistungen der anderen Völker vermummt und verhüllt sich nun der Rest seines Deutschtums. Sein Wesensgrund erwacht in ihm mit negativem Vorzeichen.

Unsere deutsche Idealität ist etwas so Geistgehaltiges, daß sie von selbst dem schlechten Sinne zum Medusenhaupt wird. Er muß sie leugnen, um vor sich zu bestehen. Er würde sich leugnen, wollte er sie anerkennen. Darum muß die selbstisch werdende Seele das innere Bild des Deutschtums hassen. Sie muß es prügeln, verunzieren, seine Existenz leugnen, damit kein Kläger wider sie da sei, kein Riß sich bei ihr auftun könne zwischen dem, was sie sein sollte und dem, was sie ist. Es gibt in keiner Nation so viel Gift gegen sich selbst, wie bei uns, weil das Urbild der Nation den minderwertigen Deutschen am meisten niederschlägt.

Das reicht in letzte Tiefen. Hier erfüllt sich, was Jakob Böhme vom „Grimmleben" Gottes geschaut hat, der nicht sein Lichtleben in der Seele finden kann. Im Deutschen, der von der Geisteshaltung seines nordischen Blutes abfällt, belebt sich alles Widerdeutsche. Die Nacht Gottes tut sich in ihm auf. Das heißt: auch hier entsiegelt sich eine göttliche Tiefe, aber — wir sprachen schon davon — mit negativem Vorzeichen, als eine fressende und verzehrende Geistigkeit. Vielleicht hat jedes Volk sein Widergottestum, seine negative Geschichte, sofern seine Einzelnen die Willensgemeinschaft, in der sich die schaffende Einheit ihres Volkstums gebiert, nicht mehr finden können oder wollen. Aber bei den Deutschen, scheint es, verkehrt der Abfall von der Gemeinschaft und den Wesensformen des Deutschtums die Seelen zu besonders ätzender Widergeistigkeit. Der

Deutsche wird ohne den Geist der volklichen Bruderliebe treuloser und bruderfeindlicher als jedes andere Volk; er wird ohne den Schollengeist deutscher Erde heimatloser als jedes andere Volk; er wird ohne den deutschen Glauben an Geist und Idee geistverlassener als jedes andere Volk. Wo er fällt und abfällt, fällt er sogleich in innere Höllen. Unsere volklichen Sünden rächen sich, indem sich der verleugnete Gott in unserem Volkstum als Teufeltum hervorfrißt.

Deutscher Sündenfall

Welches sind diese Sünden? Der deutsche Gott west in dreierlei Gestalt. Dem entspricht dreierlei Verwesung. Seine erste Lichtgeburt fand der deutsche Gott in der tiefen Innigkeit deutscher Heimatliebe, die sich den Weihnachtsbaum erfand, das Geäst deutschen Landes im Lichterglanze der Ewigkeit. Der entwurzelte Deutsche haßt die Heimat. Das Wort „Ich kenne kein Vaterland, das Deutschland heißt“ gilt nicht nur von dem fremdstämmigen Verführer, der es geprägt hat, sondern von jedem Deutschen, dessen Seele fault.

Der deutsche Gott fand seine zweite Lichtgeburt in dem sozialen Weckrufe deutscher Männer, in deren Herzen unendliche Liebe für das arme verwahrloste Volk aufloderte. Wie rüttelte, nachdem die Fabrikarbeit aufgekommen war, Pestalozzi am Gewissen des deutschen Volkes, daß es verpflichtet sei, in gerechter Gesetzgebung, der Gemeinnutz mehr als Einzelnutz gelten müsse, das Glück der Wohnstube, den Frieden des Hauses, das Frohgefühl persönlich belebter Berufserfüllung bis in die letzte Hütte dringen zu lassen! „Lasset uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger und Staaten werden können!“

Statt dessen ließen die, die sich als „gebildete Schicht“ fühlten, die deutschen Arbeiter immer mehr in das Räderwerk eines blinden Mechanismus hineingleiten, der ihr Persönlichkeitsgefühl entleerte. Die deutschen Arbeiter litten an der Maschine, der Technik, der Industrie, die ihnen mit der einen Hand Existenz- und Verdienstmöglichkeit gewährte, mit der anderen die Bedingungen wesenhaften Lebens von ihnen abschnitt. Sie waren nicht Herren ihrer Arbeit, sondern die mechanische Arbeit, die sie tun mußten, Tag um Tag mit eben ausreichenden Atempausen, wurde Herr über sie. Das war ihr Leiden, ihr allerdeutschestes Leiden, das sie anfangs nur mit dumpfem Drucke

fühlten, bis es ihnen von fremder Seite zugunsten der Fremdheit in die Seele gehämmert wurde. Keine Seele schreit mehr nach Individualität und ihrem Ausreifen zur Persönlichkeit, als die von deutschen Menschen. So wäre es deutscheste Pflicht gewesen, diese deutschen Seelen aus der Mechanisierung zu erlösen, und die Liebe, die zu solcher Pflicht hätte treiben müssen, wäre deutscheste Liebe gewesen, wie denn Fichte Pestalozzis sozialen Hilfedrang als eine „unversiegbare, allmächtige und deutsche Liebe" bezeichnet hatte.

Der Redner an die deutsche Nation seinerseits wußte, welche Verarmung den Seelen droht, die von der Quelle persönlichen Lebens abgeschnitten sind. „Wer in der Tat nicht mehr ist, als ein Glied in der Kette der Erscheinungen, der kann wohl einen Augenblick sich frei wähnen, aber seinem strengen Denken hält dieser Wahn nicht stand. Wie er aber sich selbst findet, eben also denkt er notwendig sein ganzes Geschlecht. Wessen Leben dagegen ergriffen ist von dem Wahrhaftigen, und wessen Leben unmittelbar aus Gott geworden ist, der ist frei und glaubt an Freiheit bei sich und anderen."

Es ist die Todsünde des deutschen Bürgertums, daß sich bei ihm trotz Pestalozzis Rütteln das soziale Gemeinschaftsgewissen nicht geregt hat. So ist im deutschen Volke soziales Grimmleben erwachsen. Der blutsfremde Marx stieß auf die Not des deutschen Arbeiters und warf sich zum Führer aus ihrer Not auf. Er hämmerte ihnen, in denen die freie deutsche Seele nach Erlösung schrie, die Luft haben wollten gegenüber dem blinden gesellschaftlichen und industriellen Maschinenwesen, noch überdies die Maschinenlehre ein, daß alles persönliche und geistige Leben restlos von Materie und Wirtschaft abhänge. Er vernichtete das geistige Persönlichkeitsbewußtsein derer theoretisch, in deren Seelen innerlich, heimlich, gerade die deutsche Sehnsucht nach Rettung von totem Triebwerke glühte. Im Ziele, das er den deutschen Arbeitern steckt, wird erst recht der Fluch mechanischer Staatlichkeit ins Unermeßliche gesteigert. Eine noch viel allmächtigere Staatsmaschine soll über uns ausgebreitet werden in deren einen Zähnen alle Selbständigkeit, Arbeitsfreudigkeit, Wetteifer, Unternehmungssinn, geistige Willenshöhe zerquetscht sind, und aus deren anderen Zähnen ein allgemeines erbärmliches Behagen herauskommt, eine Maschine, die mit Nietzsches Wort das „kälteste aller kalten Ungeheuer" wäre, noch viel kälter als die Staatsmaschine, an die

Nietzsche gedacht hatte, wahrlich „ein Pferd des Todes klirrend im Putze göttlicher Ehren". Mit der Sehnsucht nach Zukunft und Freiheit im Herzen taumeln die deutschen Arbeiterscharen, solange diese Führung sie verführt, in ein noch viel größeres Seelengefängnis hinein als das, aus dem sie meinen, sich erlöst zu haben. Das deutsche Bürgertum aber ist mit Bedeutungslosigkeit gestraft. Mag es sich noch so sehr in anderen Idealen betäuben, das Gottestum in seiner Seele läuft leer, solange es sich nicht in der Form des Pestalozzigewissens entsiegeln kann. Wir gehen unter, wenn diese Gottessonne nicht über Deutschland aufgeht. Wir müssen uns verschaffen die Art der Pestalozziliebe, die zum Arbeiterbruder kommt, weil sie seine tiefste Not versteht, daß ihm die Lust versagt gewesen ist, Persönlichkeit zu werden. Diese Liebe sagt nicht „Gott", damit er lutherisch oder katholisch bekannt werde, sondern tut Gott, weil sie selber Gott im Herzen ist.

Der deutsche Gott fand die dritte Art seines Lichtlebens in der deutschen Metaphysik. Ihr Kennwort: Ewigkeit, die sich in Seelentiefen zu geistigem Leben entsiegelt. Ekkehart sah als erster die Gottesgeburt in der Seele und schuf die deutsche Mystik. Wenn die Seele aus dem Lärme des Sinnengeklingels bei sich einkehre, so steige die innere Unendlichkeit des „Fünkleins" auf, und sie wird verwesentlicht. Kant sah das „Apriori" und schuf den deutschen Kritizismus. Fichte sah die göttliche „Idee" und schuf den Tempel des deutschen Idealismus. Es war ein großer deutscher Orgelklang, die anderen Völker horchten auf die gewaltige Weise, deren sie nicht fähig waren. Aber bald begann auch hier der Sündenfall des deutschen Geistes. Die Deutschen zerschlugen ihre eigene Orgel. Das metaphysischste Volk der Welt fing alle Spekulation zu hassen an. Nichts mehr von urschöpferischen Tiefen in uns! Es gebe nur Hirngeschehen, das nachklingele, was die Reize der Außenwelt hineinklingeln. Die innere Wertgeburt, die die Menschen verwesentlichte — ein lebensfremder Wahn. Wertschöpfer sei der rechnende Verstand, der alle Begegnisse auf Wohlsein und Nutzen abtaste. Immer selbstmörderischer verneinte sich der deutsche Geist, immer hemmungsloser verfiel er ausländischem Materialismus und Empirismus. In dem Maße, wie er sich in ein Spiel von Stoffen, Kräften, Wirtschaftszwängen und Naturgesetzen auseinander sah, lebte er sich auseinander. Die göttliche Licht-

setzung in seiner Seele erlosch, und in ihr erschufen sich tausend Teufel des Neides und Bruderhasses, der Feigheit, der Ehr- und Zuchtlosigkeit.

Noch lebt in der deutschen Seele unter Schutt und Asche das Ekkehartfünklein. Gebiert sich wieder Gottes Odem hinein, so wird ein neues Deutschland. Verglimmt das Fünklein, so gibt es nur noch deutschsprechende Massen, kein schaffendes Volkstum mehr; nur noch Quadern und Säulenhallen aus deutscher Vergangenheit, aber das deutsche Wesen ist — verwest.

Metaphysik der Geschichte[19])

Dies die Lehre vom Gottestum, das sich im Volkstume erschafft, das mit belebendem oder verzehrendem Odem hervorbricht, je nachdem ein Volk diese oder jene Eigenschaften seines Wesens ausdrückt und im Gemeinschaftsleben entfaltet. Die bloße Naturanlage ist das wenigste bei den Völkern. Volkstum erzeugt sich geschichtlich in einer Kette von Tatvollzügen, mit denen übergeschichtliches Quellen anhebt. Das läßt die physischen Übereinstimmungen der Menschenschläge unter sich. Geschichtliche Verschiedenheit der Völker setzt sich durch, je nach der Art, wie ihre Tätigkeit die übergeschichtliche Tiefe entsiegelt. Spannungen und Gegensätze kommen hierüber zum Ausdrucke und Austrage, die den Rahmen des biologisch Gegebenen weit übersteigen, die immerfort in den Entschließungen der Völker zur Wahl stehen und diesen Entschließungen eine selbstschöpferische Art geben, so daß daraus für ganze Zeitalter inneres Leben oder innerer Tod wird.

Biologisch gesehen wandeln die Völker die gemeinsame Menschenart mit nur geringen Unterschieden ab, so wie die blauen, grünen, gelben Farben alle Licht, alle gleich sehr Licht und alle gleich erfreuliches Licht sind, jede ein etwas anders gemodelter Ausdruck derselben Gattung. Nun aber denke man sich, daß sich in die Farben eine Künstlerhand tut. Es bleiben auf allen Gemälden dieselben physischen Farben, aber sie sind mit gänzlich verschiedenem Sinne erfüllt. Hier sind sie in der Art des Häßlichen, dort sind sie in der Art des Schönen geistig durchlebt. In solcher Durchlebung hat das Rot in dem einen Bilde eine ganz andere Bedeutung als dasselbe Rot in dem anderen Bilde erhalten. Ähnlich bei den Völkern, nur daß hier keine transzendente Künstlerhand von außen einzugreifen braucht, sondern daß in

ihrer Geschichte, die kein bloßes Geschehen, sondern fortwährendes Sichentscheiden ist, metaphysisches Wertleben von innen aufbricht, sich setzend hier zu diesen, dort zu jenen Wertgestaltungen, und daß die Wertpositivität und Wertnegativität nicht, wie der ästhetische Gegensatz „schön" — „häßlich", von vornherein fest steht, sondern erst durch das Leben der Völker selbst sich fest stellt.

Nach dieser Auffassung tritt in den verschiedenen Völkern nicht schlechthin Menschliches hervor, sondern das Menschliche eines jeden Volkes ist das Gefäß, in dem sich Göttliches eröffnen will. Wir kommen mit begrifflichem Allgemein-Menschentum nicht durch. Keine biologische Mencheneinheit wirkt im Hintergrunde der Nationen und gestattet jeder, sich schon darum für gut und vortrefflich zu halten, weil in ihr, als einer eigenartigen Blüte des homo sapiens, Menschenwürde und Menschenherrlichkeit verwirklicht sei. Vielmehr sollte sich jedes Volk mit Ernst und Selbstprüfung fragen: wie hat sich in dem Rahmen meines Eigentümlichen die Ewigkeit verflößt? Wie handelt die Ewigkeit jetzt mit mir? Als göttliche Liebeskraft oder als göttliche Zornkraft? Mit ihrem Gottestum werden die Völker gewogen. Das eine Volk wird und soll geschichtlich leben, das andere wird und soll geschichtlich ableben. Es wird vom geistigen Völkertode ereilt. So ist Geschichte für die Menschheit eine Differenzierungsschule. Sie ist und bleibt ein beständiges, immer neues Ringen zwischen Wert und Unwert der Völker. Wertbegriffe, nicht Naturbegriffe entscheiden hier, und nicht bloß Begriffe, sondern der volkliche Willenseinsatz, in dem sich das Gericht der Ewigkeit aufschließt. Hier ergreift ein Volk die ihm eigentümlichen Werte, mit denen es leben wird; dort ergreift ein Volk die ihm eigentümlichen Unwerte, an denen es sterben wird.

Die Nähe Gottes

Auffassung und Namen des deutschen Gottes, wie sie sich uns herausgeschält haben, sind gewiß manchem ungewohnt. Es ist ein Mysterium, um das es sich handelt. Die Freiheitsliebe zum Vaterlande, die volkliche Bruderliebe und die Liebe zur heimischen Geistesart sind fürwahr ein heiliger Dreiklang, dessen unlösliche Verschmolzenheit an die christliche Dreieinigkeit erinnert. Wir vernehmen hier ein

göttliches Leben, das sich in deutschen Seelen auf der Grundlage des Blutes erschafft.

Viele dürften das Mysterium anders ansehen. Sie spannen es in solche Vorstellungen ein, die der geläufigen Theologie entsprechen. Jene überindividuellen Seelenbewegtheiten, wird zugegeben, schlössen durchaus heiligen Gehalt ein. Aber sie hätten keine eigene Gottesart, sondern entlehnten solche dem allmächtigen Willen, der, längst ehe es Sonne und Monde, die Erde und ihre Völker gegeben habe, von Ewigkeit gewesen sei.

Äußerungen von E. M. Arndt klingen manchmal ähnlich. „Wohlauf, du redlicher Deutscher! Höre das Gebot deines Gottes, als ein ehrlicher Mann für dein Land und für die Deinigen im Felde zu stehen und als Streiter Gottes zu kämpfen im heiligen Kriege!" Solch heiliger Krieg ist nach Arndt jeder Befreiungskrieg. In ihm sind Haß und Zorn gegen die Unterdrücker des Volkstums heilige Pflicht. „Nicht mehr dieser wässrigen und weibischen Gefühle, nicht mehr diese Gleichgültigkeit und Erbärmlichkeit! Gott hat Zorn und Rache geboten, wie er Freundlichkeit und Liebe geboten hat." Mit dem heiligen Kriege ist allemal Gott, er steht selbst mit im Heere.

Näher besehen ist es nicht Arndts Meinung, daß ein jenseitiger Gott mit Wundern und Fügungen von oben hilft. Göttliches Leben geht nach ihm als innerste Durchwesung durch die Geschichte und bewirkt jegliche „geistige Weltbildung". Bald in diesem, bald in jenem Menschen, bald bei diesem, bald bei jenem Volke trete das göttliche Werden, der wirkende Sinn der Geschichte als „geistiger Stoß" hervor. „In einem edelen Menschen, der sich aus reinem Gefühle seiner Pflicht großen Taten und Gefahren hingibt, wohnt Gott wahrhaftig. Es wohnt eine unermeßliche und überschwängliche Kraft in ihm, die kein Teufel und keine Hölle besiegen wird. Das ist der Preis der Tugend und der Ehrenschein eines stolzen Gewissens, daß der Mensch an Antlitz und Gebärde, an Sinn und Gedanken göttlich wird, daß er durch die Blitzleuchtungen einer überirdischen Begeisterung, die er selbst nicht versteht, alles Niedrige und Schändliche vor sich in den Staub niederwirft." So wohnt Gott auch in dem Volke, das nicht um die Güter der Erde kämpft, sondern die Waffen für seine Freiheit ergreift.

Gottes Hauch kann aber auch anders hervortreten. Der „Keim

der Zeit" geht oft zuerst in den Seelen gewalttätiger Menschen auf, die das Alte niederreißen und als zerstörende Kräfte die Menschheit mit Gottes Finsterleben erschüttern, bis eben dadurch in den Seelen der Menschenallgemeinheit das werdende Neue, an seinem eigenen Gegensatze sich aufhellend, als Lichtleben durchbrechen kann. So oder so sieht Arndt in der Geschichte ein „höheres Leben" werkmeistern, das sich so grob weder zeigen noch fassen lasse. Er ehrt die Dunkelheit im Gange der Geschichte. Niemand könne sich vermessen, dem göttlichen Werdewillen in die Karten zu sehen. Genug, daß der einzelne Mensch, das einzelne Volk das nahe Göttliche ergreife, so wie es bei ihm aufbricht! Vaterlandsliebe, volkliche Bruderliebe, Liebe zur heimischen Art, die sich in der Lohe des Freiheitswillens verschmelzen, sind solch naher Gottesodem. Mit Bezug darauf heißt es: „Was Gott will in dem gewaltigen und geheimen Laufe der Zeiten, ist uns nicht verborgen, ist uns keine Minute ein Geheimnis. Wir sollen unsere Liebe und unser Leben, das, wodurch wir erst Menschen sind, das, wodurch wir den ehrwürdigen Namen eines Volkes verdienen, bis in den Tod verteidigen und jene leeren und eitelen Toren (Pazifisten) nicht hören, die uns zu Schutt predigen möchten, weil ihre Seelen nichts als morscher und fauler Schutt sind."

Man sieht hier mit Arndt göttliches Leben durch die Geschichte gehen, indem es in menschlichen Seelen aufgeht. Es segnet sie, wenn sie ihm folgen, es frißt sie, wenn sie sich ihm versagen. In dem einzelnen großen Menschen bricht es als seine Ewigkeitsbewegtheit auf, und in ganzen Völkern als ihr Gottestum. In dem Spiele und Gegenspiele, ob sich Seelen von diesen heiligen Flammen entzünden lassen oder unberührt von ihnen bleiben, bewegt sich die Weltgeschichte, die das göttliche Gericht in sich selber trägt.

Wider den Volk-Gottes Hochmut

Zu Beginn des Weltkrieges ist vom „Deutschen Gott" oft in anderer Weise gesprochen worden. Damals dachte man an den Gott des Christentums und meinte, dieser Herr des Himmels und der Erden habe einen besonderen Auftrag an das deutsche Volk und gewähre ihm seine besondere Hilfe. Der glorreiche Anfang des Krieges hatte bei manchem Einzelnen unter uns und in manchem offiziellen

Feldgottesdienste den Glauben aufkommen lassen, als gehe Gottes Segen sichtbarlich mit den deutschen Waffen, desselben Gottes, dessen Beistand auch drüben auf feindlicher Seite angefleht wurde. So meinten es damals Viele, wenn sie vom „deutschen Gott" sprachen, von Gott nämlich, der unser Alliierter sei. Die harte Lehre des Krieges hat das allgemeine Gottvertrauen in diesem Sinne tief erschüttert, wie denn auch die frühere deutsche Geschichte durchaus nicht den Eindruck begünstigt, als halte es Gott besonders mit dem deutschen Volke.

Es gibt drei Weisen, den Hochmut eines Volkes, als stünde es mit dem lieben Gott auf Du und Du, abzulehnen. Die eine Weise ist, daß man die Gotteskindschaft jedes einzelnen Christenmenschen ausspricht, die zweite, daß man die furchtbare Unbegreiflichkeit des mosaischen Gottes gegenüber aller Geschöpflichkeit hervorhebt, die dritte, daß man das Geheimnis selbstschöpferischer Ewigkeit in der Geschichte betont. Das erste ist der Weg des Neuen Testaments, das zweite ist der Weg des Buches Hiob, das dritte ist unser und E. M. Arndts Weg, über dem das Gesicht der deutschen Mystik steht.

Im Neuen Testamente ist der religiösen Überheblichkeit des Volkes Israel auf die erste Weise abgesagt. Den Juden war ihr Gott, der ihr Nationalgott war, der alleinige Schöpfer Himmels und der Erde; wie sie noch heute ihren Denkstil und ihren Geschmack als maßgebend den Anderen vorzuschreiben suchen. „Sie wollen", hebt E. M. Arndt hervor, „das Ihrige hartnäckig behauptend und festhaltend, mitten in einer anderen Weltordnung als eine veraltete Ruine dastehen und die ganz anderen Welttriebe, ja Gottestriebe, der übrigen Völker nicht vernehmen und erkennen."

In solchem Sinnen kreuzigen sie noch immer jeden anderen Gott. So schon im Alten Testament. Ganz richtig: wenn ihr Gott der Herr der ganzen Welt wird, der keine anderen Götter haben will neben sich, dann sind und bleiben sie das auserwählte Volk, das auch sich zur Herrschaft über die ganze Welt berufen fühlen darf. Mag das Christentum mit seiner Gottesvorstellung die Bevorzugung der Juden für längst erloschen erklären, ihnen selbst bleibt es ihr ewiger Vorzug und ihr ewiges Vorrecht, und sie haben wohl Ursache, den Gang der Weltgeschichte als eine Bestätigung dafür anzunehmen, daß ihr Gott Jahwe noch heute mit ihnen ist. Die Züge dieses Gottes Jahwe sind nicht nur Liebe, er hält voll Eifersucht auf die ihm zustehende

Verehrung, für die immer mehr äußere Vorschriften gehäuft werden, und kehrt sich zornig bei Verfehlungen ab, wie er auch den israelitischen Zorn gegen ander Völker, wenn er sie in Israels Hand gegeben hat, frei gewähren ließ.

Dieser israelitische Volksgott ist und war für reines Gottesbewußtsein nicht erhaben genug. Es ist alles erstarrt in religiösem Händlertum und Pharisäertum. Gerade die Belastung Gottes mit den sinnlichen und selbstischen Zügen des israelitischen Volkscharakters hat, noch auf dem Boden des Nationalgottestums, die Propheten auf den Plan gerufen, bis Christus, der größte Prophet, den entscheidenden Schritt und Schnitt tat, daß er den Begriff seines liebenden Vaters aus der Ebene des Nationalgottestums überhaupt heraushob. Es ist, als ob der neutestamentliche Gott selber aufatme, aus der Enge und Kleinheit, in der er im Alten Testament gehalten worden war, erlöst zu sein. Darum *kann* im Neuen Testament von irgendwelchem Volkstum, Vaterland, Kulturgeist schlechterdings nicht die Rede sein. Wir hören da nichts von Völkerberufen und Völkerpflichten, sondern es wird gerade im Gegensatz zum alttestamentlichen Glauben der Juden an ihren Nationalgott und die besondere Gotteskindschaft ihres *Volkes* die allgemeine Gotteskindschaft aller *einzelnen* Menschen betont. Über die Schranken des Volkstums hinweg wird evangelische Liebe aller Menschen zu allen gebracht. „Wer das Schwert gebraucht, soll durch das Schwert umkommen." Die Welthändel sind eben nichtig für ein Kind Gottes. Jesus findet gegen sie zwar keinen Tadel. Sein schwertloses Eifern richtet sich nur gegen das Unheilige in den Gesinnungen. Aber er findet für sie auch keine Liebe. Jesus hätte ganz gewiß zur Liebe für volkliche Pflichten ermahnt, wenn er solche, die Gott auferlegt habe, gekannt hätte. Nein, im Evangelium steht Gott dem Wesen und den eigentümlichen Zielen der Völker gleichgültig gegenüber. Mindestens Vaterlandsliebe und Liebe zur volkhaften Kultur sind dort keine Werte, geschweige heilige Werte. Die Unterschiedlichkeit aber auch der volklichen Bruderliebe von der evangelischen allgemeinen Menschenliebe ist oben besprochen worden.

Um so gottgewollter sind Vaterlandsliebe und volkliche Bruderliebe und Liebe zur volkhaften Kultur nach jener zweiten Auffassung von Gott als dem Herrn der Geschichte und der Volkstümer. Sie ist

am Buche Hiob orientiert. Gott richtet den Weltlauf so ein, wie er ihn haben will, nicht wie wir ihn möchten, daß er sei. Er ist der schlechthin Gewaltige über unseren logischen und ethischen Maßstäben, über unseren volklichen und menschheitlichen Ideen, der zerschmettert, der wohltut oder uns in grauenhafter Verlassenheit allein läßt. Seine Schickungen sind die Vaterlandsliebe und ihre Begleitwerte, seine Schickung ist das beständige Kämpfen und Ringen, in dem jedes Volkstum mit seiner Vaterlandsliebe gegen anderes Volkstum steht. Aber kein Volk darf glauben, so heiß solche Liebe ist, einen Gutschein bei Gott zu haben. Die Völkerschicksale entsteigen aus ihm in göttlicher Freiheit.

Orientalische Schatten, das Schweigen und Neigen der Unterwürfigkeit huschen in dieser Lehre. Ihr Wahrheitskern ist die Verneinung nicht nur des Hochmutes, als dürfe sich irgendein Volk als Volk Gottes fühlen, sondern auch des gedankenlosen Glaubens an einen Sieg des Guten. Im Glauben an den „Sieg des Besseren" steckt die Erwartung, daß die letzte Macht für guten Kampf künftigen Triumph bereit halte. Im Sinne des Buches Hiob fühlt sich Gott in seiner Majestät von solcher Erwartung beleidigt, weil er durch keine Verpflichtung den Menschen gegenüber festgelegt sein will. Geschieht doch auch das Böse nach seinem Willen.

Die dritte Weise, die Einbildung abzulehnen, daß sich mit einem Volke die Ewigkeit gleichsam verbrüdert habe, ist in unseren eigenen Ausführungen enthalten. Darüber noch einige Worte.

Gott in der Geschichte

Die Annahme eines geschichtslosen Gottes, der blutlos im Jenseits stehe, wetteifert mit dem Irrtume derer, die im geschichtslosen Blute gegebene Göttlichkeit erblicken. Nicht Geschichte *hat* einen prädestinierten Sinn, sondern Geschichte ist ein in Völkerhüllen sich schaffender geistiger Sinn. Gott lebt und webt — wenn wir deutscher Mystik folgen[20]) — nur in menschlichen Seelenbewegungen. Ohne sie ist er stille Wüste, nichtseiend, nichtwirkend, unbestimmt wesender Ungrund. In den menschlichen Seelenbewegungen aber lebt er als überindividueller Geist der Bewegung auf. Das Wirksamwerden dieses Geistes nennen wir „Geschichte".

Gott will nichts mit den Völkern; nein, er will in ihrer Naturanlage zu geschichtlicher Geistigkeit werden, er will — ekkehartisch gesprochen — als Geschichte jedes Volkes geboren werden. Aber nur menschliche Willensentschlüsse machen Geschichte und Geschichtlichkeit. In ihnen entsiegelt sich aus einer unsichtbaren und ungegebenen, alle Völker durchschneidenden, Mitte, je nach Art dieser Entschlüsse, göttliches Leben oder Widerleben. Dabei werden seelische Eigenschaften, die zunächst der bloßen Naturanlage der Völker angehören und für sich ohne Wertgehalt und Geistgehalt sind, in Bedeutung, in geistiges Gesicht verwandelt. Sie beleben sich als Wert oder Unwert, und das mit ihnen erfüllte Handeln wird Glied einer sich stets weiterzeugenden Kette. In diese tritt immer wieder ein das geschichtlich lebendig Gewordene, sei es Geistiges oder Ungeistiges. In dem Willen immer neuer Einzelner, in deren Seelen das Lebendige eingreift, brechen Kräfte auf, die für das Volk Kräfte des Lebens oder des Todes sind: hier Menschen, in denen das Feuer der Vaterlandsliebe, der volklichen Bruderliebe, der Liebe zum Geistgesichte der Heimat brennt; dort Menschen, die sich innerlich zur Fremde bestimmen oder in Selbstsucht verfallen. Beides, die Geistigen und Widergeistigen, ringen mit Wesen und Tun, daß sie die ungeistig Schwankenden und Unbestimmten und die noch unberührten Seelen mit sich reißen.

Im Ringen und Widerringen dieser Kämpfer nach innen und nach außen besteht die Geschichtlichkeit der Völker. Sie vollendet sich zu ihrem Leben oder Tode, je nachdem Führer und Massen Reiser werden für das Gottestum im Volkstum oder in Ungeistigkeit und Widergeistigkeit davon absterben.

Kurzum nochmals: weder geschichtsloser Blutgott, noch blutloser Geschichtsgott! Göttlichkeit, als handelnde Ewigkeit, kann nur etwas Schaffendes sein, und nur in Wollenden schafft es sich. In jenem Dreifachen: Vaterlandsliebe, Liebe zum Blutsbruder und Liebe zu der geistigen Prägung, in der das Wesen angestammter Art erscheint, ist Gott konzentriert lebendig. Darin strebt seine schaffende Macht, daß sie sich zu einem Volkstum schaffe, das sich geschichtlich setze. Wenn ich wieder ekkehartisch sprechen darf: Gott jagt und drängt danach, als ob seine Seligkeit daran hänge, daß er sich in den Seelen von Menschen als ihr Volkstum schaffe. Dazu braucht er den Willen jedes einzelnen, wie nach der Edda Odin zu seinem Kampfe den Willen jedes

Helden braucht. Der jenseitige Geschichtsgott verblaßt hiermit. Warum das Göttliche auswärts sehen, wenn man es in inneren Wundern, in geistigen Wundern beim Einzelnen und im Volksleben, erfassen kann?

Beschluß

Wir sind im Kriege zerbrochen einerseits an der Gottlosigkeit der Vielen, andererseits an dem bequemen Glauben der Regierenden, daß der „Lenker der Schlachten" und des „Weltgewissens" die Guten nicht von den Schlechten knechten lassen werde. Hätten wir mehr unter uns den „deutschen Gott" *getan*, hätten wir nicht wieder einmal das furchtbare Wort wahr gemacht, daß der Deutsche nur durch den Deutschen besiegt werden könne, mindestens wären wir in der Niederlage ein würdiges Volk geblieben.

Es ist — man muß es immer wieder unterstreichen — ein anderes Heiligtum um die evangelische Liebe, und ein anderes um die dreifaltige Liebe zum Vaterlande, dem brüderlichen Blute und dem geistigen Leben des Volkstums. Beide Heiligtümer können sich in jedem Volke erschaffen. Die Seelendurchwesung mit dem letzteren ist aber unserem Volke besonders nötig. Vielleicht auch bricht sie, *wenn* sie zu den deutschen Menschen kommt, in einer besonders tiefen Weise hervor. Wiewohl uns z. B. bei den Franzosen bisher ein wirksameres Nationalgefühl begegnet, so ist der Hebel bei dieser Wirksamkeit Eitelkeit. Sie fühlen sich als ein auserwähltes Werkzeug des jenseitigen Gottes, der ihre Kultur zum Lichte der Welt bestellt habe. Die Mission, die sie von dem auswärtigen Gott empfangen zu haben glauben, verhindert sie zu sehen, daß *innerliches* Gottestum in der Seele eines jeden Volkes emporsteigen will, und daß es an unserem Willen des Vernehmens und Empfangens liegt, ob es sich ganz in den Seelen entsiegelt. Der „deutsche Gott" ist kein überzeitlicher Weltlenker, ob er Wotan oder Jehova heiße. Er ist inneres Gottestum, das aus dem deutschen Schicksal heraus mit der Kraft der deutschen Seele erlebt sein will. Es braucht der Furchtbarkeit des deutschen Schicksals, um in der deutschen Seele eine solche Wesentlichkeit zu begründen, wie gerade sie ihrer fähig ist, in der sich dies innere Gottestum in höchster Konzentration und heiligster Dreieinheit erschaffen kann, zu der in der

Seelenhaltung anderer Völker zur Zeit nicht einmal die Möglichkeit vorliegt. Kein Volk ist in solcher inneren Hölle wie das deutsche. Weil es in dieser inneren Hölle der Selbstzerfleischung ist, darum ist es in der äußeren Hölle der Erniedrigung und der Knechtschaft. Wenn wir die Kraft finden, diese innere Hölle der Zwietracht und Volksentfremdung zu überwinden, so wird unser Volk einen inneren Himmel haben, gegen den das ruhmsüchtige Vaterlandserlebnis des Franzosen und das geschäftssatte des Engländers nichts ist. Mögen andere Völker ihre Seligkeit in flacheren Gotteserlebnissen finden, deutsche Seligkeit kann nur in diesem Gotteserlebnis ausruhen, wie es nur deutsche Augen gibt, es zu sehen.

Schenkende Berufe

Erschienen erstmalig in der Deutschen Handelswacht (Weihnachtsnummer 1929), dann in der Sammlung „Nationalsozialistische Weltanschauung" bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1933

Es gibt einen Geistesweg zu sich selber, der auch Bruderweg zu andern Menschen, zu Menschen des eigenen Volkstums, sein soll. Der Geistesweg zu sich selber ist der Weg des Berufes. Über dem Bruderweg zu andern Menschen leuchtet der vaterländische Sinn und volkliche Segen meines Berufes. Auf beiden Wegen handelt Ewigkeit in mir. Der Bruderweg bedeutet das größere Heiligtum.

Der Geistesweg zu sich selber ist, daß man die wertlose Selbstbetonung der blinden Individualität vertauscht mit der wertgehaltigen Selbstbetonung der Persönlichkeit. Die Natur hat uns mancherlei Anlagen in die Wiege gelegt. Vielerlei Regungen und Wünsche treiben uns um uns selbst herum. Wir sind ein buntes Gemisch von Selbstsucht und Wohlwollen, von Neid und Gutmütigkeit, Sinnenbegier und Begeisterungsfähigkeit. Was von allem ist man? Nichts, wenn man nicht in sich selbst Stand faßt mit einheitgebietendem Willen! Das alles schäumt und wallt in uns, wir sind ebenso leicht gerührt wie verführt. Heute treiben wir im Flutstrome dieses, morgen jenes Wunsches. Der unerwachte Mensch glaubt, in jedem Gefühle ganz zu sein, er bejaht sich unaufhörlich so, wie ihm gerade zumute ist. Das ist die wertlose Selbstbetonung der blinden Individualität, die immer wieder anders umschlägt, ohne Einheit und Stetigkeit ist. Wie man sich jeweils getrieben fühlt, will man leben und sich ausleben.

Es gibt ein anderes Selbst, meine geistige Wesenheit, die mir nicht gegeben ist, sondern die sich in mir schaffen will. Sehe ich nicht dann und wann über mir das Gesicht von Aufgaben, die meinen Willen einfordern? Sie erheben sich aus meinen Anlagen, sie knüpfen sich an die Verhältnisse, die mich umgeben, sie verdichten sich in den

Geschicken, die mir begegnen und zeigen mir den Beruf, darin ich den Sinn meines Lebens ergreifen und mein Schöpfertum entfalten soll. Hier naht meine Geistesstunde. Mein bloßes Dasein ist umschattet von Vergänglichkeiten. Der Beruf, der nach mir ruft, schreibt mich in das Buch des Lebens ein. Werde ich ein Mensch des bloßen Daseins bleiben, der nichts ist als die Folge seiner jeweiligen Seelenaugenblicke? Oder werde ich mich selbst stetig machen in Pflicht, Glaube, Liebe, Wahrheit, Treue, indem ich mich zu dem idealen Sinne meines Berufes bekenne? Versage ich mich ihm, so bleibe ich ein triebhafter Egoist. Sage ich ja zu meiner Aufgabe, gehorche ich dem Rufe, der meine Kräfte sucht und weckt, so tritt geistiger Gehalt in mein Dasein, der höher ist als mein sinnliches Sein. Ich empfange die Würde einer Persönlichkeit. Persönlichkeit ist ein Ich, das schöpferisch über sich hinaus bewegt ist von seinem Werke, seiner Aufgabe, seinem Berufe. Da schält sich aus der Hülle eines Seelenlebens ein Keim selbstschöpferischer Göttlichkeit hervor. Hat sich geistiges Leben in mir geschaffen, bin ich geistig umgeschaffen? Ich weiß es nicht, eine Macht der Schöpfung ist mir nahegetreten; aus dem lebendigen Schoße der Anfänge sind Kräfte über mich gekommen, die sich in meinen Anlagen entbinden wollen.

Aber das Göttliche, das mit schöpferischem Drange in uns erwacht ist, kommt nicht zu seiner Vollblüte, wenn nicht die Liebe daran teilgenommen hat. Der Mensch des Berufes meint leicht, daß die Ermächtigung aus dem Übersinnlichen, die jeder Beruf darstellt, eine Sache nur zwischen ihm und der Ewigkeit sei. Er fühlt sich lediglich als einzelner berufen; weil gerade er mit diesen Anlagen und Kräften begabt sei, falle ihm der Auftrag zu, die Arbeit zu tun, in deren Gehalt er sich für sich befriedigt. Das ist so, wie wenn er zwar die schöpferische Urmacht bekennte, die, wie in den Kräften des Alls, so auch in den seinigen wirkt, während ihn aber der Geist der Güte, die Liebe, die unter Menschen Mensch geworden ist, nicht berührt hätte. In Güte ist tiefere Göttlichkeit als in der Kraft und in der Macht. Bei Gott und Menschen muß die Kraft zu Güte werden, auch die Gotteskraft, die in meinem Berufe mit mir ist.

Das ist keineswegs der Fall, wenn man meint, es komme wesentlich auf die Beziehung zu den Menschen an, die mir von selber Kameraden werden, weil sie demselben Berufe anhangen. Gewiß weiß

man sie gern als Brüder im Geiste, man sieht sich mit ihnen zu einer großen Gemeinde zusammen, bei deren einzelnen die Seelensaiten ohne weiteres aufeinander gestimmt seien. Es ist aber ein Unterschied, ob man sich berufsständisch mit beliebigen anderen zusammennimmt, oder ob diese anderen die Berufsgenossen innerhalb des eigenen Volkstums sind. An sich neigt der Berufsgedanke dazu, die Grenzen des Volkstums zu überspringen. Es berückt, die Gemeinde derer, die mit mir dieselbe Berufsehre teilen, weltweit vorzustellen, das Gefühl der Kameradschaftlichkeit über den Erdball auszubreiten.

Dennoch ist in der Gemeinsamkeit, die der gleiche Beruf bedingt, nur ein Bruchteil von echter Liebe. Die im Beruf vereinigten Menschen bilden einen Kreis um die Idee ihres Berufes und fühlen sich nur unter den Bedingungen zueinander hingezogen, daß sich jeder zu derselben Idee bekennt. So hängt die Verbundenheit der einzelnen von der Kraft ab, mit der der übergreifende Berufszweck sie bewegt. Das ist mittelbare Liebe von Menschen zueinander. Mit der Hervorbringung einer Organisation, die jenem Zwecke angepaßt ist, die es gestattet, ihn ausgiebiger zu pflegen, die überdies geeignet ist, gemeinsame Belange zu vertreten, die der Ehre und der Lebenshaltung des Berufes gelten, ist der Gemeinschaftswille erschöpft. Es fehlt das organische Selbstleben einer unmittelbaren Seelengemeinschaft, in der die Willen als solche ineinander leben, wo die Gemeinschaft selber das Gut ist, das man empfindet, und das die Menschen für einander gütig macht. Wo Güte ist, da ist Geschenk. Da wetteifern die Seelen, sich Liebes zu tun. Jede bereitet ihr Bestes, damit es Gabe und Reichtum für die anderen werde.

Aber ist es denn so, daß sich die Berufsgenossen gegenseitig das bringen, was sie an Wert in ihrer Berufsarbeit erschaffen, was als Fülle ihren Köpfen und Händen entströmt, wenn der Genius sie berührt, oder was die Treue des Werktages zustande bringt, wenn sich aus den Stunden ihres Eifers und ihrer Mühe die gediegene Endleistung erzeugt? Nein, nicht sich gegenseitig beschenken sie mit dem Segen ihres Schaffens, sondern der Sinn ihres Berufes ist, daß das, was ihnen zusammen gelingt, den Menschen anderer Berufe zugute kommt, und daß ihnen zu Gunst und Frommen das zurückströmt, was die Menschen der anderen Berufe leisten. So schlingt sich eine Kette des Helfens und Dienens von Beruf zu Beruf. Hier will sich

der Geist des Berufes, der meine Persönlichkeit adelt, in den Geist der Liebe umsetzen, der Seelen mit Seelen eint, nicht einzelner nur mit einzelnen, sondern der über jeden Beruf ein Seelentum legt, das mit dem Seelentum anderer Berufe Huld und Treue tauscht.

Wer seinen Beruf lieb hat, wer fühlt, daß darin seine geistige Persönlichkeit ruht, der weiß, daß ihm in seinem Berufe nicht nur Gut geschenkt ist, höher als aller wirtschaftlicher Vorteil, sondern auch, daß sich an dies Gut die Verpflichtung der Güte knüpft. Was wäre all sein Schaffen, wenn es nicht Schenken wäre? Und wo wäre sein Schaffen, wenn er nicht schon vorher der Beschenkte wäre? Jedes Kleidungsstück, das er trägt, jeder Bissen, den er verzehrt, jedes Haus, das er bewohnt, jede Straße, auf der er schreitet, kommt aus der Arbeit von Bruderhänden. Erst dies gibt seiner Hingabe an seine Arbeit Halt und Rückgrat. Ohne das Zusammengreifen der anderen Berufe mit dem seinigen schwebte er in der Luft, wäre er gar nicht die Einzelpersönlichkeit, die ihrer Aufgabe seelischen Spielraum böte. Daß ihm ein Teil Lebenslast von den anderen Berufen abgenommen wird, das macht ihn frei zur Hingabe an sein Tagewerk.

Eine Lebenskette reicht von mir zu den Volksgenossen. Sie geht durch alle Berufe hindurch und will, goldig werdend in der Esse der Berufe, die innere Glut der Liebe annehmen. Die göttlich-geistige Kraft der Berufe will sich tiefer vergöttlichen in einer brüderlichen Willenskette. An jedem einzelnen liegt es, ob Glut und Glanz bei ihm herausschlägt. Wenn sich in seiner Seele Berufstreue und Brudersinn vermählen, so wird er das Leben des Volkstums in vielen Seelen retten. Ja, des Volkstums! Denn in solcher Verwobenheit und Verwachsenheit der Berufe lebt das Volkstum. Es ist in die Berufe ausgegliedert, wie sie alle von seiner Ganzheit umfangen werden. Damit eröffnet sich die letzte Tiefe der Berufe. Es geht nicht bloß darum, daß sich die Schaffenden in allen Berufen mit dem beschenken, was sie leisten. Sie sollen ihrem Volkstum selbst das höchste Geschenk werden, mit dem was sie sind. Bedeutete mir vorher Beruf, daß meine Anlagen in einen geistigen Sinn eingegliedert und dadurch verwesentlicht werden, so erkenne ich nun, daß schon in meinen Anlagen selbst etwas Wesentliches steckt, nämlich die Art meines Volkstums, die sich durch die tausend Anlagen der tausend einzelnen hindurch entfalten will. Sie braucht auch meinen Einsatz, um geistig zu reifen. Daß ich

in der Hingabe an meinen Beruf Wesen gewinne, daraus soll, so will es der Geist des Volkstums, Wärme hinüberstrahlen zu allen Brüdern, damit auch ihre Innerlichkeit in der Farbe des Volkstums aufblühe. An unserer Gediegenheit in unserem Berufe hängt, daß sich die Gediegenheit anderer in ihrem Berufe belebe. Wesen tritt dann zu Wesen. Aneinander sich aufrankend, wächst die Schar der beruflich und volklich belebten Persönlichkeiten, und aus ihrer aller geistigen Haltung bildet sich eine große geschichtliche Prägung, die die Ehre des gemeinsamen Blutes ausspricht. Hier stehen Himmel offen. Man muß nur hineinsehen können.

Freilich lagert vor den Fenstern dieses Himmels die wirtschaftliche Auffassung und umdunkelt die lichte Helle mit Maschinendünsten. Das nur wirtschaftliche Denken erblickt nur Ware, die in Geistesarbeit und Handwerk hergestellt werde; Fabrikat, das Umsatz brauche und mit dem Fabrikate anderer Berufe bezahlt sein wolle. Absatz, Umsatz, Ware, Lohn, das ABC des wirtschaftlichen Denkens! In der Betonung des äußeren Güteraustausches, mit dem die Berufe ineinandergreifen, verschwindet das Gefühl für die innere Begegnung der Berufe, für den Strom hinüber und herüber, der zwischen schenkenden Seelen fließt. Alle Gesinnungsbegegnung löst sich auf in Rechnung. Leistung und Gegenleistung messen sich an der Bezahlung.

Auf dem nichts als ökonomischen Boden muß sich alles isolieren, entpersönlichen und mechanisieren. Innerhalb der Berufe läßt er die Beziehung der Berufsgenossen verarmen. Ihr geistiger Verkehr erstarrt in der Betonung von Fachinteressen, und ihre Geselligkeit wird zu einem leeren und anspruchsvollen Unter-sich-Sein. Erst recht leben sich die Berufe selbst auseinander. Sie werden abgezirkelte Produktionsschichten, die jede ihre Art Menschen brauchen und verbrauchen, Menschen, die sich im eigenen Daseinskampfe nicht darum kümmern, wie den Menschen außerhalb ihrer Kreise zumute ist. Der Staat wird dem nichts als wirtschaftlichen Denken zu einer formalen Organisation, die die verschiedenen Produktionsschichten äußerlich und mechanisch zusammenfaßt. Auch seine eigenen Funktionen erstarren dabei ins Äußerliche und geraten in den Dienst politischer und ökonomischer Selbstsucht. Man vergißt ihr volkisches Miteinander und gewöhnt sich, von „Klassen" zu sprechen, deren Wesen Vorteilssicherung in einem Geiste des Nehmens und der Gewalt widereinander sei.

Heute sind wir so weit, die verödende wirtschaftliche Auffassung der Berufe zu überwinden. Sie bedeutet Volkstod. Der göttliche Sinn der Berufe beginnt wie ein neues Evangelium wieder bei uns aufzugehen und erlöst uns vom Volkstode. Es ist der dreifache Sinn, daß jeder einzelne in seinem Berufe von der ewigen Kraft mit Schöpferkräften beschenkt werde, daß er mit den Leistungen seines Schaffens die Volksgenossen beschenke, wie diese ihn mit ihren Leistungen beschenken, und daß sich in der Gediegenheit aller Schaffenden und Schenkenden ihr Volkstum ausreife und verwesentliche. Wer diesen heiligen Dreiklang vernimmt, der wird von inniger Liebe zu den Brüdern erfüllt, die ihm blut- und schicksalhaft verbunden sind. Alle seine Berufsgedanken bezieht er auf die Liebeskette, die er mit ihnen bildet. Und er wird von inniger Liebe zu seinem Volkstum erfüllt, dessen Wesenhaftigkeit in seiner Seele erwacht ist. Er spürt, daß er erst im Aufbruche seiner volkischen Eigenart die eigene Vollpersönlichkeit gewinnt.

Ein volklich wurzelloser Mensch ist und bleibt als Persönlichkeit unreif. Es ist etwas daran an der mittelalterlichen Vorstellung, daß der Mensch, der sich vom heiligen Schoße Gottes abscheidet und etwas für sich sein und bedeuten will, den Halt, den er in sich selbst zu haben glaubt, nimmer finden kann. Auch im Völkerleben ist göttliche Lebendigkeit. Auch wenn man sich aus dieser ausscheidet oder noch nicht in sie eingeeignet hat, ereilt den Menschen innere Strafe der Gottesferne, selbst wenn er idealistisch von allgemeiner Menschheit träumt. Das Bild der Menschheit ist eine Fata Morgana. Es ist, wie das wildbewegte Wellengekräusel eines Meeres, unruhige Himmelsspiegelung. Die tiefen Schichten des Meeres sind still. Da ruhen die Wassermassen fest ineinander und quellen in eigenen mächtigen Strömen. Unser quellender Persönlichkeitsstrom ist unser Volkstum, die mächtige Willenskette, die vom Beginne der deutschen Geschichte bis heute geht. Reihen wir uns in sie ein, indem wir uns liebend und verstehend miteinander verketten, so wird die deutsche Tiefengöttlichkeit, die vierzehn Jahre hindurch leblos und unbewegt wie in Totenstarre geruht hatte, durch uns, bei uns und für uns geweckt. Die Glocke jenes heiligen Dreiklanges klingt durch die deutschen Gaue und läutet deutsche Wiedergeburt.

IV.

Schriften zum Aufbau arteigener deutscher Philosophie

I. Deutsches Wesen und deutsche Weltanschauung

Erschienen erstmalig in den Blättern für deutsche Philosophie Band III, 1930, dann neu durchgesehen in der Sammlung „Nationalsozialistische Weltanschauung" bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1933

Vorbemerkung: Das Wort „Weltanschauung" wird nach dem völkischen Durchbruche von 1933 mit Vorliebe in einem rein politischen Sinne gebraucht. Es bedeutet dann den Glauben an den Hochwert unseres blutgebundenen Volkstums, der alle Deutsche zu brüderlicher Gemeinsamkeit verbindet und sie verpflichtet, den Fortbestand und die Reinheit ihrer Art zu erhalten und zu pflegen. Im überlieferten philosophischen Sinne bedeutet Weltanschauung die Weise, wie sich menschliches Denken zu den letzten Fragen des Daseins einstellt. Man erlebt sich selbst in der Einheit und Unterschiedlichkeit leiblichen und seelischen Seins und fühlt sich von ewigen Gehalten berührt, die sich sowohl über die Einzelnen (Ehre, Freiheit), wie über ihre volkliche Gemeinschaft (Vaterland, Brudertum, Führertum) ausbreiten. Das bedingt unbeweisliche innere Stellungnahme, in deren Verschiedenheit die Verschiedenheit des metaphysischen Denkens der Völker besteht. Um diese unaufhebbare Verschiedenheit deutschen, französischen und englischen philosophischen Denkens handelt es sich im folgenden Aufsatz. Man sehe auch die Abhandlung „Grundzüge einer Geschichte der artdeutschen Philosophie" (bei Junker und Dünnhaupt, 1937).

I. Das deutsche Wesen

Deutsche Weltanschauung und deutsches Wesen erzeugen und beleuchten sich gegenseitig. In der Entwicklung der deutschen Weltanschauung treten die Züge des deutschen Wesens hervor. Umgekehrt, wer die

Züge des deutschen Wesens kennt, dem erschließt sich auch das Verständnis der deutschen Weltanschauung. Die deutsche Weltanschauung hat sich in der Geschichte fortschreitend entfaltet. Schon frühzeitig zeigt sich bei den Deutschen eine ganz bestimmte Art des Philosophierens, die Welt und das Leben, Gott und die menschlichen Dinge anzusehen, und diese Art stellt sich hernach in immer neuen Ansätzen immer schärfer heraus. Da tönt eine Weise auf eigenem Instrumente, von der grundsätzlich verschieden ist, was uns das französische, das englische und sonstiges Denken zeigen.

Dieses Hohelied unserer Seele ist aus dem nordischen Erbgute unserer Seele geboren. Bekanntlich ist das deutsche Wesen nicht rein nordisch gestimmt. Das Nordische in uns muß sich immer wieder behaupten und durchsetzen gegen die eingewanderten Säfte unseres Blutes, gegen ostische und westische Keime, gegen semitische Einmischungen. In der deutschen „Weltanschauung" hat sich nordisches Blut für sich selber s i c h t b a r gemacht. Dort, im Seelischen, erkennt es sich leichter und sicherer, als an äußeren Merkmalen. Dort hat es s e i n e n Himmel über sich gespannt, sein Wahrzeichen aufgestellt, daran jeder zu reinem Deutschtum im Geiste zurückkehren kann, in dessen Leiblichkeit das nordische Blut mit anderen Keimen im Kampfe liegt.

In der deutschen Seele war einst jene Weltanschauung entstanden und ist im Wachstum der Geschichte gereift. Nun ist sie die Arznei, um auch solche Seelen wieder deutsch denkend zu machen, die sich mit sich selbst entzweit haben, weil sie den Mischlingsbestandteilen ihres Blutes mehr gefolgt sind, als ihrer wahren Seinsart, oder weil sie blindgläubig fremden Einflüssen hingegeben waren, die sie von außen umgarnt haben.

Seit dem 30. Januar 1933 hat das deutsche Volk die Führung gefunden, die bewußt den Adel deutscher Art zum Zuchtmeister der deutschen Seele machen will. Wieder spricht man von deutscher Weltanschauung, die seit den Novembertagen 1918 in Deutschland abgesetzt war. Aber man nimmt sie nur als eine Hoffnung, nicht als eine Tatsache. Man fordert, das sie den Stempel unseres Blutes tragen s o l l, daß sie ganz in Deutschheit getaucht sein s o l l, wie dies ebenso von deutschem Rechte, deutscher Kunst, deutscher Religion, deutscher Staatsführung, deutscher Wirtschaft gefordert wird. Darin, daß man dies alles fordert, meint man schon selbst „deutsche Weltanschauung" zu

besitzen. Man verlegt sie als eine zu schaffende ins Biologische und weiß nicht, daß sie längst geschaffen ist, als die gewaltigste Metaphysik aller Zeiten, nämlich als die große deutsche Metaphysik vor dem Dreißigjährigen Kriege. Sie ist gemeint, wenn wir oben sagten, in ihr habe sich nordisches Blut erstmalig für sich selber sichtbar gemacht. Sie entstand, als die deutsche Seele die Fremdheit des Christentums überwunden, es umgedeutet, mit sich verschmolzen und so ihre eigene Reife gefunden hatte. Die Schöpfer dieser Weltanschauung sind Meister Ekkehart, Nicolaus von Cues, Jakob Böhme gewesen. Der Italiener Giordano Bruno, den Kopernikus und Nicolaus auf das tiefste beeinflußt haben, reiht sich ein.

Diese Philosophie denkt nicht statisch, sondern dynamisch. Ihr heißt es nicht „Gott ist", sondern „Gott wird". Er wird in sich selbst: so Nicolaus. Er wird in der Seele: so Ekkehart. Er wird in der Natur: so Bruno. Er wird in all der Weise zusammen: so Böhme. Der Dreißigjährige Krieg hat mit der übrigen deutschen Kultur auch diese geistige Hochblüte verschüttet. Descartes' Substanzbegriff brach in das deutsche Denken ein und umstrickte es um so leichter, weil er der kirchlichen Lehre von Gott und Seele entgegenkam. Selbst der geniale Leibniz fand aus solcher Verstrickung nicht genug heraus. Erst Kant riß die fremde Wurzel aus dem deutschen Boden. Auf einmal blühte aus ihm, der großen Vorgängerin würdig, wieder eine deutsche Metaphysik hervor, die Metaphysik der Fichte, Schelling, Hegel. Allzu stürmisch durchlief sie ihre Möglichkeiten, bei Fichte in Parallele mit Ekkehart, bei Hegel in Parallele mit Nicolaus, bei Schelling in Parallele mit Böhme. Über dem Kampf und Gegensatz der drei Philosophien vergaß man des ewigen deutschen Quells, in den ihre Wurzeln gesenkt waren. Ganz bald, im Zeitalter der Naturwissenschaften wurden sie alle begraben. Physik aus aller Herren Ländern entmächtigte die deutsche Metaphysik. Heute weiß man wohl von einem Kant oder Hegel, kaum von einem Fichte, noch weniger von einem Schelling. Aber von der deutschen Weltanschauung weiß man nichts. Sie müsse, denkt man, erst irgendwie aus dem Biologischen hervorwachsen und dies zu denken, genüge schon, damit sich jemand deutsche Weltanschauung zusprechen könne. — Weisen andere darauf hin, daß der Tempel der deutschen Mystik und des deutschen Idealismus schon dastehe, daß hier längst gegeben sei, was deutsche Augen leuchten, deutsche Herzen glü-

hen, deutschen Willen sich schöpferisch spannen lasse, so zeigt sich, wie wenige unseren gewachsenen Reichtum kennen, und wie noch viel weniger ihn verstehen. Zu fest hat sich der französische Substanzgedanke, der überall stehendes Sein annimmt, in die deutschen Hirne gefressen.

Dennoch ist neuem Verstehen der Weg geöffnet. Wir wollen ja im neuen Deutschland auch die gedankliche Tiefe unserer nordischen Art bewußt entfalten. Gerade an der Metaphysik der deutschen Mystik und des deutschen Idealismus vermag uns die urhafte Deutschheit zu berühren. Wir spüren dort die Offenbarung unseres eigenen Wesens. Darüber vergeht die alte Geringschätzung, mit der einst Naturwissenschaftler im deutschen Idealismus nur leere und verstiegene Spekulation sahen, nicht mehr verfängt die neue Geringschätzung, mit der dialektische Theologen den deutschen Idealismus theoretisch als „Pantheismus", sittlich als menschlichen Dünkel und Größenwahn abwürdigen möchten. Wir lernen wieder mit Achtung zu jenen Schöpfungen unseres Blutes aufzusehen, und so wird aus der neuen Achtung das neue Verstehen kommen. Solchem Verständnis wollen die folgenden Erörterungen dienen.

In der deutschen Weltanschauung, hörten wir, sind die Grundzüge des deutschen Wesens ausgedrückt. Wir kommen dem Verständnis dieses Wesens nahe, wenn wir seinen Betätigungen zusehen und sie mit den entsprechenden Betätigungen anderer Völker vergleichen. Insbesondere sticht der Unterschied gegen die französische Art in die Augen. Das 1927 erschienene Buch Eduard Wechßlers „Esprit und Geist. Versuch einer vergleichenden Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen" gibt darüber reichen Aufschluß.[21])

Da ist zunächst die ganz andere Gegenstandseinstellung! Der Franzose ist auf jeden fremden Eindruck gespannt. In seinem Wahrnehmen wirkt die wache Aufmerksamkeit nach, die wir als Geschöpfe der Erde brauchen, um nicht von dem Geschehen der Außenwelt überrumpelt zu werden. Hier ist das Ich, dort ist der Gegenstand! Blitzschnell weiß das französische Ich, was es brauchen und nicht brauchen kann, was harmlos oder gefährlich oder lächerlich ist. Ein Fremdkörper hat den seelischen Gleichgewichtszustand unterbrochen. Sofort will der Franzose Gegengewicht halten und Übergewicht gewinnen, er will Stand nehmen gegen den Gegenstand. Das Objekt bleibt ihm ewig Objekt, ein Gegenüber, dem er über sein will, ein Pfiff der Außenwelt,

die immer interessant ist, in der man sich aber umsehen und vorsehen muß, bis man sie übersieht und beherrscht. In solchem Sinne „apperzipiert" der Franzose die Dinge.

Der Deutsche fühlt sich in sie ein. Er will, daß sie ihm etwas sind, daß sie ihm Ereignis, Erlebnis werden. Was ihm nichts „sagt", dem gegenüber bleibt er spröde und in sich verschlossen. Einem Dinge aber, das ihn „anspricht", antwortet seine Seele. Der Gegenstand bleibt dann nicht mehr ein Brocken und Bruchstück der Um- und Außenwelt, die in tausend Erscheinungen an uns heranrollt, mit der wir im Kampfe ums Dasein fertig werden müssen, sondern er weitet sich selbst zu einer Welt, einer eigenen Welt, einer Innenwelt, die sich mit der Innenwelt in uns austauscht.

Nicht, daß der Deutsche nicht auch jene Um- und Außenwelteinstellung des Franzosen kennte, dessen Bemerken immer auf dem Sprunge steht, gleichsam zuzupacken. Aber die wesentlich deutsche Art ist, sich hinter die Dingerscheinung hindurchzutasten, durch die sich das Ding als Außenwelt gebärdet. Dann hört das „Gegen" des Gegenstandes auf, auf das unsere biologischen Funktionen eingestellt sind. Die Fremdheit, die Ferne, die Starrheit schmilzt von dem Dinge. Seine Erscheinung weicht zurück, und sein Wesen öffnet sich. Es ist auf einmal Seele in ihm, eine Tiefe, die ein Wort der Unendlichkeit spricht. Das teilt sich unserer Seele mit, vielmehr es ist, als ob Seele und Gegenstand beide gliedhaft werden in *einer* allumfassenden Wesenhaftigkeit. Was wäre in dem Bilde von Dürer Hieronymus ohne das Lächeln seiner Wohnstube, und was wäre seine Wohnstube, ohne die Versunkenheit des lesenden Hieronymus! Es ist, als wäre die Seele des Mannes im Raume ausgebreitet, und wiederum, als hinge im beseelten Raume immerfort der Sinn der Dinge um ihn, oder auch, als hätte sich Gott, der in der Seele des Lesenden innen aufgeht, zugleich außen im Zimmer versichtbart. Das ist *ein* Beispiel für die metaphysische Einstellungsfähigkeit des Deutschen. In seiner Wesensmitte belebt und gestaltet sich eine Unendlichkeit.

Aber ist es denn möglich, daß derselbe Gegenstand zwei Seiten hätte, eine, in der sich seine Innerlichkeit aufschlösse, und eine andere, in der sie äußerlich erschiene? Gibt es überhaupt ein „Inneres" der Natur und der Naturdinge? Zugegeben, es gäbe in jedem Dinge Kern und Schale, Kern, der es in sich selbst ist, Schale, in der es mensch-

lichen Augen erscheint: Nun wohl, dann dürfte derselbe Gegenstand doch allen Menschen seine bloße Erscheinung darbieten, ihnen seine Schale zukehren und allen sein Innerstes verbergen. Was könnte die deutsche „Einfühlung" hier vor der französischen „Apperzeption" voraus haben? Es müßte denn von den Deutschen zu der bloßen Erscheinung des Gegenstandes, die auch für sie das Einzige bleibt, was ihnen zugänglich ist, etwas hinzugefügt werden, und das nennten sie dann „sich in das Innere des Gegenstandes einfühlen". Da hätten wir wenig Ursache, so überzeugt von der Wesen-auffassenden Tiefe des deutschen Gemüts zu sprechen. Es hauchte nur sein eigenes gestaltloses Drängen, seine eigenen schweifenden Stimmungen über die Erscheinung des Gegenstandes hin.

So steht es nun freilich nicht. So obenhin dringen wir zum Verständnis der Sachlage nicht vor. Der Unterschied in der deutschen und der französischen Gegenstandsauffassung liegt tiefer. Wir Menschen sind uns selbst mit einem Vordergrundsdasein gegeben, — das ist unser gewohntes alltägliches Ich, — und in einer inneren Heimlichkeit, die uns ohne Gestalt bewußt ist. Mit jener stehen wir im Strome der Zeit; in dieser glimmt ein Funke der Ewigkeit.

Im Kampf ums Dasein hat unsere Gattung ihr biologisches Ich gewonnen, es liegt mit jedem Menschen neu in der Wiege. Wir sind da ganz auf die Umwelt bezogen, aus der unser Geschlecht hervorgegangen ist. Der Mensch ist das stärkste Tier. Die auszeichnende Gabe, die der Kampf ums Dasein dem homo sapiens hat zuwachsen lassen, ist sein Verstand. Der ist sein Szepter über allen anderen Dingen, und der ausführende Arm ist unser Wille. Diese Herrscherstellung schwingt in unserem Blute und bestimmt uns das Hauptgefühl unseres Seins. Davon sind wir mit so starkem Selbstbewußtsein angetan. Wenn wir „Ich" sagen, dann meinen wir dies in Selbstbehauptung sich entladende, vom Machtwillen geschwängerte Leben, das sich immer wieder alles unterwirft, was da geht und steht, kreucht und fleucht. Unser Ich: das ist eine erobernde intellektuelle Naturgewalt, die sich selbst fühlt.

Viele erleben ihr ganzes Dasein nur in dieser biologischen Geschöpflichkeit. Aber es gibt etwas in uns, das sich nicht vom Außenweltleben unserer Gattung herschreibt, sondern eigene Welt sein will. „Vor jedem steht ein Bild, des, das er werden soll, solange er das

nicht ist, ist nicht sein Friede voll." Hier meldet sich etwas Tieferes als das Lebensgefühl, in dem sich unser Dasein als höchstes Wesen der Natur ausprägt. Bei aller Selbstsicherheit, in die unser biologisches Leben gehüllt ist, fehlt uns, merken wir, die Wesenhaftigkeit eines Selbst. Das ist nur als Sehnsucht, noch nicht als Gestalt da. Was wir eigentlich und eigentümlich sind, sind wir zunächst nur als diese Sehnsucht. Unser Wesentliches ist noch nicht fertig, und darum werden wir mit uns nicht fertig. In das „Ja" unseres Daseins klingt ein „Nein" unseres Wertseins.

Das ist der Vordergrund und Hintergrund in jedem Menschen. Aber die einen Menschen fühlen ihr Vordergrundsdasein so lebendig, daß sie ihren eigenen Hintergrund kaum merken. Die anderen sind leichter in sich gekehrt. Zweifellos sind die Engländer und Franzosen mehr Vordergrundsmenschen als wir. Die natürliche Selbstbetonung, in der unsere erdbeherrschende Gattung atmet, schlägt bei ihnen in ein absolutes Herrschenwollen, Herrenbewußtsein auch über alle anderen Völker, aus. Beide sind Machtvölker. Auch dem Deutschen fehlt es keineswegs an Stolz. Aber dieser Stolz äußert sich weniger in ausgreifenden Überlegenheitsgefühlen, sondern erscheint als ein starkes Eigentümlichkeitsbewußtsein. Nicht wie man sich auf andere bezieht, sondern wie man in sich selbst quillt, wird darin gefühlt. Die Beziehung auf andere wird im Gegenteil oft abgewehrt. Man will sein eigenes Leben führen, in das kein anderer „hineinzureden" hat. Jeder hält sich in gewissem Abstande von den anderen. Der Franzose ist von Natur aus gesellig, er hält es in der Einsamkeit nicht aus. Der Deutsche zieht sich gern aus der Geselligkeit auf sich selbst und in die Natur zurück. Das kann in Sondertümelei ausarten, in der sich nicht nur einzelne, sondern ganze Stämme gefallen. Während sich die Franzosen rasch zu einem großen einheitlich geschlossenen Staatswesen zusammengefunden hatten, war das geschichtliche Leben der deutschen Völker nur zu oft ein eifersüchtiges Nebeneinander. 1789 zählte Deutschland 1789 Territorien, die alle frei und reichsunmittelbar waren. Das Gefühl der Deutschen für ihre Wesens- und Schicksalsgemeinschaft reift langsam. Noch heute (1930) sind wir nicht sicher, ob nicht die Verantwortung zur Reichseinheit durch die Neigung zur Absonderung gefährdet werden kann.

Im übrigen ist das starke Eigentümlichkeitsgefühl des deutschen

Menschen nicht mit der Selbstsicherheit verbunden, die den Franzosen kennzeichnet. Der Franzose ruht fest in der „gloire" seiner Nation. Er genießt sich und seinen Staat in seiner rationalen Gegebenheit. Die gemeinsame Sitte aller und der gemeinsame Sprachgeist, in dem ihm höchste Vernünftigkeit ausgedrückt erscheint, sind der Stab seiner Haltung und der Maßstab seines Handelns. Die Konvention, der „bon sens" aller, ist seine eigene zweite Natur geworden.

Der deutsche Mensch ist, weil ihm der Halt im gegenseitigen Zusammenhang fehlt, seiner viel ungewisser. Das Bewußtsein der Eigentümlichkeit, in der er sich gern von anderen unterscheidet, wird ihm getrübt durch das Gefühl, daß sein Eigentlichstes noch gehemmt und unentfaltet ist, noch nicht geprägte und gefestigte Art hat. Ihn hungert viel mehr nach Persönlichkeit, als daß er sich als solche weiß. Der Kern des starken Freiheitsdranges, der jedem Deutschen innewohnt, ist der geheime Wunsch, sein volles Selbst zu erreichen, zum ganz Wesensgemäßen zu kommen. Darum verträgt er die äußere Autorität so schlecht, wenn er durch sie den Weg zu seiner Innerlichkeit verlegt findet. Freilich erst recht wenig liegt ihm eine schrankenlose Losgebundenheit, die seine Seele nur verarmt, weil kein Reichtum in ihr zur Entbindung gebracht wird. Die Freiheit, von der die Menge spricht, das Massenparadies, ist nicht die Freiheit, die die deutsche Seele meint. Die will ihre Selbstverantwortlichkeit nicht verringert, sondern gesteigert haben.

So ist es denn unleugbar, der Deutsche hat einen starken Zug ins Innerliche. Der Franzose und der Engländer geben sich mehr als Herren der Außenwelt. Das bedeutet hier und dort eine verschiedene Gestimmtheit des Gegenstandsbewußtsein. Davon hängt das Echo der Gegenstände ab. Notwendig muß das Lied der Dinge anders tönen, wenn Menschen des Vordergrundsdaseins mit ihnen zu tun haben, anders, wenn ihnen Menschen nahen, bei denen die Saiten der Hintergrundstiefe gespannt sind. Dort schiebt sich das Vordergrundsdasein auch der Dinge vor, hier meldet sich die Tiefe auch der Dinge. Der in sich selbst quellende Deutsche fühlt auch das Insichselbstquellen der Dinge mehr, als das Gesicht, das sie der Außenwelt zukehren. Anders der Franzose!

In „Esprit und Geist" sagt Eduard Wechssler: „Was der Franzose an sich und an andern wie an jedem Dinge, ob

lebendig oder nicht, zuerst auffaßt und überdenkt, sind nicht die verborgenen Wesenheiten und geheimnisvollen Zusammenhänge, die alles Geschaffene erfüllen und verbinden . . . wohl aber richtet man dort Sinne und Verstand auf Beziehungen, Einwirkungen, Abhängigkeiten, Einflüsse, Angleichungen, Verhältnisse, will alles das beachten und verzeichnen, wodurch die Teile der Außen- und der Innenwelt sich miteinander auseinandersetzen."

„Wo er Beziehungen der Dinge zueinander feststellt, dort überall glaubt sich der Franzose auf dem Kriegspfade zur sicheren Erkenntnis aller Rätsel, die sich ihm vollendet, wenn er den Begriff der Beziehung zu dem des Gesetzes verfestigt hat." „Vor deutschem Urteil zeigt sich das französische Verfahren mehrfach unzureichend. Wer von Verhältnis und Beziehung ausgeht, übersieht und verkennt den Eigenwert der Dinge . . . Ferner: Wer noch so scharf das erlebte Sein in festen Begriffen und Beziehungen zu halten glaubt, gibt uns in bestem Falle nur Teilstücke der großen lebendig beweglichen Wirklichkeit. Einheit und Ganzheit wird nie von außen sichtbar."

Eben dies beides, Einheit und Ganzheit, nämlich Einheit und Ganzheit in der Eigenheit, sucht das deutsche Gegenstandsbewußtsein. Wie weiß es beides zu finden! Dafür bleibt mustergültig jenes Dürerbild, das von ganz großem Lebensgeheimnis erfüllt ist, Hieronymus im Gehäuse. Hier sehen wir förmlich die heimliche Tiefe der Dinge aufgeschlossen. Und wie der Deutsche diese sieht, so möchte er bei sich selbst das Letzte und Innerlichste zur Persönlichkeit aufgeschlossen sehen.

Eine schöne Probe der deutschen Denkart ist es, wie der Deutsche das Weib sieht. Nehmen wir — wiederum an der Hand von „Esprit und Geist" — zur Vergleichsgrundlage die französische Einstellung! Seit jeher hat französisches Denken um die Frau gravitiert, aber es hat auch früh das Naturverhältnis zum Weibe mit feiner Lebensart umgeben. Schon die französischen Troubadours haben das Verhältnis zur Frau in eine höhere Ebene gehoben. Sie vergeistigten das triebhafte Bedürfnis nach weibhafter Geselligkeit zu anmutigem Minnedienst. Späterhin erschuf französische Stilfertigkeit die Galanterie. Auch hier ist das ungestüme Verlangen des Naturtriebes durch Geschmack gezügelt. Es ist einer Form der Verehrung gewichen, in der der Dame als dem Mittelpunkt eines heiteren und geistreichen Geplänkels unverbindlich gehuldigt wird.[22])

So umwebt die Lebenskunst des Franzosen das Naturverhältnis mit irdischem Glanze. Der Deutsche umwebt es mit ewiger Zier. Deutsches Empfinden ehrt die Frau nicht als den Stern geselligen Verkehrs, sondern als die Tempelhüterin der Wohnstube. Wundervoll hat es Pestalozzi von der Gertrud gesagt: „Das Walten der Gertrud wie eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt, ist gleich dem der Sonne, die vom Morgen bis an den Abend ihre Bahn geht. Dein Auge merkt keinen ihrer Schritte, und dein Ohrt hört ihren Laut nicht. Aber bei ihrem Untergange weißt du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind.“ Zumal die Mutterschaft gilt dem deutschen Gemüt als heiliger Beruf. „Auch die tierische Mutter“, bemerkt Pestalozzi, „will ihrem Kinde alles geben und alles sein, was sie ist, was sie bedarf, und selber was sie gelüstet, ihren Tiersinn, ihren Tierfraß und ihre Tierkraft. Aber sie braucht hierzu keine Kunst und keine Mühe. Ihr Kind wird fast ohne ihr Zutun zu diesem Sinne, diesem Fraße, dieser Kraft von selbst reif. Die Menschenmutter, wenn sie nicht zum Zeitweib entartet ist, weiß, daß sie ihr Kind entmenschlichen würde, wollte sie ihm nur die höchste Kraft, die höchste Vollendung des Tieres geben. Das höhere innere Wesen des menschlich-mütterlichen Sinnes und das häusliche Leben, von dem die Mutter mit Rücksicht auf das Kind der unveränderliche Mittelpunkt ist, erhebt sich von der Stunde ihres Gebärens über die instinktartige Gewalt ihres Muttertriebes zur Muttersorge und Muttertreue, die ewig eine erhabene, rein menschliche Treue ist.“

Das ist die Sprache deutschen Gemüts. Ihm bedeutet menschliche Mutterschaft weit mehr, als das bloße Instinktverhältnis zwischen dem Tierweib und seinen Jungen. Menschliche Mutterschaft bedeutet, daß in diesem Instinktverhältnis Ewiges aufgegangen ist, daß hier in menschlicher Lebensform Heiliges über der Erde schreitet. Auch hier ist Gott in das Zimmer getreten, die irdische Erscheinung einer Gegenständlichkeit hat sich verklärt. Aus dem biologischen Gattungsinstinkt, daß der Nachwuchs erhalten bleiben muß, schlägt axiologische Unendlichkeit, das deutsche Muttermysterium, heraus.

Gewiß, in jeder Menschenmutter, auch der englischen und französischen, kann sich dies Mysterium unbewußt gestalten. Aber nur deutsche Augen können es sehen. Zum mindesten breitet sich leichter

über unser Volk die Seelenstimmung aus, die für die Verlebendigung des Mysteriums günstig ist. Was könnte hierfür das Ideal der französischen Salondame leisten, die in der Neckerei ihres „Esprit" den „Esprit" huldigender Männer aufsprühen läßt, oder das Wunschbild des amerikanischen Mädchens, das flirtende Girl? Diese wecken nicht das Empfinden, darin sich die Tiefe des Mysteriums entfalten kann. Wo aber das deutsche Auge hinschaut, da gebiert sich ewiger Sinn in die irdische Erscheinung. Sie verwesentlicht sich, ihr Vordergrundsdasein schmilzt, alles, was nur die Beziehung auf anderes ausdrückt, fällt ab. Der Franzose schafft sich ein Bild der Frau, wie es in Beziehung auf Verkehr und Unterhaltung gefordert wird. Das Bild der deutschen Frau steht in sich selbst auf Goldgrund der Ewigkeit.

Wie die deutsche Seele unter Ewigkeitsantrieben *schaut*, so nimmt sie auch Ewigkeitsantriebe in ihr *Handeln* auf. Was heißt das? Als wir von Ewigkeitsantrieben im deutschen Gegenstandsbewußtsein sprachen, da war gemeint jenes eigentümliche Hintersichtreten eines Gegenstandes von seiner nächsten Erscheinung zu seiner letzten Innerlichkeit. Bei solchem Gegenstandsbewußtsein war gleichsam das „Ich" ruhig, und der Gegenstand kam in Bewegung. *Sein* Vordergrundsdasein schmolz, in ihm öffnete sich Unendlichkeit. Beim Handeln könnte es umgekehrt sein. Der Gegenstand mag in ruhiger Erscheinung verharren, und die Reihe, sein Vordergrundsdasein zu verlieren und in einen Strom der Verwesentlichung zu tauchen, mag über das *Ich* kommen.

Die gewöhnliche Art dessen, was man unter „Handeln" versteht, ist das beileibe nicht. Da gilt das Ich als gleichbleibender biologischer Kraftstrom, der die objektive Welt verändert und in ihr das beabsichtigte Geschehen herbeiführt. Der menschliche Wille schlägt seine Tatze in die Außenwelt. In *ihr* entsteht das Neue, das er diktiert. So ist es, wenn der Jäger das Wild zur Strecke bringt, der Landmann seinem Acker Nahrung abnötigt, der Baumeister das Haus ausführen läßt, dessen Plan er entworfen hat. So ist es unter anderem auch, wenn nach den Regeln des rechnenden Verstandes Gesetze im Staate gegeben werden. Denn auch geistigen Dingen naht sich der menschliche Wille als Diktator. Das ist die biologische Art zu handeln, die uns von der Natur mitgegeben ist. Es ist die normale Art des Handelns der allermeisten Menschen. Viele kennen kein anderes; sie kennen es um so

weniger, je selbstsicherer sie sind. Je selbstsicherer ein Mensch ist, um so undenkbarer wird ihm ein Handeln, das nicht Sieg und Beherrschung der Umwelt sucht. Die Franzosen träumen sich kein anderes Handeln. Anders die deutsche Seele, in der der innere Mensch hungert.

Wer kennt nicht das Wort vom „deutschen Idealismus"? Freilich, so geläufig das Wort ist, den Sinn muß man immer wieder vor Mißverständnis und vor Entleerung schützen. Von dem Antriebe der „Idee" gilt genau das, was vorhin über eine zweite paradoxe Art des Handelns gesagt wurde. Sie bleibt als ein ruhiges Licht vor uns stehen, aber uns setzt sie in Bewegung. Was wir dabei nach außen wirken, ist nur der Ausdruck dafür, daß bei uns selbst eine allerinnerste Handlung geschieht, ein Handeln der Ewigkeit.

Dies Handeln der Ewigkeit im Menschen ist von vielen großen Deutschen als ihr größtes Erlebnis empfunden worden. Nicht alle haben davon unter dem Namen der „Idee" gesprochen. Luther beschreibt es unter dem Namen „Glauben", Kant unter dem Namen „praktische Vernunft". Luther nennt den Glauben ein „lebendig, geschäftig, tätig, mächtiges Ding". Nicht wir könnten ihn uns anschaffen, sondern er müsse als Gnade über uns kommen, in uns werkmeistern und uns von sich aus in neue Menschen umschaffen. Entsprechendes hat Kant mit seiner „praktischen Vernunft" gemeint. Sie ist die ungeborene sittliche Welt in uns, die in uns Fleisch und Blut werden will, die als absolutes Gesetz über uns befiehlt und uns eben dadurch aus Hörigen der Natur in Menschen der Freiheit verwandelt. Das Diktat der Vernunft ist nach Kant ganz verschieden von dem Diktat des Verstandes. Weltbefangenes Handeln steht unter der Herrschaft des Verstandes. Ewigkeitserfülltes Handeln steht unter dem Szepter der Vernunft. Der Verstand gebietet uns hypothetisch die klügste Maßregel für unseren Vorteil; hypothetisch, nämlich unter der Bedingung, daß uns daran liegt. Die Vernunft gebietet uns kategorisch unsere Pflicht; kategorisch, das heißt bedingungslos. Sie fragt nicht erst, ob uns an Pflicht liege oder nicht.

Freilich ist es kein glücklicher Ausdruck von Kant, von einem Handeln, in das Ewigkeitsantriebe hineintreten, zu sagen, daß darin „Vernunft" „praktisch" würde. Das Berechtigte daran ist, daß wir mit „Vernunft" unsere Fähigkeit meinen, Unendliches zu empfinden,

zu „vernehmen". Vernehmende Vernunft handelt und gebietet nicht, sondern die Pflicht selbst ist das gebietende Ewige, das vernommen wird. Dieser Gesetzgeber ist keine Spitze unserer seelischen Funktionen, sondern steht ihnen allen gegenüber.

Kant behandelt statt dessen die „praktische" Vernunft wie einen höheren Teil unseres eigenen Wesens, der der widerspenstigen Sinnlichkeit sein kategorisches Gesetz diktiere. Damit verwischt er den hohen Gedanken, daß die Unendlichkeit in uns handelt, indem der Imperativ der Pflicht über uns kommt. Freilich ist es eine althergebrachte Auffassung, daß es Höhen und Niederungen in uns gäbe, und daß wir dem „besseren" Teile unseres Ich die Regungen des „niederen" unterordnen müßten. Aber diese Auffassung ist nicht deutsch. Sie stammt aus Platons Gleichnis von dem Rosselenker Verstand, der die Triebseele und die Begierde im Zaum halten müsse, und ist geistiges Erbe gerade der Franzosen geworden. Ihnen bleibt der Verstand das höchste Vermögen des Menschen, von dem sie sich ihre kategorischen Imperative geben lassen. Er bleibt ihnen, wie in dem platonischen Gleichnis, der Rosselenker, der die lebhafte französische Sinnlichkeit und die lebhafte französische Phantasie zu zügeln hat.

Nochmals, deutsch ist die Abschätzung von Seelenkräften in minderwertige und vollwertige nicht. Der Fremdstrom der Aufklärung hatte sie an unseren Strand geworfen und noch in Kants Kritiken nachwirken lassen. Erst Fichte geht davon ab. Er sieht das Handeln, in dem Ewigkeitsantriebe wirken, wieder ähnlich wie Luther an. Wie es Luther auf den Glauben bezieht, der eine Kraft Gottes sei, die den ganzen Menschen ergreife (nicht daß ein Höheres im Menschen ein Niederes im Menschen tyrannisierte), so bezieht es Fichte auf die „Idee". „Die Idee selbst", schreibt er, „ist es, welche durch eigene Kraft in dem Menschen ein selbständiges und persönliches Leben sich verschafft, in diesem selbständigen Leben sich fortdauernd erhält und vermittels desselben die Welt außer diesem persönlichen Leben nach sich gestaltet. Der natürliche Mensch vermag sich nicht durch eigene Kraft zum Übersinnlichen zu erheben. Er muß durch die Kraft des Übersinnlichen selbst dazu erhoben werden."[23])

Immer, ob es sich um Luther, Kant oder Fichte handelt, ist dem Deutschen die Welt in Fluß und Wandel, aber nicht im Flusse und Wandel von der Zeit in die Zeit, sondern von der Ewigkeit in die

Zeit und von der Zeit in die Ewigkeit. In diesem Flusse, nicht biologischen Lebens, naturhafter Entwicklungsbewegung, sondern göttlichen Selbstschaffens, soll sich der Mensch eintauchen lassen, bei Luther durch den Glauben, bei Kant durch die Pflicht, bei Fichte durch die Idee. Dem entspricht, statt der englischen und französischen Hochschätzung der eigenen Person eine tiefe Unzufriedenheit des Deutschen mit dem Stande, in dem er sich vorfindet. Sie steigert sich bei Luther zum absoluten Sündenbewußtsein. Bei Kant ist das Erlebnis des sittlichen Gesetzes mit einer scharfen Demütigung des gegebenen Menschen verbunden. Fichte nennt den natürlichen Menschen sogar ein „Nichtich". Die Idee ist eben das, was mich ganz anders will und mich, wenn sie von mir Besitz nimmt, zu etwas ganz anderem macht. Sie selbst ist das ganz Andere, das mich nach sich gestaltet, wobei meine eigentümlichen Bestimmtheiten nicht aufgehoben, sondern geistig überhöht werden.

Nach Fichtes Schilderung könnte es so aussehen, als seien die Ideen selbständige Mächte, die sich auf den Menschen niederließen und von ihm Besitz ergriffen. In Wahrheit sind sie das nicht. Sie sind nur der Widerschein einer überindividuellen Bindung, die zwar mit der Seele geschieht, aber ganz innerhalb der Seele verbleibt. Ideen sind göttliche Gesichter, die aus weltlosen Tiefen kommen und überweltliches Licht tragen. Sie sind unabtrennbar von menschlicher Hingabe. Hingabe ist Verschwinden meines Vordergrunddaseins, das in biologischer Bezogenheit stecken geblieben war. Hingabe besagt, daß man einen Umschmelzungsprozeß erfährt, dessen Gluten „Treue", „Glauben", „Liebe", „Pflicht" heißen. Man lebt nicht mehr aus sich selber, es ist, als würde man gelebt. Dafür ist eben das Zeichen, daß uns Aufgaben vor die Seele treten, die, im Zusammenhange unseres täglichen Lebens geboren, uns zurufen „Handle, handle!", und für die wir uns mit schöpferischen Kräften erfüllt fühlen. Ein Wertgehalt leuchtet in ihnen auf, der mit Leben gesättigt sein will. Wenn wir ihn mit unserem Leben sättigen, dann wachsen wir selber zu wahrem Sein und wahrem Wert, dem Werte, den wir Deutschen „Persönlichkeit" nennen. Vorher waren wir angefüllt von uns selber, jetzt entwertet sich alles, was man außer seiner Hingabe war und ist. In der Hingabe aber bejahe nicht ich mich, sondern ich merke, daß sich ein unendliches Leben in mir bejaht. Das webt um meine Aufgabe, so groß

oder klein sie sei, das große stille Leuchten, jenen Regenbogen der Ewigkeit, der mir die Aufgabe idealisiert zeigt. Nicht, daß sich eine selbständige Idee von einem Himmel oder Überhimmel in mich senkte, sondern meine Aufgabe, meine ganz schlichte, im Tagesleben geborene Aufgabe, geht vom Engbegrenzten ins Grenzenlose über.

II. Die deutsche Weltanschauung

Wir hatten gesehen, wie sich für deutsches Erkennen der Gegenstand verunendlicht, dem es sich innig zuwendet, und für deutsches Wollen die Aufgabe, an der das Herz hängt. Aus dem Gegenstande leuchtet dann innere Wesentlichkeit hervor, die Aufgabe nimmt den Glanz der Idee an. In beiden prägt sich Gestalt und Gestaltgebung der deutschen Seele aus.

Es kommt aber noch etwas hinzu, was man als unseren „faustischen Drang" bezeichnet hat. Davon ist die deutsche Weltanschauung ganz erfüllt. Diese sucht niemals das ruhende Sein, sondern die Geburt, in der alles wird. Sie will nicht das Ufer, sondern den Strom, der sich das Ufer gräbt. Selbst noch die Unendlichkeit und Ewigkeit, auf derem Hintergrunde sich für deutsches Gegenstandsbewußtsein der Gegenstand, für deutsches Aufgabenbewußtsein die Aufgabe abhebt, sehen wir nicht statisch, sondern dynamisch, nicht als Himmel, der alles Seiende stehend überweitet, sondern als quellende, sich stets belebende Tiefe. Die deutsche Ewigkeit ist nicht Feierabend und Sabbatstille, sondern ewig neuer Morgen.

Faustischer Drang, erklärten wir, schaffe die deutsche Weltanschauung. Goethe schildert ihn als den Gang des ruhelosen Geistes zu den „Müttern", die mit Gestaltung, Umgestaltung ewig ewigen Sinn erneuern. Das trifft die Ahnung schöpferischer Setzungen, die in der deutschen Seele lebt. Es ist klärend, über jenen Drang zu den „Müttern" mathematisches Licht zu werfen. Der metaphysische Eros des Deutschen will aus der Zahl nicht in die Allzahl oder Überzahl, sondern in den Zahlenquell, aus dem alle Zahlen, die kleinste, wie die größte, entspringen. Nicht das Fertige genügt dem deutschen Denken, nicht die einzelne Zahl, sei es selbst die höchste Zahl oder die unendliche Menge aller Zahlen. Sein letztes Streben befriedigt sich nur, wenn es die werdende Zahl findet, vielmehr wenn es die wuchstümliche Un-

ruhe findet, in der die Zahlen zum Werden kommen, die gespannte Sehne gleichsam, von der alle Zahlen als Pfeile schnellen.

Man setze für Zahlen alles ein, was man wolle, jedes beliebige fertige Sein, das man sich denken mag, Seele, Ding, Gott. Dies alles ist dem deutschen Denken zu fertig, zu abgeschlossen. Es drängt in die quellende Tiefe, in den schaffenden Ungrund, der sich mit der Setzung seelischer, dinglicher, göttlicher Bestimmtheiten erst Grund schafft. Aus solcher Tiefe heraus erst scheiden sich die Gegensätze von Ding, Seele, Gott. Sie selbst ist gegensatzlos, zugleich aller Gegensätze mächtig.

Ein abgründiger Gedanke das! Man kommt näher an ihn heran, wenn man für den Zug des deutschen Geistes in das Letzte und Tiefste, wo alle fertigen Bestimmtheiten zu Ende sind und ihre Schöpfung beginnt, noch ein mathematisches Beispiel, diesmal ein geometrisches, nimmt. Wenn man durch einen Doppelkegel ebene Schnitte legt, so entstehen je nach der Führung des Schnittes allerlei geometrische Gebilde, Kreise, Ellipsen, Parabeln, Hyperbeln. Diesen Gebilden gegenüber kann man sich sinnlich beobachtend, begrifflich zusammenfassend oder transzendental nachschaffend verhalten.

Der bloße sinnliche Beobachter begnügt sich, die wechselvolle Menge der neu und immer neu auftretenden Figuren, das Spiel ihrer Übergänge ineinander zu bewundern. Der begrifflich denkende Mensch geht auf das Gesetz aus, das alle Kreise zu ihrer Kreisgattung, alle Ellipsen zu ihrer Ellipsengattung, alle Parabeln zu ihrer Parabelgattung vereinigt, und er ermittelt weiterhin das übergreifende Gesetz, das nochmals die Verwandtschaft aller dieser einzelnen Gattungen untereinander ausdrückt. Diese Richtung ist kennzeichnend für den französischen Geist. Sein Ruhm ist es, daß er die analytische Geometrie erfunden hat, die alle geometrischen Gestalten auf solches deskriptive Gesetz bringt, darin die Lagenverhältnisse in Zahlenverhältnissen widergespiegelt werden.

Es ist aber ebenso kennzeichnend für den französischen Geist, daß er, bei aller mathematischen Begabung, die Differentialrechnung nicht gefunden hat. Die war dem deutschen Geiste (und dem Einschlage germanischen Blutes in England) vorbehalten. Hier wird nicht die fertige lineare Gestalt auf Formeln gebracht, werden nicht bestehende Mannigfaltigkeiten von Gestalten einem Klassengesetze zu-

geordnet. Sondern in den mathematischen Ausdruck wird die schöpferische Funktion eingefangen, aus der alle Gestaltung erst hervorgeht. Die Differentialrechnung, man könnte auch sagen„ der mathematische Transzendentalismus" läßt uns die Kurve in ihrem Werden erblicken, in ihrem Differential, das in seiner unendlichen Kleinheit doch das Wesen der ganzen Kurve in sich enthält und aus sich entfaltet. Was die Gerade zur Geraden, den Kreis zum Kreise, die Ellipse zur Ellipse macht, das ist dem deutschen Geiste wertvoller, als das statische Gesetz, das alle Kegelschnitte umspannt.

Die Erfindung des mathematischen Differentials läßt uns tiefer in die Einstellung des deutschen Geistes auf schaffende Unendlichkeit blicken, als alle Abhandlungen über den „faustischen" Drang. Wir verstehen nun besser, was es heißt, daß das deutsche Unendlichkeitsstreben nicht das Ufer suche, sondern den Strom, der das Ufer grabe. Noch lieber will es den strömenden Punkt, der die ganze Kraft des Stromes hervorgebiert. Das bestätigt sich immer wieder, ob sich die deutsche Auffassung den Seelen oder den Dingen oder Gott zuwendet.

Zunächst die deutsche Auffassung von der Seele! Sie ist grundverschieden von der französischen und von der englischen Auffassung. Wie hat sich die französische Auffassung gestaltet? Descartes' „cogito ergo sum" besagt alles.

Nachdem lange vorher die deutsche Mystik von der Seele und ihren Wundern gesprochen hatte, hat auf französischem Boden Descartes die Seele gleichsam von neuem entdeckt. Sie gilt ihm als das Ich, das von sich selbst weiß, das, wenn es auch an allem zweifelt, niemals an seiner eigenen Existenz zweifeln kann, weil es gerade im Zweifel auf das hellste seiner selbst, als des Zweifelnden, bewußt wird. Dieses Wissen von sich selbst ist Wahrnehmung, innere Wahrnehmung, es ist eine allerkonkreteste Kenntnisnahme, von abstrakter Begrifflichkeit weit entfernt. Aber der Franzose ist und bleibt ein Mensch des begrifflichen Denkens. Darum vermochte Descartes die selbstgewisse Wahrnehmung, die wir von uns haben, nicht anders als mit begrifflichem Ausdrucke zu beschreiben. Nicht: „ich nehme mich innerlich wahr, darum bin ich", sondern „ich denke, also bin ich", heißt es bei ihm. Die Seele sei denkende „Substanz". Ihre ganze Existenz sei in der Kraft und Würde eines Denkens beschlossen, das sich selbst denkt und anderes mitdenkt. Das Ich ist als Denken

und zum Denken da. Das Denken ist die Macht des Menschen über alle Wesen der Natur.

Ganz anders erscheint dem Engländer die menschliche Seele! Die Engländer sind Meister der methodischen Wahrnehmung. Sie nehmen die Wahrheit, die für sie gilt, am liebsten aus den Sinnen entgegen. Der Franzose will beweisen und ableiten. Der Engländer will, wie der Jünger Thomas, überall mit der Hand seiner Sinne hinfühlen und hintasten und behält das so Gegebene in seiner Hand als „matter of fact". Die Wahrheit ist ihm wie eine feine „Materie". Aber nicht bloß mit äußeren Sinnen schaut er um sich, er hat auch die Gabe, nach innen zu schauen. Darin liegt etwas Germanisches. Ist doch ein Bruchteil germanischen Blutes auch in ihm. Aber er sieht in sich hinein nicht anders, als wenn er sich mit inneren Sinneshänden betastete und befühlte. Sein Insichblicken ist auch nur wie Sinneswahrnehmung, die sich von außen nach innen wendet. Dafür hat er den Namen „reflexion", Zurücklenkung, Zurückbiegung der Aufmerksamkeit von der Umwelt in die Innenwelt. Die Seele ist ihm ein Wesen, das sich mit innerer Aufmerksamkeit und anderes mit äußerer Aufmerksamkeit wahrnimmt, sie ist **sentiens se ipsam**. Da aber der sich selbst betastenden Seele immer nur ihre einzelnen Gefühle, Strebungen und Wissensakte in der Hand bleiben, so hält sich der konsequente Engländer zuletzt selbst nur noch für ein Bündel solcher Gefühle, Strebungen, Wissensakte. Die Seele begreift sich als denkende Substanz, so der Franzose! Die Seele ergreift sich als ein Bündel fließender Energien, so der Engländer!

Wiederum anders die deutsche Auffassung von der Seele! Da heißt es nicht „**sum cogitans**", oder „**sum sentiens**". Da heißt es überhaupt nicht „sum", was das Ich als ein gegebenes fertiges Sein, als eine „Substanz" festlegte, sondern „fior", „ich stehe in einem Werdestrome".

In der Tat, schon die biologische Individualität eines jeden, jenes empirische Zentrum unseres Lebens, das sich „das Ich" nennt, ist kein Sein im eigentlichen Sinne. Man erwäge nur, wie viel Außenwelt in jeden Menschen hineinwirkt, wie sie ihn immerfort aus seinem Zentrum in ihr Zentrum drehen will, so wird klar, daß schon das ganz gewöhnliche Alltagsich eines jeden stets eine neue Setzung sein muß. Das hatte zuerst Herder begriffen. Er deckt den Werdestrom auf, darin

das empirische Ich erst wird. Er fragt: „Abgetrennt von allem Lebenden, was dich umgab und noch umgibt, dich nährt und erquickt, was wärest du? Kein Ich. Ein jeder Tropfen in deinem Lebenssaft, in deinem Blut ein jedes Kügelchen, in deinem Geist und Herzen ein jeder regsame Gedanke, jedwedes Wort der Lippe, jeder Zug des Angesichts ist fremdes Gut, dir angeeignet." Es ist das Leben des Milieus in uns, nicht unser Leben. Was bleibt vom Ich übrig, wenn wir das alles abziehen? Nur noch die aneignende Funktion. Diese aber ist zugleich eine schöpferische Funktion, indem sie sich immerfort zum Selbst erschafft. Darauf hat Kant hingewiesen. Er hat jene Funktion die „transzendentale Apperzeption" genannt. Der Name ist schleppend, während die Bedeutung klar ist. Es ist damit ganz eigentlich das Differential der Seele gemeint, die lebendige schöpferische Funktion, von der das sich wahrnehmende und denkende Selbst immer neu hervorgebracht wird.

Freilich, dies wahrnehmende und denkende Selbst, das im Funktionsstrome der transzendentalen Apperzeption unaufhörlich entsteht, ist immer nur unser logisches Ich. Ihm fehlt noch der Sinn und die Bedeutung werthaften Seins, der axiologischen Persönlichkeit. Es muß zu Wert und Gehalt, eben das heißt zur Persönlichkeit, erst umgeschaffen werden. Es muß das mit ihm geschehen, was das Evangelium als „Wiedergeburt" bezeichnet. Damit das ermöglicht wird, muß das Ich der transzendentalen Apperzeption in einen anderen Strom aufgenommen werden, der die leere Innerlichkeit verwesentlicht, indem er seinen Wertgehalt in ihre Kräfte entsiegelt. Von solcher Persönlichkeitswerdung, die mehr ist als die rastlose Ichwerdung im Strome der transzendentalen Apperzeption, war schon oben die Rede. Nach Luther wird der neue Mensch im Strome des Glaubens erschaffen, nach Kant im Strome der Pflicht, nach Fichte im Strome der Idee. In keiner Weise sind wir, wir werden beständig, biologisch (Herder), logisch (Kant) und axiologisch (Fichte), und wenn wir uns als Deutsche recht verstehen, so wollen wir auch fort und fort werden; nicht nur immer mehr werden, was wir sind, sondern das werden, was aus schaffender Tiefe heraus mit uns geschieht. Den Weg haben uns je und je große Deutsche gezeigt.

Nicht nur das Sein der Seele verwandelt sich dem deutschen Weistum aus gegebenem Dasein in ein transzendentales Entspringen.

Auch die Dinge werden erst zu den Formen und Gestalten, in denen sie uns entgegentreten. Sie werden durch apriorische Formungen. Zumal ist das, was wir „Natur" nennen, keine gegebene Wirklichkeit, deren Züge der Forscher einzeln abzubilden hätte. Natur wird immer. Sie wird anders für den Kaufmann, anders für den Weltreisenden, anders für den Maler, anders für den Bauern und anders für den Mann der Wissenschaft. Das verkennen Franzosen und Engländer. Ihre Wissenschaft arbeitet nur an der Natur, als wäre sie eine fertige, in sich vollendete Größe. Die Dinge der Wissenschaft und die Dinge des Malers, des Bauern, des Weltreisenden, des Kaufmanns sind ihnen dieselben Dinge, nur das die Wissenschaft diese Dinge besser ordne und subjektive Täuschungen aus dem Anblicke derselben ausscheide.

Kant zeigt demgegenüber: Naturwissenschaft ist geistige Gesetzgebung, und Natur ist nichts für sich, sondern ist die Summe der durch solche Gesetzgebung bestimmten Erscheinungen. Die naturwissenschaftliche Methode ist gleichsam das Differential, aus dem sich jene Welt wissenschaftlich erzeugter und gewonnener Gegenständlichkeiten, jene geistig durchkonstruierte Welt entfaltet, von der wir in der Physik und Chemie sprechen. Erst die Naturwissenschaft schafft Natur, das heißt, sie schafft den Geist des Gesetzes, den Spinoza als ruhende Göttlichkeit erschaute.

Wenn die faustische Weltanschauung alles Sein aus dem Flusse begreift, in welchem es erst gegenständlich wird, so kann auch das göttliche Sein keine Ausnahme bilden. Sie kann auch dieses nicht als eine feste, vorweg bestehende Größe gelten lassen. Man muß eine Tiefe suchen, die sich erst zu Gott vergegenständlicht. Keine fertige Göttlichkeit, weder theistischer, noch pantheistischer Art, wird hierbei anerkannt, sondern göttliches Leben „gebiert" sich in der menschlichen Seele, indem mit ihren Willensbewegungen Bewegungen der Ewigkeit durchbrechen. Diese Vollendung deutscher Weltanschauung hat nicht Kant vollzogen. Wir müssen auf seine großen Erben Fichte, Schelling, Hegel blicken, die sich alle zu einer Gott und die Welt erschaffenden Urtätigkeit bekennen, deren Art Hegel logisch, Fichte ethisch, Schelling ästhetisch buchstabiert. Wir müssen andererseits hinter Kant zurückgehen, zu den Meistern der deutschen Mystik, zu Ekkehart und Jakob Böhme.

Nach Jakob Böhme steht im Anfange nicht Grund, sondern Ungrund. Da ist kein Erkennen, Denken, Wissen. Aber es ist darin etwas, wie Wille. In dem Wallen und Wollen des Ungrundes quillt die Sehnsucht, sich in Grund zu fassen. Es ist ein dünnes Wollen, das wie ein Nichts ist, aber es ist ein zielendes Wollen. Es ist das Verlangen, Sein zu gewinnen und in dem Sein sich selbst zu gewinnen, ein lebendiges unendliches Selbst zu werden.

Mit dieser Schilderung ist es förmlich, als werde der Differentialbegriff in die Religionsphilosophie eingeführt. Wie das mathematische Differential ein unendliches Nichts ist, und doch die ganze Kurve werden kann, so ist der allerdünnste Wille, von dem Jakob Böhme spricht, jenes zielende Urnichts, der wesensmächtige Ansatz im Wesenlosen, der Quellpunkt eines göttlichen Schaffensprozesses, in welchem Gott außerseelisch sich selber schafft.

Nach Ekkehart erschafft sich die Ewigkeit (Gottheit) in der Seele ihre Göttlichkeit. Sein Gottesdifferential ist das „Fünklein" der Seele, darin unversehens eine Gottessonne in Gluten der Wahrheit und Liebe aufleuchten kann.

Man sieht hier wie dort die faustischen Züge der deutschen Weltanschauung entfaltet. Kein Zweifel, es ist eine eigentümliche Weltanschauung, die nirgends unter den Völkern ihresgleichen hat. Die Fremden haben sie darum auch nie verstanden. Neigen doch oft genug selbst deutsche Denker zu Abstrichen und zu Zugeständnissen an die entgegengesetzte Auffassung des „Ontologismus", der jedwedes Sein stehend als „Substanz" nimmt, der im lieben Gott und in der lieberen Welt und in dem am meisten geliebten Ich lauter fertige Gegebenheiten sieht! Wohl kennt auch dieser naive Ontologismus ein Werden, wenigstens bei Menschen und Dingen. Aber dies Werden ist nur Entwicklungsbewegung: vorhandene Keime wachsen und gewinnen reichere Bestimmtheit. Es ist nicht Schöpfungsbewegung, in der alles erst zu Gegenständlichkeit, Sein und Bestimmtheit kommt. Weder das kausale Entstehen, noch die biologische Entwicklung haben etwas zu tun mit diesem transzendentalen Werden, das ursprüngliche Funktion, reine Setzungs- und Selbstsetzungstat, ist.

Man messe hiernach ab, ob gewisse Richtungen der Gegenwart, die von einem sublimierten Sein in, an oder über den Dingen sprechen, das dem Menschen in erleuchteter Intuition zugänglich werde, dem

Geiste des deutschen Denkens entsprechen! Wie oft hören wir von modernen Phänomenologen, daß es ganze Reiche idealer Wesenheiten gäbe, daß z. B. der Sinn von Sätzen oder die Wertwesenheit des Guten und Schönen in übersinnlicher Gegebenheit existierten, und daß wir mit Geistesaugen in jene Reiche hineinschauen müßten! Moderne Okkultisten reden ihrerseits von einem geheimnisvollen Geisterreiche, von dessen Kräften unsere Seele umflutet sei, und mit denen sie durchdrungen werden könne. Dem täppischen Blicke des Alltagsmenschen sei es unsichtbar. Aber bei rechter Konzentration und Kontemplation sänken die Schleier. Dann erstrahle dem geöffneten Auge jedwede Seele im Glanze dreifacher aura. Wogen von Licht und Wärme, das sich mitteilende Leben unzähliger Geister, schlügen von allen Seiten heran, und alles werde von einem höchsten Glanze überleuchtet, um den das Sein aller Menschen und Wesen magisch kreise.

In diesem neueren „Idealismus" ist nicht die gegebene Welt aus schöpferischen Setzungen begriffen, sondern das Reich des Daseienden wird verdoppelt. Hier die sinnlich-irdischen Existenzen, dort die Schar übersinnlicher Wesenheiten! Beide satt und fertig nebeneinandergestellt, in magischem Netze auf einander bezogen, visionärer Schau sich enthüllend. Das mag „Idealismus" genannt werden. Deutscher Idealismus, faustisches Denken, ist es nicht. Es ist ein Hereinbrechen orientalischer Weltanschauung, ein sublimierter Engelglaube.

Wie sich für die deutsche Anschauung der Welt alles Sein in schaffende Urtätigkeit auflöst, so haben auch die Gebilde des sozialen Lebens nur dann Sinn und Bedeutung, wenn der Fluß der Ewigkeit hinter ihnen steht. So Volkstum und Vaterland! Auch sie erblicken wir nicht als Seiendes und fest Gegebenes, sondern glauben, daß es nirgends, aber auch nirgends, zu einem wahren Vaterlande und wahrer Volksgemeinschaft kommen kann als dort, wo es eine Vaterlandsgeburt in den Seelen gibt.

Man erinnere sich, daß der Deutsche in seinem starken Eigentümlichkeitsbewußtsein dem Gemeinschaftsleben zunächst kühl gegenübersteht. Das hängt damit zusammen, daß seiner Innerlichkeit ein bloß äußeres Gemeinschaftsleben nicht genügt. Alles Gemeinschaftsleben fängt nun einmal mit äußeren Ordnungen und Bindungen an und ist in Gefahr, äußerlich zu bleiben. Der deutsche Mensch, im Tiefsten seiner Seele, will sich nicht veräußerlichen, sondern verinnerlichen.

Darum seine Abneigung gegen alles, was wie Zwang und Bevormundung aussieht. Dennoch hat er das dunkele Gefühl, daß sich gerade seine Innerlichkeit nicht vollenden kann außer in der Umfangenheit von Gemeinschaft. Diese seine Gemeinschaft müßte ihrerseits mehr sein als nur eine Zusammenfassung der vereinigten Kräfte, sondern müßte unmittelbar von Seele zu Seele gehen. Die anderen Völker sind von Natur gesellig, bleiben aber auch bei der natürlichen Geselligkeit stehen. Dem Deutschen, der einsam von Natur ist, ist Gemeinschaft eine Erfüllung seiner Geistigkeit. In ihm ist Sehnsucht nach allertiefster Gemeinschaft, die ihm Heiligkeit bedeutet, in der er sich heiligen kann, und die wie ein Geschenk über ihn kommen muß. So empfanden schon unsere Vorfahren das Erlebnis der Mannen- und Gefolgs*treue*. Ihr Freiheitsbewußtsein sträubte sich gegen Bindung, aber statt der Bindung schenkten sie einander die Weihe innerer Verbundenheit und die freie Treue. Mehr als anderen Völkern ist uns Deutschen die Liebe zwischen den Geschlechtern ein Bund der Seelen. „Ich bin din, du bist min. Du bist beschlossen in meinem Herzen", hier erklingt die ganze Innigkeit der deutschen Liebe. In solcher Innigkeit ist nicht bloß Sehnsucht, sondern auch Ehrfurcht. Wo Seelen sich in der Wesenstiefe gemeinsamen, da wird eben ihr Bund zu einer *heiligen* Macht über ihnen. Sie fühlen, daß auch da etwas aufgeht und sich hervorschafft, was es vorher nicht gab, als ob sich eine selbsttätige *Gotteskraft* aus den beiden Willen entbände und sie für immer zu geweihtem Verhältnis zusammenbände. Wir ahnen mehr als ein „Alsob".

Entsprechend steht es mit der Volksgemeinschaft. Keine Gemeinschaft, die nur den alten Adam mit Ordnungen und Geboten umspannte, genügt der deutschen Seele, zu solcher sagt er immer „Obrigkeitsstaat", mag sie monarchisch oder demokratisch eingerichtet sein, sondern die Gemeinschaft muß selbst ein neues Leben zwischen den Menschen sein und stiften. Der Begriff solcher wahren Volksgemeinschaft ist die herrliche, unvergängliche Botschaft des deutschen Idealismus.

Wie war es vorher? Bekanntlich war das politische Denken der Deutschen vor Kant weltbürgerlich eingestellt. Man fühlte sich echt französisch als Verstandeswesen und sah in jedem Menschen dasselbe Verstandeswesen. Sind doch die Einsichten des Verstandes überall

gleichartig und mitteilbar. Verstandeswesen können den Begriff der richtigen Gemeinschaft nicht anders denken als einer Ordnung, die auch ganz und gar unter den Regeln des Verstandes steht.

Welchen Sinn hätte solche Ordnung? Das Mittel zu sein, daß ihre Bürger mit vereinigter Kraft das größtmögliche Glück aller hervorbringen könnten, daß sie so viele Güter wie möglich in gemeinsamer Arbeit erzeugten. Der Staat, so aufgefaßt, wäre eine Wohlfahrtsgesellschaft, und es wäre gleichgültig, welche volkliche Bestimmtheit die Menschen haben, die den Staat bilden. Als Verstandeswesen sind sie überall gleich und denken überall gleich. Wo es richtig eingerichtete Staaten gibt, da muß es also jedem Menschen unter jedem Volke gleich wohl sein. Im übrigen verdient den Vorzug der Staat der erleuchtetsten Köpfe und der leuchtendsten Vernunft. Diesen sah man mit Vorliebe in Frankreich verwirklicht, dessen Bürger sich schon von selbst jenen Vorzug zuschrieben.

Kant hat mit dem Begriffe der Wohlfahrtsgesellschaft aufgeräumt. In der Ordnung der menschlichen Gemeinschaften habe eine geistige Größe voranzuleuchten, die Würde der Menschheit. „Die Menschheit soll dir in dir und jedem andern heilig sein." Hier ist nicht die gleiche Verstandesausstattung bei allen, oder die Verwandtschaft ihrer leiblichen Bildung, nicht die zoologische Gattung gemeint. Nichts von beidem ist heilig. „Menschheit" ist vielmehr das geistige Mitmenschentum, das mir den anderen zum Gegenstand unbedingter Achtung macht. Es ist der Ausdruck dafür, daß er und ich in einer unsichtbaren Gemeinschaft stehen, ehe wir uns sichtbar vereinen. Das deutsche Bild einer wirklichen Gemeinschaft, die ihren eigenen Sinn hat und nicht bloß Gesellung zu äußeren Zwecken bedeutet, nicht bloß verstandesmäßige Gleichsetzung aller mit allen, ist hier vorgezeichnet.

Für Kant war solche Gemeinschaft Postulat. Fichte entdeckte, daß wir mitten in ihrer lebendigen Funktion stehen. Er hatte für die Tiefe der Geschichte Blick, der nicht nur den Aufklärern, sondern auch noch Kant fehlte. Wie eine Offenbarung begriff er das wahre Wesen des Volkstums als eines eigentümlichen und unwiederholbaren, geschichtlich daherschreitenden Ganzen, das von göttlichen Spannungen voll sei. Jedes Volk, so lauten seine Worte, ist „ein Ganzes sich immerfort natürlich und geistig erzeugender Menschen, das insge-

samt unter einem besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht".

Das ist echte Sprache des faustischen Idealismus und erschließt der deutschen Gemeinschaftssehnsucht ihre echte Erfüllung. Durch alles Volkstum geht danach eine erzeugende Innerlichkeit, eine selbstschöpferische Sinnsetzung, und die Menschen, die davon gemeinsam ergriffen sind, können sich aus dem Innersten verstehen. Sie sind durch Blut und Geist ein Leben. In ihrer sichtbaren Verbundenheit lebt und webt die unsichtbare. Eben damit werden sie zu Verpflichteten an einander und an dem göttlichen Leben, das in ihrer Mitte ausgebrochen ist: Es ist ihre Bestimmung, die sie ergreifen sollen, daß ihr sichtbarer Verband immer mehr Verbundenheit werde und immer mehr Ausdruck werde des unsichtbaren Sinns, der sich in ihrer Geschichte offenbart.

Alle fordernden Werte der Vaterlandsethik ergeben sich daraus, Vaterlandsliebe, volkliche Bruderliebe und Liebe zur angestammten Art. Hier ist nicht mehr die Hervorbringung von allgemeinem Wohl das Band des Zusammenhalts, sondern das Ganze selbst. Seine Würde, seine Ehre, sein schicksalhafter Sinn, der sich in seiner Geschichte erfüllt, stehen unmittelbar als Wert über allem Wert in den Herzen. Jeder fühlt in sich und den Anderen das höhere, sich geschichtlich erschaffende Leben des Volkstums. Erst das ist Gemeinschaftsphilosophie. Sie ist nur auf dem Boden faustischen Denkens möglich. Die anderen Völker haben es nur zu einer Gesellschaftsphilosophie gebracht. Sie kennen nur allgemeine Kausalgesetze, biologische Daseinsbehauptungen, keine selbstschöpferischen Sinnsetzungen, und so begreifen sie auch das geschichtliche Geschehen nur als Mechanik der nichts als wirtschaftlichen Interessen von Menschen und menschlichen Gesamtheiten. Die englische und die französische Staatsauffassung zeugen davon.

Den Deutschen verwandelt sich die äußere Gegebenheit des volklichen Verbandes in eine unaufhörliche Aufgabe innerer Verbundenheit. Es ist eine göttliche Aufgabe. In der unaufhörlichen Lösung der Aufgabe begegnet uns noch einmal göttliches Werden, und dieses Werden Gottes im Volkstum ist die höchste Weise, wie Gott wird.

2. Über Gemeinschaftsphilosophie

Zur Metaphysik der Gemeinschaftsformen

Erschienen in der Festschrift für Prof. Liljequist, Lund 1930

Rein phänomenologisch lassen sich drei Hauptformen unterscheiden, unter denen menschliches Gemeinschaftsbewußtsein Gestalt annehmen kann. In der *geistigen Gemeinde* ist man hingegeben an ein geistiges Objekt. Diese Hingabe ist das Vorangehende und Entscheidende. *Gegenseitige Zuneigung kann hinzutreten*, aber sie ist vom Gegenstande her begründet und erlischt, wenn der Bruder im Geiste etwa anderen Geistes werden würde. Man ist zusammengetreten oder denkt sich zusammen zum Dienste an einer Idee (einer politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, karitativen, religiösen), zum Kultus eines geistigen Heroen (Luther, Kant, Goethe, Bismarck), oder zur Pflege eines Kulturbedürfnisses (Naturschutzverband, Verschönerungsverein usw.). Es ist überspringende Objektbegeisterung, die hier die Menschen verbindet und darum eben nur solange verbindet, als man selbst begeistert ist und die anderen begeistert glaubt.

Es ist, wie wenn vom Gegenstande Wellen ausgehen, die einen selber und Scharen von Gefährten in sich hineinnehmen. Das Fluidum des Gegenstandes umgibt uns und die Genossen im Geiste. Man fühlt sich mit ihnen in einer sichtbaren oder unsichtbaren Gemeinde, gleichsam von Planeten, die um dieselbe Sonne kreisen, und die dadurch auch einander etwas bedeuten. Seelen klingen leichter an einander an, wenn sie in etwas Gemeinsamem aufgehen. Aber der Mitmensch als solcher spielt nur eine begleitende Rolle. Die persönliche Beziehung wird nur bewertet und ausgestaltet in Hinblick auf das Ideal, von dem man erfüllt ist. Kommen sich Seelen als solche näher,

was natürlich oft genug der Fall sein wird, so ist das ihre Privatsache und nicht Gemeindesache. Im Willen lebt ein „Es" oder „Er". Man pflegt mit starker Hingabequalität des Willens den Dienst an der Idee, an dem Heroen und erst in zweiter Linie die Gemeinschaft.

Eine ganz andere Gemeinschaftsform bildet sich, wenn der Zug bewußter Sympathie für einander in Kameradschaft, Liebe die Seelen verbindet. Dann strömen von Seele zu Seele selbst Wellen der Anziehung herüber und hinüber. Die Einzelnen betonen ihre Gemeinschaft nicht nach dem Gesetze einer geistigen Gegenständlichkeit vor ihnen, um die ihre Hingabe kreist. Die Gemeinschaft selbst ist ihnen Gesetz, sie ist ihnen ein eigener selbstlebendiger Kreis. Der läßt sie in Treue zu einander stehen und nährt sich von der Verbundenheit ihrer Seelen. Diese Menschen gehen in einander auf, sie geben sich an einander hin um des Gefährten selbst willen. Die Seelen werden nicht mittelbar von der gleichen Überzeugung zusammengehalten, sondern sind unmittelbar in einander gewendet. Sie bejahen sich in einander, mit einander, für einander. In solchen Seelen lebt ein „Wir". Die in ihnen obwaltende Gesinnung kennzeichnet sich als Gemeinschaftsqualität der Willen. Sie empfinden ihre Verbundenheit als Bund. So mag uns die Gemeinschaftsform, unter der die in solcher Weise gesellten Menschen stehen, „der beseelte Bund" heißen.

Wiederum anders ist der Interessenverband oder die Nutzensgilde geartet. Das Wort „Interesse", „Nutzen" steht hier in selbstischem Sinne. Man meint, daß eine Anzahl von Menschen zusammengetreten sind, um etwas, wovon sie alle profitieren, besser oder leichter mit vereinten Kräften zu erreichen, als wenn der Einzelne auf seine vereinzelte Kraft angewiesen wäre. Sie haben sich nicht zur Pflege eines idealen Zwecks zusammengetan, sondern um ihren sehr realen Nutzen zu befördern. Es geht immer um einen persönlichen Gewinn des Einzelnen, der für ihn aus dem Zusammenwirken mit den andern herauskommt. Er beteiligt sich mit einer Leistung, einem Geschäftsanteile oder dergleichen, und ihm wird vom anderen oder dem ganzen Verbande Gegenleistung gewährt.

Nutzverband und geistige Gemeinde haben gegenüber dem beseelten Bunde etwas Verwandtes: Die Verwandschaft beruht darauf,

daß hier wie dort ein vorhergehender Zweck der Mittelpunkt ist, um den die Geister kreisen. Ihr Miteinanderwollen dient einem Zwecke, sei es einem selbstischen bei der Nutzensgilde, sei es einem ideellen oder einem karitativen bei der geistigen Gemeinde. Es geht um irgend ein wissenschaftliches, künstlerisches, politisches Gut, nicht um seelische Nähe als solche. Um jenes Gutes willen schließt man sich zusammen, und dabei kann wohl auch ein Hauch, ein Schatten von Gemeinschaftswesentlichkeit einfließen. Man erfreut sich dann auch der Gemeinsamkeit und nicht bloß des Zweckes, zu dessen Gunsten man das gemeinsame Tun regelt. Aber man bestimmt sich nicht im Geiste von Gemeinschaftswesentlichkeit. Man schätzt den gemeinsamen Willenszusammenschluß nur hypothetisch, nämlich nur als Mittel, das man braucht, um den Zweck zu befördern, man lernt ihn vielleicht auch um seiner Wirkung willen lieben, aber er wird nicht um seiner selbst willen geliebt. Der Gemeinsamkeitswille ist hier noch heteronom, nicht autonom. Er hängt von der Liebe zu etwas anderem ab und kommt und geht mit der Liebe zu diesem anderen. Wenn sich z. B. Menschen für ihre wissenschaftliche Aufgabe gemeinsamen, so hängt ihre Einheitsgeistigkeit von der Stärke ihrer wissenschaftlichen Betätigung ab. Nur solange diese anhält, lebt ihr Gemeinsamkeitsgeist. Mit der Hervorbringung wissenschaftlicher Organisationen, die jenem Sonderzwecke angepaßt sind, ist er erschöpft. Ähnlich wenn sich der Zusammenschlußwille anderer Menschen auf Kunstpflege, noch anderer auf Waisenerziehung, Jugendfürsorge, Krankenpflege und dergleichen richtet. Immer wird ihr Miteinanderwollen aus der gegenseitigen Zweckgestimmtheit genährt.

Ganz anders, wenn das Gemeinsamkeitsleben der Menschen zu eigener Willenswirkung kommt, wie das im beseelten Bunde der Fall ist. Hier entscheidet nicht, daß sich alle im Wollen des gleichen Zieles als Mitwollende zusammenfinden, sondern daß sie ihr Miteinanderwollen als solches wollen, daß alle zu allen mindestens *Treue* üben, wenn sie noch nicht zu gegenseitiger *Güte* vorgedrungen sind. Die Seelen sind mit selbstlebendigem Einheitsatem zusammengeschmolzen! Ihre Gemeinsamkeitsgeistigkeit ist eine eigene autonome Größe, sie ist selbst die Sonne, in deren Wärme und Licht die Seelen leben.

Man spricht auch von *Schicksalsgemeinschaft*. Schicksal bedeutet eine Folge von widrigen oder günstigen Ereignissen. Eine

Gruppe von Menschen, die in gleichem Raume zusammenwohnen, haben eben wegen ihrer räumlichen Nähe alle zusammen das gleiche günstige oder widrige Schicksal durchgemacht und sind davon in gleicher Weise berührt worden: Das ist der objektive Sinn von Schicksalsgemeinschaft. Das Wort hat noch einen anderen tieferen Sinn, den subjektiven: eine Gruppe von Menschen wollen gemeinsames Schicksal tragen, ihm gemeinsam die Spitze bieten, die hellen und die dunkelen Lose miteinander teilen, in keiner Not sich trennen und Gefahr.

Die Schicksalsgemeinschaft im objektiven Sinne ist phänomenologisch gesehen keine neue Art der Gesellung, sondern der Anlaß, daß die von gleichem Schicksal erfaßten Menschen eine der drei anderen Gemeinschaften bilden. Sie können mit einander Arbeitsgemeinschaften für geistige Zwecke bilden, oder sie können sich als Nutzverbrüderung organisieren, indem sie ihr schicksalhaftes Zusammensein zu Einrichtungen wirtschaftlichen Nutzens oder gemeinsamen Schutzes gestalten. Schicksalsgemeinschaft ist der Motor, der die eine oder die andere dieser Formen oder alle zugleich zu Gestalt oder in Bewegung bringt.

Nehmen wir z. B. Menschen, die zusammen auf einem großen Schiffe eine Vergnügungsreise machen. Sie haben sich nicht verabredet, sondern sind zufällig zusammengewürfelt, dadurch, daß sie der Veranstaltung eines Reisebüros jeder für sich, auf eigene Faust, gefolgt sind. Es gibt bei der Seereise Möglichkeiten, die weder in ihrer Hand, noch in der Hand der Schiffsleute sind, denen sie sich anvertraut haben, verborgene Klippen, Stürme, plötzliche Maschinendefekte und dergleichen. Insofern müssen sie bereit sein, gemeinsames Schicksal zu durchleben, sie sind eine Schicksalsgemeinschaft im Kleinen. Sie sind es im objektiven Sinne, machen sich aber keine Gedanken darüber. Subjektiv sind sie es in keiner Weise, mindestens wirkt dieser Gedanke nicht auf ihren Verkehr, ihr gegenseitiges Verhältnis ein.

Das ist schon anders, wenn etwa Bergsteiger mit einander zu einer gefährlichen Hochtour aufbrechen, bei der sie gegenseitiger Unterstützung bedürfen, oder wenn kühne Forscher mit wagemutigen Gefährten gemeinsam dem Nordpol zustreben. Hier hängt das gleiche drohende Schicksal unmittelbar über jedem einzelnen, und schon das Wissen davon bewirkt in den Seelen einen Ruck der Nähe. Sie können

jeden Augenblick auf Tod und Leben auf einander angewiesen sein, und über solchem Vorgefühle gewinnt bei ihnen ein Wille zur Treue keimende Gestalt. Sie sind, je nachdem sie ihrem Ziele entgegen egoistisch oder geistig bewegt sind, je nachdem sie vom Ehrgeiz oder vom Zwange der Aufgabe getrieben sind, eine Nutzbrüderschaft oder eine geistige Gemeinde, vielleicht beides zugleich. Gleichzeitig aber auch regt sich bei ihnen in embryonalem Zustande etwas wie die Gestalt eines beseelten Bundes.

Bei unserer Reisegesellschaft ist das noch nicht so, solange die Reise ohne Zwischenfall verläuft. Die Reisenden vergnügen sich mit einander, sie schließen sich zu Spiel- oder Unterhaltungsgruppen zusammen, in denen jeder bei der gemeinsamen Belustigung auf seine persönliche Rechnung kommt. Es kann auch bei gemeinsamer Ergriffenheit durch große Natureindrücke die Stimmung einer geistigen Gemeinde in ihnen geweckt werden. Aber das Bewußtsein der eigenen Befriedigung im Mittun der anderen steht durchaus im Vordergrunde. Nutzvereinigung ist die nächste Form, wie sie ihre Gesellung empfinden.

Plötzlich entsteht Gefahr, für alle dieselbe. Ihr Zusammensein wird jetzt fühlbar schicksalhaft. Es geht bei allen ums Leben, etwa durch ein Leck, das eine verborgene Klippe dem Schiffe gerissen hat. Der Ruf zu den Pumpen ertönt, alles ordnet sich unter ein Kommando. Alle Willen sind auf eines gerichtet. Dennoch ist es zunächst nicht Selbigkeit, sondern Gleichheit des Zieles, und zwar eines selbstischen, auf das es für jeden ankommt. Jeder ringt, indem er sich der gemeinsamen Anstrengung eingliedert, um sein Leben. Das kann, wenn es zum äußersten kommt, wenn nur die Besteigung der Rettungsbote übrig bleibt, zum Kampfe aller gegen alle führen, dem nur der Revolver der Schiffsoffiziere vorbeugen kann. Die von Gedankenlosigkeit und Vergnügungssucht ausgehöhlten Seelen reißen auseinander. Ebenso gut kann aber auch die Nähe des Untergangs die Seelen innigst verschmelzen. Es kann urplötzlich in den todgeweihten Menschen Gemeinde- und Bundesgesinnung in einem entstehen. Dergleichen wurde berichtet, als vor Jahren die gewaltige Titanic von einem Eisberge gerammt wurde (14. 4. 1912). Damals stimmte angesichts des unvermeidlichen Schicksals der todgeweihten 1550 Personen die Schiffskapelle den Hymnus an „Nearer to Thee, my

God!". Es war religiöses Gefühl, das in den Untergehenden der Titanic schlagartig erwachte und sie gleichzeitig zu einem Kreise um Gott und einem Bunde mit einander werden ließ.

Der Unterschied der drei Gemeinschaftsarten, Interessenverband, geistige Gemeinde, beseelter Bund, geht auf letzte Erlebnisse des Einzelnen zurück, die erkenntnistheoretische und metaphysische Färbung haben.

Wie ist uns der Mitmensch ursprünglich gegeben? Bestimmt nicht als ein Ich. Als Ich sind nur wir selbst uns gegeben. „Ich" das heißt: ich bin mir der bewußte Mittelpunkt meines Fühlens, Wollens und Denkens. Von nichts als mir selber habe ich innere Wahrnehmung. Alles, was mir sonst entgegentritt, liegt mir nur in Sinneswahrnehmung vor. Es tritt mir körperlich entgegen. Selbst mein eigener Leib gehört dazu, der mir nur dadurch m e i n Leib wird, daß ich ihn in doppelter Tastwahrnehmung erfasse, daß er unmittelbares Organ meines Willens ist, und daß sich bestimmte Lust- und Schmerzerlebnisse, die ich innerlich wahrnehme, mit meinen Berührungsempfindungen von ihm unlöslich verknüpfen.

Alles andere Körperliche ist mir als Gegenwurf, als Gegenstand gegeben, das ist als etwas mir irgendwie Widerstehendes, als Macht. Zu solchem anderen Körperlichen, das mir nicht als „mein" Körper dient, sondern vielmehr seinen Bewegungen entgegenwuchtet, gehören auch mancherlei Leiber, die dem meinigen ähneln und sich ähnlich verhalten, wie er, wenn er meine Willens-, Schmerz- und Lustäußerungen ausdrückt. Diesen Leibern lege ich darum ähnliches Wollen, Fühlen und Denken ein, wie ich es als psychophysisches Lebewesen selbst erlebe. Ich beseele diese Körper, und so kommt es, daß sich mir die ganze körperliche Umwelt alsbald in zwei Gruppen scheidet, unbeseeltes Du und beseeltes Du.

Diejenigen Du, die ich als „Mitmenschen" bezeichne, verhalten sich mir am ähnlichsten und mit ihnen pralle ich am meisten in freundlichen und feindlichen Berührungen zusammen. Jeder Mitmensch, auch der vertrauteste, bleibt Du, das mich berührt, eine rätselhafte körperliche Gegebenheit, der ich seeliches Leben und in dem Seelenleben ein Ich nur zuschreibe, ohne dieses Ich je selbst wahrzunehmen. Er ist und bleibt Du, eine lebendige Macht, die mich in Begegnis, Nötitung, Widerfahrnis anspricht; die nicht von mir abhängt, sondern in

der für mich Schicksal ist, Liebesschicksal, Kampfschicksal, Verkehrsschicksal, Todesschicksal. Wir alle sind uns gegenseitig Schicksalsträger, sind lebendige Schicksalsmacht für und wider einander.

Vieles Du bleibt für uns fremde Gewalt, negative Wirklichkeit, die uns trotzt, gegen die wir trotzen, der wir uns nur „ergeben“, wenn sie uns niederzwingt. Vom anderen Du geht Licht, Wärme, Kraft für uns aus. Es wird ein Du, dem wir trauen, dem wir in der Form des Vertrauens die Seele öffnen, und dem wir uns in diesem ganz anderen Sinne „ergeben“. Der Panzer der Fremdheit fällt von hüben und drüben. Mit der Widerwuchtigkeit des einen weicht die Ichverkrustung, die Ichverkrallung des anderen. Aufgeschlossenes, nicht mehr zurückgehaltenes Leben strömt wie in einem Bette hin und her. Das eigene Ich, das nur biologische Widerstandserscheinung gewesen war, wird nicht mehr verspürt. Man hat sich in dem anderen vergessen. Die Seelen strahlen nicht mehr Macht gegen einander aus; sondern diese irrationale, rätselhafte Strahlung, die sonst die in zwei Menschen verkörperte Wirklichkeitsstücke repulsiv macht, sie mit Mißtrauen, Vorsicht, Zurückhaltung, Ablehnung ladet, dieses Glimmlicht von Dämonie, verklärt sich.

Es ist als ob über den beiden Schicksalsträgern ein Regenbogen aufginge: nämlich die Wesenhaftigkeit, in welcher den beiden oder mehreren ihre Gemeinschaft erscheint. Die letztere fängt an, ihnen mehr zu bedeuten, als ein bloßes Zusammenspielen der Seelen. Sie verspüren sie als eine Macht, die in ihnen über ihnen west, die sie in eines zusammenfaßt und ihrem Zusammen den Panzer nach außen gibt. Aus den beiden Seelen und über ihnen ist ihr Bund geworden als selbstlebendige Seele ihrer Gemeinschaft. Es gibt in solchem Bunde nur noch Seelen, die sich austauschen, aber es gibt keine besonderten Ichheiten mehr. Ein Wir ist geworden, das in eigener Energie Macht um sich strahlt. Es ist auch gar nicht aus Ich und Ich und Ich geworden, sondern aus Du und Du und Du. Denn das Ich, das sich betont, sich setzt, das sein eigener Mittelpunkt ist, dies Ich ist aus dem Verhältnisse der Seelen in dem Augenblicke ausgeschieden, wo sie ihre Grenzen gegen einander verlieren Das Ich gehört zu dem Panzer, mit dem sich jede Seele nach außen bewehrt. Schon deswegen kann man anderes Ich nicht erleben, wohl aber lebendiges Du. Das lebendige Du des anderen ist mir näher als sein gedachtes Ich.

So sehen wir jetzt, wie sich der Unterschied zwischen Interessenverband und beseeltem Bunde metaphysisch vertieft. Denn das Wesen des Interessenverbandes ist ja gerade, erstens, daß die Ich als Ich betont bleiben. Sie werden mir kein Du, das ich erlebe, indem ich ihnen innerlich begegne, sondern sie bleiben das Ich, das ich ihnen nur einlege. Dazu kommt, daß diese Ich, die sich gegenseitig nur denken, sich zweitens untereinander als Mittel für den eigenen Vorteil denken und auch ihr zusammengezähltes Dasein (innerlich vereintes Dasein gibt es hier nicht) nur als Mittel ihres gemeinschaftlichen Vorteils empfinden. Der Interessenverband bleibt immer Ich und Ich und Ich. Auch wenn diese Ich nach außen wie Kletten an einander hängen, so schwält zwischen ihnen Vorsicht, Mißtrauen, Argwohn. Eine verborgene Spannung besteht hier zwischen den einzelnen, die, wenn sie ihre Ansprüche nach verschiedenen Seiten lenken, das Ganze auseinandertreibt.

Solche grundsätzliche Verschiedenheit zwischen beseeltem Bunde und Interessenverband schließt es aus, jenen aus diesem abzuleiten. Wohl aber kann sich Interessengemeinschaft zu Bund vertiefen und kann sich Bund zu Interessenverband verflachen. Das seelische Verhältnis lagert sich dann um. Das Miteinandergehen Zweier, die sich zwecks gegenseitigen Vorteils gesellt hatten, kann sie innerlich zusammenführen. Umgekehrt kann der gemeinsame Vorteil, den die Machtstrahlung eines Bundes verschafft, Vorteilsgeist in den Verbundenen erzeugen. Der wahre Sinn eines echten Bundes ist es, mit einander Schicksal zu bestehen. Will man Nutzen einheimsen, so heimst der Nutzen bald die Seelen ein. Er nährt die Iche und zerreißt den Du-Strom. Iche schließen Verträge, Du gehen Bünde ein.

Die Metaphysik des beseelten Bundes hat uns Aufschlüsse gegeben. Wir haben erkannt, daß es etwas sehr Verschiedenes ist, ob wir einen anderen Menschen als Ich auffassen, oder ob wir ihn freundlich oder feindlich als Du erleben. Das Organ, andere als Ich aufzufassen, ist unsere eigene Ichbetonung, die von zweckhaftem und begrifflichem Denken begleitet ist. Die anderen Menschen gelten hierbei für eben so ichbetonte Wesen, die gleich uns auf Nutzen, Vorteil, eigene Lust, eigenen Personwert eingestellt sind. Das Organ, anderes Du zu erleben, wächst uns in der Berührung mit fremdem Leben von selbst zu (oder auch in Berührung mit dem Schicksal). Dies Organ ist

eigentlich nichts, das als Neubildung bei uns hervortritt, sondern es muß etwas von uns abfallen, sich erweichen, nämlich eben die Ichbetonung. Die ganze, unselbstisch werdende oder doch in ihrer Selbstgefälligkeit erschütterte Seele ist das Organ des Du-Erlebens.

Wir haben ferner gesehen, wie es zur Durchlöcherung oder Durchbrechung der Ichhülle kommt. Wenigstens von der unmittelbarsten Weise, wie das geschieht, hatten wir Kenntnis genommen. Es ist die, daß sich zwei Seelen in Sympathie, Freundschaft, Liebe einander öffnen. Sie begegnen sich dann ohne weiteres wie mit Zauberschlag. Das Du des einen und das Du des anderen sind wie ein Leben geworden. „Dann wird dein Leben ein geweihtes, In deinem Wesen blüht ein zweites, Ein reineres voll Kraft und Ruh'; Und todesfroh in raschen Fluten, Fühlst du dein eigen Ich verbluten, Weil du nur leben magst im Du" singt der Dichter vom Liebesfrühling zwischen Mann und Weib. Das ist der Abfall der Selbstsucht, jene Hinwegschwemmung der Ichbetonung, die urplötzlich stattfindet und wie Weihe gefühlt wird. Diese Ichsucht lösende Kraft, die jedem Hineinstürzen von Seele in Seele einwohnt, macht sich geltend auch im Verhältnis der Freundschaft, der Bundesbrüderschaft.

Wenn Seele zu Seele kommt, ist immer noch etwas Drittes dabei. Jede fühlt, daß sich gleichsam das Verhältnis der Seelen selbst als eine überindividuelle Einheit über sie stellt. Der Bund zwischen ihnen gestaltet sich zu einer Macht, die sie umschließt und mit Verpflichtung gegen die höhere Ganzheit des Bundes erfüllt. Dieses gemeinsame Verpflichtungsgefühl erhält sich, auch wenn die gegenseitigen Gefühle erkalten. Wird der Bund nachher doch von der einen oder der anderen Seite gelöst, so wirkt eine spätere zufällige Begegnung der beiden meist sehr peinlich. Sie haben etwas Höheres verletzt, als die eigene und die andere Seele.

Deshalb hat es einen tiefen Sinn, daß die katholische Kirche die Ehe, den innigsten Seelenbund, den es gibt, der über die wärmste Seelengemeinschaft aufgegipfelt ist und sie weihevoll überhöht, für ein unlösbares Sakrament erklärt hat. Ehe bedeutet Du und Du und über beiden Du eine überindividuelle Lebensgröße. Wird sie als ein Verhältnis von Ich zu Ich aufgefaßt, dann ist schon dieser Geist zerbrochen. Sie wird zu einer leeren Interessengemeinschaft, mögen auch gemeinsame Erinnerungen, gemeinsame Sorgen das Nebeneinander-

hergehen noch tragen, mag es sich mit gelegentlichen Gefühlen des Wohlwollens, des Mitleids bei schmerzlichen Begegnissen des anderen Ehegatten beleben. Diese Gefühle sind dann nur oberflächliche Bewegtheiten. Sie hatten eine ganz andere Tiefe und Innerlichkeit, als sie noch vom Geiste des Ehebundes getragen waren. Da waren sie aus dem bloß Menschlichen zu wesenhaftem Gehalt erhoben. Bleibt gar das sinnliche Interesse, das die beiden Menschen für einander haben, allein übrig, so ist mit der Würde der Ehe die Würde der Menschen dahin. Jede Vertragstheorie der Ehe, der selbst ein Kant beipflichtete, verkennt, daß hier nicht zwei Ich mit einander verhandeln, sondern daß aus Du und Du eine Einheit geworden ist oder geworden sein sollte, die jene Ich als Ich vernichtet hat.

Es gibt noch eine andere Weise, wie sich Seelen zusammenfinden, und hier begegnet uns der tiefere Sinn von Schicksalsgemeinschaft. Bisher galt uns das Schicksal als eine Summe äußerer Umstände, die eine Schar von Menschen in dieselbe Lage bringt und dadurch der Anlaß wird, daß sie sich so oder so gemeinsamen; daß sie sich als Interessenverband zusammentun, oder Seelengemeinschaft finden und sich in dieser als Bund organisieren, oder daß sie zu geistiger Gemeinde zusammentreten.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß man unter „Schicksal" meist mehr versteht als eine Summe äußerer Umstände, nämlich Macht, die diese äußeren Umstände zur Drohung wider uns gestaltet. Diese Macht ist wie eine Faust, gegen die die vereinzelten Menschen nicht aufkommen. Sie drückt das Ichgefühl jedes einzelnen nieder. Wie war es doch mit solcher Ichbetonung? Je mehr wir uns als Ich isolieren und betonen, um so mehr verdichtet sich die Machtstrahlung, die wie von jedem Stück Wirklichkeit, so auch von uns ausgeht, zu einem Panzer nach außen. Um so mehr werden auch die anderen Menschen für uns zu ebenso umpanzerten Ich. Läßt unter gemeinsamem Schicksalsdruck die Ichbetonung nach, so löst sich bei jedem einzelnen der vom gleichen Schicksal Bedrohten der Panzer, die Seelen blicken sich wie mit aufgeschlagenem Visier ohne Fremdheit an. Die Faust des Schicksals hat bei ihnen den Panzer des Ich zertrümmert und dadurch auf mittelbare Weise bewirkt, daß Menschen, die das gleiche Schicksal erleiden, einander gewahr werden, seelische Nähe gewinnen, für einander aufgeschlossen werden.

Sie werden zu einem Du für einander, wenn auch zunächst zu einem Du, das uns nicht mehr mit Fremdheit anmutet, sondern das man als schützende Nähe fühlt. Noch fehlt viel, daß die Seelen mit breiteren Flächen des Verstehens in einander tauchen. Aber schon diese Annäherung genügt, daß Gemeinschaftsmacht zwischen ihnen aufsteht. Sie schließen keinen Bund, sondern empfinden so, als wäre Bund zwischen ihnen geworden, und als hätte sich mit der Macht, die vor dem Schwinden der Ichbetonung jeder einzelne gegenüber dem andern einzelnen behauptet hätte, nach dem Schwinden der Ichbetonung der Bund als Ganzes erfüllt. Die Macht des Schicksals hat auf einmal ihre Macht als gemeinsame aus ihnen entbunden, so daß sie sich von dieser wie von einer höheren Wesentlichkeit alle zusammen umfangen fühlen. Es ist, als ob ihre Ganzheit unter ihnen lebendig geworden wäre und sie anführte. Sie erleben jetzt ihr Schicksal als Gemeinschaft, nicht mehr als isolierte Atome, sondern als ungeteiltes Ganzes, das der Macht des Schicksals die eigene Macht entgegensetzt. Im Widerstande gegen Schicksalsgewalt zusammengewachsen, wollen sie fortan weiteres Schicksal mit einander teilen. Wenn diese ihre Macht gegen das Schicksal angeht, oder wenn ein Führer aus ihrer Mitte im Namen und in der Weihe dieser Macht zu ihnen spricht, so ordnen sie sich von selbst dem Befehle gemeinsamen Tuns unter. Es ist ein impersonaler Gehorsam, auch wenn eine Person gebietet.

Das ist Schicksalsgemeinschaft im höheren Sinne. Sobald ihr Mysterium wirkt, stellt sich die Empfindung des gemeinschaftlichen Ganzen und gemeinschaftlicher Macht als einer Gegenmacht gegen das Schicksal von selbst und zuerst her. Das unterscheidet die Schicksalsgemeinschaft vom beseelten Bunde. Den beseelten Bund kennzeichnet das unmittelbare Verhältnis von Seele zu Seele. Sie tauschen breitflächig ihre Innerlichkeit aus, und darüber ist dann die Empfindung des Ganzen aufgegipfelt. In der Schicksalsgemeinschaft macht sich in erster Linie die Gemeinschaft als solche fühlbar. Die wirkliche Brüderlichkeit der Seelen ist hier erst aufgegeben. Der Druck des Schicksals hat die Selbstliebe meist nicht genug zerhämmert, als daß sich mehr als ein flaches Gefühl der Gemeinsamkeit entwickelte. Es ist noch ein gut Maß von Ichsucht in den Seelen der Vielen zurückgeblieben, so daß sie in sich selber geteilt sind. Auf der einen Seite empfinden

sie, daß sie mit einander Du und Du zusammengehören in einer selbstlebendigen und machtlebendigen Ganzheit. Andererseits nehmen sie sich gegenseitig als zweckbewußtes Ich und sehen ihre Gemeinschaft auch nur zweckhaft an, als ein Mittel gegenseitigen Schutzes und gemeinschaftlichen Vorteils. Die Folge ist, daß sie sich ebensogut auseinander, wie tiefer zusammenleben können, je nachdem ihre Ichsucht bei materialistischer Denkweise wächst oder in geistigem Erleben absinkt. In vielem Volkstum findet sich solche Schwebe zwischen Schicksalsgenossenschaft, die zum beseelten Bunden strebt, und interessensüchtiger Vergesellschaftung, die mit dem Widerstreite der Interessen nach Kündigung strebt.

Vernichtetes Ich, einströmendes Andere, auferstehende Göttlichkeit: das gilt nicht nur, wenn sich Seele und Seele begegnen. Es gilt auch, wenn sich im ästhetischen Schauen Seele und Gegenstand, und wenn sich im religiösen Erleben Seele und Gott begegnen. Immer empfängt die entpanzerte Seele das Wunder der Wirklichkeit. So sagt Schopenhauer von der künstlerisch eingestellten Seele, daß sie ihre Individualität verloren habe und Weltauge geworden sei. Schleiermacher spricht von jenem ersten geheimnisvollen Augenblicke, der bei jeder Wahrnehmung vorkomme, wo der Sinn und sein Gegenstand gleichsam in einander geflossen und eins geworden seien. J. G. Fichte in der Anweisung zum seligen Leben äußert sich: „Solange der Mensch noch irgendetwas selbst zu sein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm ... sobald er sich aber rein, ganz und bis in die Wurzel vernichtet, bleibt allein Gott übrig und ist alles in allem." Es ist immer dasselbe: wenn die Seele den Panzer des Ich verliert, so taucht sich Wesen in Wesen, Du entdeckt sich dem Du.

Nicht anders steht es, wenn uns eine Idee, die Forderung der Pflicht, das Licht der Wahrheit berührt und uns über uns selbst hinausträgt. Auch da gestaltet sich etwas in unserm Seelenleben, das allem Seelenleben überlegen ist und Hingabe, Dienst, Gehorsam von uns verlangt. Es ist, wie wenn eine zwingende Macht inmitten unseres Selbst ins Dasein tritt. Dies Fordernde, Zwingende, das als höheres Soll in uns auflebt, ist keinem Ich zu vergleichen. Man darf es „Göttlichkeit" nennen. Aber man nehme das Göttliche auch wirklich als Göttlichkeit, das heißt als eine innerlich in uns sich durchsetzende Macht, als eine unsere Seelen bewegende und erfüllende

Geistigkeit und nicht selbst als Seele und Ich. Wie sich uns das Du eines Mitmenschen als äußere Macht entgegenträgt, wie ich den anderen als ein wirkliches Leben neben mir unmittelbar empfinde, längst ehe ich mir sein Du als ein mir ähnliches Ich zurechtlege, (wodurch ich nur zu oft den Seelenzusammenhang mit ihm verliere) so ist es auch hier. Das Erlebnis der in mir wirkenden Göttlichkeit würde sich nur verfälschen, wenn ich sie als Ich in Analogie mit dem meinigen deuten wollte. Leben und Leben berührt sich immer unmittelbar unter Zurücktreten aller Ichbetonung, ob es ein anderes Leben neben mir oder geistiges Leben in mir ist.

Nehmen wir als Beispiel das Erlebnis der Pflicht! Kant hat erstmalig gesehen, daß es sich hier nicht um das Verhältnis zweier Willen handele, die sich gegenüberständen: des befehlenden göttlichen und des hörigen menschlichen Willens. Das wäre die ichverwirrte (heteronomische) Auffassung von Pflicht, die zwei auseinanderliegende Ich voraussetzt — Kant ersetzt sie durch die vergeistigte (autonomische) Auffassung, daß im Soll der Pflicht eine innere Befehlsmacht in uns lebt, die er „praktische Vernunft" nennt. Aber auch diese „praktische Vernunft" trägt noch zu sehr die Farbe der Ichhaftigkeit. Macht doch Kant aus ihr unser „intelligibeles Ich", das unserm empirischen Ich kategorische Imperative vorhalte! Welche Zerreißung der Menschen in zwei Iche! Richtiger wäre es gewesen, Kant hätte wenigstens von einem intellegibelen „Es" gesprochen, dessen überindividuelle Geistigkeit unsern individuellen Willen mit Forderungen durchlebt. Erst bei Fichte dringt die impersonale Geistigkeit des Erlebens ganz durch. Fichte spricht von der „göttlichen Idee", die sich durch eigene Kraft im Menschen ein selbständiges und persönliches Leben verschaffe. „Dieses sich selbst erhaltende und gestaltende Leben der Idee im Menschen stellt sich dar als Liebe, zuvörderst der Wahrheit nach als Liebe der Idee zu sich selber, sodann in der Erscheinung als Liebe des Menschen zu der Idee".

Hier ist die **Dämonie geistigen Lebens in uns** getroffen, das die geistige Gemeinde schafft; so wie vorher von der Dämonie mitmenschlichen Lebens um uns die Rede war, das die beseelten Bünde schafft, und von der Dämonie des Schicksals, das die Schicksalsgenossenschaften schafft. Daß die Menschen, die sich zu geistiger Gemeinde verbunden haben, auch **unter sich** tiefere Gemeinsamkeit

empfinden als die in einem Interessenverbande zusammengeschlossenen, ist eine einfache Folge davon, daß das gemeinsame Ideal in jeder einzelnen Seele die Ichbetonung aufhebt und den einzelnen hingegeben macht für die „Idee". Mit dem Wegfall der Ichbetonung der Idee gegenüber macht sich auch Seelennähe der Gleichgesinnten geltend, wenngleich die unmittelbare Wirkung der Seelen auf einander durch die größere Wirkung der Idee auf jede einzelne Seele überwogen wird.

Es war soeben von der Dämonie geistigen Lebens die Rede und von Fichtes Versuch, diese in ihrer eigentümlichen Wesenhaftigkeit zu schildern. Diese Wesenhaftigkeit würde nur verdeckt, wenn man das zwingende, unser Leben übergreifende Etwas, das uns auf einmal, wir wissen nicht wie, in sein Gefäß verwandele, mit dem Ichbegriff fassen wolle. Erschöpft doch der Ichbegriff nicht einmal unser Seelenleben! Eher ließe sich von einem Überich reden. Aber darf Göttlichkeit, von der Ekkehart sagt, „wo eine Seele ihres Ich leer wird, da muß sie sich ergießen", überhaupt als Ich angesprochen, mit der Selbsterfülltheit und Eigenwilligkeit eines Ich belastet werden? Man muß für diese überindividuelle Geistigkeit, die in uns vorgeht, ohne aus uns hervorzugehen, die unser Ich zerschmilzt, damit unsere Seele frei wird, andere Kategorien aufsuchen.

Der Verfasser hat in seiner „Philosophie des Ungegebenen" von einem göttlichen Leben gesprochen, das aus akosmischer Tiefe heraus, in der es unerweckt schweigt, in unseren Seelenfunktionen selbstschöpferisch aufbricht. Für sich schweigt es und ist unerweckt. Das ist der akosmische Zustand des Ungegebenen, in dem es nichts als regloser Ungrund, dunkel wesende Ewigkeit ist. Sie entlädt sich in uns zu geistigem Leben, wenn wir aufhören, um unser Ich zu kreisen. Dann gestaltet sich, aus der Ewigkeit eintretend, übersinnliche Wertunendlichkeit im Gefäße unserer Seele. Es ist eine andere Wertgeburt, wenn wir in den Strom der Gemeinschaft eintauchen, so daß wir uns nicht von anderen Menschen getrennt, sondern mit ihnen eins fühlen; und es ist eine andere Wertgeburt, wenn wir von idealen Aufgaben ergriffen sind und uns an solche hingeben. Das ist beidemal eine verschiedene Weise, wie unsere Ichsucht weicht, und darum haben wir auch beidemal von dem höheren Lebensgehalt, der dabei in uns über uns emporsteigt, einen verschiedenen Eindruck. In der geistigen Gemeinde fühlen sich die einzelnen auf *eines* hingewendet, auf die Idee, die in

aller Seelen wirkt. Im beseelten Bunde und in der Schicksalsgemeinschaft lebt eine übersinnliche Ganzheit selbst in den Seelen auf, indem die Seelen einander entgegenleben.

Nach allem sieht man, wie sehr sich die Interessenverbände von den übrigen Arten der Gemeinschaft unterscheiden. Die Nutzverbände sind durch Welten sowohl von der geistigen Gemeinde, wie von der Schicksalsgenossenschaft, wie von dem beseelten Bunde getrennt. Gewiß läßt sich, wie wir zu Anfang sahen, auf Ähnlichkeit zwischen Nutzverbänden und geistigen Gemeinden hinweisen. Hier wie dort verbindet ein Zweck die Menschen, die sich gesellt haben, das eine Mal ein selbstischer, das andere Mal ein unselbstischer Zweck. Solches Gemeinschaftsleben ist nicht aus sich, sondern heteronom bestimmt. Aber diese Ähnlichkeit ist nur formal. Denn wo sich geistige Gemeinden wirklich bilden, da gibt es auch eine Berührungsfläche der Seelen. Niemals aber gibt es solche zwischen Egoisten; es müßte denn sein, daß ihre Ichsucht unter Schicksalsschlägen zusammenbricht, daß Leid die Seelen läutert. Alles echte Gemeinschaftsleben ist unselbstisch ausgerichtet. Das ist der oberste Grundsatz der idealistischen Soziologie. Man muß ihn nur einsehen! Aus dem Zurücktreten der Ichbetonung der Einzelnen wird das Wesen der Gemeinschaften sofort verständlich. Die Zurückdrängung der Ichbetontheit bewirkt, daß uns in demselben Augenblicke, wo Seele zu Seele, Seele zum Gegenstand strömt, auch ein Strom aus der Ewigkeit ergreift.

Wie sich die Ichbetonung löst, das ist bei den verschiedenen Gemeinschaftsarten, die wirkliche Gemeinschaftsarten sind, jeweils anders. Es kann ein urwüchsiger Strom von Sympathie zwischen zwei Menschen ausbrechen und im Verhältnis dieser Menschen die Ichverpanzerung durchbrechen: der beseelte Bund. Oder ein geistiges Hochziel, eine ideelle, eine karitative Aufgabe kommt über die Seelen und schmilzt, indem sie sich gemeinsam in der gleichen Richtung über sich hinaus bewegt fühlen, den Egoismus zwischen ihnen: die geistige Gemeinde. Oder das gleiche Schicksal lockert den Selbstsinn und entbindet zwischen den Schicksalsgenossen das Bewußtsein des Zusammengehörens. Sie fühlen in ihrem gemeinsamen Erleben die Ganzheit, in der sie stehen, als eine aus ihnen selbst wachsende Macht: die Schicksalsgemeinschaft.

Das alles sind verschiedene Weisen, wie die Ichbetonung ausge-

schaltet, durchbrochen, erschüttert wird. Sobald sie weicht, gibt es, je nach der Art, wie sie weicht, wesenhaftes Gemeinschaftsleben in dieser oder jener Form. Die Seelen sind in solcher Gemeinschaft andere, als sie vorher waren. Ihre Individualität ist nicht ausgelöscht, aber die Individualitäten werden gefäßlich für den neuen Strom, von dem sie sich bewegt fühlen. Sie nehmen gliedhaftes Leben innerhalb desselben an, das sich darin zeigt, daß sich natürliche Eigenschaften der Menschen in sittliche Qualitäten verwandeln.

Die Frage liegt nahe, ob sich nicht alle drei Formen geistig-göttlichen Lebens vereinigen können, und ob es nicht eine Sehnsucht der Ewigkeit, in unser Sein einzutreten entspricht, daß ihrerseits die menschlichen Seelen sehnsüchtig nach Gemeinschaft sind, in der Ewigkeit atmen kann? Brudergemeinde, Machtgemeinde, Ideengemeinde in einem, das könnte das Höchste sein worin sich der Atem der Ewigkeit ganz verdichten kann, wo er in einem Dreifaltigkeitsstrome immer neu von sich ausginge und in sich zurückkehrte.[24]) Es ist nicht mehr die Aufgabe dieser Zeilen auszumessen, ob und wie weit sich das geschichtliche Geistesleben diesem Hochziele nähert. Dem evangelischen Ideale entspricht ein Reich gewaltloser Liebe. Die geschichtliche Wirklichkeit ist voll von liebloser Gewalt. So mag der eigentliche Sinn der geschichtlichen Bewegung in der Mitte liegen. Was wären Geistigkeit und Liebe, wenn sie nicht zugleich Macht gegen das Böse wären?

Gemeinschaft als Idee

Erschienen unter dem Titel „Gemeinschaft und Idee" in den Greifswalder
„Studien zur Lutherforschung und neuzeitlichen Geistesgeschichte"
bei Walter de Gruyter & Co., Berlin-Leipzig 1930

Versetzen wir uns in die Zeit der Aufklärung! Der altüberlieferte Dreiklang der Ideen des Wahren, Guten und Schönen wirkt nach, doch haben neben der Idee des Guten, die bei Plato mit der Idee der Gerechtigkeit und Gottes einerlei ist, die Idee Gottes und der Gerechtigkeit eigene Stellung gewonnen. Überragend die Idee Gottes, in dessen ewiges Denken die übrigen Ideen hineinverlegt sind. Gott hat die Seelen erschaffen und ihnen ein Wissen von seinem Dasein und von den anderen Ideen mitgegeben. Jede unserer angeborenen Ideen ist ein Eindruck von jenen in Gott ewig lebendigen Wertgehalten.

Um jene fünf hohen Ideen — ich will sie die rationalen oder Kulturideen nennen — denkt man sich das Menschengeschlecht geschart. Die Menschen selbst sind nicht in einer einheitlichen Ganzheit ihres Geschlechts gegeben, sondern stehen atomistisch nebeneinander. Aber sie sind durch die Gleichartigkeit ihrer Vernunft, in der sie sich allesamt über das Tierreich erheben, einander brüderlich nahe. Zudem empfinden sie es als Gottes im Evangelium ausgesprochenen Willen, daß sie sich einander brüderlich nahestehen *sollen*. Die Liebe aller zu allen ist heiliges Gebot.

Die Aufklärer fragen: Wie läßt sich das Gebot menschlicher Brüderlichkeit vernünftig begründen? Und kann es eine Gemeinschaft der Menschen geben, die sich mit Forderungen der Vernunft verträgt? Man war von vornherein wenig geneigt, den geschichtlichen Staatenbildungen, — den Begriff des Volkstums kannte man kaum — einen Vernunftwert zuzuschreiben. Wenn der Begriff der Gemeinschaft gültig sein wolle, so sei er über die ganze Menschheit auszudehnen, so

wie die menschliche Vernunft mit den angeborenen Ideen des Schönen, Guten, Wahren usw. über alle Völker ausgedehnt sei.

Aus diesem Gesichtspunkte ergab sich ein erster Versuch, zu einer begründbaren Forderung von Gemeinschaftsleben zu kommen. Jede der hohen Ideen sei schon für sich geeignet, Mittelpunkt einer geistigen Gemeinschaft zu sein. Sofern die Menschen z. B. für die Idee des Heiligen empfänglich seien, bildeten sie um die Idee Gottes eine religiöse Gemeinde. Sofern sie für die Idee des Wahren empfänglich seien, stehe diese im Mittelpunkte eines Kreises philosophisch bewegter Menschen. Eine andere Form geistiger Gemeinde bewege sich um die Idee des Schönen usw. Jede solcher geistigen Gemeinden müsse im idealen Falle weltwelt gedacht werden. Die Durchdringung aller dieser weltweit gedachten geistigen Gemeinden miteinander ergebe dann die Kulturmenschheit. Menschheit im Sinne von Kulturmenschheit gilt hier nicht als eine Summe von Völkern, sondern als eine Summe sich durchdringender geistiger Universalgemeinden.

In jeder dieser geistigen Gemeinden wird brüderliche Liebe vorausgesetzt. Die gemeinsame Teilnahme an der sie bewegenden Idee mache diesen Kreis von Menschen zu Brüdern im Geiste, und das sei die echte sittliche Brüderlichkeit. Brüder sind also zunächst diejenigen, die um irgendeine Idee geschart sind. Da aber ideal genommen, jeder Mensch Glied aller geistigen Gemeinden sei, so addiere sich die Brüderlichkeit, die man für diejenigen empfinde, mit denen man gemeinschaftlich vom Werte α geistig bewegt sei, mit der Brüderlichkeit, die man für dieselben Menschen als seine Geistesgenossen um den Wert β herum empfinde usw., so daß zuletzt eine ganz große Brüderschaftswelle, die Brüderschaftswelle der Humanität, von allen Menschen zu allen Menschen schlage.

Das ist ungefähr der Gemeinschaftsgedanke der Aufklärung, der immer noch nachwirkt. Die Teilnahme der Menschen aneinander ist genährt von der gesamten gemeinschaftlichen Bewegtheit für die geistige Welt der Ideen. Vernunftliebe zu den Ideen strahlt aus in Vernunftliebe der Menschen zu einander und in Vernunftleben miteinander im Dienste an den ewigen Ideen. Das sei die allgemeingültige Form menschlicher Verbindung, allgemeingültig wie die Werte selbst, denen die Menschheit hingegeben sei. Hierin bestehe ihre sittliche Gemeinschaft, wogegen die zufällige Gemeinschaft der Men-

schen in Nationen keinen Wert habe. Die aufgegebene Menschheit sei eine Durchdringung geistiger Gemeinden. Dort sei die Gesamtbrüderschaft aller Menschen begründet. Die gegebene Menschheit sei nur ein zufälliges Nebeneinander von Völkern.

Gemeinschaft ist nach dieser Auffassung keine eigene Idee, keine eigene geistige Größe. Sie ist in dem gemeinsamen Verhältnis der Menschen zu den ewigen Ideen mitgegeben, sie ist darin analytisch enthalten. Am wenigsten ist sie ein neuer Sinngehalt gegenüber den rationalen oder Kulturideen. An sich ist es ja möglich, daß die Idee der Gemeinschaft einen eigenen Sinngehalt besäße, der, statt von den Kulturideen abzuhängen, sie vielleicht in sich hineinzöge und nach sich bestimmte. Solcher Sinn möchte sich vielleicht in eigenen Teilgebieten, — sagen wir Volkstümern, — entfalten, deren Gemeinschaftswesentlichkeit sich nicht durch Verbreiterung, — sagen wir auf ein Menschheitsganzes hin — steigern ließe, sondern nur durch Verdichtung gewinnen könnte, indem sie in sich selbst eine tiefere geistige Mächtigkeit annähme.

Den Menschen um 1800 gingen die Augen für diese Möglichkeit erst allmählich auf. Den Ideen des Guten, Wahren, Schönen und der Gerechtigkeit mußte ihre Alleingöttlichkeit erst genommen werden. Man mußte erst entdecken, daß es zwei Wertlinien gäben, daß neben der Linie der Kulturideen die Gemeinschaftsbegriffe in einer anderen Wertlinie laufen.

Ich lasse den französischen Boden mit seinen Ideen der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit beiseite. Das sind rein politische Ideen. Mir kommt es auf die tiefgeistigen Gemeinschaftsideen an, die die deutsche Philosophie hervorgebracht hat. H e r d e r hat die erste dieser Ideen, die Idee der Humanität, d. i. der geistigen Menschenbrüderschaft, ausgesprochen. Bei K a n t gesellt sich, verwandt, aber doch verschieden, die Idee der Menschheit hinzu. Die Idee der H u m a n i t ä t hängt mit dem neuen Licht zusammen, in das Herder Individualität und Persönlichkeit rückte. Nach Herder ist Gottes Allkraft in den Dingen und in den belebten Wesen das Innerlichste, was sie zu Dingen und Wesen macht, nämlich zu der lebendigen Einheit aller ihrer Eigenschaften und Kräfte. In immer neue Gestaltungen gehe Gottes immerfort strebende Allkraft ein. Sie wolle sich in soviel Einzelwesen wie möglich beleben, denn nur in der unendlichen Mannigfaltigkeit und

Verschiedenheit des Daseins könne sich der unendliche Seinsstrom aus Gott ausdrücken und darstellen. So ist denn jedes Individuum eine neue Blüte des sich aufschließenden Alls, jedes eine andere.

Es muß einen neuen, ästhetisch belebten Sinn der Gemeinschaft ergeben, wenn jeder Mensch jedem Menschen wertvoll wird als ein selbständiger und unwiderholbarer Ausdruck des lebendigen Gottesatems. Das Neue ist bei Herder, daß sich die Menschen gegenseitig für einander darstellen, vor einander darleben, damit sich jeder an dem anderen erquicke und dabei in seiner eigenen Richtung belebe. So belebt, werde er seinerseits die anderen beleben. Sie fühlen ihre Gesellschaft als etwas, das in der Mannigfaltigkeit aller einzelnen unendlichen Reichtum in sich schließt, daran jeder einzelne teilhaben kann und soll, wie er selbst ein Teil dieses Reichtums ist. Die Wertung der Gemeinschaft als einer Gesellschaft des edelen gegenseitigen Gebens und Nehmens kommt auf, und das drückt die Idee der Humanität aus. Der Mensch soll die Göttlichkeit, die in ihm lebt, bewußt herausarbeiten, nicht nur um seiner selbst willen, sondern zugleich um der anderen willen, die durch ihn dann auch daran teilhaben können. Unmittelbare Teilnahme der Menschen aneinander, keine erst durch die Mitteilnahme an Ideen vermittelte!

Herder bezeichnet die Göttlichkeit, die in uns lebt, als unser „Selbst". Es unterscheidet sich von dem engen und begrenzten Ich, das unser sinnliches, vom Milieu abhängiges Sein bedeutet. Wie *unser* Selbst Gottes Atem ist, so auch das Selbst in anderen Menschen. Darum liegt in allen Menschen ein Gotteszug zu einander hin. Von diesem Gotteszuge ist unsere Vernunft erfüllt. Die Idee der Humanität ist die Art, wie sich die Vernunft des Gotteszuges in ihr von jedem Selbst zu jedem anderen Selbst bewußt wird. Sie drückt das eigene Wesen der Vernunft aus und geht der Vernunft in ihrer eigenen Bewegung auf. Wenn sie an geistige Tätigkeiten hingegeben ist, die ihrer Angelegtheit auf die Kulturideen entsprechen, so entspringt dabei in ihr selbst die Idee der Humanität, in der sie die Einheit und Ganzheit geistigen Lebens bei allen Menschen denkt.

Unser Gotteskeim, das Selbst, gehört eben zur Vernunftausstattung der Seele, ja, es *ist* diese Vernunftausstattung, die sich in der Luft menschlicher Freiheit, mittels deren wir über unsere Naturgebundenheit hinaussteigen, entfalten will. Indem jeder bei sich

solcher Entfaltung Raum gibt, überwindet jeder für sich die ichsüchtige Trennung der Menschen, die sie aus ihrer Naturgebundenheit mitbringen. Es gibt nach dieser Auffassung kein geistiges ideenbewegtes Menschentum, ohne das sich schon die inneren Fäden von Mensch zu Mensch weben. Erst in der Ergriffenheit von den Ideen werde der Mensch ganz Mensch, und dann erst könne er wahrhaft menschliche Teilnahme, menschliches Verständnis für seinesgleichen aufbringen, wie er sich seinerseits, wenn umgekehrt ihn Teilnahme und Verständnis der anderen trägt, in geistiger Aufgeschlossenheit zur Ideenwelt und Menschenwelt immer noch mehr entfalten wird. „Der Mensch ist bestimmt, in der Gesellschaft zu leben. Er soll in Gesellschaft leben. Er ist kein vollendeter Mensch und widerspricht sich selbst, wenn er isoliert lebt", schreibt Fichte in der „Bestimmung des Gelehrten". Um dieser Bestimmung gerecht zu werden, hat der Mensch nur zu entwickeln, was in ihm ist. Ist doch der Weg des Menschen nach Herder ein beständiger Aufstieg aus der ursprünglichen Naturgebundenheit zu immer wachsender geistiger Freiheit und geistiger Einswerdung mit anderen Menschen, ein Weg, dessen Richtung wir nur zu ergreifen brauchen, um unser Menschentum, das in uns angelegt ist, immer mehr zu vervollkommen. Nicht durch Addition ideenethischer Sympathien vereinheitlichen sich die Menschen, sondern das Menschengeschlecht ist in seinem allgemeinen Vernunftleben von Hause aus auf Einheit angelegt. Die Aufgeschlossenheit der Seelen füreinander und die Aufgeschlossenheit für Ideen sind die zwei sich ergänzenden Seiten dieses Vernunftlebens.

Eine neue Gemeinschaftsidee brachte das Auftreten Kants. Zunächst hat er die Auffassung darüber, wie sich Idee und Vernunft verhalten, grundstürzend verändert. Nicht mehr sind die Ideen ein angeborener Besitz der Seele, anerschaffene Werteindrücke vom göttlichen Sinn des Schönen, Wahren, Guten, Heiligen. Nicht mehr ist die Vernunft der Ort dieser anerschaffenen Eindrücke, sondern die Vernunft, das „Vermögen" des Unbedingten, wird ihrerseits zur Ideenschöpferin. Als theoretische Vernunft setzt sie, indem sie die Reihe der Bedingungen vollendet denkt, Abschluß- und Zusammenschlußideen, insbesondere erzeugt sie die Idee Gottes als der ersten alles bedingenden, ihrerseits nicht mehr bedingten Ursache. Als praktische Vernunft setzt sie sich selbst zum Gesetze des Willens, das ein Gesetz der Freiheit

ist. Eine neue Motivation kommt über uns, die uns über allen Antrieb der Motive, alles Drängen der Süchte und Lüste hinaushebt. Das beweist, daß uns im Gesetze der Vernunft unsere wahre Realität anspricht, unser intelligibles, nicht erscheinendes Ich. Es hängt seinen Pflichtbefehl über unser empirisches Ich auf, über jenes erscheinende Zentrum innerer Wahrnehmungen, das unser Verstand in die Welt kausaler Verkettungen hineinsieht.

Dieser Pflichtbefehl hält den empirischen Menschen die Magna Charta einer überempirischen Gemeinschaft entgegen. Kants Verallgemeinerungsmaxime ist ja nichts anderes als Rousseaus volonté générale, die aus seinem „contrat social" bekannt ist, nur daß sie in eine höhere Sphäre gehoben ist. Alle geistigen Wesen einschließlich Gottes stehen unter diesem idealen contrat social, dessen Sinn sich in der Allgemeinheitsmaxime jedes einzelnen Willens immer wieder belebt. Im Befehle der praktischen Vernunft redet die ganze intelligibele Menschheit, ja die Gemeinschaft aller intelligibelen Wesen überhaupt, mich, den empirischen Menschen, an. In solchem Zusammenhange spricht Kant von der Idee der „Menschheit".

Es ist damit etwas ganz anders gemeint als in Herders „Humanitätsidee". Herders Humanitätsidee trägt die Farbe der Brüderlichkeit, Kants Menschheitsidee ist das Staatsgesetz der intelligibelen Welt in mir. Herders Selbst war überall verschieden, anders in jeder Individualität, immer ausströmend auf fremdes Leben und mit den Gaben fremden Lebens in sich zurückströmend. Kants intelligibeles Ich ist in mir und jedem anderen derselbe Bürgerruf eines überempirischen allgemeinen Geisterreiches. Die Ganzheit der intelligibelen Welt, zumindest die Würde der ganzen Menschheit, fordert mich ein. Bei Herder: die Menschen, in denen das Leben des Selbst erwacht ist, haben das Streben, sich füreinander persönlich darzustellen, zu einer geistigen Seelenharmonie zu kommen. Bei Kant: jeder durchdringt sich mit der Würde der geistigen Menschheit und hat damit im Kampfe mit seinen Neigungen genug zu tun. Es ist kein einfaches Sich-dar-leben, sondern ein stetes Sich-selbst-setzen gegenüber den Neigungen und in den Neigungen.

Vor dem Glanze der neuen Gemeinschaftsideen verblaßten die alten Vernunftideen. War doch die Vernunft, der die Ideen Gottes, des Guten, Schönen und Wahren eingeprägt waren, von Kant ver-

nichtet. Gott selbst kann keinen anderen Willen haben, als den der allgemeinen Gesetzlichkeit, die im Befehle der praktischen Vernunft erscheinend, sein wie unser Sittengesetz sei. Die Idee des Wahren aber verschwand in der Methode der Erfahrung, mittels deren wir an den Maßstäben der Kategorien das Mannigfaltige der Anschauung auf Geltung buchstabieren, und die Idee des Schönen spiegele nur das wohltuende Verhältnis wieder, in das die ästhetische Anschauung unsere Einbildungskraft und unsern Verstand mit einander bringe. In der Praxis blieben die Gemeinden der wissenschaftlich, ästhetisch und religiös bewegten Menschen dennoch bestehen. Waren es zwar nicht mehr überirdische Ideen, denen sie dienten, so waren es doch höchste Kulturgüter, denen ihre wissenschaftliche und ästhetische Hingabe galt, und war es die unmittelbare Nähe Gottes, die ihre Frömmigkeit empfand. Freilich befremdete der Blick auf die verschiedene Frömmigkeit in den verschiedenen Religionen. Das drückte die Wertschätzung und das Verständnis des gläubigen Verhaltens. Um so mehr bestach die Universalität der wissenschaftlichen und der ästhetischen Tätigkeit. Ebenso bestach auf der anderen Seite die Universalität von Herders Humanitäts- und von Kants Menschheitsidee. Beide Arten von Ideen, die Objektideen und die Gemeinschaftsideen, schienen in unlösbarer Durchdringung gegeben, und es fragte sich nur, ob bei solcher Durchdringung die Gemeinschaftsideen vor den Kulturideen oder umgekehrt die Kulturideen vor den Gemeinschaftsideen den Vorrang hätten, das heißt, ob die Substanz des Lebens in der Kultur oder in der Gemeinschaft liege.

Für die Weise der Fragestellung und der Beantwortung wurde ein abermals neuer Begriff der Idee entscheidend. Wie wenn man die Ideen des Guten, Wahren, Schönen nicht mehr so auffaßte, als stünden sie starr neben einander? Wenn man vielmehr dem Begriffe „Idee" einen dynamischen Sinn gäbe, so daß sie zunächst die Bestimmtheit des Guten, Wahren, Schönen noch gar nicht hätte, sondern diesen Bestimmtheiten erst zustrebte? Sie vielleicht in einer stetigen Bewegung nacheinander durchliefe (Hegel), vielleicht sich unstetig bald so, bald so entfaltete (Fichte)? Die solchermaßen lebendig gedachte Idee könnte auch Gemeinschaftsqualität annehmen, und es ließen sich auf diesem Boden die Beziehungen hinüber und herüber zwischen kulturbestimmtem und gemeinschaftsbestimmtem geistigen

Leben leichter überblicken. Es ist reizvoll, diese Beziehung näher zu verfolgen, ebenso reizvoll aber auch, der Wandlung im Ideenbegriffe zuzuschauen, die die dynamische Einstellung zum Problem „Idee und Gemeinschaft" bewirkt hat. Die folgenden Ausführungen gelten überwiegend dieser Wandlung.

Bei Herder war die Vernunft Gottes in die Welt ergossenes, immer neu sich individualisierendes Alleben, das in unzähligen Einzel-Ichen seiner selbst bewußt wird. Bei Kant müßte es streng genommen nicht heißen: ich h a b e Vernunft, am wenigsten als Vermögen angeborener Ideen, sondern ich bin mit meinem intelligiblen Ich verkettet, das Vernunft i s t, das meine überempirische Geistigkeit i s t. Kant hat das Wesen dieser überempirischen Geistigkeit dadurch verdeckt, daß er sie als „Vernunft" und diese als ein „Vermögen" bezeichnet hat (Vermögen der Schlüsse, des Unbedingten, der Ideen), und er hat im Zusammenhang damit den Fehler begangen, daß er sie stehend schildert. Zudem hat er die Neigungen meist als den Gegensatz der praktischen Vernunft geschildert, viel seltener als Gefäß i h r e s Lebens.

Gewiß, die Vernunft, das intelligibele Ich, i s t der Gegensatz des empirischen Ich. Vor Kant galt die Vernunft als die Spitze der seelischen Funktionen. Jetzt steht sie ihnen gegenüber und ist aus jeglichem Vermögen des empirischen Menschen gänzlich unableitbar. Durch keinerlei Entwicklung können, wie Herder solches glaubte, unsere natürlichen Anlagen geistiges Wesen annehmen, mögen sie sich noch so vollenden und ausreifen. Aber der metaphysische Gegensatz zwischen Vernunft und Neigungen schließt nicht aus, daß der Geist des Gesetzes verwesentlichend in die Neigungen hineintritt. Man erinnere sich jener bekannten Stelle, in der Kant von der Pflicht zungenredet, einerseits, daß sie Unterwerfung verlange, und daß ihr alle Neigungen insgeheim entgegenwirkten, andererseits, daß sie ein Gesetz aufstelle, welches von selbst im G e m ü t e E i n g a n g f i n d e und sich selbst wider Willen Verehrung erwerbe. Auch das läßt uns aufhorchen, daß die Vernunft zwar den Eigen d ü n k e l niederschlage, aber die Regungen der Eigen l i e b e, d. i. das natürliche Neigungsleben des Menschen, nur einschränke, nämlich auf die Bedingung der „Einstimmung mit ihrem Gesetze" einschränke. Die praktische Vernunft verhält sich hier den Neigungen gegenüber ganz ähnlich, wie sich auf logischem

Gebiete der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen gegenüber die Kategorien verhalten, die aus den unbestimmten Erscheinungen wissenschaftliche Gegenständlichkeit erschaffen. Nämlich die praktische Vernunft hebt dasjenige aus dem Inhalt der Neigungen, was verallgemeinerungsfähig ist, heraus und legt für dieses Verallgemeinerungsfähige Pflicht in den Augenblick der Neigung, und vertieft erst die Neigung, indem sie sie auf diesen Sinn hin begrenzt. Sie steuert ihrer natürlichen Flüchtigkeit mit der Festlegung auf den Dauergehalt dieses Sinns. Sie stellt den Gegenstand der Neigung unter Ewigkeit. Kurz, sie verwandelt das blinde Gefühl in eine sittliche Qualität, sie verwesentlicht es zu einer seelischen Gliedmasse ihrer selbst, der praktischen Vernunft. Geistiges Leben will stets von Objekten durchbildert sein, und so ist nun das geistige Leben der praktischen Vernunft von dem Inhalte dieser Neigung durchbildert. Die Vernunft verschafft sich ein konkretes Leben, indem sie deren Sinn in sich aufnimmt, und sie macht die Neigung werthaft, indem sie ihre Regel in die Neigung hineinlegt. Die Neigung selbst bildet sich nicht empor. Sie muß zum Gefäße des Lebens der praktischen Vernunft werden, das fortan, die Neigung verwesentlichend, in dieser vorgeht, ohne aus ihr hervorgegangen zu sein.

Was war bei Kant die praktische Vernunft? Der intelligibele Staat im Menschen, die im Menschen auflebende Gemeinschaft aller reinen Vernunftwesen. Deshalb könnte man sagen: wenn sich diese Gemeinschaft meiner bemächtigt, dann bin ich erst Ich, d. i. Persönlichkeit. Intelligibeles Gemeinschaftsleben macht den Menschen zur geistigen Persönlichkeit. Freilich nicht das Gemeinschaftsleben in irgend einer empirischen Gesellschaft, sondern das Gemeinschaftsleben in einer ewigen Welt, die von allgemeingültigem Sinn erfüllt ist. Die praktische Vernunft als Gesetzesgeistigkeit lebt in solcher Persönlichkeit. Ohne solches Leben, was war sie vorher? Wie die Kategorien ohne Anschauung leer sind, so ist ebenso leer, dem Nichts gleich, das befehlende Gesetz, das keine Materie seiner Erfüllung hat.

Hier setzt die Philosophie Fichtes ein. Die praktische Vernunft ist kein vorgegebenes Etwas, kein ewig fertiges intelligibeles Ich, das unberührt stehen bleibt, ob der empirische Mensch seinen Willen auf allgemeine Regel stimme oder nicht. Sie ist nicht seiendes Gesetz, sondern nur das Soll des Gesetzes, das ins Dasein treten will und Dasein

erst gewinnt, wenn es im Willen des empirischen Ich zu Leben kommt. Das Ich, wohlgemerkt das intelligibele Ich, i s t nicht, es schafft sich. Es schafft sich als ein seinsollendes und seinwollendes Leben in einem Nicht-Ich, wohlgemerkt dem empirischen Ich, das es sich gegenübersetzt. Dieser Ansatz der Fichteschen Philosophie, der vielen unverständlich ist, stürzt uns förmlich mit dem Gewicht innerer Notwendigkeit entgegen.

Fichte hat nicht sogleich für das Geheimnis, das ihm entgegenlichtete, die beste Formulierung gefunden. Es ist ja klar, daß von der kantischen Formulierung des intelligibelen Ich her, als ob dieses unsere wahre Realität als Ding an sich sei, noch viel Beiwerk mitgeschleppt wurde. Dies Beiwerk mußte erst aufgeräumt und umgeschichtet werden, ehe das bei Kant aufbrechende Gedankengut zu seiner wesensgemäßen Gestaltung kam. Kant hatte dem intelligibelen Ich die Qualität der praktischen Vernunft gegeben, eines sich selbst befehlenden sittlichen Gesetzes, das in den empirischen Menschen, dessen „Vernunft" es ist, kategorisch fordernd hineindroht. Aber jedes andere geistige Soll könnte dieselbe Rolle übernehmen. Vielmehr nicht dieselbe Rolle der drohenden Forderung, bei der es seinerseits unbewegt und allem empirischen Seelenleben ein starres Gegenüber bleibt, sondern das innerhalb dieses empirischen Seelenlebens sein eigenes überindividuelles Leben sucht. Gibt es doch neben der sittlichen Geistigkeit die logische, die ästhetische, die religiöse, die politische, die Geistigkeit der Humanität, und so bleibt es der Freiheit philosophischen Denkens überlassen, wie die vielseitige Geistigkeit, die sich im individuellen Menschen als durchwesendes Leben setzen will, das ihn in geistige Persönlichkeit verwandelt, näher zu bestimmen sei.

Bei Fichte zuerst finden wir den allgemeinen Namen, der auf jedwede Qualität des geistigen Soll paßt, das sich in menschlichen Seelen zur Selbstverwirklichung spannt, das in deren Seelenraum sich seinen Lebensraum erschaffen will. Anfangs hatte Fichte vom „Ich", von der „moralischen Weltordnung", gesprochen. Dann fand er den Namen der „Idee", der seither der Gedankenwelt des deutschen Idealismus verblieben ist, obgleich Fichte selbst bald zu noch anderen Bezeichnungen „Sehnsucht", „Leben", „Liebe" übergegangen ist. Wenn man vom deutschen Idealismus spricht, dann meint man die neue Metaphysik des geistigen Lebens als eines sich selbst erschaffenden. Sie ist

gänzlich von Platos Ideenwelt unterschieden. Bei Plato haben wir es mit transzendenten, überseienden Ideen zu tun, in der Metaphysik des deutschen Idealismus mit der setzungsmächtigen transzendentalen Idee, die immer nur eine ist, aber sich in mancherlei Art der Ideenbewegtheit des empirischen Menschen ausgliedern kann. Man kennt Fichtes Schilderung vom Wesen der Idee. Ihre theoretische Eigentümlichkeit ist, daß sie sich schlechthin ohne alle Erfahrung durch das in sich selber selbständige Leben in dem Begeisterten entzündet. Praktisch bewirkt sie, daß sich der von ihr Begeisterte selbstvergessen an sie hingibt. „Wo die Idee als ein eigentümliches selbständiges Leben sich darstellt, geht der niedere Grad des Lebens, das endliche, völlig in ihr auf und wird in ihr verschlungen und verzehrt. Die Liebe des Lebens zu sich selber und sein Interesse an sich selber ist vernichtet." Kennt der Verstand nur die sinnliche Individualität, so erschafft die Idee, wenn sie in einem Individuum zum Leben durchdringt und sich dann in ihm mit einer neuen, vorher nie dagewesenen Gestalt zeigt, die ideale Individualität.

Die dermaßen aufgefaßte Idee wird nicht mehr wie bei Plato von der Vernunft erschaut, sie wird nicht mehr wie bei Kant von der Vernunft erzeugt, sondern umgekehrt erzeugt sie die menschliche Vernunft, d. h. sie macht, daß wir sie selbst, die Idee, als Aufgabe vernehmen. Dies „Vernehmen" eines uns bewegenden ideellen Sinnes und das Gepacktwerden durch ihn ist nicht auf unser (eben dadurch „logisches") Denken beschränkt — den Vernunftbegriff im alten Sinne. Auch in unserem Wollen, unserer bildernden Vorstellungskraft, unserem Fühlen belebt sich die Idee, erfüllt uns mit ihrem „Gesicht aus der Geisterwelt" und macht sich so vernehmlich. Man könnte sagen: es gibt nicht Vernunft, Gewissen, künstlerische Phantasie, religiösen Glauben, sondern Vernunft, Gewissen, künstlerische Phantasie, religiöser Glaube wollen im Selbsterschaffensprozesse der Idee immerfort bei uns werden, indem ihr geistiges Leben hier in dieser, dort in jener Form, hier diese, dort jene Provinz des Bewußtseins ergreift und durchdringt.

Bei Fichte stellt sich also das Leben der transzendentalen Idee vielfältig dar. Es geht nicht in evolutionistischer Bewegung von einer geistigen Gestaltung zur anderen über, sondern entspringt bei den verschiedenen Menschen bald in dieser bald in jener Form besonderer

Ideenbewegtheit. Fichte unterscheidet eine Lichtform und viele Tätigkeitsformen der transzendentalen Idee. Die Lichtform der Idee, darin das eine göttliche „Vernunftleben" in den menschlichen Seelen zur Klarheit und Liebe seiner selbst erwacht (bei Herder zur Idee der Humanität) ist die Religion. Die Tätigkeitsformen der Idee bewegen uns zu künstlerischem, wissenschaftlichem, sittlichem oder sozialem Handeln. Mit der letzteren Ideenart fügt Fichte den Gemeinschaftsideen, von denen Kant und Herder gesprochen hatten, eine neue hinzu, die Vaterlandsidee. Die Frage nach dem Verhältnis von Objektideen und Gemeinschaftsideen hat ihn sein ganzes Leben lang beschäftigt. Mit der äußersten Geringschätzung des Staates, der bestenfalls dazu da sei, sich selbst überflüssig zu machen, begann er. Der junge Fichte stand durchaus im Banne der Lehre von den allgemeinen Kulturideen, deren universale Geltung alle volkliche Beschränkung von sich ausschließe. In seinen „Reden an die deutsche Nation" herrscht die Vaterlandsidee.

Woher der Umschwung? Eigentlich ist in der Metaphysik des deutschen Idealismus der Begriff der Vernunft als der Spitze des menschlichen Seelenlebens, des gepriesenen Vorzugsmerkmals der menschlichen Gattung, grundsätzlich beseitigt. Aber der tausendjährige Ruhm dieser „Bestie", die alte Vorstellung, daß sie der Ort, der Behälter, der Widerschein von Ideen wäre, schleicht sich verwirrend selbst in die Darstellungen der deutschen Transzendentalphilosophen ein. Fichte fand zuerst — und so viel ich sehe, fand er allein — das neue Wort für das Wunder, mit dem die transzendentale Idee im menschlichen Seelenleben aufgeht: Liebe. Die Bewegung eines jeden Menschen durch die transzendentale Idee offenbart sich in seiner Liebe, sofern sie über ihn selbst hinaus gerichtet ist. Diese Liebe fragt nicht nach Regeln und Allgemeingültigkeit. Sie bricht aus bei wem und in bezug auf welchen Gegenstand sie will.

Von der Art ist die Vaterlandsliebe. Ihr sind Volk und Vaterland das Gesicht aus der Geisterwelt, das über den Menschen kommt und sein Leben verwesentlicht. „Mit der Genesung für Nation und Vaterland hat die geistige Natur unsere vollkommene Heilung von allen Übeln, die uns drücken, unzertrennlich verknüpft." So hätte Fichte nicht schreiben können, wenn er nicht auch das Verhältnis der Kulturideen zu den Gemeinschaftsideen in einem neuen Lichte gesehen

hätte, daß nämlich das Leben in der Volksgemeinschaft die Substanz unseres Lebens bilde, und daß das Leben in den Objektideen nur in der Volksgemeinschaft gedeihen könne. Die Volksgemeinschaft gleicht dem Boden und Luftraum, dessen Gesetze jene geistigen Tätigkeiten gehorchen müssen, in denen die Ideen ihr dynamisches Wesen enthalten. Es ist ähnlich und doch tausendmal anders, wie in der christlichen Theologie Gottes Denken der Boden und der Luftraum der statisch gedachten Ideen sein soll. Aber Fichte ist hierüber nicht zur vollen Klarheit gekommen. Bei ihm gingen die Vaterlandsidee und das Erlebnis des Volkstums noch durcheinander, und auch ihr Verhältnis zur Staatsidee blieb in Schwebe. Erst wenn das Erlebnis des Volkstums mit selbständiger Wucht hervorbricht, läßt sich die alte Frage nach dem Verhältnis aller unserer Ewigkeitserlebnisse mit neuen Denkmitteln ins Reine bringen.

Zur Philosophie des völkischen Erlebens

Erschienen in der „Monatsschrift für höhere Schulen" Band 34
(Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1935)

I. Das Ziel

Die unbelebte Natur kennt nur Atome die äußerlich auf einander bezogen sind. Die belebte Natur ist erfüllt von Zellen, die innerlich auf einanderbezogen sind. Der Mensch, wie er sich in der Helle seines Bewußtseins vorfindet, gleicht Atomen. Daß er Ich sagt, das ist die atomhafte Gestalt seines Seelenlebens. Er erfährt sich als ein Eigener und Besonderer. Damit eben sondert er sich aus dem Lebenszusammenhange. Genauer: der Lebenszusammenhang erhält sich nur im dunklen Schachte des Gefühlslebens und wartet darauf, daß der Mensch in ihm zur Zelle werde.

So unterscheiden sich Mensch und Tier: weit enger als der Mensch ist das Tier in die Lebenszusammenhänge verflochten, weil das Tier die Welt, auf die es eingestellt ist, nicht gegenständlich, sondern zuständlich, mindestens vorwiegend zuständlich, erlebt. Im Spiele dunkeler Bewußtheiten, nicht in der Helle des Bewußtseins, treibt es im Strome unmittelbaren Lebens, das von der Dingwelt oder seinesgleichen zu ihm hin und reflexartig von ihm zurückgeht. Der Mensch weiß von sich, weiß zum mindesten in einem ganz anderen Ausmaße von sich als das Tier. Damit zerbricht ihm die Unmittelbarkeit des Daseins. Aus dem Strome zwischen ihm und dem Gegenstande wird er und der Gegenstand. Aus dem Strome zwischen ihm und dem Mitmenschen wird er und der andere. Aus dem Strome zwischen ihm und der Gemeinschaft wird er und sein Wissen von der Gemeinschaft. Indem sich das Ich fühlt, fühlt es im Gegenwurfe ein Es, ein Du, ein Wir. Das braucht kein Gegensatz zu sein. Aber es ist ein Gegenüber da, auf das sich der Mensch einstellt, nicht daß ihn bloß ein Reflex darauf einstellt. Der Mensch bezieht sich

auf sein Gegenüber. Der eine tut das so, daß er weiterhin um sich selbst kreist. Der im Ichbewußtsein gestaute Strom des Lebens wird dann zu ätzender seelenzerfressender Lauge. Der andere tut es so, daß sich seine Ichbetonung löst. Dann kann sich der Lebensstrom, vergeistigt, entbinden. Er speist sich von der Innerlichkeit der Beziehung und steigt über sich selber empor. Der Lebenszusammenhang aus dem der ichbewußte Mensch herausgetreten war, stellt sich dann in ihm auf einer höheren Ebene wieder her. Nichts geht den Menschen dringender und tiefer an als sein Verhältnis zu den Mitmenschen.

II. Der Weg

In der Begegnung mit ihnen ist Schicksal für ihn enthalten. Auch anderes belebtes oder unbelebtes Dasein, ja selbst geistige Größen können Schicksal für mich werden. Die meiste Schicksalsmacht auf mich strahlt aber das Du der Mitmenschen aus. Von ihnen fühle ich am meisten und unmittelbarsten mein Dasein berührt. Es kann eine äußere Berührung sein, feindliche, die mich zu vernichten droht, oder sachliche, die mich gebrauchen will, und die ich gebrauchen kann; dann bleiben wir uns gegenseitig Atome. Es kann eine innerliche Berührung sein, die uns in Zellen einer Ganzheit verwandelt, die in uns lebt.

Es ist zweierlei, ob man zu einer Ganzheit strebt, danach strebt, sich mit anderen Menschen zu einer Gemeinschaft zusammenzuschließen, — das ist immer noch die Art von Atomen; oder ob Gemeinschaft als ein lebendiges Leben von sich aus in den Seelen aufbricht und sie in Zellen einer Einheitswesentlichkeit verwandelt. Die Seelen strahlen dann nicht mehr Macht gegen einander aus, noch strahlen sie (wovon später!) Geist gegen einander aus, sondern sie strahlen Leben gegeneinander aus, das Leben ihres gemeinsamen Blutes, und dann gestaltet sich in ihnen mit den sinnlichen Fäden ihrer Seelen ein höheres übersinnliches Leben. Das Dunkel ihres Lebenszusammenhanges bleibt nicht mehr in dunkelen Gefühlen stecken. Er erhellt sich in der Helle ihrer Seelen zu eigenem heiligen Licht.

Das Wort von Schiller „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes bilden, dann als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!" ist nur halb wahr. Denn nur wer selbst ein

Ganzes bildet, ist fähig, als geistiges Glied einer Ganzheit zu zählen. Halb und halbe Menschen, die sich nicht zusammennehmen können und in tieferem Sinne kein eigenes Dasein haben, taugen nicht für gemeinschaftliches Dasein. Das Halb-und-halb-Sein muß jeder von uns erst überwinden. Wir werden ja nicht als Ganzheit geboren, auch nicht dadurch, daß wir in unser physisches Volkstum hineingeboren werden. Denn in unser geistiges Volkstum werden wir nicht hineingeboren. Das kann sich erst in uns hervorgebären, wenn wir ganze Menschen geworden sind.

Jeder kommt als ein Bündel Triebe auf die Welt. Die selbstischen Triebe kreisen um sein Ich, die gutartigen Triebe tragen ihn über sein Ich hinaus, so daß er am Gehalt von Sachen und Gemeinschaften, am Wohl und Wehe seiner Mitmenschen teilnimmt. In den Wellen dieser streitenden Triebe treibt der natürliche Mensch. Sie kommen und gehen mit den Zufallseindrücken seiner äußeren und inneren Lage, und er ist die Beute des jeweils stärksten Wellenschlages, mit dem heute seine selbstischen, morgen seine unselbstischen Triebe aufschäumen. Wer in diesem Zustande, mit dem er geboren ist, verbleibt, der gewinnt nie ein eigenes Dasein. Er scheint nur zu leben, er hat das Leben eines blinden Treibholzes, das auf den Wellen schwimmt. Wenn sich Menschen seinesgleichen zusammenfinden, so ist das niemals eine wirkliche Einheit. Einheitslose Menschen ergeben mit einander immer nur wieder eine einheitslose Masse, die heute Hosianna und morgen „Kreuzige!" ruft. Nur Menschen, die im eigenen Sein und Leben eine wirkliche Einheit darstellen, können sich zu fester, geschlossener Einheit zusammenleben: ein Zeichen dafür, daß diese etwas Geistiges ist.

Es gibt eine Kraft im Menschen, die es ermöglicht, sich selber zur Einheit zu erschaffen, die es ihm ermöglicht, daß er sich selbst regiert, statt daß die wechselnde Stärke seiner Wünsche über ihn regiert. Das ist die Kraft seines Willens, durch die er wählen kann. Ohne diese Kraft kann er nie zu geistigem Gemeinschaftsleben kommen; aber es ist für solches auch wesentlich, wie er wählt.

Der Mensch, der wählt, der sich im Andrange seiner widerstreitenden selbstischen und unselbstischen Wünsche entscheidet, hört in demselben Augenblicke auf, ein Triebwesen zu sein. Er wird ein geistiges Wesen, das sein Ja oder Nein in die Waagschale der Triebe

wirft. Mit diesem Ja oder Nein steht er über dem heftigsten (selbstischen oder unselbstischen) Verlangen, mag es ihn noch so schütteln. Es kann sein, daß sein Ja dahin fällt, wohin sein heftigstes Verlangen zielt; aber nun ist aus dem bloß naturhaften Verlangen ein bejahtes, geistig gebilligtes Verlangen geworden. Bloßes Verlangen ist jenseits von „gut und böse". Im Ja oder Nein des Willens aber entsteht „gut und böse". Wer geistige Entscheidungen leugnet, der vernichtet den Sinn von „gut und böse". Nationalsozialismus ist eine Sache geistiger Entscheidung.

Biologisch gesehen ist das Ja zu unseren selbstischen oder unselbstischen Wünschen immer nur ein Augenblicks-Ja. Aber in diesem Ja ist das Flüchtige des gegenwärtigen Zeitpunktes überwunden. Denn es kann ein Ja sein, das soviel bedeutet, wie „ein für allemal Ja!", das also in sein Jetzt alle vorhergesehene Zukunft einschließt. Erst solche Entscheidung ist vollgeistige Entscheidung, und der Blick dieser Entscheidung ruht nicht auf der Stärke oder Schwäche des Wünschens, sondern auf dem Gegenstande, um den das Wünschen kreist, auf dem selbstischen oder unselbstischen Inhalte. Eben darum wird das Ja jetzt zu einem überdauernden Ja, und das Nein jetzt zu einem überdauernden Nein. Es hat sich mit Geltung geschwängert, die die Flüchtigkeit des Wünschen überdauert, es ist sinnbeständig geworden, und erst in ihm schafft sich Gesinnung und damit Wert oder Unwert des Menschen, je nachdem seine Entscheidung nach der unselbstischen oder selbstischen Seite gefallen ist.

In jedem Falle haben wir es hier mit ganz gewordenen Menschen zu tun, die nicht mehr wie Treibholz sind, das auf jeder Wunschwelle schaukelt, sondern sich Charakter angeschafft und damit ein wesenhaftes Leben gewonnen haben, das aus sich selber lebt. In den selbstisch entschiedenen Menschen lebt widergeistiges, in den unselbstisch entschiedenen Menschen lebt geistiges Leben. Wir sehen, geistiges oder widergeistiges Leben ist nicht eine Sache des Intellekts, sondern des Willens. Der Wille ist kein Widersacher der Seele, sondern ihre höchste Vollendung, wodurch die Seele erst Seele, das heißt lebendige Einheit wird; sonst bleibt sie nur ein getriebenes Triebbündel. Besser ein widergeistiger Selbstler als bloß animalisch belebtes Treibholz zu sein! In ihm ist nicht das inwendige Nichtsein derer, die kein naturüberlegenes Leben aus der Kraft innerer Einheit zu führen vermögen und

überhaupt kein Wesen haben. Dennoch ist in ihm lebendiger Tod, geistige Verwesung. Der Selbstler kennt keine Aufgaben über sich hinaus, keine Opferfähigkeit. Er kennt nur sich. Alle Kräfte seines Verstandes macht er zu Buhlen seiner Eitelkeit, seines Eigennutzes, seines Macht- und Ruhmbedürfnisses.

Hier ist der Typus des intellektuellen Menschen, dem Rechnung und Geltung alles ist, und dessen Verhängnis darin besteht, daß das Netzwerk seiner technischen und rechnerischen Methoden über ihm selbst zusammenschlägt. Als er seiner selbst Herr wurde, indem er über dem Gegenwartsrausche seiner Triebe die Dauerkraft seines Willens aufrichtete, da öffnete sich auch in ihm etwas von Lebenstiefe. Das Gesicht schaffender Einheit leuchtete über den Bildern seiner Wünsche. Aber wer nur selbstische Einheit in sich erschafft, der kann keine Gemeinschaftseinheit um sich schaffen. Genauer, er kann nicht Glied wesenhafter Gemeinschaft werden, die immer wieder zersplittern müßte, wenn immer wieder den Einzelnen ihre Einzelheit zum Sinne alles Handelns würde. Das Einheitsleben, das im Einzelwillen der Einzelnen anfing, um sich in der Willensverkettung aller mit allen als ein Ganzheitsleben zu gebären, kommt um seine Erfüllung. Wo der reiche Strom eines seelenumfassenden Wir rauschen wollte, da plätschert ein mageres Bächlein Ich und Ich und Ich. Von solchen Selbstlern zieht sich die Tiefe des Lebens zurück. Sie kranken an innerer Leere, die durch keine Betriebsamkeit der äußeren Lebensgestaltung aufgehoben werden kann.

Dies ist mit ihrer „Widergeistigkeit" gemeint. Ist der Triebmensch ungeistig, so ist der egoistische Willenmensch widergeistig. Das heißt, hier ist wohl ein geistiger Ansatz, der aber in seinem egoistischen Mißbrauch zum Widersacher des Lebens wird, nämlich des inneren Lebens, das die Ganzheitskraft des einzelnen Menschen braucht, um sich als die Ganzheitskraft ihrer Gemeinschaft zu gestalten. Wahre Gemeinschaft ist hier ebenso unmöglich wie beim Triebmenschen. Im unbeständigen Wunschleben des Triebmenschen ist keine Treue, keine Zuverlässigkeit, keine seelische Tiefenkraft. Der Egoist ist wenigstens ein Kerl. Fester Wille regiert über seinem Triebleben, aber die feste Hand seines Willens bewegt immer nur die selbstischen Fäden seiner Seele. Seinen unselbstischen Regungen hat er einen Riegel vorgelegt, so daß sie für die Rechnung seines Lebens ausgeschlossen bleiben. Was

davon in seiner Seele aufsteigt und Bilder von Gemeinschaft und herzlichen Beziehungen zu den Mitmenschen zuträgt, das tastet sein Verstand sofort nach dem Maßstabe des eigenen Vorteils oder Nachteils ab.

So entsteht das demokratische Bild von Gemeinschaft. Man fühlt sich gemeinsam als Besitzer eines Landes, in dem es einem wohl geht, und ist geneigt, neuen Landbesitz hinzuzuerobern. Aber man kennt kein Vaterland, für das man sich opfern kann. Der staatliche Zusammenhalt aber, den man sich gibt, wird als Mittel gedacht, die Belange der Einzelnen untereinander auszugleichen und sie in einer Resultante laufen zu lassen, die jedem das größtmögliche Wohl verspricht. Daß die Resultante dann über die Köpfe der Einzelnen hinwegläuft, daß in der formalen Demokratie ein Mengenegoismus entfesselt wird, der die Rechnung des Einzel-Egoisten auf größtmögliches Wohl zerreißt und alles Eigenleben in der Luft allgemeiner Gleichheit erstickt, das entspricht der inneren Aushöhlung, welcher die verfallen, deren Egoismus die Tiefen des Lebens verneint.

Die Tiefe des Lebens ist nicht bei selbstischen, sondern bei unselbstischen Menschen. Sie ist nicht beim rechnenden Verstande derer, die die unselbstischen Möglichkeiten ihrer Seele dem selbstischen Ja ihres Willens opfern, sondern sie ist bei jenen, die das liebende Ja ihres Willens in ihre unselbstischen Regungen senken, nicht deren Stärke ergreifend — unser selbstisches Begehren hallt of viel stärker —, sondern deren Gegenstand ergreifend.

Wie kommt es, daß sich die Menschen so oft zum Egoismus entscheiden? Sie glauben es ihrer „inneren Wahrheit" schuldig zu sein, aus der sie eine Religion machen. Bringt mir den Leib wieder zu Ehren! mahnt Nietzsche. Er wendet sich gegen die Weltanschauung des Christentums, das die Entscheidung des Willens auf das Verhältnis zu einem jenseitigen Gott gelenkt und die irdischen Dinge mit dem Fluche der Sündhaftigkeit belastet hatte. Die unausbleibliche Abwendung von dieser „Religion des Jenseits" führte zu einer entgegengesetzten Religion des „Natürlichen". Das „Natürliche", lockend in seiner Sinnenfreudigkeit, lockte nun, ohne den Makel sittlicher Fußangeln, um so mehr. So erschien umgekehrt das als Sünde an einem wahrhaftigen und wertvollen Leben, die „Forderungen der Natur" zu verleugnen, aus deren Schoß wir hervorgewachsen sind, aus

deren Born alle „gesunden“ Kräfte strömen. Lassen wir ihnen keine freie Bahn, so kommt ein krankhaftes, verlogenes und verschrobenes Leben heraus.

Schon Goethe hatte die Gefahr solcher ungehemmten „Lebensbejahung“ erkannt, die zu einer Bejahung der egoistischen Triebe führt. „Vergebens werden ungebundene Geister nach der Vollendung reinen Höhen streben. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben“, nämlich das innere Gesetz, das der freie Wille dem Triebleben gibt. Aber hat nicht Goethe selbst der Verwirrung Vorschub geleistet? „Was euch nicht angehört, das sollt ihr meiden. Was euch das Innre stört. dürft ihr nicht leiden!“

Das Wort ist vortrefflich in einer Rassenethik, die uns aufgibt, die Eigentümlichkeit unseres Volkstums zu pflegen. Wir müssen unser Blut von fremden Zutaten rein halten, müssen unsere eigene Art entwickeln und vervollkommnen. Aber dasselbe Wort ist gefährlich im Gebrauche des einzelnen. Unser Inneres ist nicht als eine Einheit gegeben, die wir nur auszuleben brauchen. Wir haben von „Natur“ beiderlei Anlagen, selbstische und unselbstische, so zwar, daß die selbstischen Anlagen leichter aufschäumen und stärkere Wellen schlagen. Wenn unsere selbstischen Regungen ihre Schaumwellen werfen, so mögen leicht sie als unser „Inneres“ erscheinen, das nicht gestört werden will. Wer so sein Leben nach Goethes und Nietzsches Autorität gestaltet, der entwickelt sich wohl zur Persönlichkeit, aber zur selbstischen Persönlichkeit. Er bringt sich, mit der Berufung auf die „heilige Pflicht“, dem Gebote seines inneren Wesens zu gehorchen, darum, daß in ihm die Tiefe des Lebens aufbricht und ihn *ver*wesentlicht. Er verwest geistig, statt daß er zu geistigem Leben verwesentlicht wird. Nichts, werden wir sehen, verwesentlicht den einzelnen mehr, als daß er das Volkstum, dessen Blut er individuell in sich hat, überindividuell in sich erlebt. In solchen völkisch vertieften Menschen ergibt sich von selbst die *Wesensethik der Rasse*, ja in ihm gestaltet sich eine neue Religion, unsere deutsche Religion des Völkischen.

III. Die Erfüllung

Wir hatten gesehen, daß weder bloße Triebmenschen noch solche Willensmenschen, die ihren selbstischen Trieben das Ja ihres Willens

vorschreiben, echten Gemeinschaftslebens fähig sind. Vielmehr, das echte Gemeinschaftsleben, das von Blut und Boden gespeist, zwischen den Menschen dieses Blutes und Bodens immerdar werden will, stößt sie von sich aus. Sie werden verneint von einer letzten Tiefe her, die im Ganzheitsringen der einzelnen mit ihrem Triebleben, sowie in ihren Hingabeerlebnissen und in ihrem Zusammengehörigkeitswillen miteinander selbstschöpferisch aufstrebt.

Menschliche Hingabe kann sehr verschieden gerichtet sein. Es gibt drei Goldfäden, mit denen die Seele von Natur über sich hinaus auf das Dasein außer ihr eingestellt ist. Der eine Faden spannt sich von der Seele auf das Es der gegenständlichen Welt, der zweite spannt sich auf das Du des Mitmenschen, der dritte spannt sich auf das umfassende Wir menschlicher Gruppen. Das alles hat seine Wurzeln in uns gesenkt, der Ring des Du und Es und Wir ist anlagemäßig in uns eingebettet. Davon regt sich allerlei unselbstisches Gefallen in uns, darin uns mitmenschliches Dasein, sachlich-gegenständliches Dasein und das ganzheitliche Dasein von Familien, Sippen, Stämmen zu Werterscheinungen werden, so wie für unser selbstisches Gefallen wir selber uns eine Werterscheinung sind.

Je nachdem sich die unselbstisch entschiedenen Menschen in die Werterscheinung des Es oder des Du oder des Wir hineinwenden, unterscheiden sich ihre Hingaben. Wie immer aber ihre Hingaben über sich hinaus aussehen, in jeder gestaltet sich ihnen ein geistiges Erlebnis, in jeder weht ein Hauch von Ewigkeit.

E. M. Arndt hat einmal gesagt: „Nichtig ist alles, was der Mensch anfaßt, und worin er wirkt, wenn er es nicht mit Geist und Kraft ergreift. Ideal (im hohen Sinne, d. Verf.) ist alles, wo sich der Mensch im allgemeinen vergißt und zu einem innig mitfühlenden Teile der Welt und der Gottheit wird. Real (im üblen Sinne, d. Verf.) ist alles, wo man Gott und Welt zu seinen kleineren Zwecken erniedrigt.“ Etwas mit Kraft ergreifen kann auch der Egoist, der seinen geschlossenen Willen an Selbstzwecke setzt. Etwas mit Geist ergreifen kann nur der Mensch unselbstischer Wahl. Indem er sich hineinschenkt in die Gegenstände seiner altruistischen, ideellen und sozialen Umwelt, wird ihm Geist geschenkt. Ein geistiges Leben, das sich aus seinen Hingaben speist, kommt über ihn mit Aufgaben, die sich aus den Inhalten speisen, von denen seine Hingaben erfüllt sind, und die

zugleich den Sinn dieser Hingaben ins Ewige, ins „Ideale" erhöht zeigen.

In aller unselbstischen Wahl, allem Wollen und Handeln über sich hinaus, ist ein Gottesglück, eine erste Weihe. J. G. Fichte drückte das so aus: „Solange der Mensch noch irgend etwas selbst zu sein begehrt, kommt Gott nicht zu ihm . . . Sobald er sich aber rein, ganz und bis in die Wurzel vernichtet, bleibt allein Gott übrig und ist alles in allem." Richtiger muß es heißen: nicht Gott bleibt übrig, wenn der Mensch seinen Willen über sich hinaus in ein Du, Es, Wir hineinwendet, sondern göttliches Leben entspringt in ihm; noch richtiger: Ewigkeit entsiegelt sich in ihm. Findet er die bewußte Hingabe über sich selbst hinaus zum Du, zum Es, zum Wir, erzeugt sich in seinem schenkenden Willen die Bereitschaft des Helfens, des Schaffens und Leistens, des Dienens und Opferns, so erzeugt sich im gleichen Schritt, ihn verwesentlichend, eine Wertunendlichkeit in ihm, die ihn trägt und über seinen Gegenstand die Weihe einer Aufgabe breitet, die ihn in Pflicht nimmt. In ihm vollzieht sich, ekkehartisch gesprochen, die Geburt eines göttlichen Lichtlebens. Dann leuchtet über unserer Einsenkung in die Sachwelt des Es der Ewigkeitsglanz von Wahrheit und Schönheit auf. Das Ja unserer Einwendung in die Gemeinschaft taucht uns in den Ewigkeitssinn von Vaterland und Volkstum, und in der Hingabe an mitmenschliche Du gestaltet sich das Wunder ewigkeitserfüllter Liebe.

Nach allem, die unselbstisch hingegebenen Menschen stehen nun vor uns in drei Gruppen: als die Menschen karitativer Geistigkeit, nationaler Geistigkeit und kultureller Geistigkeit. Man kann es auch so ausdrücken, daß die Menschen dieses Schlages in „Ideen" leben. Die einen sind bewegt von den Ideen der Nächstenliebe, die anderen von den Ideen „Vaterland" und Volkstum, die dritten von den Ideen der Wahrheit und Schönheit. Es fragt sich, wie es mit der gemeinschaftsbildenden Kraft innerhalb dieser Gruppen steht? Das ist der Reihe nach zu betrachten.

Wem es der Reiz der Sachwelt angetan hat, so daß es ihn treibt, ihre Tiefen künstlerisch zu gestalten oder wissenschaftlich zu durchleuchten, den erfüllen zunächst die Ideen der Wahrheit und Schönheit rein für sich selber. Sich setzt er ein im Dienste an Wissenschaft und Kunst. Es ist sein Ringen, das alle seine Kräfte spannt und ihn

in der Leistung beglückt, das ihn mit immer neuer Forderung verzehrt. Da ist kein Ausruhen. Wahrheit und Schönheit wandern immer vor ihm her; sie sind wie Vögel, die von jedem Aste, da man sie zu erhaschen glaubt, zu anderen und anderen fliegen.

So zieht ihn sein „Stoff" immer tiefer in sich hinein und zerstreut seine Innerlichkeit. Es ist, als hätte er kein Gewicht an seinen Füßen, das ihm Stand gibt und in seinem Seelentum festhält. Das macht, daß sein Seelentum mit der Hingabe an die wissenschaftlichen und künstlerischen Sachgehalte von anderem Seelentum getrennt geblieben ist. Durch das wissenschaftliche und künstlerische Schaffen geht keineswegs ein egoistischer Zug — es schwingt ja gerade eine der *unselbstischen* Saiten der Seele —, aber ein *individualistischer* Zug. Der Forscher, der Künstler ist zunächst immer mit sich und seinem Gegenstande allein —; er ist es und ist es wieder nicht. Neben ihm gibt es tausend andere, deren Seelen in der gleichen Hingabe brennen können. So mag sich aus der gleichen Art ihrer Hingabe eine innere Gesellung ergeben. Wir hätten es mit einer Gemeinschaft zu tun, die sich vom gemeinsamen Objekt her begründete, dem alle einzelnen anhängen. In der Tat fühlt sich, wer künstlerisch oder wissenschaftlich schafft, immer zugleich getrieben, sich anderen mitzuteilen. Er möchte das, was ihm geistig aufgegangen ist, seine Mitmenschen miterleben lassen. Dabei kommt ihm Widerhall der anderen entgegen. Sie möchten an den geistigen Gütern teilnehmen, die aus der Schatzkammer der Schaffenden hervorströmen. Auch den Schaffenden untereinander gedeiht es, daß sie sich in Austausch und Anregung gegenseitig fördern. So bilden sich Menschenkreise, die sich unter wissenschaftlichen und künstlerischen Ideen zusammenfinden. Daraus entwickelt sich ein Gemeinschaftsleben von jener Form, die wir als „geistige Gemeinden" bezeichnen. Die gemeinsame Teilnahme an den sie bewegenden Ideen der Wahrheit und Schönheit macht solchen Kreis von Menschen zu „Brüdern im Geiste". Ihr Ideal ist, daß sich die Gesinnung der „Humanität", d. h. der *Brüderlichkeit in gemeinsamen geistigen Erlebnissen* über die ganze Erde verbreite. Kunst und Wissenschaft seien das Mittel, daß im gemeinsamen Verständnis für wissenschaftliche und künstlerische Dinge jeder Mensch jeden anderen würdigen und lieben lerne.

Der unselbstisch hingegebene Mensch ist auch in seinem Du-

Erlebnis mit sich und seinem Gegenstande zunächst allein. Vor der Seele des karitativ bewegten Menschen steht die Not seines leidenden Nächsten. Sie steht vor seiner Seele, zu seinem Werk der Hilfe fühlt er sich aufgerufen. Ihn fordert die Pflicht des Erbarmens ein, die er als seine Pflicht empfindet. Von der Teilnahme an fremder Not ist seine mitleidige Anlage getroffen. Ihn geht sie an.

Wiederum gilt aber auch hier, daß es neben ihm tausend andere Seelen gibt, die gleichfalls barmherziger Regungen fähig sind und den Ruf, der mit der Stimme ihrer altruistischen Anlage erklingt, in ihren Willen aufgenommen haben. Zwar ist es kaum jemals die gleiche Not des gleichen Menschen, in deren Linderung oder Abwehr sich die karitativ bewegten Seelen begegnen. Jedem ist sein Kreis hilfsbedürftigen Menschentums gegeben; aber sie alle gleichen sich darin, daß sich ihr Helferwille jedem Leid entgegenneigt, das ihr Mitgefühl erregt. Es ist die Not, die Bedürftigkeit der Menschheit, die ihnen hier so, dort so besondert, im Leide der einzelnen entgegentritt. Sie ist das neue große Objekt, für das sie alle zusammen karitativ tätig werden.

So mag sich auch hier aus der gleichen Art ihrer altruistischen Hingabe eine innere Gesellung der karitativ bewegten Menschen ergeben. Mindestens in der Idee bilden sie eine Gemeinschaft im Kampfe gegen Not und Elend, die gern das Vorbild Jesu über sich hebt. Der Mitmensch, dem sie helfen, gehört nur indirekt in die Gemeinschaft. Er übt ja nicht selbst die karitative Tätigkeit aus, sondern ist ihr Objekt. Auch die Gemeinschaftsbildungen dieser Art tragen die Züge „geistiger Gemeinden". Nicht vom Geiste der Kunst und Wissenschaft, aber vom Geiste der Liebe geben sie sich getragen. Auch sie möchten sich weltweit spannen. Ihr Ideal ist, daß überall auf Erden, Krankheiten geheilt, Not gelindert, Seelen gerettet, Jugend erzogen werde. Diese caritas greift in jede Ferne und findet so ihre Aufgabe immer unvollendet. Das unendliche Objekt — die leidende Menschheit — beschämt und verwirrt den karitativ eingestellten Menschen und läßt seine Spannung sich ins Breite und Grenzenlose verströmen. Auch hier fehlt das Gewicht an den Füßen, das dem Subjekt Halt und Selbstgewalt gibt. Er denkt statt dessen in Organisationsideen. Tausend und aber Tausend Einrichtungen über die ganze Erde unter einer Zentralgewalt müßten geschaffen werden, um der allgemeinen Not

der Menschheit Herr zu werden. Dort habe sich die Gemeinschaft der Gleichgesinnten, jeder an seiner Stelle, einzureihen.

Wir haben zwei Arten geistiger „Gemeinden" kennengelernt, d. i. der Gemeinschaftsbildung von solchen Menschen, die von demselben „Idealismus" getragen sind — die kulturellen und karitativen Gemeinden. Beide sind vom Objekt her begründet. Die Menschen schließen sich, sich organisierend, zusammen, um den Forderungen des Objektes, das es ihnen angetan hat, nämlich des Wesens von Sachen oder der Not von Mitmenschen, Herr zu werden. Durch die Idee zusammengehalten, sind die geistigen Gemeinden aber auch nur durch die Idee zusammengehalten. Die Idee ist wie ein Magnet; die Menschen sind wie Eisenfeilspäne, die der Magnet in gleiche Richtung stellt. Sie sind aber nicht wie urwüchsige Magneten untereinander. Damit ist gegeben, daß solche Gemeinde immer nur auf Zeit zusammenhält. Die Menschen laufen auseinander, wenn der Reiz ihrer Idee verfliegt oder der Reiz einer anderen Idee sie ergreift.

Hier offenbart sich die Schwäche des Idealismus, von dem die geistigen Gemeinden getragen sind. Es gibt nicht nur eine Idee, es gibt deren viele, nicht nur z. B. die karitativen Ideen, sondern auch die Kulturideen. Die verschiedenen Ideen pflegen nicht miteinander übereinzustimmen, sondern widerstreiten sich oftmals. Es ist, wenn wir sie lebendig denken, als ob jede die Gefahr witterte, die ihr von der Seelengewalt der anderen droht. Jede will ganz herrschen. „Hätte ich alle Weisheit und wüßte alle Geheimnisse und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein klingendes Erz oder eine tönende Schelle", so rufen die karitativen Idealisten. „Ihr pflegt nur die physischen Zuständlichkeiten der Menschen und laßt sie leer von der Weihe der hohen Gegenständlichkeiten", antwortet der Kulturidealist. Solcher Widerstreit kann den einzelnen in sich selbst bedrücken, und er kann Gemeinschaften auseinanderreißen, auf deren Ermöglichung durch die Klammer des Idealismus es gerade ankam. Es ist dann, als würde die Eigensucht des Menschen von einer Eifersucht der Werte abgelöst, in deren Gegensatz gerade der Mensch der unselbstischen Wahl hineingerät. Unter der Geißel dieser Eifersucht kann jener Ideenfanatismus entstehen, der den Andersdenkenden haßt und verlästert, ja fähig ist, die eigene Opferbereitschaft für die hohe Sache, von der man erfüllt ist, dadurch zu entweihen, daß man Gewalt gegen andere gebraucht, die solches

Opfer nicht bringen wollen, weil sie in anderen Werten leben.

Die unselbstischen Anlagen der Seele zielen nicht nur auf mitmenschliches Du und gegenständliches Es, sondern auch auf das Wir menschlicher Gemeinschaften. Auf dem Willensja zu diesen beruht der nationale Idealismus. „Das Wir", um das es sich hier handelt, ist die Ganzheit, von der Menschengruppen umfaßt erscheinen, insonderheit die Menschengruppe, zu der wir uns selbst zählen. Auch die karitativen und kulturellen Gemeinden wären nicht Gemeinden, wenn nicht in ihren Anhängern der Zug lebendig wäre, ihr gemeinsames Dasein unter dem Bilde einer Ganzheit zu denken, die sie umfaßt. Diese Ganzheit erscheint ihnen von der Idee getragen, der sie anhängen, wie umgekehrt ihre Ganzheit die Idee trägt.

Der nationale Idealist bedarf für die Hingabe, die ihn erfüllt, keiner anderen Idee. Ihm wird die Ganzheit seines Volkstums selbst zu einer Idee. Das „Wir", das in seinem Willen lebt, ist seine „Nation" in ihrem physischen und geschichtlichen Bestande. Der Leib dieser Ganzheit ist das Land, das er und seine Volksgenossen bewohnen; ihre Seele ist das geschichtliche Leben, mit dem das Volk den „Tritt der Unsterblichen daherwandelt" (Klopstock); ihr Gerippe ist der Staat, der diesem Leibe die Klammer gibt. Das alles zusammen wird in der Vaterlandsidee angeschaut und geliebt.

Die Vaterlandsidee ist an Seelengewalt den Kulturideen und den karitativen Ideen überlegen. Ist Jesus für die Liebe gestorben, sind Sokrates und Giordano Bruno für die Wahrheit gestorben, so sind Tausende und aber Tausende für das Vaterland gestorben. Aber auch die Gemeinschaft der Vaterlandsliebenden läßt sich nur als geistige Gemeinde denken. Das Volkstum erscheint hier wie ein Dauerverein um die Vaterlandsidee oder um die Staatsidee. Wie nun, wenn sich Teile des Volkes von der Vaterlandsidee abwenden, weil sie sich von anderen Ideen, z. B. von der Idee der Kulturmenschheit oder Liebesmenschheit, begeistert fühlen, oder weil sie sich als Enterbte fühlen, die ein Vaterland, das sie lieben, nicht kennen, und die sich sträuben, gewaltsam in dem Verein um die Vaterlandsidee festgehalten zu werden mit der Zumutung, gegebenenfalls dafür noch überdies ihr Blut verspritzen zu sollen? Für diese, die mit dem Opferdienste um die Vaterlandsidee nicht einverstanden sind, haben die Fahnenträger der Vaterlandsidee kein Verständnis. Sie möchten ihren Mitmenschen

vorschreiben, sich an dieselben Werte, wie sie, hinzugeben, trotzdem jene Werte für die anderen Menschen gar keine Werte mehr sind, und man es zugelassen hat, daß sie für jene keine Werte mehr sein können. Da bricht leicht der Ideenfanatismus durch. „Das Pack muß regiert werden!", „vaterlandslose Gesellen!" heißt es dann. Das ist die Erscheinung des tadelnswerten Nationalismus, der sich gibt als gewalttätige Vaterlandsliebe oder auch als Vaterlandsliebe ohne soziales Erlebnis. Nach außen hin teilt diesen Nationalismus das Ausdehnungsstreben, das Ideen überhaupt eignet, er wird imperialistisch. Der Nationalist möchte das eigene Vaterland größer und immer größer sehen. Es möchte ihm Gebietsteile anderer Völker angliedern, über deren eigene Vaterlandsgefühle er mißachtend hinwegschreitet.

Nach allem zeigt sich, daß die unselbstischen Hingaben und die in ihr sich entsiegelnden Ewigkeitswerte (Ideen) Gemeinschaft zwar ermöglichen; sie beruht darauf, daß es in den Seelen gleichmäßige A n l a g e n gibt, mit denen jeder einzelne über sich hinaus mitmenschlichem Du, gegenständlichem Es, dem ganzheitlichen Wir seiner Gruppe zugekehrt ist. Wendet sich der Wille bejahend in den Zug dieser Anlagen hinein, so erschafft sich, hatten wir gehört, bei ihm eine innere Wert- und Sinnewigkeit, von der her sich, ausgebreitet über die Gegenstände der Hingabe, der Seele die hohen Lichter mitteilen, die wir „Ideen" nennen. Da ergreift uns dann das Licht der Wahrheit und Schönheit, die Tiefe der helfenden Liebe, das weihevolle Bild des Vaterlandes. So oder so wird aus unserer Hingabe ein geistiges Erleben, das wohl die Kraft hat, viele Menschen um die Sonne zu sammeln, die im Herzen scheint. Aber noch einmal, so sehr sich die einzelnen in ihrer gemeinsamen geistigen Bewegtheit verstehen, so sehr ihre vereinte Bemühung für das Große, an das sie hingegeben sind, das Werk ihrer Leistung steigert, so lebt doch schließlich jeder für sich in der geistigen Welt, die in ihm lebt. Er geht mit der Kraft seines Willens auf dem Pfade derjenigen s e i n e r unselbstischen A n l a g e n, die ihn in eben diese Richtung einstellt.

So entsteht Widerstreit der Menschen und der Ideen, weil andere Wanderer auf den Pfaden der anderen Anlagen gehen. Die Menschen aber, die von der gleichen Idee ergriffen sind, haben das Gesicht der Idee zugewendet — einander nur insofern, als sie das Licht derselben

Idee in den Zügen der Weggenossen glänzen sehen. Sie sind einander Weggenossen, nicht Seinsgenossen.

Es muß eine geheime Macht geben, die sich im Werden menschlicher Gemeinschaft befrieden will, sich aber in der Art, wie sich Menschen zu geistigen Gemeinden gemeinsamen, nicht befriedigen kann. Dieser Tiefenmacht mag es letztlich nicht darauf ankommen, daß sich Menschen aus den Anlagen (wenn auch unselbstischen Anlagen) der Seele heraus zusammenschließen und sich unter die Führung eines Objektes begeben, das sie in der Erregung jener Anlagen anspricht. Vielmehr das mag das letzte Strebeziel jener Tiefe sein, daß sie in menschlichen Gemeinschaften aus dem Seelenkern heraus zu ihrer eigenen Einheitslebendigkeit käme. Es wäre der Spiegel ihres metaphysischen Ungenügens an der bloßen Anlagenbewegtheit der Menschen, daß deren idealistische Gesellungen zu geistigen Gemeinden so viel Widerstreit und Seelenwirrnis zeigen.

Gemeinschaften aus dem Seelenkern heraus nennen wir „beseelte Bünde". Hier werden die Seelen nicht mittelbar von der gleichen Überzeugung zusammengehalten, sondern sind unmittelbar ineinander gewendet. Sie bejahen sich ineinander, miteinander, füreinander. In solchen Seelen lebt mit göttlichem Atem ein immer bewegtes Wir, nicht, daß sie bloß ihre Ganzheit als ein stehendes äußeres Wir anschauen; es ist Wesenseinheit, Einheit der Seelenkerne zwischen ihnen lebendig geworden.

Von der Art ist jeder echte Freundschafts- und Kameradschaftsbund, jede wahre Ehe. Von der Art war das Schützengrabenerlebnis. Als die Deutschen 1914 in den Krieg zogen, waren sie eine begeisterte Deutschlandgemeinde. Sie verteidigten das große Ganze, das als gebietendes Wir über ihnen stand. Erst im Schützengraben fanden sie das andere Wir, das Bruderwir, in dem die Seelen unmittelbar gegeneinander geöffnet sind. Die Ichschranken waren gefallen, die Innerlichkeit der Todumrasten strömte sich gegenseitig zu, die Willen verketteten sich miteinander, zwischen ihnen wurde „beseelter Bund".

Über solchem Bunde waltet ein letzter metaphysischer Sinn. Wo die Fünklein der Seelen gegeneinander glimmen, da geht in ihnen ein ganzer Gotteshimmel über ihnen auf. Im Gefäße ihrer Willensverkettung gebiert sich lebendige Einheitsgeistigkeit, die in ihnen allen zündet und sie zur Ehre und Treue ihres gemeinsamen Daseins ent-

zündet. Beseelte Volksgemeinschaft ist heute zwischen allen Deutschen geworden. Sie sind unter sich Magneten geworden in der Anziehung ihres gemeinsamen Blutes. Damit hat sich unter ihnen ein Gottesstrom der Einheitsgeistigkeit hervorgeschaffen, den wir mit E. M. Arndt als die in uns existent gewordene „Volkheit" bezeichnen dürfen. Arndt sah die Deutschheit (Volkheit, volkliche Duheit) als ein göttliches Leben, das *ist*. In Wahrheit kann es immer nur *entspringen* und entspringt immer dort, wo Volksgenossen im brüderlichen Ja zueinander ihre Willen verketten.

Wo dieser Tiefenstrom durch die Seelen geht, da hat er die Kraft, alle Ideengeistigkeit der einzelnen in seine Sinngewalt aufzunehmen. Wohl sind caritas und iustitia, Wahrheit und Schönheit, Vaterlands- und Staatsidee jedes für sich Gotteswerte, die den Menschen verwesentlichen, indem sie ihn über sich hinausheben. Aber solange diese Werte gleichsam in der Luft hängen, kommen sie in Widerstreit miteinander, und ihre geistige Unendlichkeit überwältigt das Seelentum der Menschen, die ihnen anhängen. So müssen sich jene Werte wieder selbst verwesentlichen, indem sie sich von der metaphysischen Tiefe der Volkheit durchdringen lassen und zu Gliedern ihres Zentrallebens werden, das die starren Ideengehalte im Geheimnis des Blutes mit der größeren Unendlichkeit seelenhafter Innerlichkeit überwächst.

Dann schweift die caritas nicht mehr in jede Ferne, sondern wandelt sich in den deutschen Sozialismus, der den Volksbruder nicht zum Objekt von Mildtätigkeit macht, sondern in ihm die Volksgesundheit pflegt und die Freude volklichen Daseins weckt. Wissenschaft und Kunst, statt abgezogene Geistigkeit zu sein, wandeln sich zur schaffenden Geistigkeit des Volkstums. Das Wesen der Wissenschaft bleibt sachliche Wahrheit, aber die Wahrheit der volklichen Sache wirkt dann immer in und mit dem Forscher. Das Wesen der Kunst bleibt Ausdruckswahrheit; aber der Ausdruck des volklichen Wesens belebt dann allen künstlerischen Ausdruck. Da wird dann auch im Staatsleben nicht das „Pack" regiert, sondern „Volk" hebt aus seiner Mitte den Führer empor, der es zu sich emporhebt.

3. Über Kulturphilosophie

Akademie und Deutschheit

Erschienen in „Forschungen und Fortschritte" (Nachrichtenblatt der deutschen Wissenschaft und Technik) 10. Jahrgang Nr. 1 1934

Das vielgenannte Wort Platos, daß die Philosophen Könige sein sollten, ist nicht so gemeint, als bevorrechte derjenige Zweig der Wissenschaft, den wir heute „Philosophie" nennen, zum Herrscheramte. Nein, Platos Könige sind die wissenschaftlich Kundigen in jedem mehr als handwerklichen Berufe. Jeder der vier Wissenschaftszweige der Universität liefert in den Dingen, mit denen es der entsprechende Beruf zu tun hat, dem Volke die berufenen Führer, Berater, Betreuer. Man vergißt oft, daß die Männer, die in Platos idealem Griechenstaate, ausgezeichnet durch Sachkunde, erfüllt von der Idee der Gerechtigkeit, frei von persönlichem Ehrgeiz, die Führung haben, nicht in Vereinzelung zu denken sind, so etwa wie heute ein Beamter dieses, jener ein anderes Fach zu verwalten hat. Die Staatslenker Platos sind wie durch göttliches Feuer in eins zusammengeschweißt.

Nach diesem Muster will die deutsche Universität gedacht sein. Ihre Gelehrten sind dazu da, den Anwärtern der „akademischen Berufe" wissenschaftliche Schulung zu verschaffen, nicht daß sie selbst die künftigen Theologen und Juristen, Mediziner und Philologen wären, die jeder an seiner Stelle führend und beratend, betreuend und besorgend im Volke stehen sollen. Die künftigen Inhaber leitender, mindestens gehobener unmittelbar volksbezogener Ämter, sie sind im Sinne Platos die „Könige". Nicht sind das die akademischen Lehrer selbst. Ihre Aufgabe ist und bleibt rein wissenschaftlich, nämlich diese, die anderen zur Wahrheitsfindung in deren Ämtern und zum wahrhaftigen Gebrauche solcher Wahrheitserkenntnis zu schulen. Aber alle die Theolo-

gen und Juristen, Mediziner und Philologen zerstreuen und vereinzeln sich in ihrem späteren Berufsleben, sie verlieren sogar oft die Fühlung mit den Genossen des eigenen Berufes, allzuoft mit den Volksgenossen der anderen Berufe. An der Hochschule jedoch erhält sich das geistige Einheitsband. Es ist der eine Sinn aller akademischen Wissenschaft, geistiges Werkzeug zu schaffen für die späteren Berufsarbeiter aller Art, die einst mit theologischen und juristischen, medizinischen und philosophischen Kenntnissen dem Volke dienen sollen, und das ist der ursprüngliche und ewige Sinn des akademischen Dienstes am Volkstum, eines indirekten und dennoch hochwertigen Dienstes.

In der Gemeinsamkeit dieses Dienstes erblicken wir die innere „universitas", die alle deutschen Hochschullehrer verbindet, in so verschiedenen Fakultäten und Fächern sie arbeiten mögen. Daneben steht das andere innere Band, das schon ihr gemeinsamer Name ausdrückt, daß sie als Forscher und Lehrer „Professoren", Wahrheitsucher und Wahrheitsbekenner, sein sollen. Hierzu gehört im Forschen der Ernst deutscher Sachlichkeit, die Ethik in der Logik, die unbestechliche Wahrhaftigkeit, die dem reinen Wesen des Gegenstandes die Ehre gibt, alle Falschmünzerei daran und alle Tändelei mit ihm entmächtigt. Ebenso ist deutsches Lehren kein subjektives Meinungsmachen mittels rhetorischer Sophistik oder schwärmendes Pathos, sondern er wendet sich aus Kenntnis der Sache an die Erkenntnis des Hörers. Hier vermählt sich die eigene Sachlichkeit des Erkennens mit der Ehrlichkeit der Erkenntnisübertragung. Akademische Wahrheitszeugen wollen in den Dingen der Theologie und der Jura, der Medizin und der Philologie erkannte Wahrheit verkünden und selbstlebendige Kräfte eigenen entsprechenden Erkennens auch bei denen wecken, die einst in die führenden Berufe des praktischen Lebens eintreten sollen.

Noch ein dritter Wesenszug ist den deutschen Akademikern gemeinsam. Sie sollen nicht bloß für die berufliche Erkenntnis anderer Führender Geburtshelfer sein, sondern sollen jeder im Rahmen seiner Wissenschaft selber Führer sein im geistigen Wettbewerb der Völker.

Das alles sind Wesenszüge, die in der Auffassung der Vorkriegszeit den deutschen Hochschullehrer, wie er sein sollte, gekennzeichnet haben und die ihm unverlierbar bleiben. In der Gemeinsamkeit dieser Züge und im Bewußtsein solcher Gemeinsamkeit war und ist jede Universität ein großes Kameradschaftshaus Unleugbar ist schon in diesem

Bilde genug Deutschheit enthalten, eine innerliche Deutschheit. Niemals hat bloßer Intellekt, sondern immer haben Herz und Gemüt und ein heiliger Ernst dazu gehört. Allerdings ist unter dem Einflusse fremdstämmiger Eindringlinge in die deutsche Wissenschaft dieses Bild vielfach entstellt worden. Es ist ein anderer Geist aufgekommen, der die akademische Wissenschaft nicht auffaßte als Dienst am Volkstum, als Geburtshelferdienst für das Reifen wissenschaftlicher Einsicht bei jungen Menschen, die sie brauchten, wenn sie später in das tätige Leben des Volkes eintreten wollten, sondern der die Wissenschaft ansah als unabhängig Veränderliche, als nur aus sich lebende Bewegung objektiven Geistes, deren entlegensten Verzweigungen der Staat mit Lehraufträgen zu folgen habe.

Gewiß kann aus jeder kleinsten wissenschaftlichen Frage ein großes Licht für das betreffende Gesamtgebiet, ja für die ganze Wissenschaft aufleuchten, gewiß auch kann die Wissenschaft verlangen, daß an diesem oder jenem einzelnen Punkte die ganze Kraft der wissenschaftlichen Arbeit eingesetzt werde; aber die lebendige Bewegung der Wissenschaft ist nicht rein selbständig und nur durch sich selbst bedingt. Kommt ein Anstoß von außen, der die Mühe und Liebe wissenschaftlicher Wahrheitsforschung und Wahrheitsübertragung für andere Fragen fordert als die, die bei der bisherigen Wissenschaftsgestaltung am Zuge waren und Alleinherrschaft beanspruchten, so kann dieser Anstoß der gesamten Wissenschaft förderlich sein. Ein solcher Anstoß ist die große völkische Bewegung unserer Tage. Es ist etwas daran an dem Vorwurfe, daß sich die akademische Wissenschaft in ihrer Fragestellung um diese Bewegung anfänglich zu wenig gekümmert, daß es ihr insofern an Deutschheit gefehlt habe. Das kam nicht bloß vom Beharrungsvermögen der Wissenschaft, die ihren bisherigen Gang festzuhalten strebt, sondern gerade auch von dem Vorurteil, daß dieser Gang ausschließlich im eigenen Wesen der Wissenschaft begründet sei, daß sie nur in der altbewährten Linie fortschreiten könne und daß jeder Stillstand in dieser Bewegung, erst recht jede Störung derselben, der deutschen Wissenschaft die Führung entreißen und anderen Völkern in die Hand spielen werde. Aber was als Stillstand oder Störung der Wissenschaft nach einer Richtung hin erscheinen mag, die Aufnahme neuer zeitbedingter Fragen in ihr ewiges Arbeitsgebiet, kann ihr zu fruchtbarster Bereicherung werden. Gerade hier kann stärkste geistige

Bewegung einsetzen und dann in jene Gebiete einströmen, die über den neuen Anregungen zunächst ins Hintertreffen gekommen sind. Auch der wissenschaftliche Wind bläst wie er will, man weiß nicht, von wannen er kommt und wohin ergeht.

In dieser Erkenntnis kann der völkisch bewegte Akademiker nicht nur verantworten, daß er, unter Beherrschung der ganzen Gegenständlichkeit seiner Wissenschaft, sich innerhalb derselben Einzelfragen zuwendet, die den geistigen Bedürfnissen der völkischen Bewegung Rechnung tragen, sondern es wird ihn innigst drängen, völkische Sehe in sein Wissenschaftsgebiet hineinzutragen und das bisher verschlossene Auge seiner Wissenschaft auch für die Sachbezüge zu öffnen, die von dieser Sehe umrissen werden.

Nicht jede Wissenschaft freilich kann ihre Deutschheit ausdrücklich in ihre Fragestellung legen. Genug, wenn dann der Forscher und Lehrer bewußt die innere Zucht deutscher Wissenschaftlichkeit betätigen. Die Entscheidungen liegen hier immer innerhalb der Wissenschaften selbst. Kein noch so totaler Staat kann sie vorwegnehmen. Wohl kann er in die akademischen Stellen Männer bringen, deren volklicher Belebtheit er sicher ist, aber nicht alle volklich belebten Männer können zur Tiefe wissenschaftlicher Bewegtheit gelangen. Die Erinnerung an die Zeit Luthers möge uns warnen. Als damals die ersten Wogen der Reformation das Volk ergriffen, meinten allerlei einstige Mönche und Prädikanten ohne jede Vorbildung predigen zu können in der Erwartung, daß der Geist Gottes rechtzeitig über sie komme. Nein, auch Männer, die d e u t s c h e Gelehrte sind, können ihrer wissenschaftlichen Aufgabe nur gerecht werden, wenn ihre völkische Innerlichkeit von wissenschaftlicher Gegenständlichkeit gesättigt ist. Das schöpferische Sehen in wissenschaftlichen Dingen kann niemand dem Akademiker abnehmen oder statt seiner erzeugen. Es steigt aus der ihm und nur ihm eigentümlichen Verwurzelung sowohl in der Volkheit als auch im Berufe auf, dessen Gestaltungsmittel in seine und keine andere Hand gelegt sind. Auch sind die staatlichen Mittel der Machtschöpfung nicht die Mittel der Wissenschaftsschöpfung. Wissenschaftliche Einsichten gebären sich nur in der Innerlichkeit der Seele, aber diese muß mit wissenschaftlicher Energie geladen, die ganze wissenschaftliche Gegenstandsprägung muß in ihr Kraft und Spannung geworden sein. Nur

dann formen sich im Tiegel dieser Prägung die wissenschaftlichen Fragestellungen volklichen Sehens zu wertbeständiger Münze im Lande der Wahrheit.

Der Weg zur völkischen Kulturauffassung

Erschienen unter dem Titel „Unterschiedliche Kulturauffassungen" in den „Philologisch-philosophischen Studien" (Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie, Band I. Wechssler-Festschrift) bei W. Gronau, Jena und Leipzig, 1929

Das Verhältnis des einzelnen zu den geistigen Werten kann verschieden aufgefaßt werden: entweder so, daß sie sich als jenseitige Größen auf den einzelnen unmittelbar beziehen, oder so, daß sie dem Menschengeschlecht als Ganzem ursprünglich innewohnen und von diesem allgemeinen Mutterboden her in dem einzelnen aufleuchten, oder aber so, daß sie in den verschiedenen Völkern eine besondere und verschieden Artung haben, in der sie von den Volkseinzelnen angeeignet und verlebendigt werden. Das älteste Beispiel der ersten Auffassung ist Plato. Jede Seele vermöge sich den jenseitigen Ideen, bei denen sie vorgeburtlich verweilt habe, wieder zuzuwenden: die individualistische Kulturauffassung. Ein Muster der zweiten Auffassung ist Fichtes Standpunkt in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters". Die Kulturgüter kämen aus dem allgemeinen Vernunftleben der Menschheit, das sich mit Ideen des Wahren, Schönen und Guten begeisternd in jedem einzelnen entzünde. Man könnte das die „humanistische" Kulturauffassung nennen.

Bei Fichte ist sie mit der Annahme einer jenseitigen Ideenwelt nicht verbunden. Die humanistische Kulturauffassung verträgt sich aber mit dieser Annahme. Die geistigen Werte, so ließe sich sagen, bestünden an sich als eine Welt über der Menschheit. Aber Ausstrahlungen der ersteren leuchteten in den Vernunftgrund der menschlichen Seelen hinein, bzw. bildeten einen „intelligibelen" Keim unseres Wesens, der immerfort strebe, den „empirischen" Menschen als Gesicht, das in ihm aufsteige, zu bewegen, daß er jene Werte in seinem Wollen und Handeln darstelle. Folgerichtiger ist es hier, die Annahme

einer überseienden Welt auszulassen. Die fichtesche Wendung, daß geistige Keime in sich selber mit der menschlichen Vernunft verwachsen seien, tut der humanistischen Kulturauffassung alle Dienste, die sie braucht.

Die dritte Kulturauffassung ist die „nationalistisch-universalistische“. Man kehrt hier zur Annahme einer überseienden Ideenwelt zurück, erklärt aber, daß sich die geistigen Keime aus der Ideenwelt nicht in die allgemeinmenschliche Vernunft gesenkt hätten, sondern sie seien dem besonderen Seelentum der besonderen Völker in besonderer Weise eingepflanzt und zeigten dementsprechend von Volk zu Volk verschiedene Prägung. So erklärt z. B. Hermann Leser in der Einleitung seiner Ausgabe von Fichtes Reden: „Nach dem Individualismus steht der einzelne direkt und unmittelbar den Gründen des Lebens, der geistigen Welt, den letzten Weltwerten, gegenüber und muß sie ganz allein für sich, für seine private Bildung heben und zu einer charakteristischen Gestalt werden lassen.“ Die Wahrheit aber sei: „zwischen dem Einzelnen und der geistigen Welt stehen als gewaltige Zwischenmächte soziale Ausprägungen letzterer (gleichsam Volksseelen d. Vf.). Erst innerhalb dieser Ausprägungen kann und muß der Einzelne seine Stellung nehmen, um in unserm spezifisch menschlichen Arbeitsraume überhaupt arbeiten zu können.“ Ebenso: „Die Nation ist nicht lediglich eine natürliche Ökonomie menschlicher Interessensolidarität, sondern eine bestimmte Kristallisation ewig-geistiger Zusammenhänge und Werte, eine unvergleichliche menschliche Daseinsform umfassender geistiger Weltmächte ... Einen wirklichen, echten und charaktervollen Zusammenhang mit den letzten ursprünglichsten Lebenshintergründen kann der Mensch nur in und durch solch bestimmte überindividuelle Lebens- und Arbeitskreise, solch besondere konkret-geschichtliche Manifestationen des geistigen Menschenwesens finden und im menschlichen Kreise aufrechterhalten.“

Ähnlich ist der „Universalismus“ Othmar Spanns ausgerichtet. „Die individualistische Ansicht besteht im wesentlichen darin, daß sie den Einzelnen als geistig in sich selbst begründet auffaßt; und daß sie daher kein gesellschaftliches Überdir anerkennt.“ Aber „Das Ewige kann nicht aufleuchten, wo nichts bleibt als die gesetzmäßige Bestimmtheit der einzelnen Menschen, die nur Gesell-

schafts- und Wirtschaftsatome, die nur für sich psychologische, physiologische und physikalische Wirklichkeiten sind. Der Universalismus dagegen führt zur Anerkennung eines gesellschaftlichen Überdir, das auf ein metaphysisches Überdir hinweist. Denn für Gesellschaft, Staat, Recht, Sittlichkeit, Wirtschaft darf das Göttliche nicht gleichsam unerreichbar in der Luft schweben bleiben. Es darf nicht dabei bleiben, daß sich wohl der Einzelne zur Anerkennung des metaphysischen Überdir gedungen fühlt, sich aber dabei nur als Einzelnen empfindet." Gott könne dann wohl dem Einzelnen, aber nicht der Gesellschaft nahe gefühlt werden. Sollte das göttliche Leben nicht ein leeres Abstraktum bleiben, dann müsse es im Lebensgange der Gemeinschaft und durch diese hindurch im Einzelnen lebendig, schöpferisch, mitwirkend, mitdabeiseiend gedacht werden. Das metaphysische Überdir sei nichts anderes als die Ideenwelt. Diese wirke nicht wie eine Summe atomistischer Einzelideen auf die Menschen als Einzelne; sondern sie wirke als Einheit, als Reich, als Gesamtganzes auf die Einheit der Menschen, auf die Gemeinschaft. Erst durch die Gemeinschaft hindurch wirke sie auf den Einzelnen, sie wirke auf sie als auf die Glieder der Gemeinschaft, das heißt „Das Ideenreich" äußert sich Spann, „wird zu einem gesellschaftlichen Überdir, zum Gesamtgeiste der Gesellschaft, oder wie Hegel sagt, zum objektiven Geiste."

Sowohl Leser wie Spann vernachlässigen die humanistische Kulturauffassung, nach der auch, sofern sie sich mit der Annahme einer jenseitigen Überwelt verbindet, die Ideenwelt keineswegs auf die einzelnen Menschen als einzelne wirkt, sondern als Einheit, als Gesamtganzes auf die Gesamtheit der Menschen, nämlich auf ihre gemeinsame Vernunft, die als einheitliches Sensorium des gesamten Menschengeschlechts für die Ideenwelt gedacht wird, bzw. als intelligibeles Ich, das der in uns eingesenkte Same der Ideenwelt ist. Von dieser Art humanistischer Kulturauffassung unterscheiden sie sich zu ihrem Vorteile darin, daß sie die ideellen Keime, die sich aus der Überwelt absplittern, nicht in die Vernunft aller Einzelnen, sondern in das Seelentum der Völker verlegen und sich dementsprechend verschieden gestalten lassen. Aber Fichtes Humanismus (in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters") ist wiederum dem Leser-Spannschen Universalismus darin überlegen, daß er die überseiende

Ideenwelt ganz fortläßt und lediglich mit dem inneren Wesensgefüge der menschlichen Vernunft allein auszukommen versucht.

So bleibt noch ein Weg offen, verschieden sowohl von der individualistischen wie humanistischen wie nationalistischen Kulturauffassung — und diesen ist alsbald Fichte selber gegangen. Es gibt in den verschiedenen Völkern verschiedenes geistiges Wesen, das aber nicht in festen Anlagen gegeben ist, sondern ein fortwährendes Werden ist, darin Ewiges, das vorher gestaltlos weste, dem menschlichen Einsatz entsprechend, selber erst Gestalt annimmt. Es hält schwer, diese Auffassung auf einen „... ismus" zu bringen. Man könnte sie auch als Nationalismus bezeichnen, dann aber nicht als nationalistischen Universalismus, sondern als „dynamischen Nationalismus".

Es gibt hier *kein* Verhältnis zu einer *geistigen Welt* und damit keinen Universalismus mehr. Die drei anderen Auffassungen betonen ein solches Verhältnis, sehen es aber verschieden an.

Die geistige Welt ist *über* dem Menschen in Gestalt jenseitiger Ideen nach dem Individualismus. Die geistige Welt ist in *ihm* als das intelligibele Ich, das seine geistigen Möglichkeiten in unser empirisches Dasein überführen und darin verlebendigen will nach dem Humanismus. Die geistige Welt ist *um* ihn als objektiver Geist; bzw. eine geistige nationale Struktur ragt in den einzelnen hinein, von der all sein geistiges Leben ausgeht und grundwesentlich bestimmt bleibt nach dem Universalismus. Die Neigungen und Anlagen des empirischen Menschen spielen weder nach dem Individualismus, noch nach dem Humanismus, noch nach dem Universalismus eine irgendwie entscheidende Rolle; nicht einmal das Blut! Nicht von dem Blute, das er mitbekommen hat, hängt das geistige Leben eines Menschen ab — das wäre physiologische oder biologische Wendung —, sondern von der ideellen Struktur, aus der heraus er lebt. Entweder gestaltet sich, hierin kommen Individualismus und Humanismus überein, das Geistesleben des Menschen in Entfaltung seines *intelligibelen Ich*: dann können alle Blutsverschiedenheiten der einzelnen nicht hindern, daß sich ihr geistiges Antlitz einander zukehrt in der unaufhebbaren Gleichheit der Vernunftkeime. Kultur ist von intelligibeler Art, sie leuchtet immer durch die besondere (sensible) Natur des einzelnen hindurch. Oder aber — der Universalismus Lesers und Spanns — das Geistesleben der einzelnen gestaltet sich in Entfaltung der *beson-*

deren geistigen Struktur, die seiner Nation ursprünglich zugewachsen ist; dann blicken die geistigen Antlitze der Völker fremd aufeinander, und noch so viele zufällige Ähnlichkeiten können nicht über die grundsätzlich andere Gesamtgesetzlichkeit hinwegtäuschen, die hier und dort besteht. Es ist, wie wenn derselbe Ton auf verschiedenen Instrumenten oder in verschiedenen Melodien verschieden klingt.

Hiernach liegen die Vorzüge und Schwächen der betreffenden Kulturauffassungen auf der Hand. Für die individualistische und humanistische Kulturauffassung ist es ohne weiteres klar, daß den Mitgliedern eines Volkes die Kulturleistungen anderer Völker restlos eingehen können, eben weil jeder auch intelligibeler Mensch ist und den intelligibelen Menschen in jedem anderen versteht. Von Menschen als Vernunftwesen wird Kultur geschaffen, von Menschen als Vernunftwesen wird sie verstanden. Die nationalen Verschiedenheiten in den Kulturen bedeuten nur ein Oszillieren um dieselbe Achse der allgemein-menschlichen Vernunft. Ihr intelligibele Struktur ist die einheitliche „Wesensmitte", aus der alles geistige Schauen und Handeln hervorgeht. Daß diese eigentümlich verschiedene Züge bei Deutschen, Franzosen, Engländern usw. trägt, kommt aus der Mitbeteiligung ererbter nationaler Anlagen, die dem Kulturgehalt kennzeichnende Färbung verleihen, ohne ihn national umzuwandeln. Das heißt, sie vermögen ihn nicht kernhaft umzuformen, ihn nicht mit sich so völlig zu durchdringen, daß er gegenüber diesem Einschlage kein eignes Wesen mehr behauptete. Es ist nicht etwa so, wie wenn deutscher Wein die Marke seines Ursprungslandes, französischer Wein die Marke des seinigen unverlierbar angenommen hätte; die geistigen Güter seien nicht von Nation zu Nation anderer und anderer Wein, sondern nur wie derselbe intelligibele Wein in anderen nationalen Gläsern.. Die natürliche Art des Gefäßes kann die geistige Blume des Weines gar nicht im Wesen verändern, sie läßt ihn nur mit verschiedenen Reflexen erscheinen.

Eine wesenhafte Verschiedenheit der nationalen Kulturen muß hiernach grundsätzlich geleugnet werden. Aber sobald solche Verschiedenheit als Tatsache festgestellt werden kann, steht die humanistische Kulturauffassung vor unlösbaren Schwierigkeiten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier eine Tatsache vorliegt Das Buch von

Eduard Wechssler „Esprit und Geist" zeigt, wie tiefinnerliche Eigentümlichkeiten die französische und die deutsche Geistesart trennen. Es geht ein Zug durch die gesamte französische Literatur und wiederum ein davon ganz verschiedenes Gepräge durch die gesamte deutsche Kultur. Eben deswegen spricht E. Wechssler von der grundsätzlich anders gearteten „Wesensmitte" der beiden Völker.

Um so leichter gelingt es der universalistischen Auffassung, die wesenhafte Verschiedenheit der nationalen Kulturen zu erklären. Ist sie doch mit Rücksicht auf solche Verschiedenheit ihrerseits entworfen worden. Es gibt für jedes Volk eine besondere geistige „Wesensmitte". Aber die Schwäche der nationalistischen Auffassung ist, daß sie unverständlich läßt, wie trotz der Verschiedenheiten in den geistigen Strukturen der Völker eine so weitgehende Einfühlung in fremde Geistesart möglich ist, wie sie z. B. wiederum das Buch von E. Wechssler bezeugt. Legt sich um all mein geistiges Schauen und Tun die geistige Struktur meines Volkstums, und stammen daher alle meine Eingebungen, so färbt sich notwendig auch all mein Einfühlen national und könnte niemals die Geistigkeit der anders Gearteten wesengemäß treffen. Die Unterschiede der nationalen Kulturen lassen dann niemals ein volles Verständnis auswärtigen Geisteslebens zu.

So begegnen den beiden Auffassungen entgegengesetzte Schwierigkeiten, die beidemal unüberwindlich sind. Die Schwierigkeiten weisen auf einen gemeinsamen Fehler hin. Er besteht darin, daß eine geistige Struktur so oder so, als intelligibeles Ich oder als objektiver Geist der Nation, unverrückbar festgelegt ist. Solche apriorische Gegebenheit bedingt hier absolute Einheit, dort absolute Verschiedenheit des geistigen Lebens der Völker. Die überseiende Ideenwelt Platos ist zwar verschwunden (mindestens kann man sie verschwunden denken), aber dafür ist ein Netz stehender inseiender oder umseiender Geistigkeit gewoben, das auf irgendwelche vorzeitliche Urtathandlung zurückgehen mag und keine Urtathandlung im geschichtlichen Leben mehr zuläßt.

Man könnte sich statt dessen denken, daß geistiges Leben fortlaufende Gottesgeburt in der Seele schöpferischer Einzelner ist. Sie ermöglicht sich nur in ihren freien Willenshaltungen und geht darum nicht auf vorgeschriebenen Bahnen. Aber als Gottesgeburt in der

Seele des Volkseinzelnen spiegelt sie die besondere Art seines Seelentums. Weil sie nicht auf vorgeschriebenen Bahnen geht, so bleiben stets neue Schöpfermöglichkeiten dafür offen, wie sich Ewigkeit in unseren Willensentschlüssen versichtbart. Indem aber das neue Ewige durchbricht, bleibt es in geheimem Zusammenhang sowohl mit den früheren Lebensgestaltungen des Ewigen in den Seelen der schöpferischen Volkseinzelnen, wie es das seelische Gesicht dieser Lebensgestaltung weiter ausmeißelt. So kommt es zu einer sich selbst bestimmenden, sich immer wieder öffnenden und immer wieder schließenden Kette völkisch-geistigen Lebens. Das geistige Leben eines Volkes webt sich nicht vor der Geschichte, aber in der Geschichte aus göttlicher und menschlicher Freiheit. Aus der letzteren kommt der nationale Einschlag in seinem Geschaffenwerden, aus der ersteren kommt, daß die geschaffene Geistigkeit übernationalem Verstehen stets offen bleibt.

So hat der spätere Fichte die Sachlage angesehen, und so versucht es auf seinen und Ekkeharts Spuren auch die Philosophie des Ungegebenen.

Hier wird gegenüber der universalistischen Kulturauffassung betont, daß der einzelne in unmittelbarem Verkehr mit den letzten Lebensgründen steht, daß ihn neue ursprüngliche Eingebungen aus dem Schoße der Gottheit heraus zu ergreifen vermögen; nicht daß sie aus einer vorgegebenen und unabänderlich festgelegten nationalen Struktur hervorstiegen und von dort in ihn eingehen müßten. Aber gegenüber der individualistischen Kulturauffassung: das original neue Geistige verflößt sich sogleich in statu nascendi in die Seele der Volkheit und in den geistigen Strom, der mit Anbeginn der Geschichte dieser Volkheit anhebt, und in dem alles, was die Volkseinzelnen geistig bewegt, was sie erarbeitet haben und immer neu erarbeiten, Zusammenhang miteinander gewinnt, keinen ruhenden, sondern immer werdenden Zusammenhang. Es ist, wie jede Schachpartie, nachdem gewisse Anfangszüge vorangegangen sind, ihr bestimmtes geistiges Gesicht erhält. Jener Zusammenhang ist der stets werdende objektive Geist in der Volkseinheit. Er ist, weil er mit dem originalen Schaffen der einzelnen anhebt und fortschreitet, ebendarum nicht über den einzelnen allmächtig. Im Zentro der Individuen, deren freies Wollen „Partikular der Ewigkeit" (Jakob Boehme) ist, ist die letzte

Wesensmitte aller Kulturen, so verschieden ihr Seelenkleid ist. Aus der Tiefe des Ungegebenen, die nur in Individuen erwachen kann, formt sich erst das Leben der nationalen Kulturen, das freilich für jedes Volkstum, in dessen Seele es seinen Zusammenhang webt, eigentümlich und kennzeichnend ist. Zusammenhang der Kultur in der Einheit des Volkstums, Entstehen der Kultur in der Seele des Volkseinzelnen, die den bisher erwachsenen geistigen Zusammenhang, mit dem sie selbst verwachsen sind, mit neuen geistigen Impulsen befruchten, Verstehen der Kulturen von Volk zu Volk herüber, weil alle Seele Geist versteht: Diese Auffassung dürfte der Arbeit des vergleichenden Kultur-Philologen am besten genügen.

Die Aufgaben einer wissenschaftlichen völkischen Philosophie

Erschienen im Almanach „Wissenschaft und Wirklichkeit" bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1937

Die nächste Aufgabe einer völkischen wissenschaftlichen Philosophie ist die Rechenschaft darüber, ob Philosophie als Wissenschaft völkisch sein könne, in ihrem Wesen und in ihren Zweigen. Ist nicht Wissenschaft überhaupt etwas Übervölkisches? Indessen, die Frage nach einer wissenschaftlichen völkischen Philosophie ist längst durch die Tatsache beantwortet, daß es solche gibt und immer gegeben hat.

Ist nicht Kants Erkenntnistheorie in ihrer Überwindung des französischen Rationalismus und des englischen Empirismus eine wesenhaft deutsche Leistung? Unterscheidet sich nicht die deutsche Metaphysik der Ekkehart, Boehme, Leibniz und dann wieder mit Kant und nach Kant diejenige der großen deutschen Idealisten in dem dynamischen Zuge ihres Denkens grundsätzlich von der Seinsmetaphysik der anderen Völker? Mit klarem Bewußtsein, und nicht bloß im unbewußten Schaffen der deutschen Philosophen, tritt dieser Zug bei J. G. Fichte hervor. Er hat in den „Reden an die deutsche Nation" die Grundzüge deutschen Denkens klar herausgestellt, nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der Geschichtswissenschaft, im Staatswesen, in der Religion und in der Erziehungslehre. Wohl gab er die Möglichkeit zu, daß auch in anderen Völkern ähnliche Denkart erwachen könne, wie *er* sie im Logosevangelium des Johannes wiederzufinden glaubte, wie es *uns* das Beispiel des Engländers Chamberlain gezeigt hat. Aber Fichte dachte dann wohl an verwandtes Blut. Den Juden, meinte er, müßten erst andere Köpfe angesetzt werden, ehe sie unsere geistige Welt verstehen lernten.

Aber Fichtes Einsicht ist ungenutzt geblieben. Sie wurde nicht von dem entschiedenen nordischen Rassebewußtsein unterstützt, das

uns der Nationalsozialismus geweckt hat. Im Gefolge jener Einsicht hätte die deutsche Philosophie durchgreifend mustern müssen, welche Schätze ihrer eigenen Geschichte die deutsche Art zeigten und was aus fremdem Wesen zugeflossen sei. Begegnen nicht aber solcher Musterung die größten Schwierigkeiten? Hat nicht der Franzose Descartes, wie man sagt, der ganzen neueren Philosophie Anstoß und Richtung gegeben? Haben nicht alle europäischen Völker an ihrem Aufbau mitgearbeitet? Ist nicht der jüdische Philosoph Spinoza eine Großmacht in diesem geistigen Ringen gewesen und geblieben? Wie hätten sich die deutschen Philosophen diesen Einflüssen entziehen können, ohne in der allgemeinen Entwicklung des europäischen Geisteslebens zurückzubleiben?

Indessen erstens hat es eine urwüchsige deutsche Philosophie schon längst vor Descartes gegeben, bei Ekkehart, Nikolaus von Kues, Jakob Boehme. In ihrem Dynamismus entsprach sie genau dem dynamischen Zuge des ganzen deutschen Wesens, das unerschöpfliches Werden ist. Sodann ferner: Gewiß haben bei der nahen Berührung der europäischen Völker und ihrem gleichmäßigen Hervorgange aus dem Reiche Karls des Franken gerade in Deutschland, das Land der Mitte, die Wellen der anderen Kulturen hereingeschlagen, im besonderen nach seiner Selbstzerfleischung im dreißigjährigen Kriege. Aber hier zeigt sich ein Unterschied der deutschen Seelen. Die einen widerstanden dem fremden Einflusse nicht. Sie wurden davon a n g e s t e c k t. Die anderen wurden davon a n g e r e g t und gerade in der Befruchtung zu sich selbst geweckt, so daß der Funke deutscher Geistesart doppelt mächtig in ihnen hervorschlug, den fremden Ansatz umschmolz und sie das höhere deutsche Eigentum finden ließ.

Es gilt uns auf dies Eigentum zu besinnen, damit wir die Richtung sehen können, die uns auch im Denken deutsch sein läßt und befähigt, darin schöpferisch weiter zu schreiten. Wir müssen aufhören, die Geschichte der Philosophie als eine reine Geschichte der Probleme zu nehmen. Wie wenig hat Kants Problemstellung die anderen Völker berührt! Nein, in ihrer Philosophie enthüllt sich die Eigenart der Volksseelen, die mit den Gedankenmitteln ihrer Zeit um weltanschauliche Klarheit ringen, jede in ihrer Weise. Zum Beispiel schien in Descartes' trialistischer Philosophie eine allgemeingültige Problemlage gegeben, die nach monistischer Vereinheitlichung drängte, so daß ent-

weder nur die res extensa oder nur die res infinita oder nur die res cogitans als „wirklich“ zu gelten hätte. Mit gleichem Rechte, meinte man im Sinne einer übervölkischen Auffassung philosophischen Denkes, wären nun alle drei Möglichkeiten auf dem Plane erschienen. Die französischen Materialisten hätten allein das körperliche Sein, der jüdische Denker Spinoza hätte allein das göttliche Sein, der deutsche Philosoph Leibniz hätte allein das seelische Sein für wirklich erklärt, während in England Berkeleys Spiritualismus mit dem Materialismus eines Hobbes gerungen habe.

Aber nur in Frankreich und bei Spinoza war das ein gedankliches Kreisen um die Philosophie des Descartes. In England hatte Hobbes aus dem bodenständigen Empirismus eine gefährliche metaphysische Münze gemacht, auf deren Entwertung es Berkeley ganz allein ankam. Der Deutsche Leibniz seinerseits paßt überhaupt nicht in die Reihe, am wenigstens sind seine und Berkeleys Philosophie „spiritualistische Parallelen“. Bei ihm ist nur das statische Dasein der Körperwelt verschwunden; als dynamische Größe lebt das Universum immerfort in den Seelen auf. Sein System ist kein Verstandeskalkül, indem er zwischen drei stehenden Möglichkeiten eine Nummer auswählt, sondern ein Weltblick aus der Tiefe der deutschen Seele. Kein Zufall, daß er zumal dem Pantheismus und Determinismus eines Spinoza immer wieder entgegentrat. Daß sich trotzdem spätere deutsche Denker so oft an einer „Synthese“ zwischen Leibniz und Spinoza versucht haben, beweist nur, wie leicht fremdes Denkgut, das in die deutschen Seelen sickert, sie anzustecken vermag. Um so dringlicher wird die Aufgabe, Geschichte der Philosophie so zu schreiben und zu lehren, daß die deutsche und die fremde Denkart erkennbar auseinandertreten, und uns das Wesen unserer eigenen Tiefe als ein Strom ergreift, dem wir bewußt die Seele öffnen, damit er in uns schöpferisch weiter quellen kann, gewiß in Auseinandersetzung mit dem Geisteswesen der anderen, aber nicht in Vermischung mit ihm. Dies ist für uns der Sinn einer völkischen Geschichte der Philosophie.

Liegt hier nicht ein Einwand nahe? Er hängt mit der Auffassung zusammen, daß alles wesenhafte deutsche Leben, das die Art unseres Blutes trägt, aus den Säften unseres Blutes hervorsprosse. Nach dieser Meinung müßte es jedem Deutschen im Blute liegen, sich der

Welt in dynamischer Schau zuzuwenden und im Erleben von Gott und Welt den Zug einer inneren Werdemacht zu fühlen. Unzweifelhaft sind jene Schau und dieses Erleben kernhaft deutsch. Sie fehlen im geistigen Antlitze anderer Völker, während sie in Deutschland über die Jahrhunderte hinweg immer wieder hervorgetreten sind. Auch wiederholt sich die gleiche dynamische Art im deutschen Kunstschaffen. Aber wenn dieses Deutscheste im nordischen Blute als solchem enthalten wäre, wie kommt es, daß so viele Deutsche anders eingestellt sind, daß sie mit allen Fasern im Seinsdenken und Seinserleben stecken? Ja, daß sie sich mit Händen und Füßen wehren, aus ihrem substanzhaften Denken herauszugehen? Wie fassungslos stehen der Lehre Ekkeharts, daß sich göttliches Leben erst in Seelen verwirkliche, selbst solche deutsche Menschen gegenüber, die den Seinsgott christlichen Gepräges ablehnen! Viel eher fallen sie der Lehre Spinozas zu, der aus dem verfeinelten Naturgesetze einen neuen Jehovah, einen neuen Herrn der Welt, gemacht hat. Dem entspricht, daß die Philosophen, die dynamisch gedacht haben, nur wie Meteore im deutschen Geistesleben erschienen sind. Allzubald sank dieses von der Höhe, zu der es jene Männer emporgetragen hatten, wieder ab und lenkte in die Bahn eines allgemein europäischen Seinsdenken zurück, dessen Wahrheitssinn und Wirklichkeitsgeltung man um so hemmungsloser pries.

Der Widerspruch löst sich so, daß alle volkserhöhenden Leistungen Spitzenleistungen sind, die über die Stufe des Alltags hinausgehen. In solchen Spitzenleistungen verwesentlichen sich die blutsgemäßen Anlagen eines Volkes und gewinnen ihre höchste Blüte. Hier erschafft sich das, was man die „Genialität" des Volkes nennen könnte. Unser Leben aus dem Blute verwächst mit einer Tiefe, die wiederum mit uns verwächst. Die Tiefe der Welt ist, wie Verfasser annimmt, auf die Tiefe der Ewigkeit bezogen, aus der sie hervorgegangen ist. Wo immer über deutsche Seelen dynamische Schau gekommen ist, da sind sie von einer Bewegung der Ewigkeit ergriffen worden, die ihr Denken und Schaffen mit Leben und Licht überflutete.

Dergleichen kann aber nur innerhalb einer Seelenart geschehen, in der noch Chaos und Werdeträchtigkeit ist. So ist deutsches Seelentum beschaffen. Wir sind in uns selber noch kein fertiges Volk, wie es die Völker des Westens sind. Bei uns haben sich die Wege der Seele nach innen, ins Innerste, noch nicht geschlossen. Wohl können

auch deutsche Seelen in den Bindungen des gegebenen Seins erstarren und kennen dann nichts anderes als gegebenes Dasein. Aber wo deutsche Schaffende schreiten und sich, je nach dem Rufe ihrer Anlagen, in Wissenschaft, Kunst, Politik betätigen, da sinkt die Oberfläche. Dem Drängen ihrer Anlagen verwebt sich der Zug der Tiefe und gibt ihren Leistungen eine Wesentlichkeit, die dem ganzen Volke das Bild seiner Höhe vorhält.

Mit sicherer Klarheit hat bereits J. G. Fichte den quellenhaften Auftrieb deutschen Schaffens aus letzten Gründen und zugleich seine Bindung an das Gesetz des Blutes — Fichte sagt dafür an das „besondere geistige Naturgesetz der Nation" herausgearbeitet. Bei jedem schaffenden, „dessen Werk mit Recht Anspruch mache auf völkische Ewigkeit", belebe sich, führt er aus, ein Funke aus dem Schoße der Ewigkeit. So gehe ein „Mehreres" in ihm vor, als aus seinem Blute, seinen Anlagen hervorgehe. Ebenso wahr aber sei es, daß jenes Mehrere, sogleich bei seiner ersten Gestaltung zu einer sichtbaren Erscheinung unter jenes besondere geistige Naturgesetz sich gefügt und nur nach demselben sich einen sinnlichen Ausdruck gestaltet habe. Das heißt, der geistige Funke, der in der Seele des Einzelnen entspringe und seine Anlagen durchdringe, verwachse sogleich bei seiner Entstehung mit dem rassischen Gepräge der Volkheit und füge sich in den geistigen Strom, der mit Anbeginn der Geschichte dieser Volkheit anhebe, und in dem alles, was die Volkseinzelnen geistig bewegt, was sie erarbeitet haben und immer neu erarbeiten, Zusammenhang mit einander gewinnt, keinen ruhenden, sondern immer *werdenden* Zusammenhang. „Unter dasselbe Naturgesetz (rassische Gestaltungsart) nun werden, so lange dieses Volk besteht, auch alle ferneren Offenbarungen des Göttlichen in demselben eintreten und in ihm sich gestalten. Dadurch aber, daß auch er (der schaffende Volkseinzelne) da war und so wirkte, ist selbst dieses Gesetz weiter bestimmt und seine Wirksamkeit ist ein stehender Bestandteil desselben geworden. Auch hiernach wird alles Folgende sich fügen und an dasselbe sich anschließen müssen. Und so ist es denn sicher, daß die durch ihn errungene Ausbildung bleibt in seinem Volke, so lange dieses selbst bleibt, und fortdauernder Bestimmungsgrund wird aller ferneren Entwicklung desselben".

4. Über Staatsphilosophie

Vorwort

Wir leben unter den Geburtswehen eines neuen Geistes, von dem man in Anlehnung an Dehmelsche Verse sagen kann: „Gott nimmt die Völker in die Faust und schüttelt sie wie Flederwische." Er hat es satt, in den Formen angebetet zu werden, in denen ihn das Mittelalter verehrt hatte, als Geist allgemeiner brüderlicher Menschenliebe. Dieser Gott ist im Versailler Diktat, in einem Blut- und Lügenmeer ertrunken. Es war der Gott, der sich einst in der altruistischen Kammer unserer Seele, im Atem karitativer Liebe, hervorgeboren hatte.

Mit dem Beginne der Neuzeit brach göttliche Bewegung in jener anderen Kammer unseres Seelenlebens auf, die unser Gefallen an ideellen Werten birgt. Die Menschheit erschien als eine große Kulturgemeinde um Wissenschaft und Kunst. In die Vernunft jedes einzelnen leuchteten die hohen Ideen des Wahren, Schönen, Guten und ließen zu individualistischer Ekstase die Hände aller sich zusammenfalten. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Das Evangelium d i e s e r blendenden Gottesgestalt wurde 1789 verkündet. Es veränderte die Gedanken der Menschen und schuf neue Staatsformen. Der Zusammenhang zwischen dem alten Gotte des Mitleides und der Barmherzigkeit und dem neuen Kulturgotte der Menschenrechte wurde nur äußerlich aufrechterhalten.

Heute steht die dritte Kammer unserer Seele weit offen für abermals neuen Gotteswind. Gott will sich in unserm sozialen Wollen hervorschaffen. Ein Schauen überfällt uns, das den einzelnen nicht als Objekt der caritas erblickt, noch als Subjekt seines individualistischen Menschenrechts, sondern ihn eingegliedert sieht in volkliche Ganzheit. Unser Wollen ist vom Strome der Nation ergriffen. An der Unaufhaltsamkeit und Gewalt, in der wir heute Gemeinschaft erleben, wie

ehemals christliche Liebe, dann die Ideale der Kulturmenschheit erlebt wurden, erkennen wir, daß wir in einer Wende der Zeiten stehen, wo sich Gott neue Gestalt in den Seelen erzwingt. Seine metaphysische Wandlung erschüttert die Welt und verlangt, daß die Seelen neu geboren werden in der neuen Gottesflamme.

Zur philosophischen Grundlegung des Nationalsozialismus

Erschienen in den Schriften der Hochschule für Politik, Heft 17,
bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1936

Diese Blätter möchten ein Verständnis für die metaphysische Tiefe des völkischen Erlebens vermitteln. Es ist die Tatsache des völkischen Erlebens, daß wir in der Gemeinschaft unseres Blutes unsere seelische Gemeinsamkeit als Volk erleben. Wir Deutsche, insofern wir völkisch ergriffen sind, erleben uns als eine durch einander verwachsene Einheit, in der kein Glied irgendeines anderen Gliedes Schicksal als fremdes Schicksal empfindet (Fichte).

Wir erleben uns auf der Grundlage gemeinsamen Blutes als Einheit — was bedeutet das? Das bedeutet, daß wir ein naturüberlegenes Erleben haben, das sich dennoch auf das innigste an die Natur anschließt, an das Gegebene des Blutkreises, in den wir hineingeboren sind. Natur ist in die Zeit und in den Raum hineingebaut. In die Zeit: alles in ihr ist vergänglich, ein rastloses Entstehen, Wachsen und Vergehen, Wandeln, Wechseln — der herakliteische Fluß aller Dinge. In den Raum: keine zwei Dinge nehmen denselben Raum ein, jedes behauptet seinen Ort, von dem es jedes andere ausschließt. Alles natürliche Sein ist voneinander getrennt. Darum ist in aller echten Einheit etwas Naturüberlegenes. Da ist die räumliche Trennung aufgehoben, und, füge ich hinzu, eben damit auch die Abhängigkeit vom Flusse der Zeit. Alles echte Einheitserlebnis ist zugleich Ewigkeitserlebnis.

Hier stoßen wir bereits auf die metaphysische Tiefe des völkischen Erlebens. Daß wir Deutsche uns als Einheit auf der Naturgrundlage unseres gemeinsamen Blutes erleben, bedeutet, daß sich diese Einheit als ewiger Sinn in unsere Seele legt. Unser Blut, dessen nordischer Weise wir uns freuen, unterliegt dem Gesetze der Natur. Es

rinnt getrennt in vielen Adern — das ist seine räumliche Zerstreuung — und es ist vergänglich in diesen Adern. Aber nun stellen wir uns die Einheit der Menschen dieses Blutes nicht etwa gedanklich vor, wir addieren uns nicht miteinander, sondern wir fühlen uns erfüllt von einer inneren Unendlichkeit, wenn wir in der Gleichheit unseres Blutes unsere seelische Gemeinschaft bejahen. Ein überindividuelles Einheitsleben wird dann in jedem von uns existent, das ebenso in allen anderen, die völkisch erleben, existent wird. Genau ebenso! Da ist die naturhafte Trennung der Körper überwunden, und wir fühlen: in uns verwirklicht sich das Wunder der Existenzwerdung eines Lebens in vielen Seelen. Wir sind von einer lebendig gewordenen Sinnewigkeit erfüllt. Sie ist gespeist vom Ja zu unserem Blute, von dem Willen, uns in der Treue zu diesem Blute miteinander zusammenzuschließen. Mit diesem unserem Ja zündet sich gleichsam in unserer Seele ein Licht der Ewigkeit an über der Kerze des Blutes.

Man darf hiernach sagen: völkische Philosophie sieht das völkische Erleben als ein Ewigkeitserleben an, als ein Erlebnis, in dem wir ewigen Sinnes gewiß sind, der sich in uns allen hervorgeboren hat. Nicht daß dieser Sinn bloß ersonnen wäre, sondern er lebt in uns mit existentialem Leben, er hat sich in unseren gegeneinander geöffneten Seelen „hervorgeboren". Die Philosophie des völkischen Erlebens sieht ferner, das ist jetzt hinzuzufügen und auszuführen, das völkische Erleben als ein solches Ewigkeitserleben an, das allen anderen Ewigkeitserlebnissen überlegen ist. Es will nicht gleichrangig oder minderwertig hinter anderen Ewigkeitserlebnissen stehen, sondern es will die tragende Substanz, der belebende Mittelpunkt von allen anderen Ewigkeitserlebnissen sein.

Welches sind solche anderen Ewigkeitserlebnisse? Es müssen solche sein, bei denen wir gleichfalls im Erleben von Einheit, die die räumliche Zerspreitung der Natur überwunden hat, eines ewigen Gehalts gewiß werden, der das vergängliche Wesen der Natur in überzeitlicher Weise überwindet. Die Einheit des Menschen mit sich selbst: da leuchtet der Ewigkeitsgehalt der Ehre. Einheit mit dem Sein eines anderen Menschen: das ist das Ewigkeitsgesicht der Liebe. Einheit alles Seins im Wesen: das ist die ewige Geltung der Wahrheit. Einheit in der Erscheinung eines Dinges: das ist der Ewigkeitsglanz der Schönheit. Überall berührt uns hier, und zwar immer auf der Grund-

lage sinnlicher Gegebenheit, ein überzeitlicher, unsinnlicher Gehalt, der sich in unserm Seelen f ü n k l e i n erschafft, wenn sich unsere S e e l e in das andere Sein öffnet, von dem sie berührt wird. (Bei der Ehre liegt, wie sich zeigen wird, die Sache etwas anders.)

Griechisches Empfinden hatte sich vor allem dem Ewigkeitsgehalt von Wahrheit und Schönheit zugekehrt. Im germanischen Empfinden lebte vor allem der Ewigkeitsgehalt der Ehre. Christlichem Empfinden hat sich der Ewigkeitsgehalt caritativer Liebe aufgeschlossen. Das ganze Leben eines Menschen kann von solchem Ewigkeitsgehalt durchtönt sein. Das ist der deutsche Sinn von Persönlichkeit, „personatur" — man wird durchtönt. Man ist Seele, in der ein Ewigkeitsgehalt tönt, der uns zu seinem Gefäß macht. Der lateinische Sinn von „persona" bedeutet ja nur Maske, hinter der erdichtete Figuren gespielt werden.

Die verschiedenen Persönlichkeitsideale richten sich danach, welcher Ewigkeitsgehalt eine Seele belebt. Wir sprechen von der selbstbeherrschten Persönlichkeit: da wird bei einem Menschen Ehre und innere Freiheit zum Sein in seinem Sein. In der idealistischen Persönlichkeit lebt der Ewigkeitsgehalt von Wahrheit und Schönheit. Wir sprechen von der christlichen Persönlichkeit: da nimmt, wenigstens theoretisch, Nächstenliebe den ganzen Raum der Seele ein. Ihr Gegenstand ist der Mitmensch in Not, dem man Helfer, Heiler sein will, ein Du also, dem ich insofern ü b e r l e g e n bin, während Gerechtigkeit das betont, was das Du des anderen Menschen zu meinesg l e i c h e n macht.

Man beachte die Unterschiede in diesen Erlebnissen! Das Erleben der Ehre geht unmittelbar auf das eigene Ich. In den anderen Erlebnissen dagegen schwingen ichfreie Inhalte. Es sind die Inhalte der Umwelt, die uns in Gestalt von Es, Du, Wir gegeben ist. Die Richtung auf das E s nehmen Wahrheit und Schönheit. Sie erlichten das Sachliche, das auch im Lebendigen gegeben sein kann. Um den reinen Gehalt j e d e s Daseins weben sie ewige Zier. Am D u des leidenden Mitmenschen belebt sich die Nächstenliebe. Anderes Erleben nimmt die Richtung auf Ganzheiten. Es ist das W i r - Erleben, in dem sich die einzelnen von der Ganzheit ihrer Familie, Sippe, ihres Stammes, Volkes umfaßt fühlen. Hierher gehört das Vaterlandserleben.

Und das völkische Erleben? Hat es keinen Platz in dem Wunder-

garten, darin die anderen Ewigkeitserlebnisse aufblühen und die Gehalte eines Du, eines Es, des Wir verklären? Caritas und iustitia, Wahrheit und Schönheit, Staat und Vaterland, daran scheint alle geistige Tiefe weggegeben, und das völkische Erleben, das das innerste Herz von allen zu sein beansprucht, scheint ins Leere zu stoßen. Es sei genug, könnte man sagen, daß vaterländisch und caritativ erlebt wird.

Indessen völkisches Erleben bedeutet mehr, als daß vaterländisch und caritativ erlebt werde. Zunächst der Unterschied gegenüber dem vaterländischen Erleben!

Beim völkischen Erleben erlebt man ein Eins w e r d e n mit dem Volksgenossen. Beim Vaterlandserlebnis und Staatserlebnis dagegen — das Vaterlandserleben ist gleichsam flüssig gewordenes Staatserleben — steht im Brennpunkt die g e g e b e n e Ganzheit eines Volkes, eine Ganzheit, die sich immerfort erneuert, indem neue Menschen in sie eingehen. Über dem schicksalhaften Land- und Zeitraum, in dem ein Volk als ein großes unsterbliches Wir zusammenlebt, und über das große Volksganze selbst breitet sich Ewigkeitslicht aus. Das ist der erste Unterschied. Der zweite: von dieser ganzheitlichen Wir-Idee ist zunächst jeder einzelne als einzelner bewegt, so wie auch im wissenschaftlichen Erlebnis die Idee der Wahrheit, im künstlerischen Erlebnis die Idee der Schönheit, im Ehrerlebnis die Idee der Ehre den einzelnen rein in sich selbst ergreift. Gewiß kann jeder mit der Glut, in der seine Seele für Vaterland, Wahrheit, Schönheit, Ehre entflammt ist, andere anstecken. Die verschiedenen Menschen entzünden sich dann in gemeinsamer Begeisterung für das gleiche erhabene Objekt, das als höchstes Gut vor der Seele jedes einzelnen steht. Aber immer nur das Objekt hält sie zusammen. Ihre Seelen sind nicht unmittelbar von Subjekt zu Subjekt ineinander verschmolzen. Im völkischen Erleben s i n d die Seelen ineinander verflossen. Das völkische Erleben sprengt ohne weiteres die Scheidewände zwischen den Seelen, es reißt die Seelenkerne zueinander, nicht daß sie nur in gemeinsamer Begeisterung demselben hohen Objekt hingegeben wären.

Wenn wir völkisch erleben, so erleben wir die Selbstwirklichkeit unserer Lebensgemeinsamkeit. Nicht die seiende Ganzheit von Vaterland und Staat begeistert uns, sondern die werdende Duheit der Volksgenossenschaft wird Leben in unserem Leben. Diese werdende Duheit, wir nennen sie auch „Volkheit", ist eine andere Ewigkeits-

größe, als sie das Vaterland in unserer Seele ist. Sie erzeugt sich, wenn die Schranken zwischen den Subjekten niedergerissen sind; es ist, als ob das lebendige Du jedes Volksgenossen in meine Seele einflösse und sich darin als ein größeres, heiliges Du erhöbe, das über uns allen gemeinsam leuchte. Das ist etwas ganz anderes — und darin zeigt sich der Unterschied gegenüber dem caritativen Erleben — als jegliche Nächstenliebe, die es doch auch mit dem Du vom Mitmenschen zu tun hat. In der Nächstenliebe ist es das leidende Du des anderen, das die Seele bewegt, das Du in Not, das Du der Schwachen, Hilfsbedürftigen, deren man sich erbarmt. Dieses Du hebt sich nicht als eine ewigkeitserfüllte Größe über mich empor. Der andere ist vielmehr, soweit ich ihm helfen kann, der schwächere Teil. Nicht am Du des anderen haftet hier der Ewigkeitsgehalt, sondern er steckt in der Liebe des Handelnden. Mit anderem Du hat es auch das Erleben der Gerechtigkeit zu tun. Darin ist aber ebensowenig ein Vorrang dieses Du über mich gegeben. Gerechtigkeit mißt das Dasein des anderen dem eigenen gleich und unterscheidet nur die Leistung. Auch hier hebt sich kein Du im Kleide der Unendlichkeit über mich.

Letzteres ist gerade das Wahrzeichen des völkischen Erlebens. Meine Volksgenossen werden mir zu einem Du, das als unendlicher Wert in meiner Seele zu leben beginnt. Der Ewigkeitsgehalt dieser Duheit erfüllt die Seele anders als der Ewigkeitsgehalt des Vaterlandes. Man erblickt die Einheit mit dem Volksgenossen nicht, wie in der Schau von Staat und Vaterland, als eine stehende Ganzheit, die mich in sich eingliedert, die vor mir und nach mir sein wird, sondern sie hat dynamisches Gesicht. Diese heilige Duheit will als immer neuer Strom von Seele zu Seele gehen, sie will sich immer wieder als ein heiliges Geschehnis in uns bewegen, indem sie uns zueinander bewegt.

Schon Ernst Moritz Arndt hat die dynamische Art dieses Erlebens, des völkischen Erlebens, erfühlt. Er spricht von einem göttlichen Strome der Liebe und Treue, der als der oberste und heiligste durch ein ganzes Volk fließe und von innen her als Feuerseele des Ganzen bisweilen herausschlage. Diesen Strom könne man wohl die „Deutschheit" nennen, sagen wir lieber die deutsche Duheit, die Volkheit. Nach Arndt muß dieser deutsche Werdestrom, der immerfort als Spannung im Fünkleinsgrunde der Seele harrt, um aufbrechend

immerfort die Scheidewände zwischen den Seelen zu durchstoßen, das Zentrum unseres ganzen Daseins werden. Er müsse als das durch alle Deutsche Lebende und alles Deutsche von innen her Beseelende alles, was das Volk empfinde, denke, bilde und schaffe, begeisternd und beseelend durchdringen.

Also nicht die Vaterlandsidee, sondern der Strom der Volkheit, der lebendig werdenden Duheit, spielt bei Arndt die erste Rolle. Mit Recht. Denn die Vaterlandsidee ist nur eine Idee neben anderen Ideen und gerät damit in den Streit der Ideen. Diese, nämlich die christliche Caritas, die logische Wahrheit, die ästhetische Schönheit, neigen, für sich genommen, zu Ausbreitung in dem ganzen Raume der Menschheit. Sie streben einem Weltstande der Kultur und der Humanität entgegen. Davon geht ein Antrieb aus, auch die Idee des Vaterlandes in einen überfliegenden Staatsbegriff umzumünzen, der dahin wirkt, daß einem allgemeinen Menschheitsstaate entgegengeträumt wird oder daß der Staat imperialistisch um sich greift. Ideen neigen dazu, überzuschäumen und im Überschäumen ihre Kraft zu verlieren. Es muß mehr als Idee sein, was allen Ideen Halt zu geben vermag, was ihren Drang in die Weite mit seiner größeren Wertmacht begrenzt und ihren Widerstreit beendet.

Alfred Rosenberg hat dies Mehr-als-Idee mythisch anschaulich gemacht. Er hat den überragenden Ewigkeitswert des völkischen Erlebens in der Weise zur tragenden Mitte alles übrigen Wertbewußtseins gemacht, daß er es sich als eine mächtige nordisch-germanische Rassenseele deutete, in der die übrigen Werte, die das deutsche Gemüt bewegen, eingeschlossen seien. Diese übrigen Werte, lehrt er, ordnen sich untereinander derart, daß die Werte der Ehre und der Freiheit vor allen anderen den Vorrang hätten. So bei uns, innerhalb unserer Rassenseele. Andere Rassenseelen gäbe es, deren Höchstwert vielleicht Liebe, andere, deren Höchstwert vielleicht Schönheit sei. Also immer Rassenseelen, innerhalb deren Rangordnung bestünde, unsterbliche Rassenseelen! Das völkische Ewigkeitserleben ist zu einer metaphysischen Zentralwesenheit erhoben. Berührt von dem raum- und zeitlosen Reiche der Werte wähle die Rassenseele mit ihrer Innenkraft das aus, was ihr gemäß sei, und gliedere es in solcher Ordnung in sich hinein, wie es ihr gemäß sei.

Kann das in unserer Seele sich schaffende völkische Ewigkeits-

erlebnis zur gestaltenden Mitte aller übrigen Werterlebnisse werden, so daß es ihnen Richtung und Bestimmtheit gibt? so fragt die Philosophie des völkischen Erlebens. Das Mythosbuch beantwortet diese Frage in der Weise mit Ja, daß es dieses Ja in dem Schema der Rassenseele unmittelbar anschaulich macht, die alle Werte umschließt, indem sie ihnen zugleich die durch die Art der Rasse bestimmte Rangordnung gibt. Auch wir werden zu ähnlichem Ja gelangen, indem wir schrittweise vorgehen und Stufen bauen. Betrachten wir einstweilen das Bild der Rassenseele als eine gute Anschauungsform, in die sich das Endergebnis kleiden läßt.

Wir hatten festgestellt, daß das völkische Erlebnis zwar Ewigkeitserlebnis, aber nicht Ideenerlebnis ist. Es handelt sich da um metaphysische Duheit, die in solchen Seelen auflebt, die ihre Bluts- und Schicksalsgemeinschaft bejahen. Nicht handelt es sich um das einzelhafte Dusein von A. oder B. oder C., mit dem es die christliche Caritas zu tun hat. Aber wetteifern mit ihm nicht auch die unmittelbaren Ideenerlebnisse, das Erlebnis der Ehre, der Freiheit, des Vaterlandes, der Wahrheit, der Schönheit, der Gerechtigkeit? Jedes dieser Erlebnisse hat seelenbewegende Kraft. In jedem regt sich innere Unendlichkeit, die immer den ganzen Menschen einfordert. So entsteht Gefahr, daß, wenn sie sich alle oder zu mehreren in einer Seele begegnen, die Einheit der Seele zerrissen wird. Ja, die Einheit eines ganzen Volkes kann zerrissen werden, wenn die eine seiner Menschengruppen von dieser, die andere von jener leitenden Idee bestimmt wird.

Unsere germanischen Vorfahren kannten solche Zweifel nicht. Sie konnten mehrere Tugenden (Ewigkeitserlebnisse) nebeneinander ertragen, weil das Wesen ihrer Tugenden ineinander verknotet war. Sie waren erfüllt von dem hohen Persönlichkeitswert der Ehre, der Freiheit, und von der Heiligkeit der Sippengemeinschaft, in der sie wurzelten. Da gab es keinen Widerstreit. Es war ihnen die höchste Ehre ihrer Persönlichkeit, daß sie für Familie und Sippe ihre Treupflicht erfüllten. Sie waren kunstfertig und hatten ein klares astronomisches Wissen. Auch schwang in ihrer Seele ein Nähegefühl zu allem Lebendigen, das gleich ihnen aus der Weltesche Yggdrasill hervorgesprossen war. Aber weder die Idee des Schönen, noch die Idee der wissenschaftlichen Wahrheit, noch das Gebot der Nächstenliebe waren

ihnen zu eigenen Wertlichtern emporgewachsen. Diese Wendung kam nach Germanien erst mit dem Christentum und der griechischen Kultur. Da wurde vom Christentum her das Ideal der Caritas und wurden vom Griechentum her die Ideale der geistigen Kultur zu absoluten Größen, die über die Grenzen der Nation hinausdrängten und für eine ineinanderfließende Menschengemeinschaft unter ihren Zeichen warben. Den Anspruch der geistigen Kultur auf Führung und schrankenlose Ausbreitung hatte die Aufklärung vorangetragen. Vom Vorrange der Caritas vor allen anderen Werten des Menschenlebens hallen noch heute die Predigten wieder. Der dritte Wettbewerber ist der demokratische Staats- oder Wir-Begriff. Auch er ist individualistisch und drängt imperialistisch in alle Weiten.

Wenn es beim einzelhaften Gegeneinanderstreben der Ideen bliebe, so drohte im Reiche des Werterlebens eine völlige Verwirrung. Aber es muß hier eine innere Gliedhaftigkeit geben. Bei unseren Vorfahren war sie unbewußt verwirklicht. Da gab es eine Achse, um die sich alles Werterleben drehte. Die Pole dieser Achse waren Ehre und Sippentreue. Es ist, als hätte sich damit dem germanischen Gemüt ein Geheimnis vorgedeutet, das im Fünklein der Seele seines Aufbruches harrt. Wie, wenn Ewigkeit immer zuerst im *Ehrerleben* aufbrechen müßte, wenn Ehre das Grunderlebnis *jeder* Persönlichkeitsgestaltung sein *müßte*, so daß auch die idealistische und christliche Persönlichkeit, wenn sie sich selbst richtig verstehen, jenen germanischen Urwert der Ehre nicht ausschlössen, sondern in sich hineingliederten? Dann ließe sich leicht begreifen, daß hier überhaupt nicht stehende Werte miteinander ringen, sondern daß wir mit allem Werterleben in der Bewegung innerer Aufbrüche stehen, die von selbst einem Höhepunkte zustreben. Verfasser glaubt zeigen zu können, daß das völkische Erleben dies Spitzenerlebnis sein kann und sein muß, daß in ihm wirklich eine zentrale Wertmacht aufwuchtet, die die ideellen Werterlebnisse ebenso in sich hineingliedert, wie diese das Ehrerlebnis in sich selbst hineingegliedert hatten. Die Dynamik des Werterlebens läßt uns einen Aufbau erblicken, der mit der Ehre als Grunderlebnis beginnt und mit dem völkischen Erlebnis als Spitze endet.

Das Wesen der Ehre ist das Herrsein des nordischen Menschen auch in sich selbst. Der Mensch soll Herr seiner Zuständlichkeiten und

in dem Sinne Individuum sein. Sein seelisches Wesen soll eine unteilbare Ganzheit werden. Wir gebrauchen das Wort „Individuum" ziemlich gedankenlos, wenn wir damit jedes beliebige Lebewesen bezeichnen, das als bloße naturhafte Einheit von Bestimmtheiten gegeben ist.

Biologischer Mittelpunkt, ein Ich in der Schar seiner Triebe und Vorstellungen, ist jeder. Aber dieser biologische Mittelpunkt kann nach allen Richtungen herumgeworfen werden. Jeder Wunsch, jeder aufwallende Trieb, jede Laune des Augenblicks kann mein Ich auf den Rücken nehmen und aufsaugen. Solcher Mensch ist kein Individuum im sittlichen Sinne. Seine Einheit verliert sich in die Vielheit seiner Affekte. Er ist nicht Herr seiner selbst, sondern sein zuständliches Sein ist Herr über ihn. Seine Ehre sucht er darum nicht in innerer, sondern in äußerer Weise. Er sucht sie nicht im Königtum der Selbstbeherrschung. Der Wert seiner Person liegt ihm vielmehr im Lob von anderen oder in eitelem Vergleich mit anderen.

Wer dagegen bei sich selbst die Wallungen von Zorn, Furcht, weichlichem Mitleid, blinder Lebensgier unter die Einheitskraft festen Willens bringt, so daß er wirkliches Individuum, *unteilbare* Ganzheit wird, dem vergeht mit der inneren Unfreiheit auch die äußere Einstellung seines Ehrempfindens. Ihn überfällt eine Ehre, die sich von innen her erzeugt. Mit seiner Selbsterschaffung zu einem unteilbaren Willensganzen nämlich überfällt ihn ein innerer Wert, der im Lichte der Ewigkeit steht. Das ist die Antwort des Fünkleins auf sein Festwerden bei sich selbst. Dieser innere Wert vernichtet und entwertet alle äußere Werterscheinung von Ehre. Daß er Individuum, Einheit in sich selbst, geworden ist, das macht, daß er im selben Augenblick zur Persönlichkeit geworden ist, daß er von Ehrewigkeit durchtönt wird.

Aber die innere Ehrewigkeit kann sich in einem Menschen nicht halten, der nicht über sich selbst hinauswächst. Es genügt nicht, daß man sich selbst zu gebieten weiß, man muß fruchtbar werden über sich hinaus. Man muß etwas haben, an das man seine gesammelte Persönlichkeit daransetzt. Wer das tut, dem verlagert sich der Wert seines Lebens in den Gehalt seines Werks hinein. Ob ihn als Pestalozzinatur der Drang werktätiger Hilfe bewegt, ob er, wie Fichte, vom Gesicht des Vaterlandes ergriffen ist, ob in ihm, wie bei Sokrates,

die Liebe zur Wahrheit glüht, oder, wie bei Plato, die Liebe zur Gerechtigkeit, so oder so bejaht er nicht sich, sondern ein Du, ein Es, ein Wir über sich hinaus. Dabei spürt er, daß mit seinem Ja zum Werk auch ein Strom unendlichen Lebens, ein Strom aus der Ewigkeit, in ihm aufbricht, dessen Wertwahrheit noch höher liegt, als wenn ihn im Einheitwerden seiner selbst das Erleben innerer Ehre überfällt. In diesem Strome verwesentlicht sich die Fruchtbarkeit seines Lebens, wie sich vorher im Strome des Ehrerlebens die Gesammeltheit seines Lebens verwesentlicht hatte. Jetzt erhebt sich der Reichtum seiner Anlagen, seiner Gaben, seiner Fähigkeiten zu ideeller Fülle, indem die Gegenstände seiner unselbstischen Hingabe den Sinn fordernder Aufgaben annehmen. Die Forderung dieser Aufgaben ergreift die schöpferischen Kräfte des Menschen. Da wird ihm zumute, als ob er sich selbst verlöre, wenn er seine Aufgabe verlöre. In ihren Dienst rückt der Mittelpunkt seines Lebens. „Von Opfern lebt das Leben, in Opfern pflanzt's sich fort, wer sich entzieht dem Ringe, verrottet und verdorrt" (Eberhard König). Dem naturhaften Menschen erscheint solches Opfern sinnlos, weil ihn kein Ewigkeitssinn erfüllt. Wen aber die im Menschen handelnde Ewigkeit mit dem Lichte von Aufgaben erfüllt hat, die sein selbstisches Sein verbrennen, wessen Seele auf der Brücke des Du, Es, Wir Aufgaben der Tiefe empfängt, der fühlt sich im Segen der Tiefe. Über Mühen und Anstrengungen, Entbehrungen, Kampf, Leiden krönt ihn der Wert seiner Leistung. Die gesammelte Innenkraft, ausströmend in schöpferische und dienende Liebeskraft — das wird jetzt seine Ehre.

Es war nur das nächste Ehrerlebnis des Menschen, daß er sittliches Individuum wurde. Nur als solches, als Herr des Affektlebens in sich, kann er der Aufgabe über sich so begegnen, daß die Aufgabe in ihm wächst. Darüber geschieht nun das geistige Wunder, daß der Gehalt seiner Ehre mit dem Gehalt der Aufgabe zusammenfließt, die in ihm lebt. So gesehen, schließen sich Ehre und schaffende Liebe nicht aus, sondern im Schaffensstrome jeder Liebe, in der der Mensch über sich hinaus hingegeben ist, erhöht sich die Ehre.

Zurück zum Streit der Persönlichkeitsideale! Es sind andere und andere Ewigkeitswerte, die im christlichen, idealistischen, vaterländischen und völkischen Erleben durch die Seele tönen. Das völkische Persönlichkeitsideal ist auf Arbeit, Leistung, Opfer, Kampf gestimmt,

auf Kampf für die eigene politische Idee gegenüber den Anhängern einer anderen politischen Idee, die die Macht eines Systems angenommen hatte. Der Wert des kämpferischen Draufgehens, Opferns und unverbrüchlichen Zusammenhaltens, eiserner Disziplin in der Gefolgstreue zu dem geliebten Führer stürmt hier durch die Seelen. Man fühlt sich in einer Schützengrabengemeinschaft auf Leben und Tod und will in solche Schützengrabengemeinschaft das ganze deutsche Volk verwandeln. Das Erlebnis der Schützengrabengemeinschaft wuchtet auf gegenüber dem Gedanken geistiger Gemeinden, mögen sie noch so weit gedacht werden. Man fühlt, daß hier nochmals überlegene, die allerüberlegensten Ewigkeitskräfte hervorbrechen. Wo gemeinsame Ehre und gegenseitige Treue, Opfermut und Führerglaube im gleichen Schwunge alle einzelnen ergreifen, so daß das ganze Volk Individuum, unteilbare Ganzheit wird, da — im Geheimnis der Willensverkettung aller mit allen, erzeugt sich ein metaphysischer Grundton, der wohl imstande ist, alles gesonderte Werterleben der einzelnen als Obertöne in sich hineinzunehmen, so daß er sich an ihnen und sie sich an ihm zum Vollklange der Ewigkeit steigern.

In jeder deutschen Seele ist bildlose Deutschheit im Zuge. Aber wer als Gelehrter, als Staatsmann vom Bilde der Macht und der Herrschaft ergriffen ist, den beherrscht zunächst das gegenständliche Bild, das vor seiner Seele steht. Er muß sich im Reichtum von dessen Einzelheiten selbst immer mehr vereinzeln. Ebenso überwachsen auch die caritativen Aufgaben das Vermögen des einzelnen, er sieht sich vor Bergen der Not, die ihn bedrücken. Überall wird hier der Mensch vom Gegenstande seines geistigen Erlebens gleichsam gefangen. Das ist verkehrte Welt. In seiner Seele hatten sich die geistigen Bilder gestaltet. Die Wirklichkeit des Erlebens war eine innere. Aller Wert, der wirklicher Wert ist, kann nur gelebt werden. Es gibt keinen seienden Wertgehalt draußen. Drinnen im Subjekt geschieht die Wertgeburt, in unseren Hingaben quillt die Bewegung der Ewigkeit, und erst von ihr aus wirft sich das Aufgabenlicht — ihr Lichtkegel — auf die Gegenstände der Hingabe, damit wir nicht im Schauen stehenbleiben, sondern unser Schöpfertum in Leistungen entfalten. Aber dies freie Schöpfertum geht verloren, wenn das Subjekt ganz vom Objekt aufgesogen wird. Hier zeigen sich, bei aller leben=

digen Bewegung, in die uns der Dienst am Gegenstande, die Arbeit am Werk versetzt, geheime Unstimmigkeiten, die untragbar wären, wenn sie unlösbar wären.

Darum muß es, metaphysisch gesehen, zu einer Gegenbewegung kommen, die die Freiheit der seelischen Innerlichkeit gegenüber der Vordringlichkeit der objektiven Bilder wieder herstellt. Wir können das Gegengewicht nicht aus uns erzeugen. Es kann sich nur in uns erzeugen. Unsere Seelen müssen aber erst dazu reif werden, daß es sich in uns erschafft. Es ist der Sinn der deutschen Geschichte, daß aus deutschen Seelen ein Individuum werden soll, daß eine deutsche Innerlichkeit entstehen soll, in deren geschlossener Unendlichkeit sich die Übermacht der gegenständlichen Inhalte erweicht, so daß deren Wesensgewalt nicht mehr die Wesensart der Seelen überwächst, deren schöpferische Liebe sich in Leistungen ausströmen will.

Alle Völker leben aus dem heimlichen Quell des Seelenfünkleins. So will sich auch bei uns ein Tiefenstrom letzter Innerlichkeit entbinden, der mit seiner höheren Wertgewalt jene gegenständlichen Wertmächte in die Freiheit des seelischen Schöpfertums zurückbindet („religat" — was ist das für ein herrlicher Sinn, wenn man ihn richtig versteht!), damit in allen Schöpfungen dessen in sich selbst erlichtetes Wesen leuchte. Erst wenn das geschieht, wenn aus dem in sich selber erlichteten Wesen des eins gewordenen Volkes alle Kulturbetätigung, alle staatliche Lenkung, alle wirtschaftliche Leistung organisch ausstrahlt, kann sich die Ewigkeitsbewegung, deren Spannung immer im Fünkleinsgrunde unserer Seele steht, sättigen.

Das Beispiel des beseelten Bundes der Ehe zeigt, wie gleichsam im Vorgriff des großen beseelten Bundes, zu dem ein ganzes Volk heranwachsen soll, schon dort die Einheit willensverketteter Seelen zu einer metaphysischen Wirklichkeit über ihnen wird. Diese wirft sich in das Ehrerleben der beiden Gatten hinein und macht, daß die Treue zu ihrem Bunde das Mark ihrer persönlichen Ehre wird; sie gliedert auch sonst das gesamte Werterleben der Familie in sich hinein. Nur in solcher Ehe können deutsche Kinderseelen gedeihen. Nur wo sich die Ehe der Eltern zu einem echten Bunde der Seelen vertieft hat, in dem die geschlechtliche Polarität der beiden zu einer höheren geistigen Ganzheit ausgeglichen ist, ist die Grundlage für eine gesunde leiblich-seelische Entwicklung ihres Nach-

wuchses gegeben. Da bleiben der Kindesseele Eindrücke erspart, die, ohne daß es die Eltern merken und ohne daß sie es wollen, wie Bazillen in jene eindringen. Nur in einer reinen, von Liebesinnerlichkeit und völkischer Verantwortung getragenen Ehe können junge Menschen zu den Persönlichkeiten erwachsen, die, reinen Leibes und reiner Seele, neue Lebensbünde begründen, die neue schöpferische Energien der Volksgemeinschaft sind und aus sich hervorbringen.

Die letzte Tiefe der Ewigkeit offenbart sich aber, wenn ein ganzes Volk zu wesenhafter Unteilbarkeit zusammenwächst, wenn es in der Einheit seines Blutes seine seelische Einheit gewinnt. Auch da, und da erst recht, ist zu erwarten, daß in dem Ewigkeitssinn des Volkwerdens alle die übrigen Ewigkeitskräfte hineinmünden, die in den Einzelhingaben der einzelnen zutage getreten waren. Es ist zu erwarten, daß die Einheitsgeistigkeit, die die Seelen verbindet, insbesondere auch darin ihre Zentralmächtigkeit entfaltet, daß sie die geistigen Erlebnisse der Seelen verbindet, indem sie allen Verwesentlichungsgehalt dieser Erlebnisse in sich verdichtet. Was den Künstler und Denker bewegt, was den caritativen Menschen antreibt, was in ihrem Schaffen die Träger des wirtschaftlichen Lebens ideell verspüren, was im Handeln des Staatsmannes wirkt, das will Volkheit, das ist die lebendig gewordene Duheit, mit ihrem Atem durchdringen, auf daß es nicht mehr auseinanderfalle, sondern daß daran gleichsam Hände wachsen, die sich einander entgegenstrecken. Im Feuer der Volkseinheit geschieht dann dasselbe im großen, was im kleinen beim Ehebund geschieht. Zuerst erschafft sich die wesenhafte Treue aller zueinander und wird zum obersten Gebot der Ehre, das sich in den Herzen selbst hervorschreibt. Die Innerlichkeit völkischer Treue gibt dann weiter jedem Berufe einen schenkenden Sinn, sie macht ihn in sich selbst polar, so daß sein völkischer Sinn und sein Arbeitssinn zusammengreifen.

Es ist die Gefahr der wissenschaftlichen und künstlerischen Berufe, daß der einzelne in ihnen nur seine eigene geistige Bewegtheit auslebt und keine Sozialbewegtheit annimmt. Wer einer Idee hingegeben ist, vereinseitigt sich leicht. Er ist oft schwer beweglich, das Anpochen anderer Ideen zu vernehmen, die seinem Tätigkeitsfelde fremd erscheinen. Seine Seele ist schon besetzt und findet keine innere Beziehung dazu, auch wenn sich eine neue Idee aus tieferen Seelen-

gründen entzündet und größere Wertmacht voranträgt als die seinige. An solche größere Wertmacht glaubt er nicht, weil ihn der Anblick einer Nebenordnung der Ideen narrt, die in einem angeblichen Reiche der Ideen herrsche. Noch immer ist in manchen deutschen Gelehrtenköpfen der Platonismus nicht überwunden, wonach uns die Ideen aus einem jenseitigen Werthimmel entgegenleuchten, in dem sie Stern neben Stern beisammenstehen, ohne daß andere Beziehungen zwischen ihnen gelten als die von Gattung und Art oder von höherer Tugend zu niederer Tugend.

Völkisches Denken kennt Ideen nicht mehr als vereinzelte Begriffe oder Tugendbilder. Wir erleben sie als ein Wertlicht, das sich unseren irdischen Beziehungen aus Fünkleinstiefen mitteilt, wenn wir unsern Willen dienend, liebend, schaffend in die Sach- und Menschenwelt hineinbewegen. Je nach der Art unserer Einwendung geraten wir in andere und andere Bewegungen geistigen Lebens, die nicht gleichwertig sind, sondern sich mit verschiedener Wertfülle entsiegeln. Die größte Lebenstiefe bricht auf, wenn sich menschliche Willen in der Gemeinsamkeit ihres Blutes und Bodens, Sprache und Schicksals innerlich gemeinsamen. Darin gestaltet sich eine Wertsonne, die alles andere Erleben in ihre Bahn zieht. In der Innerlichkeitsmacht unseres völkischen Erlebens fühlt sich auch der schaffende Künstler, der Gelehrte, der Politiker, von einer Kraft getragen, die ihn fruchtbarer macht, als wenn er in losgelöster Individualität rein aus sich selbst heraus der Sachwelt gegenüberstünde.

Wer seinen Beruf in das Volkstum hineinschenkt, dem wird Segen aus der Wesensmitte der Ewigkeit und damit eine neue Ehre geschenkt. Man merkt bei sich selbst, daß jeder Beruf nur dadurch Beruf ist, daß in ihm Ruf unseres Volkstums lebt, welches sich mit unseren Anlagen in der Leistung des Berufes spiegeln will. So wird es die neue Ehre des Gelehrten, Künstlers und Politikers, in der Arbeit, die sie leisten, auch das Gesicht des Blutstromes zu zeigen, der in ihren Anlagen quillt, und es wird ihnen Sünde, mit dem Gesicht der Fremde zu buhlen, das, wenn sie ihm verfallen, verwüstend auch in die Massen schlägt. Der Würde des wissenschaftlichen und künstlerischen Erlebens (vom politischen Erleben nachher!) wird dadurch nichts abgebrochen. Wissenschaftliche Wahrheit lebt in einer Zucht, die auch zum Adel des Menschen gehört. Sie lebt in einer Gedanken-

zucht, die das eigene Urteil bildet und dadurch die Seele in ebenbürtiger Weise zu innerer Herrschaft befreit, wie es geschieht, wenn wir durch Willenszucht unserer Triebe und durch körperliche Zucht unserer Glieder Herr werden. Wir werden der Gefühlsnebel Herr, mit denen man sich selbst verschleiert was *ist*, und wir werden befreit auch gegenüber der Umnebelung der Seele durch das bloße Wortmachen anderer, das eigenes Maulheldentum weckt. Gerade auch darin, daß wir in die Esse der Wahrheit gehen und in völkischer Bewegtheit des Willens die Klarheit des Gedankens pflegen, leuchtet das geistige Wesen unseres Lichtvolkes auf.

Wie völkisches Erleben im wissenschaftlichen und künstlerischen Menschen den Willen und die Kraft weckt, in seine Leistung die Ehre deutschen Wesens zu verflößen, so verwesentlicht es auch die haltlos schweifende, vielmehr an einen überweltlichen Gott befestigte, Nächstenliebe des Christentums.. Es macht daraus deutsche Liebe zu den Volksgenossen. Diese Liebe hat ihren festen und gediegenen Halt in ihrer eigenen Unendlichkeit. Ihr Wesen ist, daß sie nicht erst das Leiden eines Volksgenossen abwartet, um Hilfedrang an ihm auszuleben, sondern daß sie dessen Sein dem eigenen Sein verschwistert und sein Schicksal wendet. So will es der deutsche Sozialismus. „Will euch nach Liebe dürsten, so liebt, was deutsch und echt! Wir woll'n mit Liebe fürsten den ärmsten deutschen Knecht!" (Walter Flex.) Es ist das Fürstlichwerden der Liebe selber. In unserm Herzen lebt dann die heilige Duheit, in deren Atem Blut und Blut sich zu unteilbarer Ganzheit finden.

Völkische Bewegtheit ist innere Revolution auf allen Gebieten. Sie schafft ein neues Verhältnis zum Es-Erleben, ein neues zum Du-Erleben und schafft auch ein neues Verhältnis zum Wir-Erleben. Es gibt ein Wir-Erleben, das die Ideengemeinsamkeit betont. Dies hat keine politische Kraft. Was das Leuchten von Ideen leistet, ist, daß aus ihren objektiven Gehalten Wesenskräfte strömen, an denen sich unsere Gaben und Anlagen entfalten. Auch erschafft sich in der Bewegtheit vieler durch die gleiche Idee unstreitig ein erster Hauch von Gemeinschaftsleben. Es ist das Leben „geistiger Gemeinden". Das besitzt aber keine innere Wesentlichkeit. Die Hingabe an den gleichen gegenständlichen Inhalt, nicht ihre artliche Nähe bestimmt die „Verwandtschaft" der Seelen.

Darum geht durch Ideengemeinschaften so leicht ein universalistischer und ungeschichtlicher Zug. Der Zug geschichtlichen Lebens ist nicht, daß sich weltweite geistige Gemeinden um gleiche Ideen sammeln. Es will, daß sich der Strom gleichen Blutes zu beseeltem Bunde schließe, in dem sich die naturhaft gegebenen menschlichen Beziehungen zu metaphysischer Kraft verdichten. Da betonen die einzelnen ihre Gemeinschaft nicht nach dem Gesetze einer idealen Gegenständlichkeit vor ihnen, um die ihre Hingabe kreist. Die Gemeinschaft selbst ist ihnen Gesetz, sie ist ihnen ein eigener selbstlebendiger Kreis, in dem sich ihr gemeinsames Sein metaphysisch verdichtet. Hier erwächst politische Kraft.

Wir hörten, politische Kraft erwächst nicht im *ideellen Wir-Erleben*. Sie erwächst ebensowenig im *demokratischen Wir-Erleben*. Im demokratischen Wir-Erleben heißt es: Wir, der Staat. Im *nationalistischen Wir-Erleben* heißt es: Wir, die Zellen des Staates, aus dessen historischer und juridischer Ganzheit wir unsere Funktionen empfangen. Im *völkischen Wir-Erleben* heißt es: Wir durch Blut, Land und Schicksal Verschwisterten, in deren Verschwisterung sich die metaphysische Duheit erzeugt, von der wirklicher Staat und wirkliches Vaterland erst geschaffen werden. Anders ausgedrückt: Für die bürgerliche Vaterlandsliebe und für das staatsbürgerliche Bewußtsein liegt der Nachdruck im Stehenden. Er liegt auf dem geschichtlich dauernden, vom Staate umhegten Volksganzen, in dem wir als Zelle ruhen. Für das völkische Erleben liegt der Nachdruck im Werdenden. Er liegt auf der Volkheit, die sich im Zusammenschlusse der Herzen und Willen erst zu innerer Wirklichkeit hervorschafft, und für deren Werden wir uns als Gefäß fühlen. Das Gefäß ist unsere Willenverkettung im Bewußtsein gleichen Blutes. Wir werden dadurch zu lebendigem Wir, in deren Seelen jene lebendige Duheit entspringt, die jeden einzelnen zum Gefäße hat und doch als eine und dieselbe Wertmacht in allen west, gleichsam als ob Rassenseele in uns *entstanden* sei.

Es ist aber mehr als Seele. Es ist die Einheitsdynamik von Blut und Ewigkeit. Leben der Unendlichkeit gebiert sich in uns, wenn wir den Willen zueinander finden. Die in uns erwachte Duheit trägt dann nicht nur das wissenschaftliche und künstlerische Schaffen auf

neue Wege (im Es-Gebiet), ihre Wesentlichkeit breitet sich nicht nur aus über das Handeln der Caritas (im Du-Gebiete), sondern will auch (im Wir-Gebiete) das politische Wollen formen, damit in der Einheit deutscher Seelen das deutsche Wesen wie eine in sich zusammengeballte Persönlichkeit durch die Geschichte schreite. Solche metaphysische Verdichtung kann keine bloße Staatsraison erreichen, so wenig sie irgendeinem Ideenkultus gelingt. Die Staatsraison (die der nationalistischen Wir-Idee entspricht) nimmt den Staat als Zentrum jedes Volkstums. Sie weiß nichts von Volkheit, die sich stets neu erschaffen muß als das innere Leben der Volksgenossen zueinander. Volkheit ist die Einheit der Volksgenossen in geistiger Wirklichkeit. Der Staat gestrigen Gepräges dagegen läßt das Volk als solche Einheit nur erscheinen. Er verwurzelt sich nicht in der inneren Macht des Einsseins aller Volksgenossen, sondern umschließt mit seiner juridischen Form nur das gegebene Dasein der Volksgenossen und stabilisiert sich als die äußere Macht ihres Zusammenseins. Die einzelnen werden hierbei als Staatsbürger gedacht, deren Begriff ist, daß sie alle den gleichen Willen zu ihm, dem Staate, haben. Mit diesem vorausgesetzten Willen aller zu ihm beherrscht der Staat rückwärts nach innen auch noch den widerstrebenden Willen der einzelnen, wie er nach außen den zusammengefaßten Willen aller in die Waagschale der Volksgeschicke wirft.

Es ist die Gefahr dieses Staatsbegriffs, daß er nach innen obrigkeitlich, nach außen imperialistisch ausartet. Die Macht, die in ihm verdichtet ist, strebt stets quantitativ weiter zu wachsen. Zwar kein Volk kann ohne die Klammer und das Schwert des Staates leben. Aber seine Klammer wird morsch und sein Schwert wird stumpf, wenn nicht im Herzen der Volksgenossen heilige Duheit lebt, wenn sie nicht ihre Willen ineinander und miteinander verkettet haben und sie im Bekenntnis zu ihrem Blut und ihrem Boden, ihrer Sprache und ihrer Geschichte innere Unteilbarkeit geworden sind. Erst im Werden der Duheit wächst neu und immer neu das Sein des Staates. Sie ist die eigentliche Totalität, deren Kraft in alle Lebensbetätigungen des Volkes, die wirtschaftlichen, kulturellen und politischen, hineinströmen, sich alle Berufe zu ihren lebendigen Gliedern erschaffen will.

Es ist die Aufgabe des Staates, diese Totalität der lebendigen Volkheit ebenso zu pflegen, wie seine Selbstherrlichkeit in ihr zu be-

grenzen, eine Aufgabe, die nur lösbar ist, wenn der Lenker des Staates zugleich Führer des Volkes ist, wenn ihm die Beamten des Staates unterstehen und er zugleich verfügt über die Treue einer Gefolgschaft, die bis auf das letzte von der Gewalt seelischen Volkwerdens erfüllt ist und im Bekenntnis zu ihm, als dem imperativen Vorbild dieses Volkwerdens, den anderen Schichten voranleuchtet.

Unter der Wucht völkischen Erlebens entwickelt sich eben auch der politische Beruf in sich selbst zur Doppelfunktion. Das entspricht genau der Wandlung, die jenes Erleben in alle anderen Berufe hineingetragen hat. Haben wir doch gesehen, wie sie alle von der Totalität der Duheit ergriffen werden, wie sie sich alle zu fruchtbarer Polarität spannen, in der sich ihr Arbeitssinn und ihr völkischer Sinn begegnen und ergänzen. Wir können von einer völkisch polaren und einer geistig polaren Seite bei jedem Berufe sprechen. So auch im politischen Beruf. Nur daß sich seine zwei Seiten — bei ihm sind es die machtpolare und die völkischpolare Hälfte — äußerlich versichtbaren: einerseits im Beamtenapparate, anderseits im Bestande der nationalsozialistischen Partei. Die Partei vertritt vor allem die völkischpolare Seite. In ihr *lebt* die Volkheit, deren Totalität den Staat wie alle Berufe einheitlich umfaßt. So kommt es ihr zu, das staatliche Leben immer wieder aus drohender Erstarrung oder Erweichung in das lebendige Leben der Volkheit hineinzuleiten, in der sich immer aufs neue die politischen, ideellen und wirtschaftlichen Kräfte gegenseitig befruchten, sobald sich in jedem Berufe das eigene polare Wesen durchgesetzt hat.

Und die machtpolare Seite des Staates? Solange die anderen Berufe, die wirtschaftlichen, künstlerischen, wissenschaftlichen, *ihre* völkischpolare Hälfte vernachlässigen, dominiert die Aufgabe des Staates, ihre Vertreter zu völkischer Besinnung zu leiten. Er wirft ihnen in Arbeitsdienst, Kameradschaftslagern, der Gemeinsamkeit körperlicher Ertüchtigung gleichsam den Kork zu, um sie völkisch schwimmen zu lehren. Haben sie das gelernt, so beginnt rückwirkend erst die rechte Bereicherung des gesamt-völkischen Lebens durch die gesteigerte innere Entfaltung der Berufe. Sie entfalten sich nun in der eigenen flügge gewordenen völkischen Geistigkeit ihrer Vertreter, in der Freiheit einer inneren Zucht, die nichts zu tun hat mit jener ausartenden Freiheit, die sich selbst zu verabsolutieren strebt. Letztere

Gefahr droht in jedem Berufe, auch im politischen, wenn nicht in der Person eines Führers die völkische Duheit regiert, sondern wenn in der Person eines Herrschers das absolute Ich, oder wenn in der vielköpfigen Kopflosigkeit eines Parlaments das demokratische Wir regiert. Mit dem Bestande der Partei, deren erster immer der Führer ist, wird verankert und gesichert, daß die völkische Duheit immer im Zentrum bleibt und nicht vom Staatsformalismus und -mechanismus überwuchert wird.

Wie die gestrige Staatsraison, so muß selbst auch das Leuchten der Vaterlandsidee, als wären wir von einer stehenden Ganzheit umschlossen, dem Mythos deutschen Blutes weichen, der uns das Heiligtum werdender Bruderschaft, die Dynamik wachsender Seeleneinheit, erleben läßt. Dem national Erlebenden erschienen das Vaterland und der Staat, von dessen schützendem Panzer es umhüllt wurde, als ein daseiender unendlicher Wert. Der Schimmer dieses Glanzes fiel auch auf die fürstlichen Persönlichkeiten, die als die Erhalter und Mehrer der hohen Güter galten, die uns von den Vorvätern her geschenkt waren. Die Fürsten ihrerseits sahen in dem Lande ihr Hoheitsgebiet und fühlten sich als die Beherrscher seiner Menschen, bestenfalls als die ersten Diener des Staates, der ihnen erblich zugefallen war.

Anders das völkische Erleben. Wie darin Seeleneinheit *ist* zwischen Menschen, die durch Blut und Schicksal, Land und Sprache zusammengehören, so läßt es sie auch in seelischen Verhältnissen *denken*. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich schon im Vaterlandserlebnis etwas Derartiges regt. Es ist, als schickte der alleine Strom der Duheit, der werden will, hier seine Wellen voraus. Über allem dynastischen Nimbus nämlich, der die Herrscher umgibt, geht ein heimliches Weben und Raunen um die *Führergestalten*. Die werdenwollende Volkheit zwingt gleichsam das Volk, seine Großen und Führer im Lichte der Größe zu sehen. Sie sammelt die Lebensfunken, mit denen sie das allgemeine Leben aller werden will, und sie regt sich zugleich als der innere Wille der Vielen zur Gefolgschaft, in der sie, vom Genie des Führers getragen, untereinander zur Einheit werden. Volk und Gefolgschaft, das hängt auch sprachlich zusammen. Der deutsche Mensch stellt sich, wenn er „Volk" meint, nicht unter einen Gesellschaftsvertrag, sondern in ihm erwacht die Metaphysik des Volkstums, vor der alle demokratische Scheinfreiheit und Schein-

einheit zerstiebt. Es ist eine höhere Freiheit und eine höhere Vernunft, sich einem Willen unterzuordnen, der des Sinnes der Begebenheiten kundig ist und die Dinge zu meistern versteht, statt das Verhältnis aller zu allen anonymer Vernunft anzuvertrauen. Und es ist eine höhere Einheit, in freier Treue zueinander und zum Führer kameradschaftlich zu werden, als mit anderen zusammen zu einer und derselben Wahlurne zu gehen, in deren Innerem uns die Zerrissenheit des Volkes anblickt.

An Stelle der Rechnung tritt das Verhältnis der Seelen. Im Verhältnis der Seelen gebiert sich von selbst der Ewigkeitsgehalt, den wir die ewige deutsche Seele nennen. Ihr politisches Gesicht ist Kameradschaft und Gefolgschaft. Die Ewigkeit der Kameradschaft klingt im Horst-Wessel-Liede auf: „Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschier'n im Geist in unsern Reihen mit." Es ist das Hohelied der Bundesgemeinschaft, die keinen eigenen Tod fürchtet und jeden Tod der Brüder in lebendige Kraft verwandelt. Wie die Unendlichkeit der Gefolgschaftstreue den eigenen Untergang überwindet, zeigt schon der germanische Mythos vom Ende Walhalls. Die Einherier, die Mitgeweihten des Untergangs, kämpfen für den Allvater, nicht weil seine Sache die stärkere, sondern weil sie Sache ihrer Ehre ist. Wer in Treue und Ehre dem Führer folgt, geht immer den Weg ins Licht, auch wenn hinter ihm die Dunkelheit zusammenschlägt.

Das letzte Geheimnis geschichtlichen Lebens versichtbart sich darin, daß in der Esse der Schicksale die Völker zu Volkheiten reifen sollen. Es ist in jedem Blutkreis, als wäre seine Einheit verloren gegangen, indem er sich in die Anlagen, Fähigkeiten, Begabungen, Gefühle, Strebungen, Vorstellungen der unzähligen einzelnen auseinandergespreizt hat. Aber im Fünklein der Seelen strebt Einheits- und Ewigkeitsgewalt auf. Seine Spannungsenergie geht darauf, daß die sinnliche Einheit des Blutkreises, die sich in der Zerspreitung der Seelen verloren hat, geistig wiedergeboren, daß sie zu alleiner Ewigkeitskraft in allen werde. Von diesem Verwesentlichungszuge ist alles Geschehen getragen, das das Volk als seine Geschichte erlebt. In dem unbewußten Zwange dieses Zuges malt das Volk seine Helden, seine Führer und Toten mit Ewigkeitslichtern.

Wir Deutsche im Dritten Reiche sind uns der in uns aufstreben-

den Volkheit bewußt geworden. Wir erleben es unmittelbar, daß das Gemeinschaftsbewußtsein bluts- und willensverketteter Menschen in sich selbst ein göttliches Leben ist, das jeden, der sich völkisch bejaht, mit übersinnlicher Gewalt ergreift. Es ist ein in sich selbst begnadendes, selbstschöpferisches und geschichtsschöpferisches Ganzheits- und Duheitsleben, unter dessen metaphysischer Gewalt wir heute stehen, nicht daß es der „Schöpfungsordnung" eines Jahwe bedürfte, der nur menschlichem Knechts- und Sündenbewußtsein gnädig sein will. Dies Leben der Volkheit zeigt jedem Volksgenossen im Brudergesicht des anderen die Züge desselben Blutstroms und durchdringt mit der Forderung seiner Totalität alle Berufe, daß sie sich nicht zu geistigen Isolierschemeln verengen, sondern jeder mit der schaffenden Kraft seines Gebietes zu Gabe und Reichtum für die Volksgenossen in den anderen Berufen werde. Wie z. B. der Künstlerberuf Kraft durch Freude spenden soll, so gibt es auch eine Volks- und Staatskraft durch Wahrheit, die Nahrung und Mehrung aus den wissenschaftlichen Berufen anfordert.

In der Ehre der Leistung, in der Würde des Seins, in der verstehenden Güte der Herzen will sich in allen Deutschen die Deutschheit vollenden. Es ist dann ein Ewigkeitssinn lebendig geworden, der in die Welt hinaus wirkt. Vielmehr, solcher Ewigkeitssinn im Blutkreis jedes Volkes bewegt immer schon von innen heraus die Völkergeschichte. Es muß nur zuerst ein Volk seinen eigenen inneren Weg vollendet haben. Dann ist das Vorbild für die anderen Völker gegeben, das mit der Unbedingtheit, in der sich aller Ewigkeitsgehalt ausspricht, auch d e r e n Geschichte in neue Bewegung bringt und zwischen den Völkern, die in der Kraft völkischer Bruderliebe jedes im eigenen Inneren einen Sozialismus der Ehre, Treue, Gerechtigkeit aufgerichtet haben und so unteilbare Einheit in sich selbst geworden sind, einen Sozialismus der gegenseitigen Ehre herbeiführen wird, in dem das Gesicht einer letzten und größten Einheit steht, die immer unvollendbar bleiben, aber immer unsichtbar treiben wird. Wir sind überzeugt, daß unser Sozialismus blutsbrüderlicher Liebe auf die anderen Völker überspringen und auch das Verhältnis der Völker untereinander neu gestalten wird. Denn er trägt vor sich her die Verheißung eines neuen Völkerbundes, der wesenhafter ist als der jetzige, weil er beruht auf dem Sozialismus der Völkerehre.

Das metaphysische Wesen des Volkstums im Gegenspiel statischen und dynamischen Denkens

Übersicht über die Hauptströmungen in der Volkstumsphilosophie

Erschienen in den „Blättern für deutsche Philosophie" Band X Heft 3,
bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1936

Warum Volkstumsphilosophie? Genügt es nicht, daß wir uns als Glieder eines Volkstums fühlen, dem wir durch Blut und Heimat zugeboren sind und dessen Wesenserhaltung und Wesensentfaltung Gesetz für uns ist? Brauchen wir nicht einfach der Stimme des Blutes zu folgen, das uns zu Menschen unseres Schlages, unserer Kultur zieht und uns mahnt, diese Stimme überall, im eigenen und im öffentlichen Leben, zur Geltung zu bringen?

Viele glauben, daß das genüge. Es genüge, daß man Rassegefühl habe, daß man auf sein nordisches Wesen stolz sei und sich in die Ausdrucksformen dieses Wesens einlebe. Es bedürfe keiner Überhöhung desselben in unserer Seele, keiner ideellen Verklärung desselben durch Ewigkeitslichter. Das ist aber nicht genug, weil wir unsere Rasse nur in der einzelhaften Gestalt unseres eigenen Lebens in uns tragen. Wir geraten in Gefahr, uns ausleben zu wollen, indem wir vorgeben, das Wesen unserer Rasse in uns auszuleben, überall unser Sein in den Mittelpunkt zu stellen, um in ihm ein Musterbild unserer Rasse darzustellen.

Man darf hier nicht auf das Goethewort trumpfen: „Was euch

nicht angehört, das sollt ihr meiden, was euch das Inn're stört, dürft ihr nicht leiden!" Das Wort ist überaus wahr in der Rassenethik, aber gefährlich im Gebrauche des einzelnen. Jeder kann ja die rassische Eigenart in die eigene Subjektivität verlegen und behaupten, daß er die Rasse am besten entfalte, wenn er sich auslebe und entfalte. Kein Geltungsanspruch von außen dürfe ihm das Recht und die Pflicht der Eigenheit stören.

Aber für den einzelnen gilt keine Wesensethik, sondern Verwesentlichungsethik. Gerade die unabweisbare Wesensethik der Rasse ist ein Ausfluß aus der Verwesentlichungsethik des einzelnen. Denn nichts verwesentlicht den einzelnen mehr, als daß ihn die Idee seines Volkstums erfaßt und erfüllt. Was man das „deutsche Wesen", den „deutschen Geist" nennt, sind Verwesentlichungen, die durch die Seele der einzelnen gegangen sind. Verwesentlichungsethik bezieht sich auf Einzelwesen, Wesensethik auf Völker und Rassen. Es gibt keine Verwesentlichung von Völkern und Rassen, außer in den verwesentlichten Menschen, die ihnen angehören. Eben indem diese geistig erleben, daß sich ihre Naturbestimmtheit durch Blut und Boden mit überpersönlicher Werthaftigkeit erfüllte, kann ihnen die Wahrung ihrer Volkheit zur sittlichen Aufgabe, ja zur höchsten aller sittlichen Aufgaben werden. Der natürliche Zug zu Volkstum und Vaterland kann sich nur in ihnen zu Pflicht verklären, deren Ausdruck sie in einer rassischen Wesensethik finden, und nur in solchen Menschen lebt Volkstum und Vaterland.

Das ist der Geltungsbeweis der Volkstumsphilosophie. Sie bricht den Wahn des einzelnen, Volkstum in sein eigenes rein biologisches Dasein zu verlegen. Sie lehrt ihn, Volkstum überindividuell zu sehen und zu erleben. In diesem Sinne haben sich drei Richtungen der Volkstumsphilosophie angebahnt:

1. Das Volkstum erscheint als göttliche Schöpfungsordnung. Von theologischen Bemühungen dieser Art ist in der Abhandlung „Volkstum und Erlösung" die Rede gewesen. Theologen kennen nur die „Schöpfungsordnung" eines jenseitigen Gottes. Man kann aber auch meinen, daß wir in der Verbindlichkeit einer „Schöpfungsordnung" ständen, die auf einen innerweltlichen Gott zurückgehe. Diese Auffassung begegnet uns z. B. bei Paul Krannhals „Das organische Weltbild". Zwei

Bände (München 1928 bei Bruckmann), „Der Glaubensweg des deutschen Menschen" (Eisenach 1934 bei Roeth) und Friedrich Siebert „Das Hakenkreuz als Wahrzeichen des völkischen Gedankens" (Leipzig 1932 bei A. Klein).

2. Das Volkstum erscheint getragen von einer Rassenseele. So Alfred Rosenberg „Der Mythus des 20. Jahrhunderts" (Hoheneichen-Verlag München 1930).

3. Das Volkstum erscheint als Ewigkeitsgehalt, der sich in blutsbrüderlich verketteten Seelen dynamisch immer neu erzeugt.

So sieht der Verfasser den überindividuellen Einschlag des völkischen Erlebens an und versucht die Durchführung in seinen Schriften.

I. Schöpfungsordnungen

Den Auftakt zu den beiden ersten Richtungen der Volkstumsphilosophie kann man in der Lehre von der Zweischichtigkeit der Seele sehen. Schon Kant hatte das empirische und das intelligibele Ich im Menschen unterschieden, ebenso hatte Herder der Oberflächengestalt des Ich die Seelentiefe des Selbst gegenübergestellt. In unserm Ich rede die Bezogenheit auf die Umwelt, in unserm Selbst lebe die Nähe Gottes. Krannhals sieht die Nähe Gottes gerade in der Verwurzelung des Menschen in Blut und Boden. Die zahlreichen Struktur- und Wirkungszusammenhänge, die unser Wesen mit dem Wesen der Umwelt verbinden, formen, so lehrt er, in uns das Selbst als den Lebenskern, als das metaphysische Zentrum unseres Wesens, das vom Tages- und Oberflächenich wohl zu unterscheiden sei (W. 27 f.).

Ob wir Herder, Kant oder Krannhals hören, weder so noch so geht es an, die Seelen und die zwei Schichten eines Selbst und eines Ich zu zerreißen. Schon der Name des Selbst ist mißlich. Darin steckt noch zu vieles Fürsichdasein. In der Fassung von Krannhals würde überdies die innere Bezogenheit des Menschen auf die Umwelt, die er mit dem Namen des Selbst meint, undurchsichtig, da sich gottheitliches und umweltliches Gestalten in der Seele nicht auseinanderhalten lassen. Wir seien uns, fährt Krannhals fort, des Selbst nicht mit den Kräften des Verstandes, sondern mit den irrationalen, intuitiven Kräften der Vernunft, des Gefühls bewußt. Es sei

die Schaffensquelle des erdnahen Künstlers und Denkers, Wirtschaftlers und Politikers. Sie alle seien von einem und demselben Sinn der volklichen Gemeinschaft durchdrungen, den sie schöpferisch ausgestalten (W. 34 ff.). Das Ich mit seiner Denkweise des Verstandes habe sich jenem seelischen Kern, der in Blut und Boden wurzele, entfremdet und individualistische, liberalistische, mechanistische Staatsformen, Kunstformen, Wissenschaftsformen, Wirtschaftsformen geschaffen, die die ursprünglich gegebene erd- und blutnahe Gemeinschaft des Volkes zu zerstören drohen. Das Ich wird zum Widersacher des Selbst. Die Neigung, der völkischen Tiefe der Seele die eigene biologische Oberfläche gleichzusetzen, zeitigt das Höllengesicht ihrer Früchte.

So müsse das Ich gegenüber dem Selbst wieder zur Ordnung gerufen werden. Geben wir dies vorbehaltlich zu! Aber nun fragt sich: wie kann das geschehen? Das kann geschehen *entweder*, indem das Selbst dem Ich gegenüber eine metaphysische Übergröße annimmt. Man macht aus dem völkischen Selbst in uns eine Rassenseele, die uns umspannt, genauer, als deren Einbettung in unsern Seelengrund das völkische Selbst erscheint. Die große Bewegung dieser Rassenseele reißt dann von selbst das kleine Ich der vielen Einzelmenschen in ihren Bann, gleich dem objektiven Geiste Hegels, der die einzelnen erfaßt, so daß sie sich opferwillig dem Ganzen unterordnen und arbeitsteilig zusammengreifen. *Oder aber* man läßt das Ich angeherrscht werden von einer sittlichen Stimme, die von der ganzen Schöpfungsordnung her Laut in unserm Innern gewinnt.

Es ist freilich eine mißliche Sache um die Erkenntnis von Schöpfungsordnungen, sofern man sie nicht in den Willen des biblischen Gottes verlegt, dessen „Gedanken“ neuerdings „Völker“ sein sollen, und dem man „Gedanken mit den Völkern“ zuschiebt, während es ihm früher nur auf die Erlösung der Einzelseelen ankam. Wer lieber einem innerweltlichen als einem überweltlichen Gott dienen möchte, der muß schon aus der Natur Schöpfungsordnungen herauszulesen versuchen, die uns an ihren Willen binden.

Aber wie verschieden sind die Tatsachen schon der biologischen Natur! Man weist gern darauf hin, daß der Leib aller Organismen einen Zellenstaat darstelle. Auch unser eigener Leib stelle einen solchen dar. So brauchten wir die Vernunft unseres Leibes nur zum Maß-

stab für die Vernunft unserer Seele zu nehmen. Von unserm eigenen Leibe her seien wir beauftragt, uns wie Zellen zu verhalten, die sich dem Organismus des Volksganzen ebenso arbeitsteilig und selbstvergessen einfügten, wie seine Zellen zu leistenden Funktionen für unsere einzelmenschliche Ganzheit geworden seien. Freilich, wenn die Vernunft des Leibes wirklich den Maßstab darstellte, von dem auch die Seelen der Einzelorganismen erfüllt sein sollten, so müßte es überall in der organischen Natur von Tier- und Pflanzenstaaten wimmeln, anderes als staatliches Zusammenleben der Geschöpfe dürfte gar nicht vorkommen. Die biologische Wirklichkeit sieht anders aus. Das Prinzip der Staatenbildung begegnet uns, vom Menschen abgesehen, nur im Reiche der Insekten. Unzählige Tiere leben staatenlos. Gerade bei den höheren Tierarten, den Vögeln und Säugern, entwickelt sich das Zusammenleben nicht nach dem Grundsatze des Staates, sondern der Familie. In der Familie rückt, biologisch genommen, der Schwerpunkt viel mehr in das Einzelleben hinein als im Staate. Da ist es als ob es der Gattung darauf ankäme, daß sich Einzelleben erschaffe, das ihr Wesen möglichst reich in der Gliederung der Leistungen und in möglichster Mannigfaltigkeit ihrer lebendigen Vertreter spiegele.

Sollte es vielleicht die biologische Aufgabe des Menschen, der Ruf der „Schöpfungsordnung" gerade an ihn sein, daß er beide Prinzipien vereinigte, so zwar, daß den Grundstock des menschlichen Staates nicht die einzelnen, sondern die Familien bildeten? Nein! Denn in Wahrheit bilden den Grundstock des Staates die Männerbünde. Wo begegnet uns dergleichen in der Natur? Auch in anderer Hinsicht verdunkelt sich ihr für uns angeblich so klares Licht. Zunächst scheint es so, als käme alles in ihr auf die Erhaltung der Gattung an. Als Ausdruck hierfür sieht man an, daß sich das Leben in Elternpaaren fortpflanzt, die demselben Blutkreise angehören. Aber will denn das Leben immer in derselben Gattung beharren? Das sich fortpflanzende Leben, bloß als Leben, hält nicht starr an den gleichen Grundzügen fest, sondern verträgt auch Austausch und Ergänzung, ja sucht sie innerhalb bestimmter Grenzen. Dadurch ist es zum Aufstiege des Lebens aus niederen Gattungen zu höheren gekommen. Entsprechend hat Nietzsche den „Sinn der Erde" ganz anders bestimmt, als daß es auf Staaten oder auch nur auf die Erhaltung von Gattungen ankäme. Auf die

Erzielung einer Höchstart, auf das Dasein von Übermenschen, ziele die Spannung des Lebens.

So stammt der Versuch völkischer Autoren, im Bau des Zelleibes das Vorbild volklicher Gemeinschaft zu sehen, aus der eigenen völkischen und religiösen Bewegtheit jener Autoren. Insbesondere Krannhals ist ganz von Gott erfüllt. Wir seien gliedhafte Teile eines allerhöchsten Ganzen, dem wir zu gehorchen hätten. Nur im lebendigen Gefühl dieses schlechthin Ganzen sei das Erlebnis der sittlichen Weltordnung möglich. Jenes höchste Ganze sei die lebendige Natur, deren unendlichen Körper der unendliche Weltgeist beseele. Letzterer wirke mit den Bauideen, nach denen er alles organische Leben schaffe, in uns hinein. Das sei es, was wir „Gewissen" nennten, das im tiefsten Grunde Weltgewissen sei. „Uns wird darin zum Erlebnis, daß unsere unabweisbare Aufgabe die schöpferische Gestaltung einer lebendigen Kulturordnung ist, die ihre Richtung von den göttlichen Bauideen der lebendigen Weltordnung erhält", von „demselben heiligen Geist, der sich im Bauplan einer jeden Lebensform, im Bauplan der ganzen sittlichen Weltordnung verkörpert." Zugleich gehe uns im Gewissen auf, was gut und böse sei. Gut ist jedes lebendige Ganze, das höchste und im tiefsten Sinne einzige Gut aber ist Gott, der das absolute, unbedingte, allumfassende Ganze ist. Böse ist jeder gliedhafte Teil, sofern er sich von *seinem* überindividuellen Ganzen absondert und für selbständig erklärt. Dieser Abfall ist letzten Endes ein Abfall von Gott dem lebendigen Ganzen der Welt, in das jede andere Ganzheit eingeordnet ist.

Das gilt nach Krannhals auch für unsere Verhältnisse zum Volkstum. „Wir müssen im letzten Gott meinen, wenn wir als Glieder des Volksorganismus dessen Erhaltung und Entfaltung dienen. Wir müssen im *Volk*, wie in allen Lebenseinheiten, wie in der Welt als lebendigem Ganzen, *Gedanken Gottes* sehen, die sich sinnenhaft verkörpert haben" (Gl. 17). So fordert die *Planmäßigkeit der Natur*, daß wir unser persönliches Interesse unter das Wohl der Volksgemeinschaft opfern. Als Vorbild dessen soll uns Gottes höchste Bauidee, der lebendige Zellenstaat dienen, dessen verschwisterte Zellen jede in einer abgestimmten und besonderen Leistung für das Ganze aufgehen. Diese Forderung wird bald enger, bald weiter formuliert. „Das Individuum hat weder das Recht, noch die

Pflicht zu existieren, da sich alles Recht und alle Pflicht erst aus der Gemeinschaft herleiten" (W. 13). Andererseits sei es eine für das deutsche Volk lebensnotwendige Forderung, daß das individuelle Bewußtsein innerhalb der Volksgemeinschaft weitgehend berücksichtigt werde. Die Gemeinschaftsbildung verlange nichts weniger als wiederum ein mechanisches Aufgehen im Ganzen, sondern ein freiwilliges organisches Eingehen. Könne doch jeder einzelne seine Zellfunktion im völkischen Organismus nur unter der Bedingung der vollen Entfaltung seiner Individualität voll und ganz erfüllen (W. 32 f.). Es gelte die Einheitlichkeit und Herrschaft des übergeordneten Ganzen unter größtmöglicher Wahrung und Entfaltung aller Mannigfaltigkeit und Selbständigkeit der untergeordneten Teile" (W. 88). Denn diese haben nicht nur die Funktion, Staatsglieder zu sein, sondern haben auch die Funktion, völkische Kultur zu schaffen, die die Geistwerdung der völkischen Eigenart bedeute. „Die innere Unendlichkeit und seelische Naturverbundenheit des germanisch-deutschen Seelentums, seine grenzenlose Weltweite sollen zum einheitlichen Lebensstil einer wahrhaft organisch gewachsenen Kultur gelangen" (Gl. 25).

Ähnliche Forderungen stellt Siebert auf. Für ihn ist das Hakenkreuz, das Zeichen des aufwärts rollenden Sonnenrades, das Sinnbild einer innerkosmischen religiösen Forderung. Siebert spricht nicht von einer die Schöpfungsordnung hervorbringenden Göttlichkeit, sondern von einer in der Schöpfungsordnung werdenden Göttlichkeit. Ihre Ziele geben sich im „Sinne des Lebens" kund. Im Wahrzeichen des Hakenkreuzes ergreifen wir das höchste Ziel, dem das schaffende Leben zustrebt. Die schöpferische Spannung des Lebens auf das, was in Zukunft *sein* soll, setzt sich damit in ein Sein *sollendes* für uns heutige um. Das nämlich ist das höchste Geheimnis der schöpferisch drängenden „*Aufgliederungsspannung*", daß *das Volk ein lebendiger Körper, lebendige Selbstigkeit, ein neues Wesen in der Reihe der Wesen sein* soll.

Ausgliederung und Aufgliederung sind zu unterscheiden. In beiden strebt die im Blutstrome wesende Gattungsganzheit über ihre Gegenwartserscheinung hinauszukommen. Wie nach Nietzsche das Leben über die chemisch-physikalischen Vorgänge des Leibwesens hinaus eine zielstrebige Macht ist, die sich auf den Übermenschentypus

spannt, so nimmt es nach Siebert vielleicht auch diese Richtung, indem es sich ausgliedert, d. h. indem es sich in immer neuen Einzelwesen ausprobiert. Aber viel nachdrücklicher und bewußtseinsnäher erfüllt uns der Aufgliederungswille der geheimnisvoll im Blutstrome lebendigen Ganzheit. Dieser Wille geht darauf, daß arbeitsteilige Staatswesen entstehen. Ist doch schon unsere eigene Leiblichkeit im unbewußten Zusammengreifen ihrer verschwisterten Zellen ein Staatswesen niederer Ordnung. Der Sinn des Lebens drängt über den Leibeszellenstaat hinaus und will, daß aus artgleichen Menschen ein geistlebendiger Staat höherer Ordnung entstehe, dessen blutsverwandte Einzelnen in schaffenden Berufen in der Art bewußter Zellen geschwisterlich miteinander zusammengreifen und so in einem neuen Organismus höchster Art den Sinn des Lebens vollenden.

Jenen metaphysischen Willen der im Blute wirkenden Volkheit, die sich den Staat aufgibt, spüren wir in einer dreifachen Forderung, die uns aufgegeben ist. Vor jeden Volksgenossen tritt der Ruf, daß er artreine Nachkommen hinterlasse. Jeder Volksgenosse soll in der Sonderleistung seines Berufes zugleich den Einheitssinn seines Volkstums ausdrücken, und jeder Volksgenosse ist innerlich gemahnt, in eigener Veredelung dazu beizutragen, daß sich an seinem wesenhaften Vorbilde das Gemeinwesen als Ganzes geistig erhöhe. Das Gegenstück des veredelnden Vorbilds sind die entartlich Wirkenden. Es sind nicht nur die, welche minderwertige Anlagen weiter vererben und dadurch das Blut der Gemeinschaft verschlechtern, sondern insbesondere auch die, die die Seele der Gemeinschaft durch das suggestive Beispiel, das sie geben, vergiften; z. B. das reiche Ehepaar, das um der Vergnügungen der Frau willen die Kinderzahl beschränkt, die vielen überempfindlich auf sich eingestellten Menschen, deren seelischer Unkraft die Ausbreitung in die schöpfungsmäßigen überichlichen Kreise, Familie und Volkstum, nicht mehr gelingt, oder die pazifistischen Neudemokraten, die von Völkerbünden träumen, in denen ihre innere Lebensschwäche als höchste Tugend getarnt werden soll. Überall werden hier die inneren Bindungen des Blutes proletarisch aufgelöst. Nicht der nämlich ist Proletarier, der von der Hand in den Mund leben muß, der von seiner Arbeitsstätte und den Arbeitsmitteln getrennt ist, sondern der, der „ja" zu dieser Atomisierung der Menschheit sagt, und sich in die enge Spanne Zeit zwischen Geburt und Tod

einspinnt, statt in die Ewigkeit des Volkstums. Solche Lösung des einzelnen vom Volkstum bedeutet nicht nur Entartung und entartliches Wirken, sondern seine eigene Entwertung. Wert hat jeder nur insoweit, als in ihm der staatsschöpferische Wesenswille seiner Volkheit lebendig ausgedrückt ist und er in bewußter oder unbewußter Bereitschaft die Aufgaben erfüllt, die die überichliche Ganzheit in seine Seele einspricht.

Dies Geheimnis des Lebens wuchtet nach Siebert aus einer letzten Tiefe, in der Gott wohnt. Entsprechend heißt es bei ihm, „zu unserer Gottverbundenheit gehört und ein Teil derselben ist unsere Volksverbundenheit". Wir empfinden diese nicht als willkürliche Satzung, sondern als den Lichtkegel eines Überich, das sich eng mit unserm Ich verbindet.

II. Rassenseele

Rassenseele ist der Grundbegriff in A. Rosenbergs Mythusbuche. Auch andere Autoren sprechen von Rassenseele. Aber bei Rosenberg ist sie besonders und eigentümlich gefaßt. Man sieht das im Vergleich mit der Art, wie z. B. Krannhals den Begriff der Rassen- und Volksseele gebraucht. Für Krannhals ist die Welt von der all-einigen Weltseele restlos durchflutet. Sie fällt mit Gott zusammen, der dieselbe Seinsweise innerlich und geistig ist, die sich in der körperlichen Natur sinnenhaft darstellt. Im Atem der Weltseele, im Lichte ihrer Wahrheit und Schönheit sind die Bauideen der ganzen Schöpfung enthalten. Die Gattungs- und Artseelen sind nach Krannhals „Offenbarungen der Weltseele". Die Gattungsseele, die uns angeht, wäre mit der lebendigen Bauidee der Menschheit gleichzusetzen und müßte mit Lichtern der Liebe leuchten, wie die Weltseele mit Lichtern der Wahrheit und Schönheit. Aus der Gattungsseele der Menschheit gliederten sich die Art- oder Rassenseelen hervor, die die Bauidee des Menschen jede im Material eines anderen und anderen Blutkreises zu verkörpern streben. Das letzte Glied dieser Schöpfungsordnung nach unten wären die Volksseelen, nämlich solche Rassenseelen, deren gestaltende Kraft sich aus der Vereinigung eines bestimmten Blutkreises mit einem bestimmten Boden nährt. Von ihrem Atem ist das völkische Selbst der

einzelnen Menschen durchdrungen. So das „organische Weltbild" von Krannhals!

Rosenberg ist weit von der Annahme eines solchen göttlichen Stufenbaus der Welt entfernt. Seine Rassenseele ist nicht die Dienerin oder Ausgliederung irgendeiner ihr überlegenen Göttlichkeit. Sie weiß sich weder einem jenseitigen Herrn, noch einem inneren Weltprinzip verpflichtet, das in irgendeinem Sinne umfassender, überragender wäre als sie selbst. „Tot sind alle Götter, nun wollen wir, daß die Rassenseele lebe!", das ist die metaphysische Losung des Mythusbuches. Die philosophische Grundlage dieser kühnen Weltanschauung, die von aller christlichen oder nichtchristlichen Theologie entfernt ist, gewinnt sich Rosenberg, indem er auf das Lehrgut Ekkeharts, des Deutschen, zurückgreift.

Man erinnere sich der Lehre Ekkeharts! Sie dreht sich um den Begriff der „Gottheit", nicht um den Begriff „Gott". Gott, das wäre ein vollendetes, ewig fertiges Absolutum. Gottheit ist die wesende, eigenschaftslose Erstheit, die erst auf dem Wege zu ihrer göttlichen Werthöhe ist, die sie nur in der menschlichen Seele gewinnen kann. Die Geburt der Gottheit zu unendlicher Wertgöttlichkeit in der Seele besteht darin, daß sich in dem von Eigensucht und Weltgier abgeschiedenen Menschen ein übersinnlicher Strom von Wahrheit und Liebe auftut. Für diese Geburt, warnt Ekkehart, wäre es hinderlich, ja schädlich, wenn es der Mensch mit einem Gottesglauben hielte, der Gott als eine äußere Unendlichkeit über uns stehen lasse. Gott wird *nur* als innere Unendlichkeit in der Seele geboren. Dort geht der Weg von der Gottheit her zu Gott hin.

Auch nach Rosenberg hat das hohe Werterleben der Seele nichts mit einem göttlichen Urheber zu tun. Dies Werterleben sei bei den Menschen verschiedenen Blutkreises verschieden. Den Frühgermanen seien Ehre, Treue und Freiheit die heiligsten Werte gewesen, die Wertsonne anderer Völker mag Liebe sein usw. Da die einzelnen das hohe Werterleben nicht aus sich selbst hervorbringen können, es auch keinen Gott gibt, der es ihnen mitteilt, so muß in der gemeinsamen Wertbewegtheit der Menschen, die zum gleichen Blutkreise gehören, eine andere metaphysische Größe wirksam sein. Die Seelen aller Menschen, die volklich zusammengehören, seien, so lehrt Rosenberg, in eine Rassenseele eingebettet, die sie allesamt umfasse. Die Rassenseele sei

der Träger der Hochwerte, von der die ihr eingeordneten Einzelseelen bewegt würden!

Im besonderen nimmt Rosenberg an, daß jede Rassenseele bestimmte Werte am lebendigsten in sich hineingeflochten habe. Jede nämlich habe aus einem Reiche raum- und zeitloser Wesenheiten ihren Vorrangswert erkiest. Von solchen Vorrangswerten aus gestalte sich das ganze übrige Wertgefühl der betreffenden Volkheit. Demnach gibt es in den Einzelseelen kein Sittengesetz, mit dem eine Stimme des Weltgewissens in sie hineinspräche. In ihnen leben nur die ewigen Werte, mit denen die in sie hineinverzweigte Rassenseele von sich aus erfüllt ist. So haben in der nordischen Rassenseele Ehre, Freiheit, Treue den Vorrang vor allen anderen Werten. Im Gefolge dieser Werte stünde, wie Planeten, alle weitere sittliche Gestimmtheit der Volkheit, und nun dänge und quelle es davon in ihrem Grunde. Die Rassenseele müsse beständig streben, die Wertfülle, von der sie ihr Wesen durchströmt fühle, lebendig zu offenbaren.

Hier ist zunächst einer solchen dynamischen Auffassung der Volksseele Raum gegeben, die an Leibniz' Monadenlehre anknüpft. Die Volksseele strebe, wie bei Leibniz die Einzelseele, nach Selbstentfaltung. Es gibt aber Äußerungen im Mythusbuche, die die Dynamik dahin steigern, daß Volksseelen überhaupt erst w e r d e n. Daseiende Volksseelen wären immer Gebilde biologischer Art, aus Blut und Boden paideumatisch gewachsen. Rosenberg weiß aber vom „Wesen", das durch die Biologie allein nicht mehr faßbar, sondern nur andeutbar ist. Er spricht von der heiligen Vereinigung von G o t t und Natur, die der Urgrund unseres Wesens sei.

Das klingt an die Art an, wie Ekkehart das Verhältnis der Gottheit zur Seele sieht. Die Rassenseele ist mehr als Weltall. Sie ist stets von Gott (der Gottheit) her und zu Gott (dem inneren Strebziel der Gottheit) hin. Aber von Gott, als einer außer ihr liegenden Unendlichkeit, ist sie frei. Rosenbergs Buch ist eben ein Mythusbuch, das den Unterschied kennt zwischen der Welt der Freiheit und der raumzeitlichen Welt der Natur, und das doch auch kennt die in „mystischer Synthese" sich „gegenseitig befruchtende Polarität von Natur und Freiheit", also von dem, was in den Seelenkräften weltlich gegeben ist, und dem, was im Seelengrunde unweltlich, wenn auch weltbezogen, aufstrebt.

Rosenberg nähert sich der Ekkehartschen Lehre von der Gottheit, die erst in der Seele zu ihrer Göttlichkeit kommt, noch um einen weiteren Schritt. Es gelte, schreibt er, die Rassenseele, die als solche nicht ist, vom „Individuum aus zum Leben zu erwecken".

Rassenseele als eine fertige Totalität gibt es in der Tat nicht. Der blutmäßige Zusammenhang der Menschen einer Rasse ist keine Seele. Vielmehr kann Geistigkeit, die diesem Blute entspricht, im Wollen und Denken bluthafter Menschen immer nur w e r d e n. Dabei ist wohl das freie Wollen bei der Seele, die ihr Volkstum bejaht, bei ihr ist das Blut und sind die Kräfte des Blutes, mit dem sie wesenhaft geeint ist — „das nordische Blut wirkt mit der nordischen Seele in mystischer Vereinigung" —, aber das Geistige, das in der Dynamik der Seelenkräfte seinen Sinn und Wertgestalt annimmt, kommt nicht aus den Kräften, sondern aus dem Fünklein der Seele, aus ihrem Ewigkeitsgrunde. In ihm erschaffen sich die Werte „Ehre des Blutes, Freiheit der Persönlichkeit", nicht daß sich die Rassenseele aus einem platonischen Werthimmel Werte und unter ihnen Vorwerte auszuwählen brauchte.

So gesehen h a t nicht jede Rasse ihre Seele, sondern in jeder Rasse gebiert sich so oft ihre Seele, als es Menschen gibt, die sich in der Eigenart ihres Blutes brüderlich bejahen und sich zu dem geschichtlichen Höhengange ihres Blutes bekennen, wie es sich „gleichnishaft zusammengeballt" im Wirken der großen Führer ihres Volkstums offenbart. Da braucht es nicht zu heißen, daß schon der Mensch als solcher oder das Blut als solches göttlich ist, und kann doch wahrhaft heißen, daß im Mysterium von Gottestum im Volkstum „die alten Sakramente ersetzt und überwunden sind".

Z u s a t z. Rassenseele im gewöhnlichen Sprachgebrauch hat einen s t a t i s c h e n Sinn. Man meint damit das gemeinsame Seelentum blutsverwandter Völker, die mit einander eine bestimmte, von anderen Menschenstämmen scharf geschiedene b i o l o g i s c h e Einheit bilden. So nimmt man für die germanischen Völker eine gemeinsame nordische Rassenseele an. Im d y n a m i s c h e n Sprachgebrauche bedeutet Rassenseele eine göttliche Lebendigkeit, die sich im Willensvollzuge unserer volksbrüderlichen Gesinnung gebiert, einem Strom der Ewigkeit, der die Wellen unserer Willensverkettung ergreift. Diese in uns aufsteigende Tiefe wird besser mit dem Worte „Volkheit" be-

zeichnet. Aber eben weil *lebendige* Rassenseele nur volkheitlich gedacht werden kann, möge es im *folgenden* Aufsatze „Wille und Rassenseele" gestattet sein, in anderer Wendung den Versuch *dieses* Aufsatzes zu wiederholen, die Rede von der Rassenseele mit dem Gedankenkreis von der göttlichen Metaphysik der Volkheit zu befruchten.

Wille und Rassenseele

Erschienen in den „Nationalsozialistischen Monatsheften" Heft 88, 1937

Das Tier lebt in unbewußter Einheit mit seiner Umgebung. Es setzt sich nicht so scharf von ihr ab wie der Mensch. Beim Menschen heißt es: hier das Ich, dort der Gegenstand! Ich: wir selbst! Gegenstand: alles andere, der Stein, die Pflanze, das Tier, der Mitmensch, das Meer, der Himmel, das Gebirge! Das alles steht im Wissen davon „gegenständlich" vor mir. „Gegenstand" sagen wir. Darin liegt die zerbrochene Einheit. Das Paradies ist zerschnitten. Das wissende Ich und der gewußte Gegenstand sind hart auf hart in einer stehenden Schroffheit auseinandergetreten. Beim Tiere gleiten Wissen und Gewußtes immer nur kurz auseinander, die Lebenseinheit stellt sich schnell wieder her. Das Wesen des menschlichen Bewußtseins ist Sonderung. Gegenstand: das „Gegen" drückt die Härte aus, „Stand", darin liegt das Erstarren, das Stehenbleiben in der Sonderung.

Kann sich der Mensch wieder zur Einheit mit den Gegenständen leben, die er im Vorstellen von sich abtrennt? Mit dieser Frage kommt an seinen freien Willen unermeßliche Entscheidung. Eben die Kraft der Entscheidung ist dem menschlichen Willen geschenkt. Es gibt kein Wesen in der ganzen Natur, das sich so entscheiden kann wie der Mensch. Sich erinnern und überlegen können auch die höheren Tiere. Auch in ihnen regen sich selbstische und unselbstische Triebe. Bald werden die einen, bald die anderen stärker sein, und dementsprechend benimmt sich das Tier. Der Hund kann treu, das ist anhänglich, er kann ehrgeizig, das ist lobempfänglich, sein. Aber er entscheidet sich nicht für Treue und Ehre. Sein Wille legt kein Schwert zwischen die selbstischen und unselbstischen Regungen. Da heißt es: „Bald so, bald so!", aber nicht: „Entweder — Oder!"

Die Leistung des Menschen ist das Auseinanderscheiden in sich

selber. Die Freiheit seines Willens gestattet ihm etwas, was das Tier nicht kann, nämlich zunächst Einheits m a ch t in seinem eigenen Triebleben zu werden. Er lebt nicht mehr im einheitslosen Gewoge der Triebe. Das Tier bleibt Ich i n den Trieben. Der Mensch vermag Ich ü b e r den Trieben zu werden. Er lebt nicht von einem Triebe zum anderen hinüber, sondern wägt sie in der Kraft des Vorziehens, und so entscheidet er sich zwischen den Trieben, zumal zwischen den selbstischen und den unselbstischen Trieben. Mit den letzteren kann er sich sodann auch wieder zur Einheit mit den Gegenständen leben, die er in seinem Vorstellen von sich getrennt hatte: gewiß nicht zur ursprünglichen Paradieseinheit, aber vielleicht zu einer höheren geistbelebten Einheit. Dazu, noch einmal, bedarf es der Kraft des Wollens.

Wille und nicht Intellekt ist der Kern unseres Daseins! Er ist die Dynamitkraft der Seele, ihr schöpferisches Vermögen. Wir können durch den Willen schöpferisch nach außen wirken. Das vorhergehende Schöpfertum des Willens aber, das wir ausüben müssen, richtet sich nicht nach außen, sondern auf uns selbst. Es besteht darin, daß wir uns Charakter anschaffen, daß wir mit schöpferischem Vorziehen rangstiftend in das Gewimmel unserer Wünsche hineingreifen. Der Eine wird aus seinen selbstischen Regungen, der andere aus seinen unselbstischen Regungen die Vorwerte seines Lebens holen. Mit beiden gerät er in ein verschiedenes Verhältnis zur Ewigkeit. Ein Gleichnis:

Die menschliche Seele gleicht dem Schachte eines Brunnens. In der Tiefe das Urd-Wasser der Ewigkeit. Oben zwei Öffnungen, durch die wir den Atem der umgebenden Welt in uns hineinsaugen. Die saugenden Münder sind unsere Lust- und Ehrgeizseele. Mit ihrem Einsaugen sinkt der Spiegel der Ewigkeit. Der Mensch wird leerer als er war. Es gibt oben noch drei andere Öffnungen, dort strömen unsere Hingaben ins Du, Es, Wir hinaus. Wir tragen helfend, schaffend, dienend unsere gesammelte Einheitskraft nach außen, und so stellt sich die Einheit mit der Umwelt, die durch den Urgegensatz von Ich und Gegenstand zerrissen war, im Ja unseres Willens wieder her. Da steigt der Spiegel der Ewigkeit. Uns erfüllt ein unendliches Leben, das uns mit übersinnlichen Lichtern ergreift, die es um unser Wollen und seine Gegenstände stellt. Wir nennen diese Lichter „Ideen". Sie sind ein Leuchtendwerden der inneren Ewigkeit. Über unserem

Verhältnis mit Mitmenschen leuchten die Ideen der Liebe und der Treue. Mit den Ideen von Wahrheit und Schönheit legt sich ewige Zier um alles sachliche Sein. Andere Ewigkeitslichter umglänzen die Gemeinschaftsverhältnisse: über unseren Siedlungsraum legt sich die Idee des Vaterlandes, über unser Blut die Idee des Volkstums, mit den Ideen Führer, Kamerad heiligt sich das Persönliche in den sozialen Verknüpfungen.

Hier begegnen uns nicht abstrakte Begriffe, sondern wir erleben Willenswunder. In unserem Willen belebt sich die Tiefe des Urd-Brunnens und entzündet sich zu Flammen, die uns über alle Selbstsucht hinausreißen. So erlebten es die Helden des Weltkrieges, so die Helden der Bewegung. Sie fühlten sich von einer Wertwirklichkeit gepackt, die über ihnen stand und doch, indem sich ihr Leistungswille spannte, ganz in ihnen entsprungen war. Sie fühlten sich von einer inneren Ewigkeit getragen, die ihr sich opferndes Leben aus der Vergänglichkeit ins Unvergängliche hineinhob. Das Deutschland, für das sie starben, war eine Idee. Dadurch, daß sie starben, daß ihr Tod und das Blut, das sie verspritzt hatten, gleichnishaft wurde, erschuf sich eine neue deutsche Innerlichkeit in den Herzen derer, die sich durch das Opfer beschämt und gesegnet fühlten. Das Brudergefühl der Volksgenossen untereinander schlug als göttliche Flamme hervor, als Flamme der Rassenseele. Rassenseele, die es vorher nicht gab, war durch unseren Willen zu völkischer Einheit Wirklichkeit in uns geworden. Wir nennen diesen unbändigen Willen Nationalsozialismus. Er ist der Erwecker der Rassenseele.

Läßt sich der Begriff der Rassenseele so gebrauchen? In seiner nächsten Bedeutung nicht. Da hat er keinen metaphysischen, sondern nur einen sehr nüchternen beschreibenden Sinn. Man meint damit einfach den blutgebundenen Stil verwandter Völker. Fichte konnte noch glauben, daß es eine allgemeine Deutschheit bei allen ursprünglichen Menschen und Völkern gebe. „Was an Geistigkeit und Freiheit und an die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit glaubt, das, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, ist unseres Geschlechts. Es gehört uns an und wird sich zu uns tun." Wir haben erkannt, daß es außer in der nordisch-fälischen Rasse nirgendwo anders Deutschheit geben kann. Die mongolische, die semitische Rasse sieht nicht nur leiblich anders aus als wir. Dort

ist auch ein anderer Geist zu Hause, der sich in den Angehörigen dieser Völker immer wieder erneuert und alle ihre Kulturäußerungen, ihre wirtschaftlichen und religiösen Auffassungen durchdringt. Uns ist die rassische Ureigentümlichkeit des Wesens, das wir „deutsch“ nennen, aufgegangen und damit die Bedeutung, die unser nordisch-fälischer Blutstrom für uns hat.

Es ist aber etwas anderes, die rassische Bedingheit unseres Wesens erkannt zu haben, und etwas anderes, den Gedanken einer Rassenseele damit zu verknüpfen. Rassenseele, nun im Sinne unseres Themas, ist ein metaphysischer Begriff. Man meint damit, daß das individuelle Seelentum aller Volksgeschwister getragen und durchwirkt sei von einer überindividuellen Wesenheit, deren Lebensatem alle zusammen bewegt und erfüllt. Die Rassenseele lebe in uns als ein Leben in unserem Leben. Sie sei eine wuchstümliche Kraft, die immerfort in uns aufstrebe und uns von innen antreibe; die sich immer gleich bleibe und sich mit jeder neuen Geburt aus dem Blute der Eltern auf Kind und Kindeskind fortsetze. Sie sei eine unsterbliche Lebensgröße, die sich in immer neuen Geschlechterfolgen wiederhole.

Das ist eine metaphysische Hypothese. Das Bild des Einzelorganismus hat ihr Pate gestanden. Wie sich im einzelnen Organismus das Ichbewußtsein des ganzen Leibes aufgegipfelt hat über das unterbewußte Leben der Zellen und Zellsysteme, die als dienende Glieder ihre besondere Leistung ausüben, so werden die durch das gleiche Blut verketteten Menschen auch ihrerseits als gliedhafte Zellen gedacht. Sie seien mit der Aufgabe, arbeitsteilig zusammenzuwirken, unlöslich eingegliedert in den größeren Organismus des Volksleibes, den die Rassenseele mit ihrer individuellen Zielstrebigkeit durchwirke.

Schon E. M. Arndt hat so gedacht. Er spricht von einem göttlichen Strome des Lebens und der Liebe, der „als der innigste und heiligste durch ein ganzes Volk fließt und alles, was das Volk empfindet, denkt, bildet und schafft, begeisternd und beseelend durchdringt und von innen als Feuerseele des Ganzen zuweilen herausschlägt“. Der große Historiker Ranke schreibt jeder Nation „ein Bewußtsein ihrer selbst“ zu. Jeder bedeutende Staat besitze als Individuum sein eigenes „Selbst“. Ähnliches lehrten zwei berühmte Leipziger Philo-

sophen. G. Th. Fechner, dem die Weltseele ein und alles war, und Wilhelm Wundt. Wundt nahm eine in den sozialen und politischen Willensgemeinschaften wirkende „Gesamtpersönlichkeit" an. Sie bewege mit den Zwecken, die von ihr erstrebt werden, die Einzelwesen.

Heute, im Zeichen biologischer Denkart, mehren sich die Stimmen. Ich nenne Krannhals und den Wiener Soziologen Othmar Spann, auch Ernst Krieck. Bei ihnen erweitert sich die Hypothese der Rassenseele zu einem umfassenden Weltbilde. Spann schreibt: „Jede Ganzheit besitzt die Eigenschaft, von einer höheren Ganzheit umfaßt zu werden", und so bleibt er, so wenig wie Krannhals, bei der Annahme nur von Rassenseelen stehen. Beide werden von ihrer vitalistischen Grundauffassung aus unaufhaltsam weiter getrieben.

Die Gattungs- und Artseelen sind nach Krannhals „Offenbarungen der Weltseele". Im Atem der Weltseele, im Lichte ihrer Wahrheit und Schönheit seien die Bauideen der ganzen Schöpfung enthalten. Es bleibt unbestimmt, ob wir dazwischen, wie nach G. Th. Fechner, noch Mittelglieder, etwa Sonnensystemseelen, Planetenseelen, die Erdseele anzunehmen haben.

Welches wäre das letzte Glied dieser „Schöpfungsordnung" nach oben? Ob, wie bei Fechner, die Weltseele selbst zu göttlicher Existenz erhoben wird, oder ob, wie bei Spann, jener Stufenbau in einer intelligiblen Ideenwelt ausläuft, deren Spitze Gott ist, oder ob man mit Krannhals sagt, das höchste Ganze sei die lebendige Natur, deren unendlichen Körper der unendliche Weltgeist beseele — immer ist gemeint, daß die Ganzheitsseelen, je umfassender sie seien, um so höher auf der Lebensstufe stehen, daß sie um so näher an Gott heranreichen, von dem alles ausgeht und in den alles mündet. Dies der biotheologische Begriff der „Rassenseele".

Ein ganz anderer Begriff der „Rassenseele" begegnet uns im Mythusbuche von Alfred Rosenberg. Dieser Begriff ist wesentlich geistesgeschichtlich gehalten. Hier fehlen erstlich die theologischen Züge. Die Rassenseele ist nicht die Dienerin oder Ausgliederung irgendeiner ihr überlegenen Göttlichkeit. Sie weiß sich weder einem jenseitigen Herrn, noch einem Weltgeist verpflichtet. Dementsprechend wehrt sich der Verfasser ausdrücklich gegen die Konstruktion von geistigen Stufenleitern. Solche beruhten auf rein intellektualistischen Rangordnungen.

Sodann: das Mythusbuch ist ein geschichtsphilosophisches Buch, und auf den dortigen Begriff von „Rassenseele" hat geschichtliches deutsches Erbgut eingewirkt. Bald lassen sich darin die Züge Ekkeharts, bald Leibniz', bald Kants erkennen, ebenso die Züge des frühgermanischen Werterlebens.

Was die Menschen der verschiedenen Blutkreise am meisten voneinander unterscheide, sei, lehrt Rosenberg, ihr verschiedenes Werterleben. Den Frühgermanen seien Ehre, Freiheit, Sippenpflicht die heiligsten Werte gewesen. Die Wertsonne anderer Völker mag Liebe sein, noch anderer Schönheit usw.

Kurz, jede Rassenseele habe bestimmte Werte am lebendigsten in sich hineingeflochten. Demnach gibt es in den einzelnen kein Sittengesetz, das in einer Weltseele als „letzter" Ganzheit verankert wäre oder aus einer göttlichen Schöpfungsordnung stammte oder von einem hohen Weltgeiste ausginge und für alle Menschen den gleichen Inhalt hätte, etwa den, daß sie sämtlich in ihrem sozialen Verhalten den allgemeingültigen Bauplan der Organismen nachahmen müßten.

Wir stehen hier deutlich auf anderem Boden als dem des vitalistischen Rassenseelenbegriffes. Dort herrscht das Bild von Ganzheiten, die von der Zelle bis zum Gesamtbau des Universums aufsteigen. Der Blick schweift immer weiter in die Reiche des Seins. Immer neue Lebensgefüge scheinen sich zu enthüllen, von denen sich stets das minder umfassende in das nächst höhere organisch eingliedere. Es entsteht das bestechende Bild von einer gleichmäßigen stehenden Schöpfungsordnung. Aber der Wesenszug deutscher Metaphysik ist dynamisch, nicht statisch. Wohl geht unser metaphysisches Denken vom Eindruck gegebener Existenzen aus, bleibt aber niemals darin stehen. Gott, Weltseele, Rassenseele — nach diesem allen greifen wir zunächst so, als wären es daseiende Größen. Aber letztlich erfüllt uns ein viel tieferer metaphysischer Drang. Der zwingt uns, solange die Bilder solcher Seinsgrößen zu entwerfen, bis sich alle diese auswärtigen Bilder auflösen in einem allerinnersten Erleben, das von Wertunendlichkeit geladen ist. So trat bei Ekkehart an Stelle der Gottesvorstellung die dynamische Werdebewegung der Gottheit, die in der Seele zu lebendiger Göttlichkeit aufbreche. So trat bei Leibniz an Stelle des äußerlich erscheinenden Universums das in der Seele aufstrebende Universum. So geht es auch mit dem Begriffe der Rassenseele. Wir

müssen solange an die Rassenseele glauben, als wäre sie, geheftet an das Keimplasma, eine hohe Seinsgröße, bis dynamische Rassenseele in unserem Willen w i r d.

Diese Wandlung begegnet uns im Mythusbuche. Immer wieder betont sein Verfasser, daß es sich nicht um ein logisch aufgefaßtes unwandelbares Sein handele, sondern um das W e r d e n eines geheimnisvoll sich ausgestaltenden Seins in jeder Volksseele. Im Wesen der so gefaßten Rassenseele liegt etwas, was durch die Biologie allein nicht mehr faßbar, sondern nur andeutbar sei. Rosenberg hat hier zunächst an Leibniz' Monadenlehre angeknüpft. Wie bei Leibniz das Universum in der Einzelseele auf s t r e b e , so s t r e b e die Volksseele auch ihrerseits nach Selbstentfaltung in der Einzelseele.

Die in uns allen strebende Rassenseele wird hier noch als eine gegebene Wesenheit angesehen. Sie durchziehe das Seelenleben der einzelnen Volksgenossen, gebe ihm Richtung, treibe es mit wirkenden Kräften an. So gewinnt die Lehre eine gewisse Ähnlichkeit mit der kantischen Philosophie. Nach Kant gibt es keine Schöpfungsordnung außer uns. Darum gibt es nach ihm auch keine sittlichen Gebote, die uns ein Befehlszentrum in der Welt oder ein göttliches Wesen vom Himmel her in die Seele gelegt hätte. Aber in uns lebe, in Gestalt der „praktischen Vernunft" die Stimme unseres ewigen unsichtbaren Selbst. Im kategorischen Imperativ rede uns unser metaphysisches, Kant sagt intelligibles Ich an, das unserem erscheinenden empirischen Ich befehle.

Fast die gleiche Rolle wie bei Kant das intelligible Ich, das in uns die Stimme unseres höheren Seins ist, spielt im Mythusbuche die Rassenseele. Auch sie drückt die Forderung einer Wesenstiefe in uns selber aus, die über den Antrieb der Selbstbehauptung ihren höheren Anspruch erhebt. Es ist ein Anspruch, der nicht aus unserem sinnlichen Dasein hervorgeht. Die Ideen der Ehre, der Freiheit, die die Rassenseele in sich trägt, sind von intelligibler — das ist raum- und zeitloser — Art, es sind Ewigkeitswerte, und sie gebieten ebenso unbedingt, wie nach Kant der Imperativ der praktischen Vernunft. Freilich: während die praktische Vernunft allgemeingültig für die ganze Menschheit befiehlt, so ist es der Vorzug der Rosenbergschen Hypothese, daß jede Rassenseele ihren Befehlsbereich auf den Blutkreis beschränkt, der ihr angehört. Die nordische Rassenseele hängt nordische

Werttafeln über das nordische Menschentum. Die semitische Rassenseele hat ein anderes Wertgesicht, das den semitischen Stämmen ihr Tun und Lassen vorschreibt. Darin ist wenig intelligibles Wesen. Es ist, als hätte die semitische Rassenseele nur wie durch einen dunklen Schleier in den Glanz der Ewigkeit geblickt.

Nochmals der Unterschied zwischen Kant und Rosenberg! Kant sieht über die Gegensätze im sittlichen Empfinden der Völker hinweg; es gibt nur ein Sittengesetz für alle Vernunftwesen. Bei Rosenberg kommen die Unterschiede klar und scharf zur Geltung. Aber in anderer Hinsicht ähneln sich doch wieder die beiden Hypothesen. Das empirische und das intelligible Ich geraten bei Kant in einen unausgleichbaren Zwiespalt. Der gleiche Druck liegt über dem Verhältnis des Einzel-Ich und der Rassenseele, von der es gebietend angemutet wird.

Ist nicht Mannigfaltigkeit und Eigentümlichkeit ein Gesetz der Schöpfung? Mannigfaltigkeit der lebendigen Gattungen untereinander, Mannigfaltigkeit der Arten und Rassen innerhalb der Gattungen, und Mannigfaltigkeit der Einzelwesen innerhalb der Arten? Gerade auch die Einzelwesen haben das Geheimnis der Eigenart in sich. Es drängt sie, ihr Wesen zu entwickeln, mit allen seinen Kräften zu betätigen, es in seiner Besonderheit und Unwiederholbarkeit darzustellen. Im besonderen lebt im deutschen Menschen der starke Zug nach Persönlichkeit. Die Rassenseele dagegen verlangt unbedingte Hingabe des einzelnen an die Gemeinschaft. Sie hebt ihren Totalitätsanspruch über den Lebenswert des einzelnen; so ist auch hier, wie bei Kant, die Seele des einzelnen der Schauplatz zweier Willen, des empirischen Eigenwillens ihres Ichs und des intelligiblen Willens des ihr eingepflanzten höheren Seins. Auch hier zeigt sich die Kehrseite aller Theorien, die höhere Werte in der Form eines höheren Seins denken, das fertig und vollendet neben, in oder über dem Menschen gegeben sei. So verfällt man unweigerlich in den statischen Gegensatz zweier Willen, statt daß die Dynamik *eines* Willens ins Spiel tritt. Der Mensch hat nur einen Willen, nicht zwei in sich. Könnte es nicht sein, daß die Rassenseele oder eine ihr gleichwertige Lebensmacht gerade im eigenen Wollen des Volkseinzelnen erst *auflebte*? Daß sich in der Bewegung seines Willens Ewigkeit hervorschüfe, die Hochwerte der Ehre, Freiheit, Wahrheit usw. sich selbst erst herstellten? Das ent-

spräche dem Gedankenkreise Ekkeharts, in den das Mythusbuch nicht nur einlenkt, sondern von dem es durchtränkt ist. Rosenberg läßt die Ideen der Ehre und Freiheit metaphysisch in uns verankert sein. Wäre es nicht möglich, daß die Rassenseele aus derselben Tiefe der Seele als eine verzehrende göttliche Flamme hervorbräche?

Von solcher Möglichkeit weiß die biologische Ganzheitsmetaphysik nichts. Sie ist statisch, nicht dynamisch ausgerichtet. Nach ihr sind und bleiben Rassenseelen gegebene Größen. Sie hätten sich aus der Weltseele heraus gegliedert und bezeugten sich mit tausend gleichen Zügen in den Erbgemeinschaften, die durch die Kontinuität des Keimplasmas gebildet werden. Nun wohl: gibt es Rassenseelen, so sind sie n i c h t jene halbgöttlichen Gebilde, als die sie dem Nurbiologen erscheinen. Sie sind im Vergleiche mit uns nur sehr dürftige und armselige Lebewesen, die nicht überindividuell herrschen, sondern unindividuell vegetieren. Genau so ist es mit der Weltseele, aus der man sie herkommen läßt.

Welches wäre denn der Zelleib der Weltseele, und welches wären die einzelnen Zellen darin? Jede Sonne mit den sie umkreisenden Planeten wäre eine solche Weltallzelle. Wir können uns allerdings denken, daß alle diese Weltallzellen zusammen den Leib einer Weltseele bilden. Dies zugestanden! Ließe sich des weiteren annehmen, daß das Bewußtsein dieser Weltseele das unsrige an Reichtum, Helle, Klarheit überträfe, so weit überträfe, daß es den Namen eines göttlichen Bewußtseins verdiente? Hier hört unser Zugeständnis auf. Wir antworten: nein, ganz im Gegenteil! Man lerne doch aus dem Vergleiche mit den Verhältnissen auf der Erdoberfläche!

Wir treffen im Raume unseres Planeten niederes, unentwickeltes Bewußtsein überall dort, wo die Zellen gleichartig, wo sie wenig differenziert sind. Je differenzierter das Zellengewebe, um so mehr bildet sich ein Oberbewußtsein heraus, ein Ichbewußtsein, das die Beseeltheit des übrigen Körpers in sich zusammenfaßt und darüber regiert. Eine heller und eine dunkler bewußte Sphäre des Seelenlebens scheiden sich, indem sie miteinander den ganzheitlichen Zusammenhang bewahren. Die helleren und klareren Bewußtseinsgrade sind bei uns an die Tätigkeit des Gehirns geknüpft. Die Willensvorgänge, die unser Triebleben, die Urteilsvorgänge, die unser Vorstellungsleben

beherrschen, gehören hierher. Wer nur das bloße Leben als maßgeblich für uns betrachtet, köpft den Menschen.

Sehen wir uns nun die Weltallzellen an! Sie sind alle gleichmäßig untereinander gebaut, sie bestehen aus denselben Stoffen, in ihnen walten dieselben Kräfte. Zu unseren differenzierten Zellengebilden gibt es kein Analogon. Das bedeutet, daß die Weltseele, das Einheitsleben des Alls, nur mit den Seelen der undifferenzierten Lebewesen verglichen werden kann. Es könnte nur ein dumpfes Allleben sein. Von einem Gehirn der Welt, dessen höhere Struktur sich aus dem Meere der übrigen Weltallzellen herausgearbeitet hätte, wissen wir nichts. So haben wir keine Unterlage, um von einem klaren und hellen Oberbewußtsein der Weltseele, gar von einem göttlichen Wollen und Urteilen bei ihr zu sprechen. Nochmals, nur ein dumpfes Bewußtseinsleben könnte durch das All gehen. Damit stimmt überein, was wir vom Beginn des Lebens auf der Erde wissen. Leben entsteht immer nur aus Leben. So mag der Ursprung unseres organischen Lebens auf das Vorhandensein einer Weltseele oder einer ihr eingegliederten Erdseele deuten, aus der es hervorgetreten ist. Aber wie sieht denn das erste Leben auf der Erde aus? Es ist nur ein dumpfes Einzellenleben, aus dem sich erst allmählich, im Laufe von Jahrmillionen, die höher differenzierten Organismen und mit ihnen die höheren und klareren Seelenfunktionen entwickeln. Das Erdseelenleben, von dem die ersten lebendigen Zellen abstammen, ist auf der dumpfen Anfangstufe stehengeblieben, die wir jetzt noch bei den niederen Lebewesen gewahren. Das Seelenleben der höheren Tierformen, das sich in Wechselwirkung mit der Umgebung, in Anpassung und Vererbung, immer reicher entwickelt hat, steht turmhoch über dem Erdseelenleben, das niemals Gelegenheit hat, sich zu entwickeln. Die Erde schwingt immer gleichmäßig um die Sonne, und um sie schwingt immer gleichmäßig der Mond. Die Fernwirkung der Planeten aufeinander ändert sich gleichfalls kaum. Die kosmischen Verhältnisse im Weltenraum bleiben im wesentlichen konstant. Das organische Leben auf der Erde dagegen hat sich mit einer Umwelt auseinanderzusetzen, die sich selbst verändernd immerfort mit verändernder Gewalt darauf einstürmt. Da ist die Gelegenheit zu Anpassung, Entwicklung, zur Entfaltung aller schlummernden Anlagen gegeben. Dort

kommt es zu den hellen und klaren Bewußtseinsgraden, die das Erdenleben und mit ihm das Weltseelenleben nicht haben *kann*.

Wir sehen nun den groben Fehler der Ganzheitsmetaphysiker. Sie schließen nicht: je differenzierter der Leib eines Lebewesens ist, um so höher steht sein Bewußtsein, sondern je umfassender das Leibesganze ist, um so reicher und klarer ist das dazugehörige Seelenleben entfaltet. Gewiß ist das Erdseelenleben, sofern es solches gibt, umfassender als das unsrige. Wir sind darin eingebettet. Aber an innerer Konzentration, an differenzierter Funktionsleistung sind wir über das primitive Stadium des Erdlebens längst hinausgewachsen. Da sich die *Rassenseelen* aus der Erdseele herausgegliedert haben sollen, so kann auch ihr Leben nur unindividuelles Vegetieren sein. Das läßt sich aber noch besonders dartun. Um über den höheren oder niederen Grad ihrer Lebensstufe zu entscheiden, müssen wir auch bei den Rassenseelen nach den Zellen fragen, an die sie gebunden sind. Nicht die einzelnen Menschen als Ganze können diese Zellen sein, sondern es sind die Geschlechtszellen, das Keimplasma, das jeder und jede in sich trägt. Das seelische Leben dieser Geschlechtszellen besteht in der Sehnsucht nach einander; es besteht in dem Verschmelzungshunger, der in der gemeinsamen Erbmasse der Rasse, nämlich dem Keimplasma, das auf alle die Millionen einzelnen der Rasse polar verteilt ist, immerfort männliche Samenzellen ihre Vereinigung mit weiblichen Eizellen und umgekehrt suchen läßt.

Das ist in uns allen unindividuelles Leben, das biologisch im Range *unter* unserem individuellen Leben steht. Dadurch gerade, daß in jedem von uns die Züge seiner Eltern und Voreltern *vereint* sind, ist unser individuelles Leben dem unindividuellen, in Millionen Keimzellen zerstreuten Leben der Gattung überlegen. Was dort an Anlagen, Eigenschaftlichkeiten räumlich auseinanderklaffte, weil es auf die zwei Wesen meines Elternpaares verteilt war, hat sich in mir, entsprechend in jedem lebendigen Einzelwesen, zusammengefunden. In jedem individuellen Leben ist die räumliche Trennung überwunden, die für das unindividuelle Keimzellenleben in seinen Vorfahren bestanden hatte. In jedem von uns gibt es aber selber unindividuelles Leben, das Leben *seiner* Erbmasse, das seine Fühler ausstreckt nach Zügen, mit denen es sich seinerseits ergänzen könnte. Es tastet über seinen eigenen Raum hinaus in alle Nachbarschaft und

sehnt sich, aus der örtlichen Trennung bei zweien hineinzutreten in einörtliches Leben, das sie zeugen. So drängt unindividuelles Leben nach der Einheit individuellen Lebens, das sich in jeder neuen Zeugung erschafft. Jede neue Individualisierung bedeutet eine neue Lebenshöhe des unindividuellen Lebens, einen Einheitsblitz, der die Zerstreuung der Keimzellen, die dunkel gegeneinander gravitieren, aufhebt. Jedes lebendige Individuum bedeutet überwundenen Raum zu neuer Raumüberwindung mittels Zeugung.[25])

Kurz, wenn man mit Rassenseele etwas Hohes und Göttliches meint, so muß man sich auf das Weistum Ekkeharts besinnen, daß durch die Natur wohl stumme Göttlichkeit geht, lebendige Göttlichkeit sich aber nur in Seelen erschaffen kann.

Das Mythusbuch ist von dem Weistum Ekkeharts durchtränkt. Ekkehart habe uns d i e deutsche Religion geschenkt. Walhall sei in die menschliche Brust gestiegen. In uns selbst müsse die heilige Vereinigung von göttlicher und menschlicher Natur stattfinden. „Ich und Gott", heißt es, „sind seelische Polarität, Schöpfungsakt ist jede vollzogene Vereinigung, das Auseinandergehen ruft erneute dynamische Kräfte hervor", und „das Treibende in dem allem ist — der W i l l e." Die „mystische Synthese" von Gott und Seele in der Freiheit des menschlichen Willens, das ist Rosenbergs Ausdruck für dasselbe, was Ekkehart als „Geburt Gottes in der Seele" bezeichnet.

Wir hatten vorhin das Gleichnis von der Seele gehört, daß sie wie ein tiefer Schacht sei, in dem das Grundwasser der Ewigkeit sinke oder steige, je nachdem der Wille alles selbstisch in sich hineinziehe, oder sich unselbstisch nach außen wende. Es müsse ein charakterfestes Wollen sein, das im Ewigkeitslicht von Ehre und Freiheit stehe, und es müsse ein bodenständiges Wollen sein, das von den Wirklichkeiten des Lebens erfüllt sei und seine Aufgaben am umgebenden Du, Es, Wir ergreife. In Seelen mit solcher Willenshaltung, führt die „Philosophie des Ungegebenen" aus, belebe sich die Ewigkeit. Der Atem ihrer Unendlichkeit durchlebe dann unser endliches Leben und entzünde über jede jener Aufgaben ein übersinnliches Licht: das Licht der Liebe über unserer Hingabe ans Du, das Licht der Wahrheit und Schönheit über unserm Schaffen am Es, das Licht des Vaterlandes über unserem Dienst am Wir. Das sind aber alles nur einzelne Wertströme

aus dem Borne der Ewigkeit. Sie drohen sich gegeneinander zu vereinzeln.

Hier bedarf es eines Zentrums, das die Vereinzelung aufhalte. Als ein solches Zentrum hat Rosenberg die Rassenseele gesehen. Sie schließt in ihre Umfassungsform die Werte „Ehre und Freiheit“ und alle die anderen Werte, deren Licht sich in uns entzündet, hinein. So leuchten diese Werte nicht mehr ins Grenzenlose, sondern bleiben auf den Blutkreis bezogen, dessen Atem die Rassenseele selber in sich hat.

Gewiß liegt es nahe, uns von dieser zentralen Innerlichkeitsmacht vorerst ein statisches Bild zu entwerfen. Aber die Lehre Ekkeharts drängt dazu, dies Bild alsbald ins Dynamische zu übersetzen, so daß wir Rassenseele nicht mehr als fertiges Sein, sondern als etwas in uns Werdendes ansehen. Die Rassenseele *ist* nicht, sie muß vom Willen des Individuums aus zum Leben *erweckt werden*. „Sie muß zum Leben erweckt werden“, heißt es ausdrücklich sogleich in der Einleitung des Mythusbuches. Dieser Lebenswecker ist der Wille der nationalsozialistischen Bewegung, der unbändige Wille, der Ja zum eigenen Blute sagt und sich in diesem Ja mit den anderen Blutsgeschwistern brüderlich verkettet. In der Gemeinsamkeit solcher Verkettung fühlen wir etwas Neues. Wir fühlen die Lebensbewegung jenes geheimnisvollen Stromes der Volkheit, von dem Ernst Moritz Arndt gesprochen hatte, der in seine überpersönliche Ganzheit und Wesentlichkeit uns aufnimmt und in der Macht seiner Innerlichkeit alle Einzelhingaben vereinigt, zu denen die unselbstischen *Anlagen* der Seelen treiben. Dieser Strom geht in tieferem Flußbette als alle Anlagen. Er geht von Seelen*kern* zu Seelen*kern* und wendet all unser Schenken und Schaffen, Dienen und Helfen auf einander hin.

Es ist dann, als ob eine Rassenseele in uns handelte und werkmeisterte, aber keine fertige Rassenseele, in der fertige Werte enthalten wären, sondern Ewigkeit handelt in uns, indem sie sich zur ewigen Volkheit in uns erschafft.

V.

Bausteine zum arteigenen deutschen Glauben

Gottesdienst oder Ewigkeitserleben

Erschienen in „Der Frankfurter Student" Amtliches Organ des NSDStB.
15. Nov. 1935

Es gibt keinen größeren Gegensatz als die nordische und die israelitische Frömmigkeit.

Die Frömmigkeit unserer germanischen Vorfahren bestand im Erleben von Ewigkeitswerten, die Frömmigkeit der Juden bestand in Gottesdienst. Die Frühgermanen lebten in den Werten der Ehre, Treue und Freiheit, deren Träger der „Held" war. In diesen Werten fühlten sie sich von einer fordernden Unendlichkeit, von einem geistigen Sinn verpflichtend berührt. Sie waren dem germanischen Helden das Leben in seinem Leben, für das er in den Tod zu gehen wußte. Es waren Werte, in denen sich der einzelne adelte. Aber ihre letzte Kraft bezogen sie aus der Sippengemeinschaft; deren Sinn und Gehalt schwang in der Hochhaltung jener persönlichen Haltung mit. Ohne Ehre und Freiheit konnte der einzelne nicht leben. Aber die Treue zur Sippe und zu dem stammentsprossenen Führer war das Mark seiner Ehre. Eine Loslösung der inneren Adelsbegriffe „Ehre, Treue, Freiheit" von dem objektiven Richt- und Lichtwert der Gemeinschaft gab es nicht.

Freilich hatten die Germanen daneben auch mancherlei Vorstellungen von Göttern. Die Gestalten ihres Wodans und Thors, ihrer Freia und so vieler anderer „Götter" waren ihnen in lebendiger Anschauung gewärtig. Aber diese Göttergestalten waren ihnen kein Gegenstand der Frömmigkeit. Sie „beteten" nicht zu ihnen, noch ordneten sie sich ihnen unter. Sie galten ihnen für ebensolche Sprößlinge am Stamm des Lebensbaums, der Weltesche Ygdrassil, wie sie selber, der Vergänglichkeit geweiht, nur daß sie mächtiger waren und

erst im Brande Walhalls dahinsterben würden. Helden und Götter standen in einem Bundesverhältnis, in dem auch die Götter den Pflichten der Ehre und Treue unterstellt waren. Glaubte der Held diese von seinem göttlichen „Freunde" verletzt, so kündigte er ihm die Gemeinschaft.

Das gerade Gegenteil der nordischen Frömmigkeit war diejenige der Israeliten. Bei diesen spielten Ewigkeitserlebnisse nicht die geringste Rolle. Jehovah war ihnen der Gott, neben dem es keine anderen Götter geben durfte; der Herr Himmels und der Erden, der vor allen anderen Völkern die Juden dadurch ausgezeichnet habe, daß er ihnen seinen Willen in den Tafeln vom Berge Sinai offenbart habe. Im Gehorsam gegen seine geschriebenen Befehle war die religiöse Haltung der Juden beschlossen. Darin sicherten sie die fortgesetzte Gnadenführung Gottes über seinem „auserwählten" Volke und genossen seine Hilfe gegen alle Feinde. Die „Heiden", nämlich die Griechen und Römer nannten sie verächtlich die „Gesetzlosen".

In der Tat fiel es den Griechen und Römern gar nicht ein, zu denken, daß sie einem Gesetze gehorchten, wenn sie sich von den Werten getrieben fühlten, in denen ihnen Ewigkeit leuchtete. Erst die jüdische Klügelei des Apostel Paulus gab die innere Wertbewegtheit dieser „Heiden" für eine Art Gesetzgebung aus, die Gott in die Herzen geschrieben habe. Gott, der so majestätisch unter Donnern und Blitzen vom Sinai zu den Juden gesprochen habe, mache den Heiden seinen Willen nur mit Flüsterstimme, „Gewissen" genannt, vernehmlich.

Mit dieser rabbinistischen Deutung wurde das Erleben innerer Ewigkeitswerte um seine Wahrheit gebracht. Es wurde darin nicht mehr eine Frömmigkeit eigener und höherer Würde empfunden, als die war, die um Gottesvorstellungen kreist; sondern es wurde zu einer „moralischen" Provinz der Seele herabgedrückt, die Gott dort abgesteckt habe. Es handele sich hier überhaupt nicht mehr um Frömmigkeit, sondern um bloße „sittliche" Verhältnisse, die dem Dienst an Gott weit nachgeordnet seien. Sie beträfen „lediglich" das Verhältnis von Menschen untereinander, wie es nach der „Schöpfungsordnung" Gottes sein sollte.

Nach allem gewahren wir den grundstürzenden Unterschied zweier ganz verschiedener Frömmigkeitsarten:

das Erleben innerer Ewigkeitswerte
war die Frömmigkeit der Germanen;

ihre Gottesvorstellungen spielten keine religiöse Rolle. Umgekehrt: kein Erleben innerer Ewigkeitswerte, sondern nichts als Gottesdienst zu den Füßen eines allmächtigen Wesens, an das sie glaubten, das war die Frömmigkeit der Christen. Das Christentum ist ja nur ein durch die Gestalt Jesu hindurchfiltriertes Judentum. Der Filtermeister war der Apostel Paulus, der den alten Bund Jehovahs mit den Juden in den neuen Bund des Vaters Jesu mit allen Menschen übergehen ließ und damit den Gottesdienst aus der Form des Gesetzes in die Form des Glaubens an Christus, als den Erlöser wandelte.

Aber dieser Gegensatz wird heute, nachdem wir seit anderthalb Jahrtausenden mit dem fremden Wesen des Christentums überschüttet worden sind, kaum noch gesehen. Das Christentum hat uns den Urwert der Volksgemeinschaft zersetzt und zerrissen, indem es die Gemeinschaft mit Gott, vielmehr die Wiederherstellung der durch den „Sündenfall" verlorenen Gemeinschaft mit Gott zum A und O des ganzen Lebens machte. Die Hochwerte der persönlichen Haltung — Treue, Ehre, Freiheit —, losgelöst vom Mutterboden der Gemeinschaft schwankten nun haltlos und wurden in das nachgeordnete Gebiet der Sittlichkeit verwiesen. Die nordische Frömmigkeit, die dem Christentum gegenüber eine höhere Stufe von Religion bedeutet, weil sie wahre Geistesreligion ist, war gut eingesargt und begraben. Unbesorgt vor diesem Gegner konnten alle Kirchen und Priester preisend verkünden, daß gerade das der Ruhm des Christentums sei, daß es gegenüber aller naturalistischen Religion der Heiden die Geistesreligion sei.

In dem Begriffe „Geist" ist eine Überlegenheit über das Naturgeschehen ausgedrückt. Das braucht keinen Gegensatz zu bedeuten. Geistesleben in seiner echten Fassung ist durchaus und immer auf Naturhaftes bezogen, aber so, daß es den Zwang des Naturhaften durch innere Freiheit überhöht. Alles Naturhafte ist zeitlich gebunden; im geistigen Leben aber erschließt sich über demselben Naturhaften

ein Sinn der Ewigkeit. So sind z. B. unser Land und unser Blut vergängliche Größen.

Wenn wir jedoch „Vaterland" sagen und uns zur Brüderschaft des Blutes bekennen, dann ist über unserem Lande und unserem Blute ein Sinn der Ewigkeit aufgegangen.

Über ihr Bedingtes lagert sich, aufquellend aus einer Tiefe der Seele, die Weihe vom Unbedingtem. In der Weihe, in der Kraft und in der Pflicht von solchem Unbedingten zu leben, das ist die Weise geistigen Lebens. Wir stammeln hier von „Ewigkeit". Es ist nur Wertewigkeit, Sinnewigkeit; dennoch ist darin eine Kraft, in der wir uns unserem eigenen sinnlichen Dasein überlegen fühlen und fähig werden, unser endliches Leben in jene Sinn- und Wertunendlichkeit hineinzugeben und, wo es sein muß, daranzugehen.

Andererseits: wo Selbstsucht in irgendeiner Form waltet, da gibt es kein geistiges Leben. Da lebt nur ein Ich im Selbstgenuß seiner Triebe oder in der Eigensucht seiner Zwecke. Hier wacht kein Sinn aus letzter Tiefe auf, die Saiten der Ewigkeit bleiben stumm. Solches Leben ist ungeistig, mag man sich noch so sehr in Gottesdienst und Glaubenskrämpfen quälen, um die „Sündenangst" loszuwerden, in der man sich von Mutterleib an unter „Gericht" weiß. Selbstischkeit ist ebenso in dieser frommen Angst versteckt, wie im Triumph derer, die sich durch ihren Glauben erlöst und als die Getreuen Gottes fühlen. Von dem Triumph ist auch die Seligkeit im Jenseits, dem ewigen Leben christlichen Glaubens, erfüllt: ein ewiges Sichverneigen der „Geretteten" vor dem furchtbaren Richter, der die unzähligen anderen Seelen zu ewigen Höllenqualen verdammt hat.

So bleibt es dabei: wahre Geistesreligion bei den Germanen. Sie erlebten an den Werten der Ehre, Treue und Freiheit innere Ewigkeit. Dazu braucht es keiner Gottesvorstellungen. Im Gegenteil, Geistesreligion wird durch jede Buhlschaft mit einem Glaubensgötzen verdorben. Das Christentum dagegen ist keine Religion geistigen Erlebens. Da wird nach Fichtes Ausdruck der Faden der Selbstsucht ins Jenseits weitergesponnen.

Aber nochmals, gerade das Christentum rühmt sich, Geistesreligion zu sein. So muß *diesem* Wortsinn von „Geistesreligion" ein anderer Gegensatz zugrunde liegen. Es handelt sich hier gar nicht mehr um den Unterschied erlebter Ewigkeitswerte und geglaubter Gottesvorstellungen. Das Christentum hebt seine Gottesvorstellung über alle Bezirke des Natürlichen empor und blickt voller Verachtung auf die naturalistischen Göttergestalten, in deren Verehrung das Wesen des Heidentums bestehe. Die Götter der Heiden seien personifizierte Naturgewalten voller Erdschwere und dumpfer Weltverfangenheit, wie auch jede Verehrung der Natur als einer göttlichen Ganzheit heidnisch sei. Der Gott der Christenheit dagegen sei ein immaterielles Wesen, ein reiner, unendlicher Geist, der in seiner eigenen lichten Klarheit wohne, nicht hervorquellend aus dem Triebwerke der Welt, sondern Schöpfer dieses Triebwerkes. Damit wird der Gegensatz transzendenter und immanenter Gottesvorstellung aufgerissen.

Dieser Gegensatz ist für die Frömmigkeit, die im Erleben von Ewigkeitswerten besteht, ganz gleichgültig. Die Werte Ehre, Treue, Freiheit, Vaterland, Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit haben mit Theismus oder Pantheismus nichts zu tun, weil sie überhaupt nichts mit Gottesvorstellungen zu tun haben. Der Streit um diese ist ein toter Streit und lenkt nur den Blick ab von dem Wesentlichen, darin allein die Wahrheit und das Leben ist. Wohl ist die Natur etwas Wirkliches gegenüber der Unwirklichkeit eines transzendenten Gottes. Aber in ihr gibt es weder Wertewigkeit noch Sinnewigkeit. In ihr ist nichts ewig als Fluß und Wandel. Alles natürliche Sein ist zeitlich und vergänglich. Das Leben der *Natur*, wenn man von solchem sprechen wollte, ist beständiger Wärmeaustausch. Unser Leben, alles *biologische* Leben ist eine kurze Gegenwehr gegen die Kralle des Todes, d. h. gegen den Ausgleich unseres Wärmehaushaltes, mit dem Wärmeabfall der Umgebung. Aber im Wunder der „Seele", die der geheime Quell der sich eine zeitlang behauptenden Lebenswärme ist, geht das Wunder überzeitlicher Werte auf, das über die Natur hinausweist. Hier hat jeder Pantheismus, der Göttlichkeit und Ewigkeit in die Natur hineinschiebt und *sie* zum Gegenstande frommer Verehrung machen möchte, seine Grenzen.

Für nordische Frömmigkeit gibt es so wenig einen transzendenten

wie einen immanenten Gott. Ihr gilt die physische Unendlichkeit nichts. Bei aller Ehre, die sie dem natürlichen Leben gibt, fällt es ihr nicht ein, vor der Unendlichkeit der Natur, als wäre sie Gott, niederzufallen und sie anzubeten. Statt dessen überläßt man sich dem Wertsinn von Ehre und Treue, Vaterland und Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, und läßt sich darin von Unendlichkeit und Ewigkeit ergreifen. Man belügt sich auch nicht mit dem faulen Troste, daß man mit dem Tode in den „Frieden der Natur" hineinsterbe — der Friede der Natur ist unaufhaltsamer Wärmeausgleich und die „lebendige" Natur existiert nur in dem Leben der Einzelwesen, die sich gegenseitig bekämpfen und vernichten —; sondern man bleibt sich auch im Tode der inneren Ewigkeit gewiß, für die man, so lange das Licht des Bewußtseins glühte, bereit war eben das Leben einzusetzen, das jetzt erlischt.

Darum nochmals, der Streit der Gottesvorstellungen, transzendenter und immanenter, geht nordische Frömmigkeit nichts an. Ob man „christlich" von Gott spricht, als wäre er ein höchstes Wesen im Jenseits oder „heidnisch", als wäre er das alleine Wesen im Gewande der Natur, ihr sind es nur Bilder, und zwar schädliche Bilder, die mit dem Glauben, dem Dienste, der Hingabe, die sie für sich einfordern, unser Gemüt aus der Achse geistigen Lebens drehen, das sich in den Reichtum dieses unseres konkreten Daseins hineinlegen will, das in unserer Hingabe an Volkstum und Vaterland, Wahrheit und Recht, Freiheit und Ehre hoch anklingt, aber bei unserer Hinwendung zu jenen leeren abstrakten Gotteseinheiten ohne Ton und Stimme bleibt.

Die Tatsache, daß Ewigkeitswerte in uns aufleben, hat einen ganz anderen Hintergrund als die, daß sich Gottesvorstellungen in uns formen. Über das Aufkommen von Gottesvorstellungen unterrichtet uns die Lehre K a n t s. In allen Gottesbildern nämlich, die sich in uns formen, in aller „Gottschau", die bei diesem Volke so, bei jenem Volke so gefärbt ist, wirkt sich „das Ideal der Vernunft" aus. In das Geheimnis unseres Ewigkeitserlebens dagegen leuchtet der Mythos E k k e h a r t s hinein. Da hören wir von der wesenden Gottheit (Ewigkeit), die weder Gott noch Natur ist, weil alles, was ist, aus ihr entströmt, und die sich in der menschlichen Seele, wenn diese opfernd und liebend wird, in Wert- und Sinnströmen öffnet.

Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“

Erschienen unter dem Titel „Alfred Rosenbergs Werk. Zur Verleihung des Nationalpreises an den Verfasser des Mythus“ in der „Monatsschrift für deutsche Kultur, Die Westmark“ 1937

Das Herzstück der nationalsozialistischen Weltanschauung ist die Erkenntnis von dem Hochwerte des nordischen Blutstromes, der in unseren Adern fließt. Das Herzstück des nationalsozialistischen Handelns ist der eherne Wille, in der Gemeinsamkeit dieses Blutstromes alle deutschen Menschen zu einer lebendigen Einheit zusammenzuschmieden, die von der Ehre und der Macht ihres gemeinsamen Daseins getragen und von der bindenden Verpflichtung der Blutsbrüderschaft durchdrungen ist. Beides gehört zusammen, hier die politische Idee, dort ihre geistige Grundlage. Beides muß in der Erziehung des neuen deutschen Menschen zusammengreifen. In der politischen Ausformung überwiegt die sichtbare Schulung, das seelische Erleben gestalteter Gemeinsamkeit. Für die weltanschauliche Ausformung muß die unsichtbare Schulung hinzutreten, in der sich das geistige Element des Nationalsozialismus immer mehr in sich selbst vertieft und immer reicher entfaltet.

Solche unsichtbare Schulung geht in erster Linie vom Kampfbuche und den Reden des Führers aus. Hier wird dem inneren Wesen des Nationalsozialismus in verbindlicher Fassung vorbildlicher Ausdruck gegeben. Daneben steht, angewiesen auf nur literarische Wirkung und doch voll unendlicher Kraft der Anregung und des Vorstoßes gegen alle Denksysteme wurzelloser Geistigkeit dasjenige Buch von Alfred Rosenberg, auf das die Verleihung des großen Staatspreises für Kunst und Wissenschaft an ihn, den erstgenannten Träger der hohen Auszeichnung, von neuem den Blick aller hinlenkt. Es ist

„Der Mythus des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit."

Rosenberg hat sich mit diesem Buche, dessen erste Umrisse ihm im Jahre 1917 aufleuchteten und das 1930 erschienen ist, Weltruf errungen. In Deutschland war der jetzige Reichsleiter längst als einer der treuesten Mitkämpfer Adolf Hitlers bekannt. Gab er doch das Spitzenblatt der Bewegung, den „Völkischen Beobachter", heraus, wie er auch sonst in zahlreichen Schriften und Büchern, Aufsätzen und Reden das geistige Gesicht der Partei zeichnete und mitbestimmte. Der blutige 9. November 1923 fand ihn in den Reihen des Führers auf jenem Marsche für Deutschlands Erneuerung, in den die Schüsse der Reaktion hineinschlugen. Die Messer von Rotfront bedrohten ihn, als er sich, nachdem in München die Räte-Republik ausgerufen worden war, auf dem dortigen Rathausplatz zu einer antibolschewistischen Rede anschickte. Daß ihm der Führer im Jahre 1934 die gesamte weltanschauliche Schulung und Erziehung der Bewegung übertrug, war nicht nur ein Zeichen des Dankes. Es war die Wahl des berufenen Mitschöpfers an den geistigen Grundlagen des Dritten Reiches. Sie sind klar und überzeugend, philosophisch vertieft, geschichtlich verankert, im Mythusbuche ausgebreitet. Die wesentlichen Züge dieses Buches im Zeichen jener Ehrung von neuem hervorzuheben, sollen die folgenden Zeilen dienen.

In den „Reden an die deutsche Nation" hatte einst Fichte verlangt, daß dem deutschen Menschen ein neues, ein „inneres geistiges Auge" eingesetzt werde, das es ihm unmöglich mache, „bei sich und seinen Volksgenossen den Anblick eines verworrenen und unordentlichen, unwürdigen und ehrlosen Daseins zu ertragen", und das ihn befähige, zu sehen, was „deutsche Eigentümlichkeit" sei und wie sich dieselbe im Unterschiede von ausländischer Art und im Gegensatze zu ihr auswirke in deutscher Staatsschöpfung, deutscher Geschichtsauffassung, deutscher Philosophie und deutschem religiösen Erleben. Das Mythusbuch von Alfred Rosenberg hat unzähligen deutschen Menschen ein solches neues Sehen vermittelt, es hat ihnen die Augen ihres nordischen Blutes aufgetan. Es hat sie mit ehrfürchtigem Staunen erfüllt vor der Gewalt, mit der überall, wo die Söhne dieses Blutes in die Geschichte eingetreten sind, Staats- und Kulturschöpfungen höchsten Ausmaßes ihren Weg begleitet haben.

Es ist ein nordisches Evangelium, das uns dies Buch verkündet in der Anschaulichkeit seiner Sprache, in der Weite seiner Überschau und in der Meisterschaft, die verstreuten Quellen nordischer Geschichtsbetrachtung zu einem großen Wurfe zusammenzufassen. Dieser Darstellung glaubt man, daß nicht aus dem Orient, sondern von nordischen Ursprungsländern her das Licht in die Welt gekommen ist. Man liest es wie eine Heldensage, wie die arischen Stämme auf ihren Wanderungen die Klarheit des Denkens, die Reinheit ihrer Sitten, die Kraft ihres politischen Wollens in alle Fernen getragen und das magische Vorstellen, das dumpfe Triebleben und die knechtischen und Herden-Instinkte der mischblütigen Völker, die sie antrafen und besiegten, in die Ecke gescheucht haben. Aber in dem Buche gewittert es auch von dem irdischen Weltgericht. Warum sind so viele der hohen Kulturen wieder dahingesunken? Weil die eingewanderten nordischen Herrenstämme aufgehört hatten, die Reinheit ihrer Rasse zu wahren. Indem sich ihre dünne Oberschicht leiblich mit dem Blute der Urbevölkerung mischte, verlor sich auch das geistige Gesicht ihres Wesens.

Dies Gesetz des Völkertodes hat schon Fichte *geahnt*. Er hatte von den „unsichtbaren und den eigenen Augen verborgenen Eigentümlichkeiten der Nationen gesprochen als demjenigen, wodurch sie mit der Quelle des ursprünglichen Lebens zusammenhängen", und rief warnend aus: „Werden diese Eigentümlichkeiten durch Vermischung und Verreibung abgestumpft, so entsteht Abtrennung von der geistigen Natur, aus dieser Flachheit, aus dieser die Verschmelzung aller zu dem gleichmäßigen und aneinander hangenden Verderben." Im Mythusbuche ist an die Stelle der Ahnung das *klare Licht der Erkenntnis* getreten. Rosenberg zündet es an der Hand geschichtlicher Tatsachen an. Das Buch ist geschrieben, *um* dies Licht in die Seelen zu werfen, *um* im deutschen Volke den Stolz auf sein rassisches Erbgut und das Bewußtsein der Pflicht zu wecken, die es der Reinerhaltung seines Erbgutes schuldet, und *um* ihm die tödliche Gefahr zu zeigen, die von der leiblichen und geistigen Vermischung mit fremder Wesensart droht.

„Jede Rasse", schreibt er, „hat ihre Seele, jede Seele ihre Rasse, ihre eigene innere und äußere Architektonik, ihre charakteristische Erscheinungsform und Gebärde des Lebensstiles, ein nur ihr eigenes Verhältnis zwischen den Kräften des Willens und der Vernunft. Jede

Rasse züchtet letzten Endes nur e i n höchstes Ideal. Wird dieses durch andere Zuchtsysteme, durch überwiegendes Einsickern fremden Blutes und fremder Ideen verwandelt oder gar entthront, so ist die Folge dieser inneren Umwandlung äußerlich durch ein Chaos, Epochen der Katastrophen, gekennzeichnet." „Gelingt es dem eingedrungenen System, den Glauben an die alten Ideen zu schwächen und die Träger dieser Ideen, die Rassen und Völker, auch physisch zu zersetzen und zu unterjochen, so bedeutet das den Tod einer Kulturseele, die dann auch in ihrer äußeren Verkörperung vom Erdboden verschwindet."

Das muß man w i s s e n. Aber was wäre Wissen, wenn man es nicht in Handeln umsetzen wollte? Wenn uns das Leben in der Art unseres Blutes, das Schaffen aus der Kraft unseres Blutes nicht als ein H o c h w e r t erschiene, den zu verwirklichen wir uns angetrieben fühlten? Nicht einmal das könnte genügen, daß wir zwar auf unsere Eigenart etwas hielten, daß uns die Ideen von Volkstum und Vaterland begeisterten, aber wir daneben auch noch von anderen Werten die Seele beschwingt fühlten, ihnen gar einen höheren Rang zuschrieben. Wie, wenn zum Beispiel dem einen das Ideal der Wahrheit, dem anderen das Ideal der Schönheit, einem Dritten die Idee der Menschenliebe als der Wert, als Wert über allen Werten, erschiene? Dann könnte es vorkommen, daß der einzelne, von dem bengalischen Licht solcher Lieblingsidee bestochen, den Wert seines eigenen Volkstums unterordnete, im Glauben, daß ihr bei anderen Völkern oder in anderen menschlichen Verbänden mehr gedient sei. So ließ der Lockruf „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" viele Deutsche das Land der französischen Revolution mit der Seele suchen. So hält noch heute die Kirche, die sie als Hochburg der Liebe ansehen, viele Deutsche enger fest als Volkstum und Vaterland.

Zum mindesten ist hier ein g e i s t i g e r K a m p f mit allen Ideologien zu führen, die gegen die Geltung der völkischen Werte die Trümpfe i h r e r Wahrheit ausspielen. Das wäre aber nur ein luftiges Ringen von Weltanschauung gegen Weltanschauung, wenn nicht schon vorher die völkischen Werte in der Seele festverwurzelt wären und uns von d o r t a u s d i e K r a f t z u s t r ö m t e und der Wille sich spannte, sie mit den Waffen des Urteils und unbestochener Tatsachenschau zu verteidigen. Wie gewinnen die völkischen

Werte solchen Halt in der Seele, den ihnen niemals bloßes Denken gewähren kann, der ihnen aber die kämpferische Stoßkraft gibt?

Als Rosenberg das Mythusbuch schrieb, gab es noch nicht den völkischen Staat, den er so heiß ersehnte und so unerschüttert vorbereiten half. Der völkische Staat hat das große Mittel der Gemeinschaftserziehung in der Hand, der Erziehung zu einem „durchaus neuen und bisher vielleicht als Ausnahme bei einzelnen, niemals aber als allgemeines und nationales Selbst dagewesenen Selbst" (Fichte). Er hat es in der Hand, einen „festen und nicht schwankenden Willen" zur Volksgemeinschaft und zu den Werten des Volkstums hervorzubringen, die deutschen Menschen und zumal die Jugend „also zu machen, daß sie gar nicht anders wollen können, als er will, daß sie wollen" (Fichte). Der Wettbewerb der anderen Ideen mit der völkischen Idee hört dann auf, weil diese, die eine, gleichsam in Mark und Bein hinein verflößt ist.

Aber auf der anderen Seite droht die Gefahr, daß die politische Bildung, die der Staat meistert, in Mechanisierung erstarrt, wenn nicht in einer letzten Tiefe der Seele ein heiliges Feuer brennt, das den völkischen Willen, noch über die Kraft der politischen Schulung hinaus, zu einer aus sich selbst lebendigen Gottesflamme macht. Hier wird klar, warum Rosenberg für sein aufrüttelndes Buch den Titel „Mythus" gewählt hat.

Wohl will Rosenberg das klare Licht rassenbiologischer und rassengeschichtlicher Erkenntnis in die deutsche Seele werfen. Es ist ihr Lebenselement. Aber zugleich steht in ihm fest, daß es nicht genügt, von der Edelkeit des nordischen Blutes, seinen kultur- und staatsschöpferischen Kräften, von seinen Vererbungsgesetzen zu wissen. Wir wollen uns mit ganzer Seele zu der Wesenheit dieses Blutes bekennen, unser Verhältnis zu ihm soll religiös werden. Ein neuer Glaube, die Offenbarung, daß es keine höhere Angelegenheit für uns geben kann und darf, als dem Wesenswillen unseres Blutes nachzuleben, muß über uns kommen. Hier ist letzte Tiefe, in die wir greifen können und die uns ergreift. Hier ist Religion. Darum jener Titel: „Der Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts". Es ist das Evangelium eines neuen, bisher unerhörten Glaubens, des Glaubens, „daß das nordische Blut jenes

Mysterium darstellt, welches die alten Sakramente ersetzt und überwunden hat."

So ist das Buch zu einem Fanal geworden. Die Sonne der nationalsozialistischen Idee leuchtet darin. Es erhellt die deutsche Vergangenheit, es wirft den Glanz deutscher Zukunft voraus und zündet in der Tiefe deutscher Herzen einen neuen religiösen Glauben an. Der Untertitel „eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit" läßt erkennen, daß es zugleich ein Kampfbuch erster Ordnung ist. Es ist ein schneidiges Schwert geworden gegenüber allen Mächten der Fremde, die ihre Gewalt über deutsches Land und deutsche Seelen aufrichten wollen. Gerade aus den neuen, bisher unerhörten Quellen der Erkenntnis heraus, die sich dem öffnen, dem sich das Geheimnis der Rasse öffnet, fährt hier die geistige Klinge ins Herz widervölkischen Unwesens, das sich als Licht der Welt aufgespielt und die Augen vieler deutscher Menschen geblendet hat. Kein Wunder, daß dem Buche der unauslöschliche Haß der Träger jener anderen artvernichtenden Weltanschauungen begegnet. Es sind die Verschworenen der demokratisch-bolschewistischen Gedankenwelt, deren Einheit heute als „Volksfront" bezeichnet wird und des kirchlichen Zauberglaubens, der Leimrute für Priesterherrschaft.

„Drei Mächte", schreibt Rosenberg, „rangen und ringen um die Seele eines jeden Europäers. Das eine System war das ursprüngliche, auf Freiheit der Seele und der Idee der Ehre ruhende nordische Abendland; das andere das vollendete römische Dogma der demutsvollen unterwürfigen Liebe im Dienste einer einheitlich regierten Priesterschaft; das dritte war der offene Vorbote des Chaos: der schrankenlose, materialistische Individualismus mit dem Ziele einer wirtschaftspolitischen Weltherrschaft des Geldes als einigende, typenbildende Kraft." Den beiden letzteren Mächten ist das vorderasiatische Gepräge gemeinsam. So ist die Demokratie letzten Endes „nicht Volksherrschaft, sondern Herrschaft Vorderasiens", Herrschaft des hemmungslosen Triebes (die „geistige Dschungelhaftigkeit des vorderen Orients") über arischen Geist, arische Sitte. Andererseits leben in der Gedankenwelt der Kirchen („syrische Dämonie") vorderasiatische Zaubervorstellungen fort. „Wie sehr diese Zauberwelt Afrika-Asiens Europa überschattet hatte und alles Denken auch der Freiesten zu erdrosseln drohte, davon gibt Luthers Urteil über

Kopernikus Zeugnis, den er einen Schwindler und Betrüger nannte, bloß weil die magische Bibel es anders wollte, als der große Kopernikus es lehrte."

Beidem steht die arische Art entgegen, dem hemmungslosen Triebleben die arische Willenszucht, dem dumpfen, dunklen Vorstellen die arische Gedankenzucht, beides zusammen dasjenige, was wir als das „geistige Element" im Seelenleben bezeichnen. Jene Willenszucht erweitert sich im Gemeinschaftsleben zur staatlichen Zucht, die Klarheit des Denkens strebt einer organisch ausgerichteten Philosophie entgegen, der es auf wahrheitsgemäßes Verstehen der Wirklichkeit ankommt. Rosenberg betritt hier eines der schwierigsten Gelände des weltanschaulichen Ringens. Es gilt ihm, im Lichte völkischen Denkens die richtigen Grenzen abzustecken zwischen Wille und Trieb, zwischen klarer Wrklichkeitsschau und geistigen Ikarusflügen.

Auf das Entschiedenste wehrt er sich gegen jede bloße Abstraktion, gegen die Vergöttlichung von Begriffen an sich, gegen die Verherrlichung reinen Geistes, zu der das philosophische Denken ausarten kann. Was kann uns zum Beispiel der angebetete, aber leere Begriff des „Schönen" sagen, der die Meinung suggeriert, daß es ein für allemal gültige Gesetze des Geschmacks geben müsse? „Gefallen kann", stellt demgegenüber Rosenberg fest, „ein Kunstwerk nur, wenn es sich im Rahmen eines organisch begrenzten, rassisch-völkischen Schönheitsideals bewegt, und dann gefällt es nur den Menschen dieses Kreises notwendig, weil der Kunstwille des Künstlers unsern eigenen inneren Hochtrieb anklingen läßt."

Oder ein anderes Beispiel: Welches Unheil sei von der Behauptung ausgegangen, daß sich alles volkliche Leben nach angeblich universalen Menschheitswerten richten solle. Man rede von „Wahrheit", „Liebe", „Gerechtigkeit", „Humanität" in abstracto als von höchsten Werten, die für jedermann verbindlich seien, ebenso vom „Staate", der „Wirtschaft", der „Gesellschaft", als absoluten Größen, die frei beweglich gegenüber den Volkstümern seien. Die den Einzelnen anbefohlene Verpflichtung gegenüber solchen einheitslüsternen, rasselosen Schemen zersplittere die blutsmäßigen Zusammenhänge. Darum will Rosenberg auch nichts wissen von der „Kulturkreislehre" Spenglers und dem „Universalismus" Spanns. Nach ersterem sollen sich „abgezirkelte Kulturkreise — man weiß nicht, warum — aus nebel-

haften Fernen bald auf eines, bald auf ein andere Gebiet der Erde niedersenken", nach letzterem soll sich ein reines Ideenreich durch übergeordnete Zwischenstufen hindurch in Kulturkreisen und Völkerkulturen ausgliedern. Aber, bemerkt demgegenüber der Reichsleiter, „die Völkerkulturen sind als blutvolle Schöpfungen jede in ihrer besonderen Weise da, jede ist um ihre Rassenseele gruppiert und von dieser aus auf einen Höchstwert bezogen." In diesen irdischen Schöpfungen spiegeln sich die Unterschiede verschiedener Menschenarten, die von Hause aus da sind. Nicht daß im Anfange des geschichtlichen Lebens überall gleichmäßig ein abstrakter Urmensch oder Naturmensch gestanden hätte, der in allmählicher, wiederum überall gleichmäßiger „Entwicklung" von niederer zu höherer Staatsform und Kulturbetätigung aufgestiegen sei.

Aber so schief es sei, von Ideen überhaupt, von reinem Geist als solchem zu sprechen, so sei es, fährt Rosenberg fort, ebenso schief, von einem „Leben überhaupt", einer „Seele überhaupt" zu sprechen, deren Widersacher „der Geist überhaupt sei". Zum arischen Leben, zur nordischen Seele gehöre untrennbar das Element des Geistes. Der klare Verstand, die Willensmächtigkeit, die Tiefe der Vernunft, kurz eben das, was man Geist und Freiheit nenne, sei von vornherein die Mitgift der Arier gewesen, die Quelle ihrer Schaffenskraft. Den Geist ablehnen und zu einer bloßen Leib-Seeleneinheit zurückkehren wollen, heiße nicht, wie es in Abwehr gegen den öden Rationalismus unserer Tage ein Klages meine, dem Menschengeschlechte die Naturnähe wiedergeben, sondern in das dumpfe Triebleben und geistverlorene Vorstellungsleben des Mischlingsmenschentums hineinstolpern; wie denn auch nicht die Technik, eine hochwertige Kulturschöpfung des Geistes, an unserer heutigen Seelenverkrüppelung schuld sei (Behauptung der Biozentriker), sondern die geistige Ziellosigkeit, auf die die Entwicklung der Technik treffe. Das zielsichere technische Wollen des Dritten Reiches ist inzwischen großartig in Erscheinung getreten.

Das alles sind vorbildliche Grenzenziehungen des Mythusbuches. Leider werden sie viel zu wenig beachtet. Wohl ist überall der Kampf gegen das Abstraktum „Geist" entbrannt. Nur müßte man die Sünde des jüdischen rationalen Intellektualismus und die Verstiegenheit des irrationalen Idealismus einiger deutscher

Denker besser unterscheiden. Der spekulative Idealismus der Fichte, Schelling, Hegel ist auch in seiner Verstiegenheit deutscher Geist geblieben, während die Unterwerfung aller geistigen Werte unter die Maßstäbe des verheerenden Verstandes Volksgift geworden ist. Ein vielgenanntes Buch münzt diese Tatsache dahin um, daß alles geistige Erleben Seelengift sei. Das Abstraktum „Geist" sei ein reales Widersacherwesen, das immer darauf lauere, seine lebensvernichtenden Fänge in die Seelen einzuschlagen.

So hat sich eine Abneigung gegen das Wort und den Begriff „Geist" weit verbreitet, als ob es nicht die Tatsache geistigen Lebens gäbe, dessen Elemente Wille und Vernunft sind. Gerade hier liegt, wie das Mythusbuch darlegt, die Zier der nordischen Seele, die mit dem Lichte der Vernunft die chaotische Selbstbewegung der Vorstellungsbilder nach Maßstäben der Wahrheit, und mit der Kraft des Willens die chaotische Selbstbewegung der Triebe nach Maßstäben der Sittlichkeit zügelt. Aber hier hat Klages' Kampf gegen den Geist mehr gewirkt, als Rosenbergs Warnung vor dem Abfall nordischen geistbelebten Seelentums in den Kulturbolschewismus unnordischer Rassen. Man läßt sich eine Verherrlichung des bloßen Vorstellungs- und des bloßen Trieblebens vorreden, man hört es gern, daß nicht der Wille regieren soll, sondern daß man alles in sich geschehen lassen müsse. Hier sollten deutsche Menschen mit der Idee der Ehre gepackt werden, die nach Rosenberg den Höchstwert unserer Rasse darstellt. Diese Idee entspringt in der Zucht des Willens und drückt aus, daß der Mensch aufgehört hat, ein bloßes Lebewesen zu sein und Persönlichkeit geworden ist. Man lese nach, was Rosenberg über den Unterschied von Persönlichkeit, Individualität und Subjektivität schreibt, oder wie er an der Kritik Schopenhauers den Unterschied von Triebwillen und geistig freiem Willen entwickelt! Ist nicht der ganze Nationalsozialismus ein herrliches Willenswunder? Aber bei den Lebensphilosophen heißt es: „Nicht im denkenden, sondern im wollenden Ich steuert die Obergewalt des Geistes ihren verhängnisvollen Triumphen zu". „Gemäß seiner Wirklichkeitsfremdheit erzeugt der Wille die ungeheuerlichsten Illusionen. Gemäß seiner Wirklichkeitsfeindschaft sucht er die Wirklichkeit zu bemeistern." „Der Wille ist eine Macht, die das Bewegtwerden hintertreibt und das Nichtgeschehenlassen zur Folge hat." „Die

Wollung besteht allemal in einer Reihe schlechthin zerstörender Akte. Der Wille ist eine durch und durch verneinende Macht."

Man muß von der Triebverherrlichung der Lebensphilosophie Kenntnis nehmen, um zu wissen, welcher zweifelhafte Bundesgenosse sie im nationalsozialistischen Kampfe gegen den jüdischen Intellektualismus ist. Das rassenbiologische Denken der völkischen Weltanschauung, das die Lehre vom Leben vorangträgt, darf nicht zu einer Gutheißung der Lebensphilosophie mit ihrer Willensächtung führen. Wer in das Mythusbuch blickt, dem geht der Blick dafür auf, wie widersächlich der Geist der Lebensphilosophie dem nordischen Geiste ist.

Weit mehr als von den philosophischen Ausführungen Rosenbergs, so vorbildlich und wichtig sie sind, ist die breite Öffentlichkeit von der Wucht seiner religiösen Einstellung gebannt worden. Seine scharfen Angriffe auf Kirchenherrschaft und Dogmenglauben haben bei den einen begeisterte Zustimmung, bei den anderen erbitterte Gegenwehr ausgelöst. Die Geißelhiebe des Reichsleiters in seiner Schrift gegen die „Dunkelmänner" und neuerdings in jener gegen die „evangelischen Rompilger" haben erst recht die Wogen des Kampfes auf dieses Gebiet konzentriert.

Es ist auch das Zentralgebiet. Rosenberg unterscheidet ein positives und ein negatives Christentum. Ersteres bestehe in dem Evangelium, das Jesus während seines Lebens verkündet habe, das letztere knüpfe magische Vorstellungen, die den Zauberglauben des vorderasiatischen Mischlingsmenschentums atmen, an seinen Tod. Das erstere habe die Kräfte des nordischen Blutes befruchtet. Das letztere habe sich mit den Jahvevorstellungen des Alten Testamentes verbündet und die unwürdige Lehre von der Erbsünde, von der menschlichen Nichtswürdigkeit auf die germanischen Seelen gewälzt. Als eine sogenannte Religion der Liebe, aber ohne innere Organisation der Liebe, die im Dienste kirchlicher Machtansprüche um so mehr mit äußerer Universalität behaftet werde, zerstöre es jegliches volkliche Empfinden und die volklichen Werte. Demgegenüber habe es schon einmal eine arteigene Religion des deutschen Geistes gegeben, die aber nur Episode geblieben sei, freilich eine Episode voll unvergänglichen Gehaltes. Es ist die Mystik Ekkeharts, des Deutschen.

Rosenberg nennt Ekkehart den Schöpfer einer neuen, von fremdem Wesen losgelösten deutschen Religion. Diese Religion sei die Religion des Seelenfünkleins und der Rassenseele. Rassenseele sei Flamme aus dem Fünklein der deutschen Seele. Wie ist das zu verstehen?

„Das Leben einer Rasse, eines Volkes", lesen wir, „ist keine sich logisch entwickelnde Philosophie, auch kein sich naturgesetzlich abwickelnder Vorgang, sondern die Ausbildung einer mystischen Synthese, einer Seelenbetätigung, die weder durch Vernunftschlüsse erklärt, noch durch Darstellung von Ursache und Wirkung begreiflich gemacht werden kann." Hier handele es sich um „metaphysische Verwurzelung", um ein Mysterium, das in wissenschaftlich faßbaren Tatbeständen nicht enthalten sei und doch Tatbestand ist. Hier begegne uns „mehr als Weltall", weil uns das letzte Wesen der Seele begegnet, das nicht nur aus der Natur heraus, sondern auch aus Freiheit heraus erzeugt worden ist. Beides zusammen, „die sich gegenseitig befruchtende Polarität von Natur und Freiheit", die heilige Vereinigung von Gott und Natur „bilden das „Fünklein" der Seele, den „Urgrund unseres Wesens". Hier gestaltet sich das „unsichtbare Zentrum", aus dem sich in der nordischen Seele die Ideen der Ehre und Freiheit hervorgebären. Es sind die Vorrangwerte der nordischen Rasse, nach denen sie all ihr übriges Wertleben ausrichtet.

Rosenberg nennt in diesem Zusammenhange Ehre und Freiheit „raum- und zeitlose Ideen", das bedeutet, daß sie das Gesicht naturüberlegener Freiheit tragen. Nicht jenseits der Welt gibt es göttliche Freiheit. Sie west in der Seele selbst. Daher der Gottesstolz der nordischen Seele, die, um Schätze der Ewigkeit zu erleben, nicht aus sich heraus zu gehen, nicht vor einem göttlichen Wesen außer ihr, von welcher Art es sei, zu knieen braucht, sondern allen Reichtum in sich selbst trägt. „Schon rein instinktiv empfindet der germanische Geist" im Ehrbewußtsein die „Ewigkeit und Unverlierbarkeit der Persönlichkeit." Sie ist in der ganzen nordischen Rasse der überragende Ewigkeitswert, durch den der einzelne seinem Volkstum seelisch eingegliedert ist, wie er ihm durch sein Blut leiblich eingegliedert ist. Wenn er durch sein Willens-Ja dies Ewige, Ehre und Freiheit, in sich zum Leben erweckt, gekrönt von der Gemeinschaft der

Volksgenossen, dann ist in ihm das Leben der nordischen Rassenseele erweckt.

Das sind die Grundzüge einer dynamischen Religion, die nichts mehr zu tun hat mit dem überlebten Glauben an statische Gottesgrößen. „Eine überwiegend statische Weltbetrachtung", schreibt Rosenberg, „wird religiös einen strengen Eingottglauben fordern, wird diesen Einheitsgott mit allen Eigenschaften der Kraft und Herrlichkeit bekleiden, wird auf ihn die Schöpfung zurückführen." Deutschvölkischer Gottglaube findet in uns das dynamisch Göttliche. „Die diesen neuen Mythus schauen, denken an Volkslehre, Lebensraum, nationale Freiheit, soziale Gerechtigkeit, Rassenreinheit, Leben erneuernde Fruchtbarkeit", alles Werte, die mit dem Aufwachen der Rassenseele in uns lebendig werden, wenn die nordische Rassenseele selbst in der Willenszucht der Ehre bei uns lebendig wird.

Man sieht, welchen gedanklichen Reichtum der „Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts" enthält und wie tief das Lot dieser Gedankenwelt gesenkt ist. Das Buch ist neben dem Kampfbuche des Führers das weltanschauliche Alphabet des Nationalsozialismus geworden. Welche Lüge, angesichts solcher weltanschaulichen Großleistungen, deren Kraft sich im Dritten Reich noch immer mehr entfalten kann und wird, dem Nationalsozialismus Ungeistigkeit vorzuwerfen, wie es im demokratischen Auslande oft genug geschieht. Im Gegenteil, hier sind geistige Kräfte geballt, die in den Seelen derer, die davon erfaßt werden, innere Umwälzungen hervorbringen und neue Menschen schaffen. Mit dem Preise, den der Führer dem Verfasser des Mythusbuches verliehen hat, hat er den unentbehrlichen Wert, den gerade auch das Schrifttum Alfred Rosenbergs im Gesamtrahmen des Nationalsozialismus hat, vor aller Welt unterstrichen.

Die Zucht gestalteten Gemeinschaftswillens, das Licht rassenbiologischer und rassengeschichtlicher Erkenntnis ist im Dritten Reiche Gemeingut aller geworden. Mit welcher Wucht die geistigen Waffen im Ringen mit der Weltanschauung von Gegnern und Dunkelmännern gehandhabt werden, hat eben jetzt wieder der Parteitag in Nürnberg gezeigt. Hinter dem allen steht die religiöse Tiefe, deren Mund das Mythusbuch von Alfred Rosenberg geworden ist.

Volkstum und Erlösung

(gegen Karl Barths Orthodoxie)

Erschienen in der Sammlung „Nationalsozialistische Weltanschauung"
bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1933

I. Kämpfende Auffassungen

Es gibt zwei Äußerungen von sehr verschiedenem Sinne und von sehr verschiedener Seite, die für unser Thema aufschlußreich sind. Die eine stammt von Karl Barth und steht in seiner Predigtsammlung „Komm Schöpfergeist!". Ehe wir nicht zu Menschen würden, die durch Gottes Vergeben Erlösung hätten, würden wir nicht zum Frieden in unserm Volke und mit anderen Völkern gelangen. Die andere Äußerung stammt von J. G. Fichte und steht in seinen Reden an die deutsche Nation. „Mit der Genesung für Nation und Vaterland hat die geistige Natur unsere vollkommene Heilung von allen Übeln, die uns drücken, unzertrennlich verknüpft."

Barth meint, daß durchaus der Einzelne ein neuer Mensch aus Gott und durch Gott werden müsse. Dann erst wird er der Liebe zu den Volksgenossen fähig werden. Liebe wird die Kluft schließen, die sich zwischen Bürgern und Arbeitern aufgetan hat. Sie wird auch die Gegensätze zwischen den Völkern überbrücken, die aus nationaler Selbstsucht stammen. So, von den erlösten Einzelnen aus, gehe der Gottesstrom zum Volkstum und weiterhin zur ganzen Menschheit.

Fichte meint, daß in jedem ursprünglichen Volke schon von selbst göttliches Leben in besonderer Prägung aufgegangen sei. Dies göttliche Leben ergreife uns in der Vaterlandsliebe und mache uns zu neuen Menschen. Es lasse die persönliche Selbstsucht wie welkes Laub abfallen. Wo die Vaterlandsliebe viele gemeinsam ergreife, da läutere sie auch ihr Gemeinsamkeitsleben. Alle Unterschiede, die sie mit ihrem

Selbstsuchtsblicke untereinander aufgerichtet hätten, verschwänden. Bei Fichte geht der Gottesstrom vom Volkstum zu den Einzelnen.

Wir sagten, bei Barth gehe der Gottesstrom von dem Einzelnen, der Erlösung durch Gottes Gnade gefunden habe, zu seinem Volkstum. Das ist, nach dieser Richtung der Theologie, der „dialektischen", zu viel gesagt, wenn man es so versteht, daß der erlöste Christ von Gott zum Dienste am Volkstum berufen werde. Gottes Wille ist der erlöste Mensch als solcher. Was der tut, bleibt diesem überlassen. Gott hat ihm überhaupt nichts vorgeschrieben, ihm diese oder jene besondere Aufgabe gestellt. Genug, daß er ihm ein neues Leben schenkt, dieses sucht sich dann seine Aufgabe, wie es will. Mit anderen Worten: Barth faßt das Christentum durchaus nur als Erlösungsreligion auf, nicht als Aufgabenreligion.

Andere Theologen fassen das Christentum nicht nur als Erlösungsreligion, sondern auch als Aufgabenreligion auf. Es sei nicht nur eine Anweisung zum seligen Leben der Erlösung von Schuld und Sünde, sondern verpflichte den erlösten Menschen in besonderen Geboten zu besonderem Tun „Du sollst Gott lieben über alles und deinen Nächsten als dich selbst". Das sei eine klare Vorschrift. Hier sei nicht nur geschildert, was der durch Sündenvergebung erlöste Mensch in der Kraft seines neuen Lebens von selbst tun wird, sondern es werde ein ausdrückliches Gebot an ihn gerichtet; ja, das Gebot richte sich an alle Menschen überhaupt, auch wenn sie in ihrem natürlichen, von der göttlichen Vergebung noch nicht berührten Zustande die Kraft es zu erfüllen unmöglich haben können.

Bezieht sich Gottes Wille aber auch auf Vaterland, Staat, Nation? Hier beginnt der Kampf der nicht-dialektischen Theologen untereinander, der volksbejahenden und der volksverneinenden Theologen. Den pazifistischen Theologen steht es fest, daß Gott in der Kraft seiner Vergebung nicht nur ein neues Leben schenke, sondern er wolle auch, daß sich dieses neue Leben in bestimmter Richtung nach bestimmten Zielen entfalte. Das Evangelium stelle uns durchaus vor positive Aufgaben, aber Aufgaben, die auf das Vaterland, auf das Volkstum zielten, seien bestimmt nicht darunter. Die gottgewollte Aufgabe des erlösten Christen, nein, aller Menschen überhaupt, sei ein Reich der Liebe auf Erden, Volkstum stehe nicht im Lichte der evan-

gelischen Aufgaben. Möge man meinetwegen sagen, daß die Ströme neuen Lebens, die aus der göttlichen Vergebung auf die frommen und erlösten Menschen fließen, Gottestum im Raum des Volkes bedeuten. Dieses Gottestum habe jedenfalls einen auf das Volkstum gerichteten Sinn nicht. Es sei eher Gottestum wider Volkstum. In der Betonung ihrer Volkstümer zerreißen und zerfleischen sich die Menschen, statt Liebe und Verträglichkeit zu üben.

Die volksbejahenden Theologen stemmen sich hiergegen. Sie lassen sich auch ihrerseits nicht ein auf den Standpunkt Barths, daß das Christentum nichts als Erlösungsreligion sei, und daß es im übrigen dem erlösten Menschen sein Tun selbst überlasse, darin er immer Gottes Werk treibe, gleichgültig, wohin er sich wende. Das Christentum stelle uns tatsächlich vor gottgewollte Aufgaben. Die pazifistischen Theologen sähen diese Aufgabe nur im universalen Gottesreiche auf Erden. Aber mit dem evangelischen Liebesgebot sei die Pflicht gegen Vaterland und Volkstum keineswegs ausgeschlossen. Im Gegenteil gewönnen diese Pflichten aus dem evangelischen Liebesgebot erst einen höheren, geheiligten Sinn. Der Strom göttlichen Lebens kehre sich nicht ab vom Volkstum, wie die christlichen Pazifisten vermeinen. Dem Erlösten bleibe auch nicht, wie Barth das annehme, jede Aufgabe, der er sich zuwende, frei überlassen, so daß es eine beliebige Aufgabe sein könnte, vielleicht bei dem einen das Vaterland, bei dem andern die Menschheit, sondern Gott wolle geradezu auch den Dienst am Volkstum und Vaterland. Er wolle ihn durch das neue Leben des Christen zu einer sittlichen Größe erhoben wissen, ja er wolle, daß solcher Dienst eine sittliche Größe ersten Ranges werde.

Alle diese Auffassungen sind auf dem Boden des kirchlichen Christentums möglich. Ihnen allen steht der Fichtesche Nationalismus, die national-religiöse Auffassung, gegenüber. So sympathisch die volksbejahende Richtung christlicher Theologen sei, der Kampf, in dem sie mit den anderen Richtungen der Theologie stünden, beweise, daß hier unsicherer Boden sei. Man könne in vaterländischen Dingen der christlichen Entscheidung nicht vertrauen und brauche es nicht. Vaterland und Volkstum seien heilige Größen in sich selber. In der Tat ist da von vornherein etwas göttlich Überindividuelles gegeben, das von sich aus in den Herzen brennt und uns zu Hingabe, Arbeit, Opfer aufruft. Der Dienst an Volk und Vaterland braucht nicht erst geheiligt

zu werden aus einem voraufgehenden, von ihm verschiedenen Gotteserlebnis heraus, sondern dieser Dienst heiligt uns. Volkstum, Nation, Vaterland sind selbst schon die Offenbarung einer allerhöchsten göttlichen Werthaftigkeit. Darin i s t Göttliches, und dies Göttliche ist die Sonne alles Wertlebens, denn was uns sonst als Wertanspruch entgegentritt, erlangt nur Wert und Berechtigung, wenn wir es darauf beziehen. Volkstum, Nation, Vaterland sind Himmelreich, etwas Höheres gibt es nicht. Vielleicht muß ich als volklich ergriffener Mensch zugeben, daß anderes, fremdes Volkstum höher an Macht sei als das meinige. Höher an Wert gilt mir keines, gilt mir sonst nichts auf der Welt und über der Welt. Hier ist in sinnlicher, irdischer Gestalt ein unendlicher Gehalt, eine unendliche Bedeutung vor mir aufgetan, die mich mit unbedingter Forderung ergreifen.

Mag man sich andere Werte denken als Vaterland, Nation, Volkstum, etwa Wissenschaft, Kunst, Menschenliebe. Sie bleiben alle unter dem Wert und Bedeutungsgehalt, der uns im geschichtlichen Leben des Volkstums umfängt und sich mit unserer Arbeit, unserm Einsatz immer weiter zeugen will, zurück. Also nicht etwa als eine immergleiche Wertgröße, einen unveränderlich daseienden Gehalt, haben wir uns Nation, Volkstum, Vaterland zu denken. Wie ja auch die Wissenschaft ein Wahrheits l e b e n in uns ist, das immer neu unsere Seele bewegt und in der Bewegung der Seelen sich selbst immer reicher entfaltet. Oder wie die Kunst in immer neuen Entfaltungen mit Werten der Schönheit in den künstlerisch bewegten Seelen aufbricht. So entfalten auch Volkstum, Vaterland ihren Bedeutungsgehalt, ihre geschichtliche Macht, ihre geistige Wucht nur in der Kraft von Seelen, deren lebendige Bewegung sie werden. Aber diese Bewegung, das ist der Sinn der national-religiösen Auffassung, ist von einer letzten Überlegenheit, der die wissenschaftliche Bewegtheit, die künstlerische Bewegtheit und jede sonstige Bewegtheit der Seelen nicht gleichkommt. In ihr ist göttlicher Aufbruch im höchsten Ausmaße. Sie ordnet sich jenen anderen Bewegtheiten nicht nur über, sondern ordnet sich ihnen so über, daß sie jene in sich hineinordnet und dadurch jene erst zu Kraft und Blüte bringt. Nicht also steht sie in einer Reihe mit ihnen, als gäbe es eine Wertstufenleiter, deren oberste Sprosse sie selbst wäre. Am wenigsten ist hier ein vermeintliches Reich der Werte gedacht, in dem es Vorrang und Nachrang gäbe. Sondern wir meinen, wenn in einer Seele das

Leben ihrer Volkheit nicht in der Wurzel ist, dann verdorren und entarten auch alle anderen Wertlebendigkeiten. Hier ist ein heiliges Zentrum, auf das alle anderen Werterlebnisse erst bezogen werden müssen, um Kraft und Fülle zu gewinnen, und in solchem Gliedwerden der letzteren wächst und entfaltet sich das Zentrum selbst. Kurz, wir haben es zu tun mit einem Gottestum in der Seele, als Leben spendendem Zentrum für alle andere Wertbewegung.

Damit ist der Mißdeutung vorgebeugt, als gelte in der national-religiösen Auffassung die Nation als irdischer Gott. Nein, das innere Sein eines Menschen kommt nicht in Ordnung, wenn er nicht selbst Nation wird, d. h. wenn es ihm an volklicher Klarheit und Wahrheit fehlt. Wenn er nicht in sich selbst das Verhältnis zu seiner Nation, seinem Staate, seinen Volksgenossen in Ordnung gebracht hat, und zwar so in Ordnung gebracht hat, daß alles in einer Bejahung bei ihm zusammengreift, dann mag er irgend etwas anderes in der Welt oder über der Welt noch so sehr bejahen: die Wahrheit des Lebens bejaht sich bei ihm nimmermehr. Nicht zum irdischen Gott erhebt er Vaterland und Volkstum in Hochmut und Übermut anderen Völkern gegenüber, sondern Volkstum und Vaterland werden in ihm zu lebendiger Ewigkeitsbewegung, an der er seine letzte Erlösung hat, mag er die vorletzte an Wissenschaft, Kunst oder sonst was haben.

Nach allem, es sind die drei christlich-religiösen Auffassungen von der national-religiösen Auffassung zu unterscheiden. Barth, der Künder der dialektischen Theologie: das Christentum ist nichts als Erlösungsreligion, in keinem Sinne Aufgabenreligion. Die pazifistischen Theologen: das Christentum ist auch Aufgabenrelgion, aber die nationale Aufgabe hat darin keinen Platz. Die volksbejahenden Theologen: der Dienst an Volk und Vaterland verträgt sich nicht nur mit dem Geiste des Christentums, sondern ist ein Brennpunkt christlicher Sittlichkeit. Nach allen diesen drei Auffassungen kommt es zuerst darauf an, daß der Mensch von Gott entsühnt werde. Von der Kraft seines neuen Lebens würden dann auch die Aufgaben gesegnet, denen er sich zuwende, auch wenn, wie Barth meint, der ausdrückliche Wille Gottes auf keiner dieser Aufgaben liege. Aber, setzen die volksbejahenden Theologen hinzu, der Dienst am Vaterland sei gerade das Werk, das vor Gottes Augen besonders wohlgefällig sei. Die Vaterlandsliebe sei Aufgabe von Gott, jedermann ins Herz geschrieben. Die National-

religiösen lehnen es ab, daß irgend ein Gott die Vaterlandsliebe zur Aufgabe machen solle; sie sei allerdings jedermann ins Herz geschrieben, aber in ihr offenbare sich innere Ewigkeit.

II. Von Sinn und Sinnlosigkeit des Erlösungsgedankens

Was ist es mit jenem Erlösungsgedanken, der allen drei Richtungen christlicher Theologen gemeinsam ist, und der, wie das Beispiel Barths zeigt, von der Streitfrage, ob Gott noch andere Anliegen an die Menschen habe, als nur einzig ihre erlöste Seelen, völlig getrennt werden kann? Gibt es etwas in uns, das der Erlösung bedarf? Widerstrebt nicht der adeligen Seele jede Erlösung, die ihr von außen angeboten wird? Vor allem, kann uns die Frage, ob Erlösung oder nicht, in Ansehung der Sache von Volkstum und Vaterland überhaupt berühren? Brächte etwa der erlöste Christ in seinem Dienst an Volkstum und Vaterland ein Plus hinein, das die natürliche Hingabe daran überwöge?

Das Wort „Erlösung" hat für viele unter uns einen bitteren Geschmack bekommen, weil wir es oft in knechtseliger Weise gehört haben. Uns soll Erlösung durch „Vergebung" beschert werden, die durch Reue und Sündenbewußtsein erbettelt werden müsse. Trotzdem, an der Tatsache der Erlösungsbedürftigkeit sollten wir nicht vorübergehen. Erlösung wovon? Von Leid, von Schuld, von Sünde? Das Christentum denkt nicht an Erlösung von Leid. Dadurch unterscheidet es sich grundwesentlich vom Buddhismus, der den Menschen von Leid erlösen will. Was kümmert sich eine heldische Seele um Leid, das ihr widerfährt, außer es müßte — Leid um Schuld sein. Der Ritter, der auf Dürers Bild gelassen zwischen Tod und Teufel hindurchreitet, verlacht die buddhistischen Leiden, deren äußerstes der Tod ist, mit dem Teufel aber meint er selbst fertig werden zu können. Auch das Christentum ist nicht leidenscheu — das Leid kann ihm eine köstliche Zucht sein —, sondern es will von Schuld erlösen, und zwar meint es die unvermeidliche Schuld. Es hätte keinen Sinn, sich von einer Schuld erlösen zu lassen, die man wieder gut machen kann, von Unrecht, das man begangen, von einem Makel, den man auf sich geladen hat. Das beides mache man gefälligst selber wieder wett. Unvermeidliche Schuld dagegen —

die kann man nur durch Erlösung „los" werden. Ob es unvermeidliche Schuld gibt? Ist man immer treu gewesen, immer rein gewesen? Hat man nicht in Pflichtenkonflikten es auf sich nehmen müssen, daß man der einen Seite notwendig etwas abbrechen mußte? Hier tritt die Sehnsucht nach „Erlösung" ein, nach dem Erleben reinigender Gotteskraft, die das Versagen überwindet. Es fragt sich nur, ob man hierbei an eine göttliche Liebeshilfe von oben denken soll, oder an einen Gottesstrom der Liebe, der in uns aufbricht und unsere Schwäche, unser Schwanken hinwegschwemmt.

Allen theologischen Richtungen ist gemeinsam, daß sie unsere „Schuld" in unvermeidlicher „Sünde", d. i. in unvermeidlicher Empörung gegen den jenseitigen Herrschergott, sehen, und daß sie dementsprechend unsere Erlösung in „Vergebung durch Gott den Herrn" bestehen lassen. Erst danach gewähre er uns seine Liebeshilfe in den Nöten des Gewissens.

Muß denn aber „Schuld" gerade in „Empörung wider einen göttlichen Herrn" und muß Erlösung gerade in Vergebung bestehen? Für unvermeidliche Schuld ist Vergebung sinnlos, für vermeidliche wertlos. Die vermeidlichen Tat- und Gedankensünden, die sich der Beichtvater erzählen läßt, und für die er Gnade austeilt, sollte man durch bessere Tat und bessere Gedanken erledigen! Immerhin, es ist nun einmal so, das Christentum macht aus Gottes Vergebung und seiner liebenden Hilfe einen Knoten, indem es statt der Schuld im Versagen vor Aufgaben die Schuld wider Gott betont. Je mehr dabei als Bedingung von seiten des Menschen das Flehen um Vergebung, die Haltung des zerknirschten Sünders in den Vordergrund gerückt wird, um so mehr verliert der Heils-Gedanke göttlicher Liebeshilfe an Kraft. Deren Ort ist recht eigentlich die unvermeidliche Schuld am Werke. Die adelige Seele wird sich gerade diese Schuld niemals verzeihen. Denn der Makel klebt an ihr, sie kann sich selbst nicht anders machen und das Leid darum quält sie. Was wäre also göttlicher für Gott, den allmächtigen Herrscher, wenn diese Not zu ihm getragen wird, als daß er die Qual der Not durch reine Liebe beendete!

Indessen für das Thema von unvermeidlicher Schuld und göttlicher Rettung aus ihr kann die Annahme einer herrschenden Gottespersönlichkeit sehr wohl entbehrt werden. Auf pantheistischem Boden andererseits kann das Thema überhaupt nicht gedeihen. Im Pan-

theismus gilt Gott als Weltgesetz, Allseele oder Allkraft. Da kann im Menschen keine Erlösungssehnsucht aufkommen, weil er schon durch und durch göttlich erfüllt ist. Unvermeidliche Schuld ist hier nicht einmal denkbar. Schuld, die man *ist*, gibt es nicht. Gäbe es sie aber, so wäre wiederum Erlösung unmöglich. Denn nur Göttliches kann den Menschen erlösen. Ist des Menschen Seele aber schon selbst göttlich, so kann ihr kein Zuschuß aus anderer Quelle kommen. Ihr natürliches Sein kann sie nicht mehr über sich selbst heben. Kein Mensch kann sich zu mehr erschaffen, als er von Natur ist. Ist schon sein Natürliches gotthaft, so wird er nie seine vergeistigte Natur finden.

Gibt es keine pantheistische Wendung des Erlösungsgedankens, so ist darum doch eine andere als die christlich-theistische Fassung durchaus möglich. Wir brauchen nur in die deutsche Mystik zu blicken. Wie, wenn der Erlösungssehnsucht des Menschen die Sehnsucht von etwas Unerlöstem in ihm zugrunde läge, das in einer unseienden Tiefe harrte, die sich nie mit einer Faser unseres Seins decken könnte? Nur durch ihn, den Menschen, könnte die verborgene Heimlichkeit Existenz gewinnen, aber diese Existenz wäre wiederum etwas ganz anderes, als unsere Existenz, sie wäre von einer Höhe, Reinheit, Geistigkeit, die, uns sich mitteilend, gerade das uns geben könnte, was uns aus der sittlichen Unzulänglichkeit unserer Existenz hinaushöbe? Vielleicht ist unsere Erlösung der Atem jenes Unerlösten, das sich ohne den Menschen nicht entsiegeln kann, das in seinem Willen geboren sein will, aber im menschlichen Willen, der ihm Geburtshilfe leiht, als ein Himmel über dem Willen aufgeht? Dieser Himmel könnte auch in der Liebe zu Volk und Vaterland aufgehen und vielleicht gerade in ihr am meisten.

III. Das Wesen unvermeidlicher Schuld

Fragen wir zuerst, wie und gegen wen wir unvermeidlich schuldig werden! *Fichte* hatte in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" von der vollendeten Sündhaftigkeit des damaligen Geschlechts gesprochen und diese Sündhaftigkeit in der Selbstsucht gesehen. Freilich meinte er vermeidliche Selbstsucht, so sehr ihr Allgemeinwerden in den preußischen Ländern jeden einzelnen mit ihrer Verderbnis umspann. Sicherlich muß im Born der Volks- und Vaterlandsliebe, wie er sie sah, als Dasein göttlichen Lebens in uns, auch unvermeidliche Selbst-

sucht ertrinken. Welches ist diese, worin besteht der Tribut, den auch im „besten Leben" unsere Geschöpflichkeit über uns verhängt?

Die Menschen sind mit vielen Sachen im Guten und im Bösen beschäftigt. Es hängt vom Spiele ihrer Neigungen ab, mit welchen Sachen sie sich vornehmlich beschäftigen. In jedem Menschen spielen viele Neigungen, aber bei den einen treten mehr diese, bei den anderen treten mehr jene Neigungen in den Vordergrund. Da sind die selbstischen Neigungen, die Verliebtheit des Menschen in die Lust, die er kostet, und in die Person, die er ist. Sie machen ihm den Kitzel der Lust zu einer Werterscheinung, der er nachjagt, machen ihm den Ruhm, die Ehre, die Macht, die Schönheit, den Reichtum seiner Person zu anderer Werterscheinung, an der er hängt. Was ihm begegnet, das tastet er danach ab, ob es ihm nützt, um daraus Lust zu gewinnen oder Wertverbreiterung, Werterhöhung für seine Person. Nach solchen utilitaristischen Gesichtspunkten kann man auch Gott und Vaterland, Kirche und Staat, Liebe und Freundschaft abtasten. Nichts in der Welt und über der Welt wird verschont von dem Abtasten mit dem Auge der Selbstsucht. Daneben sind in jedem Menschen aber auch unselbstische Neigungen angelegt. Unser altruistisches Gefallen rückt uns andere Einzelmenschen in seelische Nähe. Je nach seiner Lage werden wir mit Mitleid oder Mitfreude erfüllt. Wir werden aufgeschlossen für ihn, für sein Tun und Treiben, er selbst wird uns zur Werterscheinung, die es uns angetan hat, es oft bis ins tiefste Herz antun kann. Unselbstische Neigungen anderer Art gehen auf ideale Gegenstände, wie Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit und treiben uns, ihrer Werterscheinung anzuhängen. Ein dritter Kreis unselbstischen Gefallens richtet sich auf menschliche Ganzheiten. Von ihm kommt es, daß uns Gesamtheiten, in denen wir mit anderen Menschen zusammengefaßt sind, oder zu denen wir uns mit ihnen zusammenfassen, zu Wertgebilden werden, daß wir Liebe, Verehrung, den Stolz der Zugehörigkeit zu Stamm, Stand, Staat tragen.

Gegenüber diesen unselbstischen Anlagen regen sich die selbstischen Anlagen und fordern ein Vorrecht. Wird ihnen dieses gewährt, so tritt der Selbstler in Erscheinung. Er betreibt nur seine Sache, auch wenn er sich äußerlich in den Dienst einer karitativen, ideellen, sozialen Sache stellt. Es gibt Menschen, die den Dienst dieser Sachen niemals anders als selbstisch betreiben, sei es, daß sie daran eine Art Rausch

suchen oder ihre eigene Ehre, ihren eigenen Nutzen. Ja sie können sie niemals anders ansehen als mit eudämonistischem oder utilitaristischem Auge, und meinen, daß alle anderen Menschen sie auch so ansehen müssen.

Dem gegenüber gibt es genug Menschen mit unbelogenen altruistischen, sozialen und ideellen Regungen, Menschen, die sehr deutlich empfinden, was echte altruistische, soziale und ideelle Hingabe ist, nicht nur bei anderen, sondern in erster Linie bei sich selbst. Nur freilich, jeder Mensch hat daneben auch Geschmack von sich und seinen Zuständen. Er liebt das Leben und nicht den Tod. Er freut sich der Lust und scheut Schmerzen, auch in ihm ist ein Durst nach Wertgefühl seiner Person. Wenn sich in solchem Menschen, der sich die Wahrheit der ideellen, sozialen und altruistischen Gefallensregungen bewahrt hat, der diese oder jene in sich stark werden fühlt, die Kraft entsprechender erwachender Begabung regt, zumal in eigener drängender Jugend, dann wendet er sich gern einem sozial, ideell oder altruistisch gerichteten Berufe zu, das heißt, er fügt sich einem der Arbeitsgebiete und Einrichtungen ein, in denen die Menschen seit alters ihrer sozialen, altruistischen oder ideellen Hingabe Nahrung und geregelten Fortgang gegeben haben, sei es der Dienst an Menschen oder der Dienst an Sachen, Dienst in der Kunst, in der Wissenschaft, Dienst in der Krankenpflege oder in der Krankenberatung, Dienst am Staate, an der Familie, Dienst in der Schule, Dienst im ehrbaren Handel und dergleichen. Solcher Dienst erfordert den vollen Ernst seines Willens und seiner Kraft, und nun fragt es sich, wird der Wille in der Treue der Sache bleiben, die seine Besttat verlangt, wird er zu der sich stets weiter spannenden und stets reifer verinnerlichenden Energie des altruistischen, ideellen und sozialen Gefallens werden, das ihn das Werk anfangen ließ? Ebenda geht ihm allzuleicht sein Selbstisches durch. Es bricht aus dem ganzen Umfange seines Lebens auch in dies Gebiet hinein, in dem es nicht heimatberechtigt sein darf. Es nagt an der Kraft der Hingabe und an der Lauterkeit der unselbstischen Energie. Es streut Unkraut in den Acker, sät Eitelkeit, Lohnsucht, Herrschsucht hinein. Es läßt Mattheit und Oberflächlichkeit erwachsen, die Leerheit der Gewöhnung breitet sich aus.

Ein aufrechter Mensch empfindet dies innere Abgleiten als einen Makel und gibt sich einen Ruck. Aber indem er sich anstrengt, um die

Schwäche loszuwerden, um sich in die Zucht der Sache zu nehmen, wird seine Haltung im Vergleiche mit dem ersten Erleben, da sein unselbstischer Impuls aufgeflammt war und ihn der Geist der Sache trug, sehr verändert. Gesetzliches Wesen nimmt ihn gefangen, und wenn gerade dies nach außen als die höchste Konzentration seiner Tätigkeit erscheinen mag, etwas Unbestechliches in ihm sagt ihm, daß mehr Aufschwung, mehr geistige Bewegung in ihm sein müßte, ein anderer Aufschwung vielleicht, als jener des ersten Triebes, dessen natürliche Kraft sich gelegt hat, jedenfalls nicht dieser Plack der Moralität, die den selbstischen Anfechtungen immer wieder mühselig die Pflicht abringen muß, um immer wieder zu finden, daß die Seele matt geworden ist. Er war ein Getragener von der ersten Glut unselbstischer Bewegtheit, von der heißen Kraft des jungen Triebes. Er ist ein Mühseliger und Beladener in der Mühle der Pflicht geworden. Könnte es noch etwas Drittes geben, ihm ein neues Erleben, eine neue Weise unselbstischer Bewegtheit beschert werden, die ohne den Nagezahn der Selbstischkeit bleibt und höheren Auftriebes mächtig wäre, als das Roß des Triebes trägt?

IV. Der Erlösungssinn evangelischer Liebe

Hier setzt die christliche Lehre von der Erlösung ein, wenn man sie sinnvoll versteht. Das Gefühl sittlicher Ohnmacht überkommt den Menschen, der mit sich selbst um sein unselbstisches Leben, sein Adelsleben ringt. Er merkt, daß er immer ins Minus kommt, daß die Sache, mit der er es zu tun hat, sei es eine wissenschaftliche oder künstlerische, eine menschheitliche oder eine vaterländische Sache, einen reinen und lebendigen Menschen erfordert, damit sie nicht selbst verunreinigt werde, den Sinn ihrer Tiefe, den Gehalt ihrer Bewegung verliere, daß er ihrem Geiste die reinste Gesinnung, die lauterste Liebe, die kräftigste Tat schulde, und daß er ihr, der Sache, gegenüber schuldig werde, wenn er halb und halb bleibt. Aber immer findet er sich im Konflikt mit sich selbst, im Konflikt auch mit anderen Aufgaben, vor die ihn das Leben stellt. Der Ernst der Forderung ängstigt ihn, die Verantwortung erdrückt ihn, die Unbeirrtheit des ersten Idealismus kann er sich nicht mehr geben. Das ist die Seelenlage, in der evangelisch gesehen dem Menschen innere Befreiung durch göttliche Erlösung ganz nahe ist. Der

Mensch sieht die Unmöglichkeit, bei sich selbst ohne Makel zu bleiben, er haßt mit diesem Makel seinen eigenen Anblick, er kann und will sich die Zerrüttetheit der Seele nicht verbergen, er bekennt die Wehrlosigkeit vor seiner eigenen Dämonie und flieht mit diesem Bekenntnis zu Gott, dem Gott der Christenheit, der ihm um den Preis dieses Schuldbekenntnisses die Erlösung angeboten hat. Allsogleich ist das neue Leben in ihm. Eine Kraft, Ruhe und Sicherheit der Entscheidung überkommt ihn, die aus höherem Vermögen als seinem eigenen stammt.

Wohlgemerkt, nicht die Sache hat der rettende Gott angesehen, sondern den Menschen selbst, die Qual, die er über der Verantwortung für die Sache erleidet und die Verzweiflung, daß er jeder Sache gegenüber, die nur von reinem Wollen leben kann, schuldig werden muß. Es sind just die Sachen, die aus seiner unselbstischen Angelegtheit heraus als werbende Forderungen vor ihn getreten sind, und deren Dienst vergiftet wird, wenn sich irgendeine Form der Selbstsucht in sie hineinschleicht, sei es auch nur das natürliche Absinken der Willensspannung, die natürliche Erschlaffung durch Gewohnheit. Der Mensch muß unvermeidlich schuldig werden. Aber mit der Hinwegnahme der bereuten Schuld wird ihm zugleich ein neues Verhältnis zu der Sache selbst geschenkt, in welchem er und sie gesegnet ist. Er wird erfüllt mit der Kraft evangelischer Liebe. Evangelische Liebe ist hier nicht gedacht als eine besondere Art der Liebe, sondern als Liebe jeglichen Zuges, sofern sie unter das Evangelium gestellt ist[26]).

Man hat aus evangelischer Liebe allzuoft eine Zuckersuppe gemacht, eine weichherzige Sentimentalität, die unerträglich wird, wenn sie sich ein Richtertum über die Liebe zu Volkstum und Vaterland anmaßt. Aber mit der unterschiedslosen Humanität einer nebelhaften allgemeinen Menschenliebe hat nach meinem Verständnisse die evangelische Liebe nichts zu tun. Da rauschen unter den Mauern alter Dogmen lebendige Wasser, die es lohnen, daß man mit neuem Spaten danach gräbt. Der Erlösungsbegriff des Christentums hat einen unvergänglichen Wert, ohne dessen Würdigung sich jede Kritik am Christentum selbst entwürdigte. Es ist dies: Hat der Gläubige den Kampf um Selbstlosigkeit, um seine Adelsseele auf Gott geworfen, so empfängt er von Gott die Selbstlosigkeit, seine Adelsseele. Er empfängt Verchristlichung aller seiner Hingaben. Christliche Liebe ist das

Reinwerden unserer unselbstischen Neigungen vom Staube der Selbstsucht und der Flüchtigkeit des Triebes, ist ihre durchhaltende Energie, ist mit einem Worte die Verwesentlichung unserer Hingaben, ihr Adligwerden in der Kraft der Ewigkeit.

Erinnern wir uns daran, daß lutherisch gedacht Gott nicht die Sachen ansieht, an welche die Menschen hingegeben sind, sondern die Menschen selbst, wie sie hingegeben sind. Alle irdischen Werte sind ihm nichts gegen den Wert unserer Seele. Es gibt keine Objekte, die ihm über die Seele gehen. Aber die Seele soll sich in der Arbeit an den Objekten betätigen und daran ihren Wert als Seele zeigen. Ihr ist die Aufgabe gestellt, die eine und einzige, im Handeln für Aufgaben, welche es auch seien — und immer stehen wir in lebendigen Aufgaben — treu und rein zu sein. Gott will unsere Treue und Reinheit in der Erfüllung von Aufgaben, stellt uns aber die Aufgaben selbst frei.

Aber eben im Dienste der Aufgaben, die unsern Willen über uns hinaus spannen, so hatten wir vorhin gehört, findet der Mensch die Treue und Reinheit nicht aus eigenen Kräften. Er kann nicht anders, er muß daran schuldig werden, er kann sich vor dem Schuldigwerden von sich aus nicht retten und flieht mit dem Bekenntnis seiner Schuld und seines Unvermögens zu Gott, als Christ zu dem jenseitigen Gott der Kirche. Nun empfängt er Vergebung und in der Vergebung Rettung. Das heißt, Gott umkleidet die selbstlosen Neigungen des Menschen, immer noch gleichgültig, auf welche Gegenstände sie gehen, mit seiner Kraft und löscht die heimliche Berührung, die sie mit unserer Selbstsucht, mit unserer Eitelkeit, unserer Oberflächlichkeit, der Schwäche unseres Leibes, unseres Willens haben, aus und entgiftet sie von allem unreinen Zusatz. Eben dieser neue Geist, in dem wir unsere Hingabe leben, ohne den Staub der Ichheit darin, ist die christliche Liebe. Christliche Liebe ist jedes göttlich veredelte Wollen über uns hinaus. Sie ist verwesentlichter Altruismus, das ist verwesentlichte Hingabe an Mitmenschen, die sich von der Ichsucht abgelöst hat und darum für den Anderen sogar zu sterben bereit ist; sie ist ebensogut verwesentlichter Idealismus, Liebe zur Wahrheit und Kunst, die gleichfalls zu jedem Selbsteinsatze gewachsen ist; und sie ist verwesentlichte Liebe zu Volkstum und Vaterland, in der nicht minder jede Selbstsucht ausgetilgt ist, jede Furcht vor Lebensnot und Leibestod verschwunden ist. Vor jeder Aufgabe, in der sie über sich

hinaus eingefordert wird, steht die neugeborene Seele in der höheren Liebe, das sind noch einmal unsere selbstlosen Neigungen nach Abzug aller Selbstischkeit, die sonst in sie hineinspricht. In solcher Entgiftung sind es dann gar nicht mehr die bloßen unselbstischen Neigungen mit der natürlichen Hingabe, zu der sie im Sturme einer raschen Begeisterung auflohen können, sondern es ist lange Treue darin durch die Kraft der Ewigkeit, die in sie hineingetreten ist. Das alte Leben der unselbstischen Neigungen ist vergangen, es ist ein neues Leben in ihrem Acker geworden, eine geistige Wesentlichkeit, die in ihnen wirkt und doch über sie gespannt ist.

Erlösung, überhaupt gesehen, ist ein Loswerden der Selbstischkeit aus übersinnlicher Kraft, wie in allem Dienst an Aufgaben über uns hinaus, so auch im Dienste des Volkstums und Vaterlandserlebnisses. Diese Kraft kann, theologisch gesehen, nur von außerhalb unseres Erlebnisses, vom jenseitigen Herrn der Welt und der Geschichte her, in uns treten.

Aber der Jenseitsglaube kann entbehrt werden. Genug, wenn man festhält, daß sich solche Kraft in keiner Weise aus unseren Anlagen, unserm Vermögen entfalten könnte, als wäre sie darin irgendwie schlummernd gegeben. Unsere Anlagen, unser Vermögen, das heißt eben unsere Schwäche. Unsinnig zu denken, daß sich die Schwäche plötzlich in Kraft verwandelte! Aber darum braucht unsere Erstarkung zur Reinheit noch keineswegs das Geschenk einer jenseitigen Göttlichkeit zu sein, die, in sich vollendet, ewig existierte, und der wir die „Vergebung" erst abbetteln müssen. Viel eher ist sie zu deuten als die Lebensrune einer Göttlichkeit, mit der Tiefe der Ewigkeit in uns aufbricht, wenn wir im Vertrauen auf ihr heiliges „Ja" mit der hochgemuten Entscheidung für reine Sachen den demütigen Willen zu eigener Reinheit verbinden.

So sehen die Nationalreligiösen die heilende Kraft des Volks- und Vaterlandserlebnisses an. Ihnen ist die Vorstellung fremd, daß etwa das Vaterlands- und Volkserlebnis von uns selbst, aus unserer eigenen Kraft, getragen sein könnte. Wir tragen nichts, wir müssen getragen werden. Unser natürliches Gefühl zu Volk und Vaterland, dem unsere erste Hingabe entspringt, muß über sich selbst erhöht, unser Blutswille zu Arbeit, Dienst, Opfer muß in Geisteswillen verwandelt werden. Unser Blutswille drängt sich zur Gegenstandserscheinung des Gefühls

und umfängt sie in raschem Enschlusse, der bald verlodert. Unser Geistwille hält an dem Gegenstande des Gefühls ewigen Sinn, die Offenbarung eines übersinnlichen Lebens fest, das sich in und über unserer Entscheidung aufschließt und sich bei uns, mit unserer Kraft und unseren Gaben, versinnlichen will.

Aus der Gegenwart dieses Göttlichen quillt uns, nationalreligiös gesehen, die Erlösung. Daß uns sein Ewigkeitssinn erfüllt, das hebt unsern Willen über den Augenblick der Begeisterung zu ausdauernder Kraft, ermöglicht die lange Treue und die Tiefe der Hingabe. Ein inneres Positivum spannt sich in dem Aufleuchten dieses Ewigkeitssinnes über unserer vaterländischen Aufgabe. Ein bloßes Negativum, wie „Vergebung" der Sünde, „Lossprechung" von Schuld, genügt nicht.

Es genügt auch den volksbejahenden Theologen nicht. Aber da sie im Volks- und Vaterlandserleben keinen eigenen göttlichen Strom sehen, der uns, wie Fichte lehrt, in sich selbst erlöst, so bleiben sie dabei, daß uns Gott vorher von der Schuld gegen ihn erlöst haben müsse. Danach segne er auch unser vaterländisches Tun. Sie versichern, daß Gott zwar nicht in unserer vaterländisch-volklichen Aufgabe, so doch bei ihr ist, daß sein Wille mit ihr geht und unsern von Selbstischkeit entsühnten Willen dorthin begleitet.

V. Theologisches Versagen vor dem Vaterlands- und Volkserlebnis

Hier begegnete uns die innere Zersplitterung der evangelischen Theologie, die keine zufällige ist, sondern in der Sache selbst liegt. Nicht nur widersprechen jener volklichen Inanspruchnahme des göttlichen Willens die pazifistischen Theologen, sondern erst recht die Dialektiker. Die Ansichten verteilten sich so: nach der dialektischen Theologie gibt es keinen besonderen Willen Gottes zum Dienste am Vaterlande. Er schenkt schlicht und einfach die Kraft neuen Lebens in die Einzelnen, die sich in jeder Art von Werk, das sie übernehmen, geltend machen wird. Auch vaterländisches Werk kann darunter sein, muß es aber nicht. Der erlöste Mensch selbst ist ein und alles.

Nach der pazifistischen Theologie: vaterländisches Werk kann nie

im Lichte des Evangeliums stehen. Der Geist des Evangeliums geht über den engstirnigen Dienst am Volkstum hinaus auf ein universales Liebesreich, das alle Menschen umfaßt. Dem erlösten Menschen ist die Menschheit als Aufgabe gestellt.

Die volksbejahende Theologie: Dienst an Volkstum und Vaterland i s t Gottes Wille an uns. Der Geist des Christentums verklärt diesen Dienst sogar zu einer sittlichen Aufgabe allerersten Ranges.

Schon der Gegensatz der pazifistischen und der volksbejahenden Theologen unter sich ist tödlich. Wären Vaterlands- und Volksliebe auf den Bescheid biblischer Worte angewiesen, wäre nicht schon in ihr selbst göttliche Klarheit, so müßte sie über der Unklarheit jenes Meinungsstreites verdorren. Aber dieser Meinungsstreit wird über der ehernen Folgerichtigkeit der dialektischen Theologie gegenstandslos. Die dialektische Theologie bringt es uns erst zum Bewußtsein, was es heißt, daß die Christenheit zu einem j e n s e i t i g e n Gott betet, d. i. zu einer Macht, an deren furchtbaren Unendlichkeit alles zerbricht, versengt, zerstäubt, was wir als „Wert" vor sie hintragen möchten. Diese Macht ist niemals in oder bei unserer Aufgabe; unser Wähnen, sie sei es, beleidigt sie. Gott ist immer der ganz Andere, der in keiner Gegenständlichkeit, die wir ergreifen oder die uns ergreift, erscheinen kann, sondern immer wider sie blitzt. Es ist ein kindliches Spiel der Vertrautheit, das sich die beiden anderen Theologie-Richtungen mit diesem Jenseits erlauben, das all unser Diesseits verschlingt. Der ganz Andere kann niemals Gott in uns oder Gott mit uns sein, sondern ist immer Gott gegen uns und unsere Wertgefühle, außer wir empfangen an seinem geoffenbarten Wort immerfort seine Wunder, den Leib und das Blut Jesu. Es ist gar nicht anders denkbar: es muß immer Fremde sein zwischen diesem Überschwange der Unendlichkeit und selbst unserem besten Leben. Nichts als seine Offenbarung kann die Fremde durchbrechen. Jeder Versuch, über den Buchstaben der Bibel um das Kleinste hinauszugehen, jeder Gedanke, daß unsere Anliegen, und seien es unsere teuersten, seine Angelegenheit sein könnten, muß nicht nur scheitern, sondern ist Frevel und menschliche Anmaßung gegenüber seinem Herrenrecht. Es gibt immer nur s e i n e Beziehung auf uns, wir können und dürfen weder uns, noch unsere Werke, noch unsere Ideale auf ihn beziehen.

So gibt es denn auch keine Schuld gegen Sachen, die der Gegen-

stand seiner „Vergebung" sein könnte, keine Schuld gegen noch so „ideale" und „heilige" Sachen, wie wir götzendienerisch sagen, denen gegenüber er uns zu neuen Menschen mit neuer Liebe machte. In aller Verherrlichung irdischer Dinge steckt unser heimlicher Ungehorsam gegen sein Herrschertum, ein Ungehorsam, über den selbst wie dessen Gegenstände sein Gericht ergeht.

Der Leser kann hiernach die Rechnung aufmachen: erfaßt uns in der Volks- und Vaterlandsliebe ein göttliches Leben, das uns übersinnlich durchweht, unsern Willen rein, unsere Kraft stark macht, so kann es niemals auf einen Beistand des Jenseits-Gottes zurückzuführen sein, auf eine Hilfe, die von ihm ausgeht, einen Segen, den er auf uns und unserm Werke ruhen läßt, nachdem er die Schuld unserer Schwäche daran gelöscht hat. Spüren wir dennoch: in unserer Volks- und Vaterlandsliebe steht Göttlichkeit auf, hier geht mehr in uns vor, als aus uns hervorgeht, hier begegnet uns ein Strom der Ewigkeit, der unser irdisches Dasein zu seiner Hülle macht, um sich zu Geschichte und geschichtlichem Sinn zu prägen, so ist das die jenseitstolle Fremdheit des Barthschen Gottes nicht.

So bleibt uns nur die Wahl, entweder bei der Jenseits-Religion zu bleiben und das innere Heiligtum, das bei uns aufgegangen ist, für ein Gaukelwerk unserer götzendienerischen Vernunft zu nehmen, oder uns zur Religion der deutschen Mystik (und Fichtes) zu bekennen, die jenes feierliche Erlebnis einer uns innerlich erfüllenden Unendlichkeit als Lebensregung in uns sich aufschließender Ewigkeit bezeichnet. Wir haben nur die Wahl zwischen göttlicher Unendlichkeit, die uns innerlich erfüllt, oder solcher, die uns äußerlich umdroht, andere Möglichkeiten gibt es nicht mehr nach der grausamen Ehrlichkeit der dialektischen Theologie. Wir sehen diese folgerechte Jenseitstheologie ganz und gar von zwei Worten beherrscht: „Sünde" und „Gericht". Vielleicht trifft man Barths Meinung am besten so, daß man sagt, wohl scheint Gottes Licht auf die vergänglichen Wesenheiten eine Zeitlang und läßt sie als Güter, als Wesentlichkeiten vor uns aufglänzen, dann aber trifft sie ein Blitz und stürzt sie zurück ins Wesenlose. Die geschaffenen Lichter sind nur Lichter für uns, solange er sie leuchten läßt, und immer wieder macht er alsbald Erde und Asche daraus. Wenn wir uns das nicht klarmachen, so finden wir nicht das richtige Verhältnis zu Gott. Wir müssen mit Schrecken der Vergänglichkeit

und Nichtigkeit aller irdischen Werte inne werden, ihrer unvermeidlichen Wesenlosigkeit, aus der sie nur meteorhaft hervortauchen dürfen als flüchtige Werterscheinungen. Wir müssen geradezu fliehen vor dem schmeichelnden Eindrucke der Erhabenheit dieser Größen, müssen uns losreißen von ihnen, uns unter Gottes Gericht über sie und uns stellen. Gott will, daß wir vor der Götzenhaftigkeit aller Wertbilder, vor denen wir gekniet haben, erschrecken, wie er denn mit dem Schrecken seiner Vernichtung über sie und uns hereinbricht. Dann, wenn wir in der Macht seines Gerichts von unserm Götzendienste zu ihm, dem Richtenden und Mächtigen, fliehen, dann tritt die Macht Gottes auf unsere Seite. Wir selbst sind durch Gottes Blitz hindurchgegangen und finden uns auf einmal hineingestellt in seine Sonne.

Wir müssen nach Barth nicht nur vor dem Götzendienste an wesenlosen Wertbildern fliehen — alle irdischen Lichter, in die wir uns vergaffen, sind solche wesenlose Wertbilder, bloßer Wertschein —, sondern wir müssen auch vor dem Götzendienste an uns selber fliehen. Wir müssen in tiefstem Erschrecken auch vor uns selbst hinweg und zu ihm hin fliehen, dann leuchtet uns plötzlich seine Gnade und Vergebung. Für Barth hängt beides untrennbar zusammen: daß wir unser Herz an irdische Güter hängen und sie mit hohen und angeblich heiligen Namen belegen, wie Vaterland, Volk, Menschheit, das ist schon ein Beweis dafür, daß wir an uns selber hängen. Es ist das Menschentum in uns, das sich diese Normen, Werte, Lichter erfindet, das Menschentum, das an sich selbst glaubt und für seine Bedürfnisse, seine Wünsche diese schimmernden Seifenblasen hervortreibt. Aber wie Gott die götzigen Ideale zerschlägt zu der Zeit, da es ihm paßt — auf dem Wege der Geschichte liegen zerbrochene Staaten, zerbrochene Götterwelten — wie er ihre Wesenlosigkeit und Vergänglichkeit vor unsern Augen demonstriert, so nagt auch unaufhörlich an uns selbst unsere eigene Vergänglichkeit, der Wurm des Todes. Gott hat nicht nur die Ideale des Menschen, sondern ihn selbst, sein eigenstes Dasein, mit dem Grauen des Nichts umlagert. Das Menschentum ist in sich selbst und in seinen Wertgespinsten eine Täuschung, es ist Irrlicht über Sümpfen. Zerschlage erst dich und deine Götzen, dann bin ich bei dir! So spricht der Herr, indem er uns von sich aus zerschlägt. Als Herr der Natur überliefert er uns selbst der Vernichtung, dem Tode, als Herr der Geschichte zerschlägt er unsere Götzen, vernichtet Völker und Länder.

Zu diesen Götzen gehört wohlgemerkt auch unser Glaubenshochmut und unsere Moralität. Der Glaubensgötze, der Sittlichkeitsgötze (gute-Werksgötze) sind ebenso scheinhaft und wertlos, wie der Vaterlandsgötze und der Menschheitsgötze. Eben dies Götzentum ist unsere eigentliche Sünde, der Götzendienst an uns selbst, das Götzentum an allerlei Idealen, die wir uns gebildet, an allerlei Gesetzesformen, die wir uns geschaffen haben. Überall verherrlichen wir uns und das unsrige, statt daß wir zu Gott fliehen sollten, der sich in uns verherrlichen will. Es geht uns immer um unsern Personwert, den wir von Hause aus zu haben meinen, oder den wir uns im Dienste unserer Götzen zu erringen meinen, durch Moral, durch Glaubensgerechtigkeit, durch vaterländische Wichtigtuerei, durch Menschheits- und Fortschrittsträumerei. Es geht uns immer um unsere Ehre, unsere menschliche, allzumenschliche Ehre, und wir verleugnen Gottes Ehre. Vaterland, Menschheit, unser Sittlichkeitswahn und die moralischen Werte, die dieser Wahn vor sich aufbaut — das also muß alles nach Barth erst in uns vergehen. Daß wir daran etwas zu haben glauben, das Wert ist und uns Wert gibt, das ist unser inneres Abgewendetsein von Gott (aversi sumus perversi sagt Augustin). Wir dürfen mit keinen anderen Wertgedanken erfüllt sein, müssen sie alle zerschlagen, um Gott allein die Ehre des Wertes zu geben, dann vergibt er uns die Schuld der Eitelkeit und Menschheitsbespiegelung und nimmt uns in seine Ehre auf. Kräfte seines Geistes bewegen uns dann und machen uns, die Fliehenden vor der Sünde der Abgötterei, zu neuen Menschen. Unsere Abgötterei mit uns selbst und unseren Idealen war der Hauptanstoß, den Gott an uns genommen hatte, die Sünde wider das erste Gebot. Erschrecken wir vor dieser Sünde, erzittern wir vor der Wesenlosigkeit unserer selbst und dessen, was wir vorher angebetet hatten, lassen wir uns durchschüttern von dem Vernichtungsatem, den Gott über uns und alles Unsrige haucht, dann sind wir schon durch ihn aus dem Staube der Vergänglichkeit errettet und in die wesenhafte Kraft seiner Ewigkeit gestellt.

Erlösung bedeutet für Barth, daß die Vergänglichkeit in einer inneren Begegnung mit Gott überwunden wird. Wir bleiben hineingestellt in den Strom des Fließenden, in die Flüchtigkeit der Zeit, aber wir hängen unser Wertbewußtsein nicht an das Vergängliche, wir lernen es ansehen und behandeln als Vergängliches, als Werterschei-

nung, die keinen Realwert haben kann. Der Realwert ist uns nur das göttliche Vergeben und das neue Wesen, das uns in der Vergebung geschenkt wird.

Wir sehen: bei Barth liegt auf dem Wege zu Gott die Zertrümmerung aller Ideale, auch des Vaterlandsglaubens, des Volksdienstes als selbstleuchtender Sonnen. Wir müssen uns von diesen hinweg zu Gott selbst wenden, so schwer es uns wird. Er allein ist die Sonne der Wertwirklichkeit und nicht nur Werterscheinung. Aber wie ist es nun weiter, nachdem wir von der Verehrung der Zeitlichter hinweg zu Gott, in seine Ewigkeit geflohen sind? Sollen uns die hohen Bilder des Vaterlandes, der Menschheit, des sittlich Guten, des Wahren gar nichts mehr sein dürfen? Wir knieen nicht mehr vor ihnen, die Gesinnung, daß wir das tun, ist ein für allemal in uns erloschen. Wir kennen keine andere Ehre mehr als Gottes Ehre.

Aber könnte es nicht sein, daß uns hienieden Aufgaben des irdischen Lebens gezeigt sind, zu denen uns Gott selber beruft, damit wir mit neuer in ihm geheiligter Gesinnung daran arbeiten? Könnten sie nicht Arbeitslicht für uns haben, Aufgabenlicht aus Gottes Willen heraus? Sie sollen, könnte es nicht so gemeint sein, allerdings als Ideale, vor uns aufglänzen, nicht damit wir in ihnen schon selbst Ewigkeitsgehalt sehen, — es gibt nichts Irdisches, das ohne den Staub der Irdischkeit bliebe — aber vielleicht ist es vor Gott selbst würdiger, wenn wir solche Aufgaben ergreifen, als wenn wir ideenlos, in einer frommen Gleichgültigkeit, einer neuen Art der ataraxia ohne Bewegtheit durch Werterscheinungen über uns die Geschäfte des Lebens besorgten? Sollen wir uns den Menschen nicht denken können als Gottes Streiter für Wahrheit und Recht, für Volk und Vaterland, meinetwegen auch für Menschheit und Völkerbund?

Bei Barth finden wir nichts davon, daß Gottes Regenbogen über den Aufgaben am Volkstum stehe. Wir finden im Gegenteil die wertverneinende Stimmung, die den Christen zur Erlösung führt, auch nach ihr festgehalten. Niemand habe das Recht, die natürlichen Ordnungen, in die wir uns hineingestellt finden, Familie, Beruf, Volkstum, so anzusehen, als stünde dort Gottes Wille geschrieben. Dort ist und bleibt bestenfalls nur menschlich Hohes und Großes, aber nichts, das vor Gottes Auge bestehen könnte. Immerfort ergeht

darüber sein Gericht. Der Mensch soll kein gutes Gewissen, weder im Kriege, noch im Frieden haben.

Alle ethischen Aussagen und Formeln, ob man Vaterland oder Menschheit sage, seien von dem Anspruche, für uns geltende Normen zu sein, ausgeschlossen: In keiner sei ein System des Lebens enthalten. Das sei nur Gott selber, der uns als lebendige Frage stets neu begegne. In diesem religiösen System der ethischen Systemlosigkeit bleibt immer nur die Gefaßtheit auf Gottes Zorn übrig. Auch nach der Vergebung läßt es uns in innerer Abgeschiedenheit von allem Weltleben verharren. Es ist keine rechte Freudigkeit mehr möglich, irgendeinem der Werte, die uns im Zusammenhange des Lebens aufleuchten, recht von Herzen zu dienen. Unsere Wertempfindung dafür ist bis in die Wurzel zerstört, gebrochen worden. Es bleibt immer Furcht und Zittern, den Gehorsam gegen Gott zu verlieren, in der Vergötzung irgendwelcher Werte von ihm abtrünnig zu werden. Wir müssen immerfort bestrebt sein, uns in betonter Distanz von jedem Geiste weltlicher Dinge zu halten. Das Reich Gottes ist nach Barth niemals ein Reichtum der Werte.

Dieser Standpunkt berührt uns wie marxistischer Geschichtsmaterialismus, nur daß er ins Religiöse umgebogen und vergeistigt ist. Nach dem Marxismus sind Recht, Sitte, Religion, Staat nicht in sich selbst begründete Werte. Sie sind nur Widerspiegelungen des jeweiligen wirtschaftlichen Zustandes. Ändert sich die materielle wirtschaftliche Grundlage, so ändert sich auch das rechtliche, sittliche, religiöse, staatliche Vorstellen. All das ist reine Ideologie, in sich zerfließend und nichtig, abhängig von dem allein substanzhaften Wirtschaftsgeschehen, dem einzigen Realwerte, den es gibt. Dieses ist die tragende und sich wahrhaft aus sich selbst bewegende Wirklichkeit. Mit jeder neuen Phase, in die es eintritt, zerbricht es die alte Ideologie, die Wertraumgespinste, die sich als „geistig" aufblähenden Wesenlosigkeiten. An Stelle der rationalen wirtschaftlichen Wirklichkeit, die nach Marx alle Ideologie und die darauf aufgebauten Lebenssysteme zerbricht, tritt bei Barth die irrationale Wirklichkeit Gottes. Im übrigen die gleiche Relativität aller Wertbegriffe, die gleiche Verwerfung jeder Maßstäbe, die sich mit ethischen Forderungen über uns stellen. Immer wieder der Gott des Alten Testaments, der keine Götter neben sich duldet, der nichts als seinen Dienst, seine Ehre, seine Anbetung ge-

stattet und die religiösen Symbole der anderen als Götzenbilder zer=schlägt.

Deutsches christliches Empfinden kommt hier nicht mit. Nicht dies sich in den Staub werfen vor der Majestät Gottvaters deshalb, weil man Staub ist und entsetzt inne wird, auch mit dem Höchsten und Hehrsten, was man bisher verehrt hatte, Staub geschluckt zu haben, nicht diesen Kniefall vor Gott deshalb, weil er der stärkere Herr ist als meine Ideale, die er vernichten kann und unversehens vernichten wird! Der Deutsche sieht seine Ideale auch vor Gottes Stirnrunzeln an. Er will sich nicht nach asiatischem Geschmack als Wurm zerbrechen lassen, noch viel weniger will er seine Hochziele deswegen verleugnen, weil Gott sie ihm knicken kann, sondern er hat die Sehnsucht nach unzer=brechlicher Treue, mit der er Gott anhängt und auch solchem anhängen möchte, was ihm vor Gott wert erscheint, daß er daran hängen darf. Die Wertung der Gefolgstreue liegt dem Deutschen im Blute. Sie spiegelt sich auch in der Treue zu „Ideen", die ihm Führer durch das Leben werden. Und wo er sich schwach fühlt, die Treue zu üben, da flieht er nicht vor dem Gegenstande seiner Treue und wirft ihn hinter sich, er flieht nicht vor der Aufgabe, vor der Idee, die ihm erschienen ist, sondern er flieht vor sich selber zu Gott und fleht, daß ihm Gott die Kraft zur Treue eben an seinen Aufgaben schenke, auch wenn er bitteren Kelch trinken muß. Sein „Idealismus" ist keine leere „Ide=ologie".

Bei Barth Sündenbewußtsein aus k o s m i s c h e m S t a u b=g e f ü h l. Es besteht darin, daß man, selber Staub, nicht Gott, den Herrn der Welt und über der Welt, verehrt, sondern anderes, was auch Staub ist, in Ehrfurchtlosigkeit gegen Gott angebetet hatte. Man er=schrickt vor dem Nichts und vor der Vergänglichkeit des Nichts und vor dem Gerichte Gottes über das Nichts, der es immer wieder zunichte macht. Deutschem Empfinden wandelt sich das knechtische Sünden=bewußtsein, darin man Ungehorsam gegen einen jenseitigen Gott bereut, in das Gefühl unausweichlicher S c h u l d d e r S a c h e g e=g e n ü b e r , der man treu sein will, einer Schuld, in die uns unsere Geschöpflichkeit immer wieder verstrickt. Man wirft die Qual und Reue dieses Schuldbewußtseins, des Ringens um den Adel der Seele auf Gott, der als eine übersinnliche Macht der Reinheit vorgestellt wird. Das ist kein Sündenbewußtsein aus kosmischem Staubgefühl, sondern

es ist Schuldbewußtsein aus ethischem Ohnmachtsgefühl. Dort: man bittet seine Anmaßlichkeit a b, die gerade auch in moralischen Bemühungen bestehen soll. Hier: man erschrickt vor der Dämonie des Selbstischen in sich und bittet u m innere Reinheit und Treukraft vor dem Auge des Reinen und Treuen. Wir bitten mit anderen Worten um geheiligte Vaterlands- und Volksliebe, geheiligte Liebe zum Mitmenschen, geheiligte Liebe zu Wahrheit und Recht. Man könnte schon sagen, wir bitten um das Gut unserer nordischen Seelenhaltung.

So faßt v o l k s b e j a h e n d e Theologie unser Verhältnis zu Gott auf. Sein göttliches Wohlgefallen ruhe auf unserem Willen zu unselbstischen Aufgaben, und diesen Treuwillen dürften wir durch seine Liebe gestärkt wissen. Wir dürften den Dienst an unserm Werk, den wir ohne ihn in unmittelbarer Hingabe aufgenommen hätten, um so freudiger aus seiner Hand wiederempfangen, insbesondere auch den Dienst an Volkstum und Vaterland. Gott selbst habe uns die natürliche Liebe zu beiden ins Herz gelegt und wolle den Segen neuen Lebens, den er seinen Gläubigen schenke, zumal in ihrer Volks- und Vaterlandsliebe wirksam werden sehen.

Natürlich müssen die volksbejahenden Theologen diese Voraussetzung erst beweisen. Sie haben sich gegen die dialektischen und gegen die pazifistischen Theologen zu wehren. Der Beweis wird darin gesehen, daß Gott der Vaterlandsliebe unter allen Trieben, die uns bewegen, die größte Stärke gegeben habe, — ihre „naturhafte Unbedingtheit". Nicht minder liegt den volksbejahenden Theologen ob, von der Voraussetzung aus, d a ß Gott die Vaterlands- und Volksliebe will, und daß er ihr beim Gläubigen mit seiner Kraft aushilft, die A r t der Hilfe zu schildern. Sie müssen Merkmale suchen, in denen sich die geheiligte Vaterlandsliebe, mit der sich der Christ unter Gott stellt, von der Vaterlandsliebe sonstiger Art unterscheidet. Dieser Unterschied soll darin liegen, daß die ungeheiligte Vaterlandsliebe in unsittlichen „Nationalismus" ausschlage.

Beide Gesichtspunkte vertritt der Göttinger Theolog E m a n u e l H i r s ch in seinem Schriftchen „Die Liebe zum Vaterlande", beide greifen fehl. Die Unbedingtheit, die H i r s ch dem Affekte, dem bloßen Affekte der Vaterlandsliebe, zuschreibt, teilt sie mit jedem beliebigen anderen Affekt, sei er selbstisch oder unselbstisch. Jeder Affekt nimmt uns im Augenblicke seiner Stärke ganz dahin, wie es andererseits die

Gefahr jedes Affektes ist, daß er nach dem Augenblicke seiner Stärke verpufft. Ferner gibt es keinen natürlichen Vorrang eines Affektes vor anderen Affekten. Hirsch meint zwar, die Vaterlandsliebe dulde nichts Irdisches als gleichberechtigt neben sich. Aber wie oft wird die Sache des Vaterlandes zurückgestellt gegenüber doktrinären Meinungen oder gegenüber selbstsüchtigen, z. B. wirtschaftlichen Interessen oder gegenüber humanitären Anwandlungen oder gegenüber kulturellen Liebhabereien. Ebensowenig hält der Unterschied Stich, den Hirsch zwischen der geheiligten und der ungeheiligten Vaterlandsliebe sieht. Den Weg zu dieser Unterscheidung sichert sich Hirsch durch eine merkwürdige Behauptung über den Willen Gottes. Gott habe jedem Volke eigene besondere Aufgaben zugeschrieben und darüber hinaus allen Völkern gemeinsame Normen gegeben. Mit anderen Worten: Gottes Wille an die Völker vereinigt in sich Individualismus und Universalismus. Der allgemeine Inhalt des göttlichen Willens an alle Völker seien die ewigen Normen der Liebe und der Gerechtigkeit. Daneben habe jedes Volk durch seine Existenz eine besondere gottgewollte Aufgabe zu erfüllen und zu verteidigen. Hält man beides zusammen, so heißt das: jedes Volk habe immer zugleich mit der Verteidigung seiner Lebensnotwendigkeiten den universalen Normen der Liebe und der Gerechtigkeit zu gehorchen, es müsse sowohl Vaterlandsgewissen wie Weltgewissen haben. Der Individualismus der Vaterlandsliebe soll mit Gottes allgemeinen Satzungen einig gehen, nationales Selbst- und Sendungsbewußtsein sich mit dem sittlichen Geheiß über allem Menschentum vermählen.

Die natürliche Vaterlandsliebe, sofern sie nicht vor Gott getragen werde, ergreife nur die Sache ihres Volkstums und lasse Gottes universale Normen außer acht. Sie nehme die unheilige Form des „Nationalismus" an, der das eigene Volkstum vergötze und gewalttätig gegen andere Völker werde.

Das bedeutet einen moralischen und einen religiösen Tadel, den Hirsch über den „Nationalismus" ausspricht. Sein religiöser Tadel ist, theologisch gesehen, zuzugeben. Wen Volks- und Vaterlandsliebe ergriffen hat, wem die Entscheidung für sie zum innersten Gut geworden ist, der kann gar nicht anders, als daß er in Volkstum und Vaterland heilige Werte sieht. Dies Wunder kommt über uns, sobald wir unsere natürliche soziale Neigung, die auf Volk und Vaterland geht,

willensmäßig bejahen, wie uns denn solches Wunder in jeder Entscheidung für unselbstische Gefallensziele überfällt. Niemals nämlich leisten es unsere unselbstischen Triebe allein, daß sie sich verwesentlichen, und sei ihr Neigungsleben noch so stark. Wir müssen ihren Gegenstand in selbstschöpferischer Willenstat bejahen oder verneinen. Dann, ja, was geschieht dann? Dann stürzt über unserm Ja eine Macht göttlichen Lebens in unsere Seele hinein. Die Schilderung Hirschs von der natürlichen, aber in schöpferischem Willensentschlusse bejahten Vaterlandsliebe zeigt eigentlich dies innere Gottesleben auf jeder Zeile. Wir können da nur sagen: hier ist ja Heiligtum, hier ist Religion darin. Was könnte solche Vaterlandsliebe durch das Hintragen vor einen jenseitigen Gott noch gewinnen? Aber kein Theolog kann die eigene religiöse Innerlichkeit der Wille gewordenen Vaterlandsliebe zugeben. Auch Hirsch sieht in dem schöpferischen Jasagen zum Volks- und Vaterlandsgefühl nicht die religiöse Tiefe dieses Ja oder Nein, er sieht darin nur die sittliche Verstärkung des natürlichen Affekts, der sich aus naturhafter Unbedingtheit in tathafte Unbedingtheit verwandle.

Diese tathafte Unbedingtheit ihrerseits ist nach uns gar nichts Ethisches mehr, sondern ist der Aufbruch göttlicher Tiefe in uns, wie ihn die deutsche Mystik uns sehen gelehrt hat. Wer das Auge der Mystik nicht besitzt, der muß freilich in dem Bekenntnisse zur Heiligkeit des Volks- und Vaterlandserlebnisses Vergötzung sehen und sieht den biblischen Gott, der keine Göttlichkeit neben sich vertragen kann, beleidigt. Von hier aus ist es Hirschs aufrichtige Überzeugung, daß aus dem Frevel gegen Gottes Alleinheiligkeit andere Sünde kommen müsse. Solche Sünde sieht er in der innern Unsittlichkeit „nationalistischer" Vaterlandsliebe, die gegen die ewigen Normen der Liebe und Gerechtigkeit verstoße.

Indessen die vorgeworfene Gewalttätigkeit gehört keineswegs zum Wesen des Nationalismus. Je reiner die eigene Volks- und Vaterlandsliebe ist, um so mehr achtet man auch anderes Volkstum. Man ehrt in der Auseinandersetzung mit fremden Ansprüchen den Gegner, auch wo man ihn um des eigenen Volkstums willen nicht schonen kann, schont ihn aber soweit wie möglich. Gewiß gibt es in jeder Vaterlandsethik einen Konflikt zwischen dem Rechte des eigenen und dem Rechte gegnerischer Völker. Aber das ist ein unvermeidlicher

Konflikt. Hier kann sich Vaterlands- und Volksliebe den „ewigen Normen" der Liebe und Gerechtigkeit nicht schlechtweg unterordnen, sondern muß sich selbst die Grenzen ziehen, wie weit sie um der eigenen Volksnotwendigkeiten willen jenen Normen folgen darf. Der Individualismus der Volks- und Vaterlandsliebe und humanitärer Universalismus können eben nicht restlos zusammengehen, und in bezug auf den Rest hat nicht der humanitäre Universalismus, sondern der volkliche Individualismus (Existenzialismus) zu entscheiden. Es anders verlangen, heißt eine Quadratur des Zirkels fordern.

Diese Quadratur liegt in dem Willen des theologischen Gottes selber, wie ihn Hirsch sieht. In der Ewigkeit jenes Willens ist sowohl die Treue des Einzelnen, des Volkseinzelnen eines jeden Volkes, für sein Vaterland, wie der Gehorsam gegen die universalen Menschheitsnormen verflößt. Nie kann uns in dem Konflikte der beiderlei Ansprüche eine erlösende Antwort von oben zuteil werden, weil schon dort beides unvereinbar auseinander klafft.

VI. Die innere Göttlichkeit des Vaterlandserlebnisses

Wir sehen, wie das christliche Gottesbild in Stücken zerreißt, wenn es von dem Mysterium der Volks- und Vaterlandsliebe berührt wird. Barth, Hirsch, die Pazifisten, — da ist jedes Hand wider jeden. Um so klarer leuchtet das Mysterium in seiner eignen Göttlichkeit. Wir brauchen nicht um Vergebung zu zittern, die alle theologischen Richtungen, so sehr sie sonst einander widerstreiten, für die Krone göttlicher Gnade halten, so sinnlos sie unvermeidlicher Schuld gegenüber ist. Wir halten es auch wiederum im Gegensatz zu allen theologischen Richtungen nicht für Vergötzung, wenn wir spüren, daß in unserm Volks- und Vaterlandserlebnis ein heiliges Ja über Volkstum und Vaterland aufgeht, daß wir hier in einen Strom göttlichen Lebens eingetaucht sind, der unser Leben zu Gehalt und Sinn weiht und so die selbstsüchtige Eigenzwecklichkeit darin vernichtet. Laßt doch Euren Jenseits-Gott, um dessen Willen in bezug auf Volkstümer und Vaterländer Ihr Euch streitet, aus dem Spiele! Erlebt die lebendige Religion, die inwendig in Volks- und Vaterlandsliebe ist, wie sie Tausende und aber Tausende erlebt haben und erleben werden, und deutet diese Re-

ligion mit der Sehe sei es der deutschen Mystik oder eines E. M. Arndts oder eines J. G. Fichte, oder hört das Wort eines Gegenwärtigen! In einem Vortrage „Nation und Front" sagt Schauwecker: „Es war der deutsche Frontsoldat des großen Krieges, der durch den tiefsten Abgrund des Grauens und über die höchsten Gipfel der Tat, leidend und handelnd, als die letzte Auslese der Nation dazu gelangte, diese selbe Nation zu ihr selber zurückzubringen, indem er sie, bis auf Grund der Seele aufgewühlt, zuerst erlebte und dann ihrer bewußt inne wurde. In ihm geschah die innere Erweckung der Deutschheit. Die Nation als solche, jene stets einmalige seelische Wesentlichkeit aus Kultur, Geschichte, Landschaft, Sprache, Charakter und Glauben, tauchte wieder aus Gründen auf, die so vergessen schienen, daß sie anfangs legendarisch, verschollen anmuteten. Zweitausend Jahre deutscher Geschichte stiegen plötzlich empor, das lebendige Erbgut der Deutschen kam unter Staub und Versunkenheit zum Vorschein." „Unsere Kameraden sind gefallen, d. h. ihre Erscheinungen sind zugrundegegangen, aber ihre Wirklichkeit ist geblieben. Es ist immer dieselbe Wirklichkeit, ob Ziese, Wehner, Dwinger sie schildern, oder ob jenes Leben der stürmenden Front sie lebt, das den Tod umschließt, welcher kein Ende ist, sondern ein Schritt näher zum Sinn, ein kühnerer Gang in das Wesen, ein Beginn wirklicherer Wirklichkeit." „Die Tiefe mit ihren Schichtungen abgelaufener unbekannter Ahnen, mit ihren immer wirkenden Kräften uralter Freundschaften, verschollener Morde, vergessener Ehen, glühender Zeugungen, haßerfüllter Feindschaften, diese reiche, verborgene Tiefe nährt rätselvoll und unaufhörlich die Mächte unserer Seele, die heute am Licht kämpfen, leiden, gestalten und wollen." Wir hören hier eine Sprache, die deutscher Mystik verwandt ist. Schauwecker läßt die innere Nation in der Seele der Frontkämpfer aufbrechen. In ihnen gestaltete sich mit einem neuen Gesicht das ewige Deutschland. Auch in unsere Volks- und Vaterlandsliebe kann dies Heiligtum eintreten. Ein göttlicher Werdestrom, aus der Tiefe der Ewigkeit aufbrechend, verwandelt uns dann in seine Wellen. Wir fühlen uns in seinen Sinn, seine Wesensfülle, seine geistige Gewalt hineingerissen, so daß alles eigensüchtige und eitele Wünschen, alle Nützlichkeitsgesinnung und Todesfurcht abfällt und unser natürliches Gefühl der Volks- und Vaterlandsliebe zu „tathafter Unbedingtheit" verwesentlicht wird. Das eben ist Erlösung.

Protestantisches Gewissen und Volkstum

(gegen das Unzulängliche bei Luther)

Erschienen in den „Blättern für deutsche Philosophie" Band VII,
bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1933

Protestantisches Gewissen ist das Gewissen evangelischer Freiheit, das sich gegen die Vergewaltigung des inneren Menschen wehrt. Der innere Mensch ist niemals ein selbstischer Mensch. Sein Zusichselbstkommen ist ein Übersichhinauskommen. So wird der Mensch evangelischer Freiheit am unleidlichsten gedrückt von allem, was ihn in das Gefängnis seiner Selbstischkeit zurückwirft. Dies Gefängnis ist ausgestattet mit den Wunschbildern unseres Trieblebens, in das von der Dingwelt her, wie sie in ihrem Erscheinen, ihrem bloßen Erscheinen, ist, Lockung über Lockung hineinfällt. Weltlichkeit in uns und Weltlichkeit um uns greifen hier zusammen zu einem Zwange, der der allerstärkste ist, weil er der heimlichste ist, der uns nicht zur Freiheit unserer Innerlichkeit kommen läßt, weil er selbst das Gesicht unserer Innerlichkeit annimmt. Es ist der Zwang der Dinglichkeit, der derselbe ist, ob er in uns oder um uns ist. Wer dieses Zwanges ledig wird, der steht in evangelischer Freiheit nach der einen Seite ihres Wesens.

Der Mensch evangelischen Gewissens ist nicht nur frei vom Gesetze der Dinglichkeit, sondern ist von jedem Gesetze frei, frei vom Gesetze des Staates, frei vom Gesetze der Kirche, frei sogar vom Gesetze Gottes. Das macht, ihm gebietet nicht Gott, sondern Ewigkeit, von der alle Gottesvorstellungen nur die Schatten sind, durchlebt ihn unmittelbar. Das ist die zweite Seite des Wesens evangelischer Freiheit. Die dritte ist, daß ihn eben darum Ströme wesenhaften Lebens erfüllen, die ihn wieder zurückdrehen zur Welt, auf daß er sie, die mit Formen des Gesetzes umpanzert war, mit Formen der Liebe erfülle.

In solcher Doppelheit — Freiheit in Gott gegenüber allem Welt- und Dingzwang, liebendem Ergreifen der Welt und der Dinge aus

göttlichen Zwängen — haben deutsche Menschen die evangelische Freiheit gesehen. Ekkehart zeichnet sie in der Schilderung des „Gerechten", Luther in seiner Schilderung des „Gerechtfertigten".

Die Freiheit des Gerechten kommt nach Ekkehart weder aus Formen und Einrichtungen, Dingen und Werken, noch aus einem begehrlichen Suchen. Sie kommt aus der gestaltlosen Einigung mit Gott, in der alles Was und Warum verschwindet. Die Seele sinkt in ihren eigenen Grund. Da gebiert dann Gott in ihr das innere Wort, seinen Sohn, so daß sie sich mit seinen Gütern erfüllt, in seiner Kraft dasteht. Diese Kraft will überfließen; „den Ekkehart-Menschen" hält nichts, er muß sich lebendig auswirken. Als Liebender ergreift er Aufgaben an den Dingen, die doch nicht aus den Dingen selber herauskommen, sondern von Bildern aus göttlichen Zwängen gespeist werden. Das sind die „guten Werke", in denen „Gott" selber lebt. In einer Mannigfaltigkeit von Bildern des, was wir tun sollen, sind dann alle Seelenkräfte befruchtet und gespannt. Ekkehart hat das Wort „Idee" nicht. Aber seine Beschreibung läßt sich nicht anders verstehen, als daß sich aus „Gott in uns" der Gehalt fordernder Ideen über die Dinge legt. „Halte dir", mahnt der Meister, „gegenwärtig, daß diese Bilder für alle diese Werke nicht dein sind. Sie gehören dem Werkmeister deiner Natur, der nun auch das Werk und das zugehörige Bild in sie senkt. Nimm du es dir nicht an, denn es ist sein, nicht dein. Wird es auch von dir als ein Zeitliches empfangen, so wird es doch von Gott oberhalb der Zeit geboren und gegeben, in der Ewigkeit, jenseits aller Bilder." Diese Bilder schaffender Liebe sind es, die den Menschen den Dingen untertan machen, nicht ihrem irdischen Sosein, sondern dem geistlichen Gut, zu dem sie aufleuchten, der Wertgestalt, zu der sie verwesentlicht werden sollen.

Wir erkennen hier, wie evangelische Freiheit in Ekkeharts Färbung aussieht. Für den „gerechten" Menschen gibt es kein anderes Wertsein, als solches, in dem Gott (Ewigkeit) auflebt, mag noch so viel irdischer Wertschein um Dinge, Einrichtungen, Handlungen, Werke gelagert sein. Daß er keinem Zwange irdischen Wertscheins unterlieg, auch nicht dem Wertscheine des eigenen Daseins, das ist seine „Abgeschiedenheit". Daß sich göttliches Wertleben in ihm gebiert, das ist seine „Gerechtigkeit", und daß es sich durch ihn in alle Weltform gebären will, das ist seine „Liebe". In jener Freiheit von allen Dingen

empfängt er das göttliche Leben als eine Liebeszuwendung zu allen Dingen, so daß ihn nicht mehr ihre blinde Dinglichkeit ruft, sondern das Gottesbild ihres wahren Lebens, das sich im Schenken seiner Seele schaffen will.

Der „Gerechte" Ekkeharts schafft rüstig in der Welt. Nicht Maria, die beschauliche, sondern Martha, die tätige, ist das Vorbild seines Handelns. Er soll in seiner weltoffenen Ewigkeitsbewegtheit dem magdlichen Weibe gleichen, dem die Empfängnis zu reicher Fruchtbarkeit ausschlägt. Die Stellung zum Staat wird nicht erörtert. Erst der mystische Nationalismus eines Joh. Gottlieb Fichte schließt die Lücke, die hier bei Ekkehart noch gelassen ist.

Um so königlicher steht Ekkehart in der Freiheit vom Gewissenszwange der Kirche. Es gibt nichts Deutscheres als seine Lehre vom „inneren Wort", wonach nicht der Gott des Alten Testaments und nicht der Gott des Neuen Testaments, sondern Ewigkeit (Gottheit) ihr drittes Testament in die Seele schreibt. Der Gott des Alten Testaments hat uns das Gebotegesetz gegeben. Dessen Sinn ist nicht, daß wir in der Befolgung der Gebote unsere Seligkeit schaffen sollen (diese ist der Sendung Jesu vorbehalten, die im Geheimnis der Gesetzgebung schon mitgedacht ist), wiewohl uns ihre Nichterfüllung unter Gottes Zorn bringt. Vielmehr sollen sie unser gemeinschaftliches Leben miteinander in der Welt regeln, als harte Pflichten, vor deren Erfüllung unsere Ohnmacht stets zurückbleibt. Sind doch jene Gebote gegen selbstischen Sinn gesprochen, darum für selbstischen Sinn unerfüllbar, der immer wieder alles seinem Eigennutz unterwirft, immer wieder schuldig gegen das Recht anderer wird, und so immer wieder das Gesetz, den Willen Gottes, bricht.

Gäbe es kein Neues Testament, so bliebe das Alte Testament eine Welt des Schreckens Gottes. Es hängt immerwährende Strafe über die, die unter der Peitsche der Gebote doch nicht aus der Versündigung gegen sie herauskönnen. Mit diesem Gesetz scheidet sich Gott vom Menschen und scheidet ihn auch von der Innerlichkeit seiner eigenen Seele, in der Gott selber erst er selber werden kann. Der Gott des Alten Testaments wird sich selbst ein Widergott. Anders der Gott des Neuen Testaments, des zweiten Testaments. In einer ungeheuren Selbstrevolution bricht die Menschwerdung Jesu, sein Sohnesleben,

sein Opfertod, hervor. Nach wie vor hängen die Gebote und Verbote über den Menschen, nach wie vor machen sie sündhaft die, die in der Erbnatur ihrer Selbstsucht aus dem Ungehorsam nicht herauskommen können. Der Mensch bleibt strafwürdig wie vorher, gilt aber nicht mehr als straffällig. Wer der göttlichen Zusage glaubt, daß ihm um Jesu willen der Ungehorsam verziehen sei, von dem läßt der Zorn Gottes ab und er kriegt einen gnädigen Gott. Freilich als eine neue und schwerere Sünde wird ihm nun der Unglaube zugerechnet, und hier liegt die Unvollendetheit des Neuen Testaments. Denn nun kommt alles darauf an, ob es dem Menschen möglich ist, von sich aus zu glauben oder nicht. Ist es ihm seiner Natur nach unmöglich, wie ihm der Gehorsam gegen die Gebote des Alten Testaments unmöglich war, so wird auch das Neue Testament nur eine neue Hölle, ein neues Schrecknis der Verdammnis. Das göttliche Wesen, das sich dem Menschen in Licht zu offenbaren schien, verdunkelt sich wieder zum Widergott gegen ihn und zur Widergöttlichkeit in sich selbst. Es hat seine eigene Erlösung noch nicht gefunden, die es nur in einem freien menschlichen Willen finden kann.

Für Ekkehart ist dieser freie menschliche Wille die Haltung der Abgeschiedenheit. Im abgeschiedenen Willen des Menschen gebiert sich aus dem dunklen Schoße der „Gottheit" erst die rechte und echte Göttlichkeit. Sie ist das Wort, in dem das Wort des Alten Testaments und das Wort des Neuen Testaments im tiefsten Geheimnis der Ewigkeit selbst aufgehoben sind. Das dritte Testament, das deutsche Testament, wird in die Seele geschrieben. In Wahrheit Evangelium, frohe Botschaft der Ewigkeit.

Den anderen deutschen Begriff evangelischer Freiheit hat Luther geprägt. „Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan."

Luthers Freiheitsbegriff in seiner negativen Wendung kreist um den Kirchenplack guter Werke und das Gebotegesetz Gottes. Von den ersteren sind wir frei nach dem Wesen göttlicher Gnade, von letzterem werden wir frei durch die Wirkungen der Gnade. Das Gebotegesetz bringe uns unter den Zorn Gottes. Von diesem Zorne habe uns nur Gott selber (in seiner Lichtseite) loskaufen können und hat Jesus alle die losgekauft, die an ihre Rechtfertigung vor Gott durch seinen

Opfertod glauben. Dagegen erhebe sich ein törichtes Menschenmeinen, vom Papste und der Kirche eingeführt, als könne man sich von sich aus von Gottes Zorne loskaufen, ihn wenigstens mildern, nämlich mit guten Werken. Solche Meinung greife in Unmöglichkeiten und schließe Mißtrauen in die evangelische Verheißung ein. Ernst und feierlich habe uns Gott zugesagt, daß er im Glauben der Menschen alles habe, was i h m genüge. Darum entbinde er den Menschen nicht nur von allem knechtischen Werben um Erlösung, sondern verwerfe geradezu die Meinung, daß ihm mit guten Werken und Tugendgehabe etwas abgekauft werden könne. Das sei der menschliche Hochmut, den er nicht vergebe. Er sei für alle vom Evangelium Angesprochenen die eigentliche, die Todsünde. In der Erkenntnis ergreife der Christ seine Seligkeit sola fide, allein durch den Glauben. Alle menschliche Vermittlung zwischen Gott und ihm erachte er als Blendwerk, er sei Papst und Kirche nicht mehr untertan. Wie Gottes Gnade nicht an g u t e n W e r k e n hänge, so auch nicht daran, daß wir seine G e b o t e erfüllen. Sie sind uns nicht gegeben, damit wir von ihrer Erfüllung Seligkeit erwarten, sondern wehren dem Übergreifen der Selbstischkeit im Zusammenleben mit anderen. Der Gläubige wisse, daß ihn alles selbstische Unvermögen im Weltdienste von der Liebe Gottes nicht scheiden könne. Sein Glaube mache ihn der S ü n d e gegen Gott, des Ungehorsams im verordneten Verhalten gegen die Mitmenschen, ledig, und lasse nur noch die unausweichliche S c h u l d gegenüber den Dingen übrig. Vielmehr sein Glaube hebe auch seine Schuldverstrickung in den Dingen der Welt auf. Denn er hebe die selbstische Begehrlichkeit auf, mit ihr das Gesetz, das der Selbstsucht gebiete, und mit dem Gesetze die Schuld, in die es verstricke. Den im Glauben gesättigten Menschen erfülle nur noch freie Liebe, die mit dem Sterben der selbstischen Begehrlichkeit hervorfließe.

Luther lebt und webt in der Gotteskraft des „Worts". Unter „Wort" versteht er einerseits Christus selbst und sein Reich, sodann die Zusage Gottes, daß er um des Glaubens willen die Schuld der sündigen Menschen nicht ansehen wolle. Die dritte Bedeutung, in der Ekkehart das „Wort" nimmt, fällt beim Reformator aus, nämlich das Wort, das Gott innerlich in die Seele spricht, sein selbstschöpferisches Wertleben in uns. Für Luther ist das Reich der Werte nicht eine innere Selbstschöpfung Gottes, sondern eine stehende Herrlichkeit, eben jenes

Reich Christi (Wort im ersten Sinne, zuletzt Christus selbst), das „nicht irdisch ist, sondern in geistlichen Gütern, als da sind Wahrheit, Weisheit, Friede, Freude und Seligkeit" besteht. Mit diesen Gütern wird der gläubige Mensch angetan, indem sich Gottes gnädige Zusage an ihn (Wort im zweiten Sinne) entfaltet. Glaube der Mensch dieser Zusage, so spreche ihn Gott nicht nur von verdienter Verdammnis frei, von der ihn kein eigenes strebendes Bemühen, kein als verdienstlich angepriesenes Werk erlösen könne — bei allem Wertschein wäre darin kein Fünklein Werts, den Gott ansehen könnte —, sondern Gott schenke ihm überdies den ganzen Realwertgehalt des Reiches Christi, „alles Gut überschwänglich". Hiervon spricht Luther in durchaus mystischer Wendung: „Im Glauben vereinigt sich die Seele mit Christus. Was Christus hat, das ist eigen der gläubigen Seele, was die Seele hat, wird eigen Christi." An solchem Gottesreichtum habe die Seele alles, was i h r genüge (wie zugleich Gott am Glauben alles hat, was i h m genügt). In der Fülle göttlichen Guts höre die unbefriedigte Unruhe auf, in der ihre Selbstsucht gestachelt werde, irdischen Gütern nachzujagen. Damit rücke der Mensch in eine veränderte Stellung zu den Mitmenschen und zum menschlichen Gemeinschaftsleben. Der verborgene Zug in jeder Menschenseele, mit dem Gott die Geister zueinander hin geschaffen habe, trete in der Wärme seiner Ursprünglichkeit hervor, nachdem sein Gegenspieler, die hungrige Selbstsucht, verschwunden sei. Den im Glauben gesättigten, damit aller eigennützigen Begehrlichkeit erstorbenen Menschen bewege nur noch der Dienst für andere. Die freie Liebe, die aus dem Glauben fließe, treibe ihn, ohne Lohn, umsonst, den Mitmenschen gütig zu sein, nach der Weise Christi, der in ihm lebe. Wie Christus uns in freier Liebe gedient hat, „so sollen wir es als Christen mit den Brüdern halten, daß wir den anderen und der Obrigkeit frei dieneten und ihren Willen täten aus Liebe und Freiheit".

Was hier Luther mit „Liebe" meint, ist durchaus nur der natürliche Altruismus des Menschen, mit dem er im Paradiese geschaffen worden sei. Diese Regung genüge sowohl fortan für das Leben des Gläubigen in der Welt, wie auch auf ihrem freien Fließen Gottes Wohlgefallen ruhe. Zwar w i l l Gott und wollte von je, daß der Einzelne in dieser Liebe den Mitmenschen diene, insbesondere mit Gehorsam den Gebietern des Staatswesens diene, in das er hineingestellt sei. Aber

es soll ein adeliges und freies Dienen sein, weder aus göttlicher noch menschlicher Nötigung. Das wird jetzt für den gerechtfertigten Menschen Ereignis. Was dem Selbstler im Gebotegesetze aufgetragen ist und was es doch nicht erfüllen kann, das trägt die dem Glauben verbundene Liebe in ihrem Wesen. Sie ist Gott gegenüber ein adeliges Dienen, denn sie will ihn erfreuen, wie liebe Kinder ihre lieben Eltern erfreuen wollen, und sie ist den Mitmenschen gegenüber ein freies Dienen; denn sie sucht nicht was ihr, sondern was anderen frommt. Sie tut, was sie tut, Gott und den Oberen zu Gefallen, nicht daß sie die Gewalt fürchtete, mit der Gott oder das Strafgesetz droht.

Seltsames Widerspiel! Dasselbe Erlebnis des Glaubens, das dienender Liebe den Weg zu den Mitmenschen und zum Staatsleben frei macht, dämpft zugleich den irdischen Glanz, mit dem die Gegenstände jenes Dienstes locken, auch den Glanz des Staates selbst. Mit dem unsagbaren Reichtum des Gotteswortes, das selber alle Tugend ist, kann kein irdisches Gut wetteifern. Nicht, daß dessen Dasein des Wertes entbehrte. Aber was schon logische Wahrheit ist, daß das Geschaffene in jeder Beziehung hinter dem Schöpfer zurückstehe, das wird der Seele, die im Glauben mit Jesus beschenkt wird, zu erlebter Wahrheit. Sie schmeckt die göttliche Herrlichkeit und wird unmittelbar inne, wie weit hinter ihrer Fülle die Gegenstände des Weltlebens zurückstehen. Das erste Gebot *befiehlt* dem selbstischen Menschen: „Du sollst keinen anderen Gott haben neben mir.“ Die gläubige Seele hat *von selbst* keinen anderen Gott als den Herrn ihres Glaubens. Wie es ihr undenkbar ist, daß jemand ein anderes Gut der unendlichen Wertwirklichkeit Gottes (d. i. Christo) gleichstellen oder überordnen wollte, so sieht sie in jedem derartigen Meinen Vermessenheit und Frevel gegen Gott. Darum wird sie zu einem eifersüchtigen Streiter gegen jedes Tun und Sagen, das dem Gott ihres Glaubenserlebnisses die Ehre der alles überstrahlenden Herrlichkeit nimmt.

Solcher Einstellung entspricht es, daß Luther nur *altruistischen* Gehorsam kennt, mit dem der Gläubige den Staatsoberen dient. Nichts von *ideeller* Schätzung, die am Volkstum einen eigenen wesenhaften Wert bejahte! Volk und Staat gelten nur als ein Teil der Menschheit und stehen unter der Sünde, unter der die ganze Menschheit steht.

Wie ganz anders verhielt sich der Mensch Ekkehartischer Prägung!

Die Liebe, die ihn trägt, ist nicht Wohlwollen, und auf ihr ruht nicht das zusehende Wohlwollen eines jenseitigen Gottes, sondern sie ist göttliches Leben in sich selbst. Sie ist übersinnliche Bewegung, die in den Poren der altruistischen Regung (bzw. anderer unselbstischer Regungen) aufflutet und sie zu ihrer Hülle macht. Das sind die Gotteszwänge in Ekkehartischem Sinne. Wer von ihnen erfüllt ist, weiß, daß in den natürlichen Anlagen seiner Seele etwas vorgeht, das nicht aus ihnen hervorgeht, daß in dem, was in ihnen vorgeht, Gottes eigenes Werden ist, daß hier eine absolute Werthaftigkeit in Existenz tritt, die jedem jenseitigen Gottesbilde gegenüber ihre Absolutheit in sich selber trägt. Diese Werthaftigkeit will sich durch unser Schaffen auch in die Dingwelt hineinschaffen zu mächtigerem Gottesleben. So hören wir Engelszungen, wenn Ekkehart, Menschenzungen, wenn Luther von Liebe spricht. Bei Luther: eine verstummte Saite der menschlichen Natur — der Altruismus — klingt wieder, wenn in der Sattheit des Glaubens das eigene Wünschen still geworden ist. In ihm belebt sich aufs neue das ursprüngliche Wohlwollen aller Geschöpfe zu allen, alte Uranlage entfaltet sich.[27]) Bei Ekkehart: kein Hinwegräumen einer Hemmung, sondern schöpferisches Aufquellen in geistigen Bildern, darin sich göttlich Neues gestalten will. Wir stehen im Banne einer übersinnlichen Bewegung, die unsere unselbstischen Triebe ergreift und geistige Aufgaben darüber spannt, um in unserer Hingabe daran ausblühen zu können. Der Ekkehartmensch, der frei vom Dingzwange in die Ewigkeit eingetaucht war, kehrt von diesen Gotteszwängen erfüllt, zu den Dingen zurück. Luthers Gotteszwang dagegen ist die Herrengeißel über unseren selbstischen Trieben, das drohende Gebotegesetz von oben her, das unseren eigenliebigen Willen in die Schranken des Gehorsams ruft und entmächtigt wird, wenn im gläubigen Sattsein unsere Selbstsucht abstirbt.

Nach der verschiedenen Weise, wie sich der Christ ekkehartischer Prägung und der Christ lutherischer Prägung der Welt zuwenden, gestaltet sich ihr Verhältnis zu Staat und Mitmenschen ganz verschieden. Die Haltung des lutherischen Christen kann über die Ebene eines gefühlsmäßigen oder verstandesmäßigen Handelns nicht hinauskommen. Kein Funke schöpferischen Neubildens in der Schau geistiger Staatsgestalten! Viel eher könnte ihn das apolitische Wort Jesu: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ und: „Jedermann sei untertan der

Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat" in einer ruhigen Fügsamkeit bestärken, mag es auch ein freier altruistischer Wille zum Dienen sein. Er sieht ein, daß Staatsgewalt (Obrigkeit) zur Ordnung irdischen Zusammenlebens nötig ist, und daß man den Menschen, die die Obrigkeit im Sinne der notwendigen Ordnung verwalten, g e r n den Gefallen tun sollte, sie durch Gehorsam in ihren Maßnahmen zu unterstützen. Sein Widerspruch gegen den Staat erwacht nur, wenn sich die Staatsgewalt nach ihren Maßstäben des Glaubens bemächtigen will oder sich selbst für absolut erklärt. In dem Widerspruche begegnen sich Evangelische und Katholiken. Was sie trennt, ist jenes andere, daß der Evangelische seinen weltlichen Oberen g e r n den Gefallen tut, ihren Verordnungen zu gehorchen. Dagegen dem Katholiken ist der Staat nicht nur eine Zwangsanstalt für sündige Menschen, sondern er denkt, daß ihn nur die Weihe der Kirche von der Befleckung befreien kann, in die er durch Teilnahme am weltlichen Wesen des Staates gerät. Es ist immer ein ängstliches, von der Sorge um sein Seelenheil bedrohtes Tun, das ihm die Verflochtenheit in das Staatsleben abnötigt; oder aber es kann ihm zu einem verdienstlichen Tun, zu einem Mittel seiner individuellen Seligkeit werden, wenn er die gottgewollte Ordnung des Staates mit dem Leben verteidigt. „Qui pro patria pugnat, pugnat inter martyros."

Luther denkt sich nicht das Staatsleben anders — der Staat bleibt auch für ihn Zwangsanstalt —, aber er denkt sich anders die Stellung Gottes zu den Menschen, die im Staatsleben stehen. Sie dürfen die Härten des Staatslebens, ohne Angst für ihr Seelenheil, tapfer bejahen. In dem Sinne rät er: „Sündige tapfer!" (etwa als gehorsamer Soldat beim Töten der Feinde). Nur sollen sie sich nicht einbilden, daß irgendwelches auf den Staat bezogenes Tun verdienstlichen Wert habe. Verdienstlichen Wert hat für Gott kein menschliches Tun, sondern nur das Leben und Sterben Jesu, dessen Opfer denen, die an ihn glauben, sowohl die Sünde abnimmt, wie ihren Verdienstlichkeitshochmut vergehen läßt. So darf jeder Erlöste dem Leben im Staate in freier Liebe zu den Verwaltern der staatlichen Ordnung nachgehen, weder ängstlich, noch im Wahne von Verdienstlichkeit, sondern freudig, in der Ahnung eines eigentümlichen Wohlgefallens Gottes, das auf dieser Weise altruistischen Verhaltens liegt.

Die Einsicht, daß die rechte Erfüllung staatlicher Aufgaben keine

altruistische Angelegenheit ist, daß sie nichts von caritas gegen den Oberen enthält, fehlte Luther. Sie hat sich erst nachher in seiner Kirche durchgesetzt. Erst recht fehlte ihm das Bewußtsein, daß in der Volks- und Vaterlandsliebe selbst schon göttlicher Aufbruch ist; es fehlt bei Theologen noch immer. Im Gegenteil, der Glaube, daß sich in der Volks- und Vaterlandsliebe Göttliches (Ewigkeitstiefe) rege, gilt allen, die nichts von Ekkeharts innerem Worte, nichts vom dritten, dem deutschen Testament, vernehmen, als Greuel und Frevel gegen den Bibelgott.

Hinter dem, was Luther Gottes „Wohlgefallen" am staatstreuen Bürger nennt, erkennt der Mensch ekkehartischer Prägung ein viel größeres Geheimnis. Er sieht, daß in der Volks- und Vaterlandsliebe schon selbst göttlicher Aufbruch ist. Allerdings sieht man das nur, wenn man gelernt hat, den Begriff der Gottesgeburt in der Seele geschichtlich zu vertiefen. Eben das läßt sich von Luther lernen, dessen Glaubensbegriff geschichtlich angelegt ist, im Gegensatz zur Geschichtslosigkeit von Ekkeharts Abgeschiedenheitsbegriff. Was dem Abgeschiedenen Ekkeharts geschieht, geschieht ihm in einer göttlichen Zeitlosigkeit. Die Ewigkeit, die in ihn hineintritt, ist nicht geschichtlich geschwängert, sondern bleibt reine Gegenwart. Die Bilder des Seinsollenden, die ihr entströmen, sind auf das Jetzt und Hier bezogen ohne die Gestalt eines Zusammenhanges, in dem sie sich zu einheitlichem Sinne zusammenschlössen. Darum genügt es für Ekkehart, daß sich Gott in der Seele jedes Einzelnen gebiert. Dahin gehe Gottes ganzes Trachten und Jagen. Davon, daß es viel mehr Gottes Treiben und Drängen sein könnte, sich im Gefäße eines Volkstums zu geschichtlicher Bewegung zu erschaffen, weiß Ekkehart nichts.

Luthers Glaubensbegriff ist mit einem geschichtlichen Ereignis bzw. mit dessen Überlieferung verwachsen. Freilich zielt es auf die Menschheit, nicht auf die einzelnen Völker, und es hat in dem einmaligen Tun Jesu Anfang, Mitte und Ende gefunden. Gott selbst hat dabei nichts verloren, noch gewonnen, er zieht sich nach dem Liebeswerk der Erlösung in die Majestät des Richters zurück. Aber von diesem Werke zittern noch tausend Wellen durch die Geschichte. Es wirft seinen Maßstab allen Völker-Maßstäben entgegen und will für sie alle der gemeinsame göttliche Nenner werden, in dem sie ihre Ein-

heit finden. Das ist Geschichtlichkeit, freilich eine Geschichtlichkeit, die jedes volkische Leben aus seiner Eigenbahn reißt. Diese Art Geschichtlichkeit bliebe dem Geiste ekkehartischer Mystik ewig fremd. Ihrer Weise, Geschichtlichkeit anzunehmen, entspräche nur die Vorstellung, daß Gott die ganze Fülle seiner Existenz erst in Seelen gewönne, die in volklicher Gemeinschaft und geschichtlicher Ergriffenheit einträchtig zueinander stehen und den Staat, den sie bilden, immer lebendig in sich erzeugen als Bild der Ewigkeit, die sich in ihnen belebt.

Wir hörten bei Luther: der Gläubige erfülle von selbst das Gesetz. Der selbstische Mensch könne es nie erfüllen, sondern bringe es, unter der Peitsche von Zwang, nur zum Scheine der Erfüllung. Aber welchem Gesetze genügt der Gerechtfertigte im Adel seiner freien Liebe? Den Sinai-Geboten Gottes oder den Geboten des Staates oder beiden? Gewiß sind von Gott beide Ordnungen zur Klammer für sündige Menschen bestellt, aber sie decken sich nur teilweise. Heißt es in den biblischen Testamenten: „Du sollst nicht töten", „Liebe deine Feinde", so setzen sich alle kriegführenden Staaten nicht nur darüber hinweg, sondern rufen sogar Gottes Segen auf ihre todbringenden Waffen. Das ist ein Widerstreit der beiden Ordnungen, der aber gerade nur den gläubigen Menschen angeht. Der natürliche Mensch ist einfacher daran. Er kann als Selbstler, der er ist, das Gebot der Feindesliebe nie erfüllen, und Gottes Gnade hängt nicht daran, daß er es erfüllt, sondern daß er an Jesus als den Erlöser glaubt. Ihn, als weltlichen Menschen, umfängt nun einmal die Macht des Staates, der ihn für sich einfordert und gegen die feindlichen Heere führt. So sündige er tapfer als Staatsbürger, was er für das Leben seines Volkes gegen die Menschenbrüder draußen sündigen muß! Sie wollen ja auch an ihm sündigen.

Indessen eben nur für den natürlichen Menschen erledigt sich im Sinne lutherischer Theologie die pazifistische Verstiegenheit leicht und einfach. Viel ernster blickt dieselbe Frage den im Glauben umgewandelten Menschen an. Er ist über der Fülle der Gnade seiner Selbstsucht ledig geworden und steht in der Freiheit seiner Liebe. Wird sie zur Feindesliebe erstarken, wird sie sich in Gefolgstreue gegen die Oberen seines Volkes bewähren? Hier rächt es sich, daß Luther vaterländisches Verhalten nur als altruistischen Gehorsam angesprochen hat. Der natürliche, aber verschüttete Trieb des Altruismus, der sich im Erlebnis

des Glaubens von neuem auftut, unterscheidet sich zwischen den Menschen des eigenen und des fremden Volkes. Man denke an das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Der altruistisch bewegte Mensch nimmt seine Mitmenschen als Einzelne, als Atome, die aus ihrem Volksleben herausgelöst sind und ihn, ein Atom wie sie, mit ihren Freuden und Leiden unmittelbar berühren. Gleich teuer ist ihm das Empfinden, das den heimischen Oberen gern geben möchte, was ihnen gefällt, und das Empfinden, das über die Grenzen des eigenen Landes zu allen „Menschenbrüdern" schweift. Hier ist der tiefere Grund, warum so viele evangelische Christen dem Pazifismus hilflos gegenüberstehen. Aus dem fünften Gebote Gottes und aus dem entgegengesetzten Gebote des Staates ist ihre Innerlichkeit entlassen. Nun finden sie in sich keinen Kompaß, der ihnen im Widerstreite ihrer gleichschwebenden Menschenliebe den Weg zum Vaterlande weist.

Aber bei der Einengung bürgerlicher Tugend auf altruistisches Verhalten (das evangelischer Liebe gleichgesetzt wird) ist es in der protestantischen Kirche nicht geblieben. Ein Teil ihrer Theologen hat erkannt, daß der Mensch neben altruistischer Liebe noch anderer Arten von Liebe fähig ist, daß er insbesondere auch, wie die Geschichte aller Völker lehrt, die Regung der Vaterlandsliebe fühlt. Auch sie gehöre zur Urschöpfung des natürlichen Menschen, auch auf ihr ruhe Gottes Wohlgefallen. So möge der im Glauben frei Gewordene mit dem Bekenntnis zu dieser Liebe und seines tätigen Handelns unter ihrem Maßstabe fröhlich vor das Angesicht Gottes treten!

Aber genügt es denn für deutsche Menschen, daß die Liebe zu Vaterland und Volkstum für einen „Affekt" neben anderen gelten soll?[28]) Die Vaterlandsliebe hat etwas an sich, woran sich theologische Betrachtung allerdings stoßen kann. Sie sieht in ihrem Gegenstande etwas Heiliges, ein Gut im Ewigkeitslicht, einen so unersetzlichen Wert, daß man dafür sterben kann. Diese religiöse Schau, die für volkliche und vaterländische Ergriffenheit ganz unvermeidlich ist, ist bibelfester Theologie ein Greuel. Sie sieht darin und muß darin sehen einen Raub an der Majestät des geoffenbarten Gottes. Folgerechtes theologisches Denken kann darum gar nicht anders, es sieht an der inneren Notwendigkeit, mit der bei volklich und vaterländisch bewegten Menschen ihr Gegenstand in das Licht der Ewigkeit tritt, zu göttlich aufleuchtender Idee wird, vorbei und verdammt diesen „Idealismus" in

Grund und Boden, wie es jeden Idealismus verdammen muß. Es erblickt darin eine „Vergötzung“ von Vaterland und Volkstum, wie wissenschaftliche Menschen die „Wahrheit“, kunstbegeisterte die „Schönheit“ vergötzen. Die unheimlichste Vergötzung sei doch die von Vaterland, Blut und Volkstum, weil dafür Millionen gefallen sind, während sich für Wahrheit nur wenige Menschen, für Schönheit keine geopfert haben. Deshalb sieht es diese Theologie für ihre heilige Aufgabe an, immer wieder auf die überragende Herrlichkeit Gottes als Schöpfers und als des „Herrn der Geschichte“ hinzuweisen; wie das Leben aller Völker ein verwehendes Sandkorn vor seinen Augen sei, wie er nach Belieben die Völker erhebe oder demütige und zerschlage. Das Herz der Menschen soll seine bleibende Stätte nicht bei Vaterland und Volkstum, vergänglichen Gütern, suchen, wie es sie bei ihnen nimmer finden kann, sondern in der Gnade, die Gott über den erschütterten Sünder spricht. Gerade denjenigen Menschen, denen sich Vaterland und Volkstum zur „Idee“ geheiligt hätten, müsse der Schreck in die Glieder fahren über die Götzendienerei, mit der sie sich gegen das allein ewige Gut, Jesus Christus, empörten; gerade sie aber verweigerten in der Überzeugtheit von der absoluten Geltung ihres Ideenfetisches die reuige Erschütterung. Der Hochmut ihrer moralistischen Einbildung, als gäbe es hier Felder geistigen Werts bei dem Gegenstande, sittlichen Adels bei den Menschen, die ihm dienten, stehe doppelt unter Gottes Zorn. Es gebe keinen sittlichen Adel unter sündigen Menschen.

Der Grimm, mit dem Luther die „guten Werke“ und die Einbildung bekämpft, als könne man sich an ihnen Gnade verdienen, bricht hier, bei den „dialektischen Theologen“ gegen den Idealismus auf, obwohl die Unterstellung, als dächten Menschen, die von der Idee des Volkstums oder des Vaterlandes gepackt sind, im geringsten daran, sich himmlische Gnade zu erkaufen oder in ihrer Hingabe moralisches Verdienst zu sehen, der Wahrheit ins Gesicht schlägt. Die Helden des Weltkrieges sind nicht als Geblendete solcher Einbildung, geistigen Hochmuts, gefallen. Aber allerdings haben die Dialektiker in ihrem Streben, alles geistige Gut zu entwerten, das richtige Gefühl, daß die Anerkennung innerer Göttlichkeit im wissenschaftlichen Erkennen, künstlerischen Schauen und zumal in der Volks- und Vaterlandsliebe den alttestamentlichen Thron ihres Jehovah umstoßen und die Geburt des Worts anders lesen lehren mag als das Neue Testament, nämlich

nicht als Geburt in das Fleisch, sondern als Geburt geistiger Bilder in die Seele.

Nicht alle protestantischen Theologen stoßen zu der eisernen Folgerichtigkeit der Dialektik vor. Etliche sehen in der Volks- und Vaterlandsliebe nicht den Frevel, sondern das Wunder, freilich um es sogleich mißzuverstehen. Sie vereinerleien Vaterlandsliebe, Volksliebe mit dem natürlichen sozialen Triebe des Menschen und erklären den Umstand, daß man für Volk und Vaterland bis zur Hingabe des Lebens einzustehen vermag, mit der unvergleichlichen Stärke dieses „Triebes“. Die Wahrheit ist, daß in der Volks- und Vaterlandsliebe ein übersinnliches Leben unsere soziale Anlage ergriffen hat, alles selbstische Wunschelement daraus gejagt hat und den Gegenstand des sozialen Gefallens in ein Licht der Ewigkeit stellt. Dies, daß sie ihren Gegenstand heilig sieht, macht das bewegende Ethos, nicht die physiologische Stärke der Vaterlands- und Volksliebe aus. Der naturhafte soziale Trieb hat nichts an sich, worin seine Stärke diejenige anderer Triebe überträfe. Überdies ist die Stärke aller Triebe etwas Kommendes und Gehendes. Was hätte sie mit der Ewigkeit zu tun, die im Gefäße unseres Trieblebens von sich aus aufbrechen und es, über das Kommen und Gehen der biologischen Erregungswellen hinaus, zum „Göttersinn beständiger Treue“ „veredeln“ kann (Pestalozzi)! In diesem Ewigkeitsgehalt der Volks- und Vaterlandsliebe liegt ihr Wunder. Sie macht uns in ihrem Gegenstande ein „irdisches Himmelreich“ sichtbar (Fichte), gegen den das unsichtbare droben verbleicht. Nennt man das tadelnd und richterlich „Vergötzung“, gut, so ist es Vergötzung. Die läßt sich dann aber von der Volks- und Vaterlandsliebe nicht abtrennen. Letztere wäre nicht das, was sie ist, wenn sie nicht heiligen Wert in ihrem Gegenstande anschaute. Wer meinen wollte, daß die Vaterlandsliebe erst dann der „Vergötzung“ schuldig würde, wenn sie imperialistisch entartend auf das Alleinrecht ihres Volkstums poche und sich machtgierig an andern vergreife, der täuschte sich über ihr Wesen. Freilich nimmt Volks- und Vaterlandsliebe Vaterland und Volkstum für das höchste Gut, weil sie diese Werte ewig nimmt. Eben darum wird sie aber auch andere vaterlandsliebende Völker *achten*, deren gleichem Erleben sie begegnet, wenn sie auch genötigt sein kann, mit ihnen zu *kämpfen*. Vaterlandserleben, in seiner Tiefe aufbrechend, macht seine Geweihten zu Helden, nicht zu Ehrabschneidern oder brutalen Ge-

walthabern. Gerade die religiöse Eigeninnerlichkeit jenes Erlebens schützt den Vaterlandsliebenden vor Überheblichkeit, weit entfernt, daß es selbst Überheblichkeit und Entfesselung unheiliger Gewalt bedeutete. Was dialektische und nicht dialektische Theologen „Vergötzung" nennen, ist keine Baals-Aufrichtung aus lästerlicher Willkür, sondern dahinter steht die Geburt inneren Worts, die der Seele geschieht. Die verpönten „Ideen", Lichter der Ewigkeit auf den Gegenstand unserer Hingabe, sind jene gottesschwangeren Bilder, mit denen sich nach Ekkehart die abgeschiedene Seele erfüllt, und die schöpferisch und tätig machen in die Welt hinaus. Von der Art sind auch die Ideen von Vaterland und Volkstum, die in Ekkeharts Mystik noch keine Rolle spielen, weil ihr noch der geschichtliche Gehalt gefehlt hat. Der deutsche Idealismus gibt der Mystik Ekkeharts die geschichtliche Wendung, am meisten der Idealismus Fichtes. Bei Ekkehart gebiert sich Gott fertig in die Seele und erfüllt sie mit geistigen Bildern, nach denen sie schaffen soll, sich ausgebend. Nach idealistischer Deutung gebiert sich Gott werdend in die Seele. Die geistigen Bilder, mit denen er sie erfüllt, erwecken sie zu Tätigkeiten, in denen er sein Leben in die Welt menschlichen Wirkens hinein „verflößen" (Fichte), es zu geschichtlicher Kraft und Gestalt verdichten will. Solches geschichtliche Leben Gottes gestaltet sich selbstschöpferisch im Wechselwirken und Zusammenwirken von Menschen. Seelen sind ja nicht starre Wände. Sie sind zumal in der Ansprache gleichen Blutes offen gegeneinander oder werden doch offen gegeneinander in der göttlichen Bewegung, in der sie stehen; und so ist Gottes geschichtliche Bewegung von Seele zu Seele offen. Gott kann in der Geschichte nur werden, wenn er in der Seele zusammengreifender Menschen wird, die von jenen Spiegelungen göttlichen Lebenswillens, von jenen „Gesichtern aus der Geisterwelt" (Fichte) erfüllt sind, die man „Ideen" genannt hat.

In jedem geistigen Hochbild, z. B. „Wahrheit", „Schönheit", „Gerechtigkeit" spiegelt sich göttliches Leben. Dem reichsten entspringen die Hochbilder „Volkstum", „Vaterland", „volkliche Ehre und Freiheit". Denn dieses göttliche Leben hat substantielles Wesen, d. h. es vermag auch dasjenige andere göttliche Leben in sich aufzunehmen, ihm Halt und Geschlossenheit zu geben, von dem die anderen Ideen zeugen, genauer das sich in der Menschen antreibenden Kraft

dieser anderen Ideen bezeugt. In Kunst, Wissenschaft, Recht fließen solche anderen Bäche göttlichen Lebens. Es begeistert auch den Staatsmann, der gewordenes Volkstum zusammenfaßt zum Mittel für werdendes Volkstum, das sich wieder von neuem zusammenfaßt. Volkheitliches Gemeinschaftsleben ist der Strom, in dem alle diese Begriffe schaffender Geistigkeit stehen müssen, um sich zu begegnen. Es kommt nicht zur Ruhe, bis nicht Kunst und Wissenschaft, Staat, Recht und Wirtschaft zusammengreifende Ausgliederungen der einen volklich-göttlichen Bewegung geworden sind. Diese ist das Zentrum; die Peripherie sind jene Kulturgestalten, die immer wieder vom Zentrum her Saft und Strom empfangen müssen, um sich miteinander zur Einheit der Peripherie verweben zu können.

Christentum, Nationalsozialismus und deutsches Glaubensringen

(Deutsche Christen, wie sie sein sollten)

„Die Freiheit und die Tiefe des religiösen Erlebens entscheiden zuletzt über das Schicksal der Völker."

Treitschke.

Erschienen unter dem Titel „Christentum, Nationalsozialismus und Deutsche Glaubensbewegung" bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1934

Vorrede

Eine weltanschaulich-religiöse Einheit unseres Volkes gibt es bisher nicht. Vielleicht wird sie. Noch immer stehen zwei Konfessionen nebeneinander, die in gegensätzlicher Auslegung das Christentum vertreten. Neben ihnen stehen die vielen Gruppen derer, die das Christentum als artfremd ablehnen. Nach den einen geht solche Artfremdheit durch das ganze Christentum. Es atme in beiden Testamenten einen Geist, der deutschem Wesen entgangen sei. Andere lehnen am Christentum nur die Rückbeziehung auf das Alte Testament ab. Lediglich der Geist, der von diesem her in das Christentum hineingekommen sei, und der sich zumal in der Christologie des Apostels Paulus widerspiegele, sei uns unerträglich. Die Gestalt Jesu selbst, wie sie von den Synoptikern dargestellt werde, und den Geist des Johannes-Evangeliums empfänden wir nicht als Gegensatz zur nordischen Art. Noch andere verhalten sich abwartend. Wie wenig wüßten die deutschen Menschen von ihrer eigenen nordischen Art! Erst müßten wir uns Rechenschaft geben über das weltanschauliche Singen und Klingen in unserm eigenen Blute, müßten wissen, was unsere Vorväter religiös und sittlich erlebt hätten, und wie die mehr oder minder gewaltsame

Einführung des Christentums auf unsern nordischen Erbbesitz eingewirkt habe; daraufhin erst lasse sich beurteilen, ob und wieweit der ethische und religiöse Gehalt des Christentums deutscher Wert oder Unwert sei.

Dies ist das eine Anliegen des „deutschen" Glaubensringens, sofern es aus dem Geiste des Nationalsozialismus heraus, im Gefolge seiner grundsätzlichen Betonung der Rasse, seiner grundsätzlichen Abwehr gegen die jüdische Beeinflussung unseres politischen, kulturellen, wirtschaftlichen Eigenlebens, hervorgewachsen ist.

Es ist aber nicht nur von der Frage beherrscht: „Was am Christentum ist ethisch-religiös unserer Art gemäß, und was widerstreitet ihr?" Es ist auch von weltanschaulichem Widerspruch gegen den Vorstellungskreis der Testamente getragen. Jesu Weltbild war sehr anders, als dasjenige, das uns heute beherrscht. Damals galt es als Beweis göttlicher Mächte, daß sie sich unter Durchbrechung des gewohnten Naturlaufes versichtbarten. Die göttliche Geschichte, zumal des Judentums, war erfüllt von den übernatürlichen Offenbarungen Jahves, deren „Wirklichkeit" die christlichen Kirchen noch immer zum Glaubensinhalt machen. Unser eigenes Erleben Gottes in der Geschichte sieht anders aus. Wohl wissen wir, in allen geschichtlichen Verläufen, sofern sie echte geschichtliche Verläufe sind, entfalten sich Wertgrößen, die naturwissenschaftlich nicht faßbar sind. Aber diese Verläufe sind in die naturgesetzlichen Verläufe eingebettet derart, daß letztere den Bewegungen des Wertlebens das Bett des Strömens geben. Die naturgesetzlichen Verläufe bleiben in Ewigkeit, was sie sind. Aber im Gefäße derselben wachsen Bedeutungszusammenhänge hervor, treten auseinander und breiten sich aus, die ihre eigene Welt bilden. Die Materialschlachten des Weltkrieges z. B. waren ein non plus ultra naturgesetzlichen Geschehens. Aber in diesem Geschehen, ohne daß ein Atom aus seiner Bahn wich, vollzog sich für Tausende vom Geschlechte der Ernst Jünger, Grimm, Schauwecker ein geistiger Aufbruch, der fortwirkend und fortzeugend in immer neuen Scharen geistiger Aufbruch werden kann und werden will. Sie merkten, daß das Leben nicht sinnloser Trieb ist, wie es andere empfanden, sondern unter Sinnschöpfung steht. Ihnen war heilige Tiefe begegnet mitten im Rasen der Naturgewalten als eine Ewigkeitsmacht, die sich bei ihnen über ihrem Einsatz entsiegelt und

als der überindividuelle Sinn ihres Volkstums offenbart hat. Die Entsiegelung hat kein Naturwunder gebraucht, um sich zu bestätigen. Hier hat sich in der Tiefe der Seele — Seele ist der Brennpunkt für das Zusammenspiel kosmischen und akosmischen Geschehens — göttliches Geheimnis erschlossen, ohne daß das kosmische Geschehen auf den Kopf gestellt wurde, wie denn das letztere gerade nur in seiner unverrückbaren Stetigkeit und Sicherheit das irdische Leben der Seele tragen und die in ihr sich vollziehenden Neuschöpfungen sichtbar machen kann. Ein Gott aber, der die Gesetzlichkeit der Natur erst umkehren müßte, an den sich nur entgegen der Wahrhaftigkeit des Erkenntnislebens glauben ließe, hat für viele Heutige seine begegnende Macht eingebüßt. Unsere religiöse Sehnsucht sucht das Ewige, das sich in der Seele aufschließt und nicht in der Umkehrung der Naturordnung. Das ist das größte Wunder göttlichen Lebens, daß es mit einer geistigen Gewalt kommt, die uns durch sich selbst gewinnt, ohne daß wir mit dem inneren Unglauben eines Thomas erst in die Natur hineintasten und zusehen müßten, ob sich da etwas umgekehrt habe.

Auch die Gruppen von Menschen, die solchergestalt im deutschen Schicksal die Gewalt inwendig spürbarer Ewigkeit erleben, gehören in den großen Kreis des deutschen Glaubensringens. Ihnen ist gewiß, daß göttliches Leben zwar nicht im Blute gegeben ist, aber daß es im Ja zu unserm Blute in der deutschen Seele aufgeht und so in der Prägung unseres Blutes zu geistig-geschichtlichem Leben wird. Damit tut sich der Gegensatz auf zu jeder kirchlichen Bindung, die weder von dem Erlebnis deutscher Geschichte noch vom Bewußtsein deutschen Blutes getragen ist.

Man entgegnet mit dem Hinweise auf L u t h e r. In ihm sei deutsches Blut und Wesen lebendig geworden, und so habe er das Christentum zu u n s e r m Christentum gemacht. Sein Rechtfertigungsglaube hat es in die freie Innerlichkeit des deutschen Gemütes hineingehoben. Die Reformation sei geschichtlich offenbartes Deutschtum, sie offenbare die Art, wie wir Christentum mit unserm Wesen und unser Wesen mit dem Geiste des Christentums erfüllt hätten.

Das ist richtig bis auf den Punkt, daß die deutsche religiöse Innerlichkeit schon vorher noch kühner hervorgebrochen war. J. G. F i c h t e sieht in der Reformation Luthers einen Beweis für die Gabe

deutscher Menschen, sich in fremdes Geistesgut einzuleben, es mit deutschem Ernst und deutscher Tiefe zu sättigen und es zu einem Bestandteil unserer eigenen Innenwelt zu machen. Aber derselbe Fichte ist sich der Grenzen wohl bewußt, wegen derer er in Luthers Lehre nur eine „Kirchenverbesserung", keine religiöse Vollendung sehen konnte. Für solche genügte es nicht, „nur den äußeren Vermittler zwischen Gott und den Menschen zu verändern", sondern sie fordere, „gar keines äußeren Mittlers zu bedürfen und das Band des Zusammenhanges in sich selber zu finden". Fichte kannte die deutsche Mystik nicht. Hätte er sie gekannt, so hätte er, statt auf Luther, auf den Mann hingewiesen, in dem sich Deutschheit und Christlichkeit viel großartiger vermählt haben, auf Meister Ekkehart.

„Es ist", schreibt Breysig in bezug auf Ekkehart,[29]) „in der deutschen Seele ein Dunkel-Tiefes, Traumstark-Ahnungsvolles verborgen, das je zuweilen alle zwei oder drei Jahrhunderte in Menschen höchsten Wertes Gewalt gewonnen hat." Er nennt Ekkehart unter den Deutschen von allen ihren Großen im Geiste den deutschesten, meint, daß die Urgewalt seines träumenden Ahnens die letzten Ausmaße dessen erreiche, was Deutschen gegeben sei, er spricht von dem Stolze und dem Mute, mit dem Ekkehart in seinem Weltbilde den Menschen Wert und Würde zuspreche gegenüber dem Gotte, wie ihn die Christenheit glaubte, und gegenüber der Kirche, von der sie sich regieren ließ. Dies die Deutschheit Ekkeharts!

Von der „Mystik" Ekkeharts aber hat sich, ob es die Theologen zugeben oder nicht, Luthers Reformation erst genährt. Luthers Rechtfertigungsglaube hat genau dieselbe Struktur, wie das göttliche „Wort", das nach Ekkehart zu handelnder Ewigkeit in uns wird. Luther kennt wie Ekkehart den „deus absconditus", nur läßt er ihn jenseits der sieben Himmel im Posaunenschall der Engel schweben, während er bei Ekkehart stille Wüste in weltloser Tiefe ist. Beide leben und weben in der weltüberlegenen Freiheit des Menschen, in dem Christus lebendig geworden ist, hier der innere Christus, dort der Christus der Bibel. Daß sich Gott, die handelnde Ewigkeit, nur im Worte offenbare, kann sowohl Ekkehart wie Luther sagen, nur daß Luther unter paulinischem Einfluß dies Wort handfest als das Wort

der Bibel genommen und sich von diesem Standorte her immer mehr gegen die Mystik ereifert hat, obwohl er selbst sehr wesentlich von ihr mit bestimmt worden war.

Wir Deutschen fangen an, uns Ekkehart zurückzuerobern. Die aufgebrochenen nordischen Quellen unseres Wesens drängen danach. Aber an Ekkeharts Lehre hängen noch einige mittelalterliche Schlacken. Nicht an ihr allein kann sich ein artgemäßer „deutscher Glaube“ ausrichten. Es gibt noch andere „deutsche Propheten“, einen Jakob Böhme, einen Kant und Fichte. Erst wenn man deutsche Mystik und deutschen Idealismus zusammen schaut und verstehen lernt, die beide um ein letztes Geheimnis ringen, das nicht der Vorbehalt eines persönlichen Gottes ist, sondern sich in unserem eigenen Erleben aufschließt und uns einer heiligen Tiefe gewiß macht, in deren Ewigkeitsatem wir stehen, wird sich deutscher Glaube vollenden.

1. Das Christentum

Das Christentum hat zwei wesentliche Bestandteile, die keineswegs ein unteilbares Ganzes bilden. Der eine Teil ist die zeitgebundene Lehre von der Sündenvergebung durch unverdiente Gnade, der andere Teil ist das ewige Gut jener Erlebnisse, die „evangelischer Glaube“, „evangelische Freiheit“, „evangelische Liebe“ heißen. Der eine Teil ist der Zankapfel zwischen Katholiken und Protestanten und liegt wie ein Alb über der deutschen Einheit; den anderen Teil unverlierbar in die deutsche Seele zu retten, sind deutsche Mystik und deutscher Idealismus berufen.

Die Lehre von der Sündenvergebung, das liegt in ihrem Begriffe, setzt das Dasein eines persönlichen Gottes voraus, genauer, sie setzt das Dasein Jahwes, des Gottes Israels, voraus. Der Glaube an einen persönlichen Gott kennzeichnet solche Völker, die sich für auserwählt halten. Es gibt kaum ein Volk, das sich in höherem Maße als auserwähltes Volk betrachtet hat und betrachtet, als das jüdische. Andere Völker, das griechische, indische, germanische, haben auch mit dem Aufblicke zu persönlichen Gottesgestalten angefangen. Aber ihre religiöse Entwicklung hat sie über diese Anfangsstufe hinausgeführt und strebt einem Gottesbewußtsein zu, in dem das menschenähnliche Got-

tesbild mehr und mehr verschwindet. Solche Entwicklung läßt der einschmeichelnden Vorstellung, daß sich ein persönlicher Gott mit einem Volke besonders beschäftige, keinen Raum. Je mehr ein Volk von seiner Günstlingsstellung überzeugt ist, je mehr es sich zur Endherrschaft berufen fühlt, sich als Spitzen- und Lieblingsvolk göttlicher Weltregierung ansehen möchte, um so hartnäckiger wird es die Vorstellung eines persönlichen Gottes nähren, dessen Herzen es am nächsten stehe.

Als Jesus auftrat, war der persönliche Gottesglaube anderer Völker, die damals führten, schon zusammengebrochen. Im jüdischen Volke, das sich von Gott einzigartig bevorzugt fühlte, lebte er mit unverminderter Zähigkeit weiter. So floß er in das Evangelium hinein. Hier hängen das Alte und das Neue Testament unlösbar zusammen. Denn Jesu frohe Botschaft von der Liebe Gottes bezieht sich zurück auf den mosaischen Bericht vom Sündenfall der ersten Menschen, der das ganze Menschengeschlecht unter den Fluch der Erbsünde gebracht habe, ohne daß irgendein Volk, etwa das jüdische, ausgenommen sei. Jesus hat auf dem eigensten Boden der jüdischen Gottesvorstellung das jüdische Volk auf die Tatsache zurückgestoßen, daß es mit dem ganzen Menschengeschlechte in Erbsünde verflochten sei.

In Jesu eigener Seele war göttliches Leben der Liebe. Es war ein heiliges Feuer, das in allen anzuzünden er brannte. In der Gewalt dieses Feuers war ihm unmittelbar gewiß, daß seine Liebe auch die Liebe des persönlichen Gottes sein müsse, der denen, die ihm, selber liebend, vertrauen, die Schuld vergebe. Weil der entsetzliche Jahwezorn die Menschen so zugerichtet hatte, daß in unvermeidlichem Sündenwandel nicht einer vor seiner ehernen Gerechtigkeit bestehen konnte, mußte sich dies Gottesbild der Liebelosigkeit wandeln in einer Seele, die in sich das Gottestum der Liebe trug. Nicht wandelte sich bei Jesus die Ausgangsvorstellung von Gott. Dazu war die jüdische Überlieferung, unter der er stand, zu fest. Aber gerade die persönliche Fassung des Gottesbegriffes, die ganze jüdische Geschichte des Wechsels von göttlichem Zorn und göttlicher Gnade bei seinem *auserwählten Volke*, erlaubte es dem Stifter des Christentums, eines ebensolchen Wandels von göttlichem Zorn zu göttlicher Liebe auch in bezug auf das gefallene *Menschengeschlecht* sicher zu sein. Gerade in der Spannung von göttlichem Zorn zu göttlicher Gnade,

vom jüdischen Jehova zum liebenden Vater im Himmel, atmet das Christentum in seiner Lehre von der Sündenvergebung.

Aber Christentum ist mehr als nur die Lehre von der Sündenvergebung. In der ersten Christengemeinde, bei den Menschen, die sich nunmehr unter der Gnade göttlicher Vergebung wußten, entwickelte sich ein inwendiges Leben, das vom jüdischen Leben unter den Vorschriften des Ritus und des Gesetzes notwendig verschieden war. Im Widerstande gegen die feindliche Welt wuchs in ihnen ein religiöser Heroismus auf, der durch die drei Begriffe „evangelischer Glaube", „evangelische Freiheit", „evangelische Liebe" bezeichnet wird. Das sind Erlebnisse von tiefstem Ewigkeitsgehalt, die für unbefangenes deutsches Empfinden die eigentliche Größe des Christentums ausmachen. Sie sind nur möglich in der Gewißheit einer göttlichen Gegenwart bei uns. Aber diese Gewißheit kann sich auch dann erhalten, wenn die Vorstellung eines persönlichen Gottes, der, durch Christus uns gnädig geworden, mit seinem Heiligen Geiste bei uns sei, schwindet. Lange genug ist diese Vorstellung das Gerüst gewesen, um das sich die lebendige Wahrheit jener drei Erlebnisse gerankt hat, aber das Gerüst ist morsch geworden. Warum eifern die Theologen immer wieder um den rechten Glauben, der sich in der Spannung von Schuld und Vergebung bewege? Weil die meisten sogenannten Christen in ihrer persönlichen Gottesvorstellung dem jüdischen Volke nachahmen, das sich als Ganzes eines Gottes schmeichelte, der sich mit ihm besonders beschäftige. Solches Gottesbild legt sich noch immer gern jeder Einzelne zurecht. Er möchte sich einer eigens auf ihn gerichteten Obhut erfreuen, er möchte sich, nicht sich ausschließlich, aber doch sich perpersönlich, umhegt wissen von besonderer göttlicher Fürsorge und spricht in dem Sinne vom „lieben Gott", der ihm helfen werde, wenn er bete. Dieser kleinmenschliche „liebe Gott" hat freilich mit dem hohen und reinen Zeugnisse Jesu von der erlösenden und erbarmenden Liebe Gottes nichts zu tun, und doch lebt von solcher heimlichen und jüdischen Ehe das oberflächliche Tageschristentum.

Wer aber dieses nicht mitmacht, weil er logische, ethische, rassische Kritik zu üben weiß, der wird leicht zu einem Verächter aller christlichen Werte. Mit der personhaften Gottesvorstellung, an die sie gebunden sind, verlieren ihm auch die seelischen Werte des Christentums die Gültigkeit. Mindestens verblaßt ihm ihre religiöse Tiefe, sie werden

ihm zu seichter und immer seichterer Oberflächenmünze, zu bloß ethischen oder politischen Gebrauchsstücken. So hat die aufklärerische Kritik am kirchlichen Gottesglauben an Stelle evangelischer Liebe, evangelischer Freiheit, evangelischer Gleichheit, nämlich in der Gotteskindschaft aller Seelen, die politischen Schlagworte der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geprägt, in denen alle Vernunftstolzen ihre eigene Persönlichkeit sonnen. Die materialistische Geschichtsauffassung hat auch noch die vernunft-autonome Persönlichkeit gestrichen und jeden Genossen zu einem seelenlosen Teil der großen Menschenmaschine „Masse" gemacht. Die biologische Kritik am kirchlichen Gottesbegriffe aber mündet mehr oder minder in traumhaften Vorstellungen von einer Selbsterlösung des Menschen, oder von seiner Erlösung durch die Selbstentwicklung des Lebens.

Demgegenüber versteht man das Bemühen vieler Theologen, das echte biblische Gottesbild wiederherzustellen. Sie wollen nichts vom „lieben Gott" wissen, sondern predigen den „ganz Anderen", den furchtbaren Gott Jahwe, der wegen eines kleinen, unter Verführung begangenen Vergehens das ganze Menschengeschlecht in die Verdammnis gestoßen habe und erst in der heiligen Gewalt der Jesuliebe sich selbst zu Liebe wandele. Das ist freilich der Gott, an den Jesus, an den Luther geglaubt haben. Aber wir können eine Kirche, die diesen Gott Jahwe voraussetzt und den Schrecken, den seine Furchtbarkeit verbreitet, braucht, um geängstete Seelen zu beherrschen, nicht mehr ertragen. Wir sehen in diesem Gottesbild das Ebenbild eines Volkscharakters, der unserm Wesen entgegen ist, ja dessen Laugen die Werte unseres Blutes ätzend zu zerstören begonnen hatten. Dieser Teil des Christentums kann sich im deutsch erneuerten Wesen nur unter Galvanisierung halten.

Aber er ist gar nicht das innere Gut des Christentums. Das innere Gut des Christentums ist das, was sich schon bei den ersten Christengemeinden in der Hülle des persönlichen Gottesbegriffs geistlich gezeugt hat. Es ist der von E w i g k e i t erfüllte Dreiklang „evangelischer Glaube", „evangelische Freiheit", „evangelische Liebe". Diese Erlebnisse setzen allerdings die unantastbare Gewißheit voraus, daß göttliches Leben bei uns gegenwärtig sei. M u ß das die Gewißheit von der Gnadennähe eines sündenvergebenden Gottes sein? Nein! Es läßt sich zwingend zeigen, daß jene Erlebnisse nicht an die persön-

liche Gottesvorstellung gebunden sind, sondern daß auch überpersönliches Gottesbewußtsein, richtiger Ewigkeitsgewißheit, mit ihnen zusammengeht, ja, daß sie in diesem erst recht Wesen und Gehalt gewinnen, weil ihr innerer Reichtum nun rein für sich leuchtet. Hier ist die axiologische[30]) und ewige Tiefe des Christentums, während seine kosmologische[31]) Gottesvorstellung zeitbedingt und vergänglich ist.

Damit gelangen wir zu der unvergänglichen Leistung der deutschen Mystik und des deutschen Idealismus. Man lasse sich klar machen, warum wir auf diese Leistung zurückgreifen *müssen*, um aus dem theologischen Christentum das axiologische Christentum, d. h. die für deutsches Gemüt wesenhaften und ewigen Werte aus dem Schwunde der persönlichen Gottesvorstellung und aus der Sündflut atheistischer oder pantheistischer Gegenvorstellungen zu retten. Der geräuschvolle Feldzug, den seit einigen Jahren evangelische Theologen gegen den deutschen Idealismus eröffnet haben, darf uns nicht beirren. Sie eifern um dasjenige Bestandstück des Christentums, das unlöslich und wesentlich vom Alten Testament her bestimmt ist. *Den* Schatz aus der jüdischen Bundeslade lassen wir ihnen gern, aber nur, um den besseren Schatz des Christentums mit Ehrfurcht in unseren Schrein, den Schrein deutscher Mystik und deutschen Idealismus, zu bergen. Daß wir der deutschen Mystik und des deutschen Idealismus schon um unseres Nationalsozialismus willen nicht entbehren können, daß wir sie nötig haben wie das liebe Brot, läßt sich aus einer religionsphilosophischen Zergliederung des nationalsozialistischen Erlebens ersehen.

2. Nationalsozialismus

Der Nationalsozialismus ist nach *Adolf Hitlers* genialer Schau eine unmittelbare Entscheidung zum Volkstum im Erlebnis des Blutes. In solcher Entscheidung zum Volkstum fühlen wir uns religiös ergriffen, wir spüren göttliche Lebenstiefe.

Es bedarf einer Methode, diesem religiösen Gehalte nachzugehen und seine innere Kraft zu entwickeln. Man mag sie den „Transzendentalen Nationalsozialismus" nennen. Zunächst zeigt sich, daß die Göttlichkeit, deren Nähe im nationalsozialistischen Erleben erfahren wird, nicht persönlicher, sondern überpersönlicher Art ist. In der na-

tionalsozialistischen Bewegung, so schreibt z. B. Ernst Krieck, sei der „Urdrang einer übergeordneten Lebenseinheit" erwacht und breche herauf (Volk im Werden, S. 26). Ihre aus dem Untergrunde strebenden und schaffenden Kräfte ergreifen uns jetzt (ebenda S. 21, 25). Wir fühlen, „Bestimmung und Erfüllung können wir nur erlangen, wenn uns diese höheren, schicksalbestimmenden Mächte ergreifen und uns mit sich empor oder in den Abgrund reißen. Wir werden zu schöpferischen und schicksaltragenden Menschen nicht aus eigenem Planen und rationalem Wollen, sondern durch das, was über und unter uns ist, was nicht aus unserm Selbst stammt, sondern durch unser Selbst hindurchgeht und sich Bahn bricht, was da offenbar wird, Gestalt und rationale Form erst annimmt" (Nationalpolitische Erziehung, S. 56). Ähnlich Alfred Rosenberg im „Mythus des 20. Jahrhunderts" (S. 654), der die überpersönliche Volkheit als Rassenseele deutet. „Die Rassenseele ist nicht mit Händen zu greifen und doch dargestellt im blutgebundenen Volkstum, gekrönt und gleichnishaft zusammengeballt in den großen Persönlichkeiten, die schöpferisch wirkend einen Kulturkreis erzeugen ... Sie (die rassengebundene Volksseele) ist das Maß aller unserer Gedanken, Willenssehnsucht und Handlungen, der letzte Maßstab unserer Werte."

Diese Zeugnisse belegen die Göttlichkeit, deren Nähe im nationalsozialistischen Erleben erfahren wird; sie ist nicht persönlicher, sondern überpersönlicher Art. Unsere innere Erfahrung belegt noch etwas Weiteres. Werden wir vom göttlichen Strome der Volkheit ergriffen, belebt er sich in unser Sein und Wollen hinein, so daß wir zum Organ, zum Gefäß ihrer Ganzheit werden, dann fühlen wir, daß wir mit Gehalt gesegnet werden von einer unüberbietbaren Wesensfülle her. Es kommt über uns wie Erlösung aus selbstischer Armut; die Spannung unseres Wesens zwischen Sein und Sollen hört auf, in uns ist Erfüllung. Erlösung, Erfüllung! Auch dies wird immer wieder bezeugt. So wiederum von Krieck: „Die künftige Bildung (die nach Krieck selbst schon eine Funktion der überpersönlichen Volkheit ist) ist Formung im Sinne der Volkheit, der lebendigen Ganzheit ... Im Bewußtsein dieser Gliedschaft findet der Volksgenosse seine persönliche Reife und Erfüllung" (S. 145; vgl. S. 103) und „Die Gemeinschaft als Volk wird für das Glied zum Sinn, zum Quell der Kraft, zum Rückhalt des Lebens, zum Mittler der Erlösung". Und

Rosenberg zitiert als „unsere frohe Botschaft" das Wort Herders: „Jede Nation hat den Mittelpunkt der Glückseligkeit in sich, wie jede Kugel ihren Schwerpunkt" (S. 648).

Damit erhebt sich die Frage: Worauf beruht die Erlösungskraft des Nationalsozialismus? Im Namen „Nationalsozialismus" liegt die Verbindung von nationalem und sozialem Erleben. Welche Wirklichkeit steht hinter der Ehe dieser Namen?

Seit alters wird empfunden, daß das nationale Erleben von heiliger Weihe umfangen ist. Ebenso heilige Weihe scheidet das sozialistische Erleben vom sozialen Erleben. In den Herzen vieler Arbeiter war „Sozialismus" das in sich selbst göttliche Erlebnis einer allgemeinen Bruderschaft, das Erlebnis eines Himmelreiches auf Erden, dessen überpersönliche Göttlichkeit Frieden, Gerechtigkeit, Lebensschönheit in die Menschheit bringen werde. Hier wie dort, im Vaterlandserleben und im sozialistischen Erleben, ist religiöser Gehalt gegeben. Dort webt sich der Heiligenschein um das „Wir" des Volksganzen, um das Vaterland, hier webt er sich um die Beziehung von Du zu Du. Beidemal wird geglaubt, daß überpersönliches Gottesleben im Menschen existent werde; aber — der Glaube haftete an verschiedenen Menschengruppen, die sich über dem Auseinanderweichen ihrer Gotteserlebnisse fremd und feindselig geworden waren. Immer haben religiöse Erlebnisse die deutschen Menschen am meisten geschieden; so standen die Sachsen gegen die Franken, stand zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges Protestantismus gegen Katholizismus; und auch der furchtbare Klassenkampf, der uns an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, zog, bei allen wirtschaftlichen und politischen Gegensätzen, seine letzte Schärfe aus dem unausgeglichenen Widerstreite dessen, was als höchstes und heiligstes Erlebnis in der Seele des Bürgers, und was in der Seele des Arbeiters wirkte, dort Vaterland, hier Menschheit. Wie hätte die Kirche mit ihrem persönlichen Gottesbegriff diesen Sturm überpersönlichen Gotteserlebens verstehen, geschweige beschwichtigen können, der die deutschen Menschen in so ganz anderen Schichten ihres religiösen Daseins aufrührte und gegeneinander führte!

Da kam das Wunder des Nationalsozialismus! Unmöglich kann sein Geheimnis darin bestehen, daß in ihm, wie es beim ersten Augenschein aussieht, das religiöse Gut des Nationalismus und des Sozialis-

mus nur einfach verschmolzen wären. Das Evangelium allgemeiner Menschenverbrüderung und die Glut der Vaterlandsliebe können ohne Zusammenprall nicht in einem und demselben Herzen wohnen. Wer selig in dem einen ruhen will, wird unselig in dem anderen. Erlösen kann uns aus dem Widerstreit nur ein mächtigeres Gotteserlebnis, das nicht beide mit einander verschmilzt, sondern jedes umschmilzt, indem es sie in seine übergeordnete Einheit eingliedert.

Adolf Hitler hat die übergeordnete Einheit im Erlebnisse des Blutes gefunden. Was ist Blut? Begrifflich, biologisch ist „Blut" etwas Unscharfes, Schwankendes, schwer zu Begrenzendes. Aber das Erlebnis des Blutes können wir alle haben, die wir unser Volkstum erfühlten an den Gegensätzen, die gegen es heranbrandeten, an dem Vernichtungswillen der Feindvölker, die im Weltkriege gegen uns rasten, an dem Gifte innerer Entkräftung, planmäßiger Entsittlichung, die jüdische Literaten und Bonzen bei uns verbreiteten. Hitler hat uns dieses Erlebnis des Blutes, an dessen Puls die Zeit arbeitete, schlagartig offenbart. Indem er uns den Begriff „Blut" einhämmerte, uns den Adel nordischen Wesens als unsern Adel sehen lehrte, uns zur Pflicht und Ehre unseres Blutes aufrief, hat er aus dem Glimmen volklichen Erlebens hohe, heilige Glut gemacht. Nun erschien das Bluterlebnis, das Erlebnis blutsverbundenen Volkstums, das Erlebnis der im Ja zu unserm Blute wesenden Volkheit, als etwas Neues, Forderndes und Verbindendes gegenüber dem bisherigen unverbundenen nationalsozialistischen und sozialistischen Erleben.

Es setzte sich zuerst im Gegensatz von ihnen ab. Den „bürgerlichen" Nationalismus traf der Vorwurf eines leeren Patriotismus, den sozialistischen Arbeiter traf der Nachweis, daß die marxistische Menschenverbrüderung nicht Gottestum, sondern Teufelstrug sei, ausgedacht, um alles schaffende Volkstum zugunsten eines raffenden Weltkapitalismus zu vernichten.

Und doch der Name Nationalsozialismus! Und doch der Anspruch, daß die Trennung verschwinden müsse, der Glaube, daß hier Einheit möglich sei? Nur wieder ein Ewigkeitserlebnis konnte es sein, das hier in eine begnadete Seele fiel. Dem Führer war unmittelbar gewiß, daß Volkheit nichts Totes, sondern Gottesatem in dynamischer Spannung sei. Der zerschmelze die Schlacken eines leeren

Patriotismus und artfremden Marxismus und schaffe einen neuen Nationalismus und einen neuen Sozialismus, die gesegnet seien, sich gegenseitig zu ergänzen, zu fordern, zu befruchten.

Diese Gewißheit hat Hitler dem ganzen deutschen Volke mitgeteilt. Er selber ist dabei in den Augen des deutschen Volkes zum Träger des geheimen überpersönlichen Wesens unserer Volkheit geworden. Zum Führer wird aufgeblickt, wie wenn die Volkheit ihn unmittelbar aus der Mitte ihrer schaffenden Ewigkeit hervorgeboren hätte. Wir haben alle die Empfindung, als durchweste uns zu dieser Zeit in allerhöchster Spannung innervölkische Gottesmacht. Immer mehr sind wir von überpersönlichem Gotteserleben durchschüttelt worden, erst im Kriege, dann in der Gegenwehr gegen den ungeheuren Frevel des Versailler Diktates, jetzt im Nationalsozialismus. Es ist die Zeit eines allertiefsten Aufbruches, wo die Ströme eines neuen religiösen Bewußtseins unwiderstehlich hervorquellen. Wir fühlen, daß sich jetzt erst Luthers Werk wieder in Bewegung setzt und ehern und folgerichtig fortsetzt.

Ehe Luther auftrat, stand alles weltliche Tun unter dem Fluche der Gottesferne. Es wurde als fleischlich und heilsgefährlich angesehen. Nur die Weihe der Kirche könne bewirken, daß Gott auch unser irdisches Tagewerk segne. Wie konnten da die geängstigten Seelen merken, daß gerade über irdischem Tun die Spannung eigener Ewigkeitskräfte verborgen liege, daß sie bereit seien, in menschlicher Hingabe, Opfer, Dienst überwältigend hervorzubrechen? Erst Luther hat das weltliche Tun aus der katholischen Abwürdigung herausgebrochen, er hat dem deutschen Menschen die Freiheit und Fröhlichkeit wiedergegeben, sich in alle guten und großen Sachen hineinzuwenden, weil ihn der Dienst am Staate, der Familie, dem Berufe, obwohl ein natürlich Werk und mit menschlichen Schwächen behaftet, niemals aus der Gnade entfernen könne, die der Mensch im Rechtfertigungsglauben hätte. Daß sich freilich über solchem Dienst ein eigenes, neues Ewigkeitserleben einstellen könne, aus dem schaffenden Atem der Tätigkeit selbst heraus, davon ahnte Luther nichts. Ihm war alles Göttliche in persönlichem Gottesdasein beschlossen.

Aber die Fenster zu den neuen inneren Ewigkeitsdurchbrüchen waren aufgestoßen. Je tapferer und ernster die irdischen Aufgaben genommen wurden, je mehr sie in ihrer Tiefe zu uns kamen, um so mehr

enthüllte sich in ihren eigenen Gehalten ein ewiger Sinn. Im deutschen Idealismus hat sich dieser Sinn theoretisch belebt. Aber er konnte noch nicht als ein Feuer für alle durchbrechen. Erst im Brande des Weltkrieges hat sich die neue Ewigkeitsgewißheit breit und allmächtig entzündet. Da hat uns unter Sterben, Opfer und Not „Gottestum im Volkstum" gepackt. Das trägt unsern Führer Adolf Hitler und das trägt uns zu ihm, nicht unter dem Zeichen Jahwes oder des Marterkreuzes, sondern des Sonnenrades.

Indessen mit dieser ungeheuren inneren Bewegung, die uns im Herzen unserer Geschichtswelt ergreift, ist das theoretische Verständnis des Nationalsozialismus noch nicht erschlossen. Wie wirkt sich, so fragen wir, die religiöse Gewalt, die ihm innewohnt, gerade in der Verbindung von Nationalismus und Sozialismus aus?

Adolf Hitlers Einheits-Nationalsozialismus hat sich am Gegensatz belebt. Unter seiner schneidenden Kritik sind Marxismus und Hurrapatriotismus versunken. Aber nicht aller Nationalismus ist leerer Patriotismus. Das Beispiel Klopstocks zeigt, wie vielen religiösen Gehalt das nationale Erleben bergen kann. Den Dichter hat die Idee des Vaterlandes, seine Größe und Macht begeistert. Vor seinen Augen stand das Volkstum als ein unsterbliches Ganzes, als ein vergöttlichtes Wir. Hier tritt echtes Ewigkeitserleben, das aus der Geschichte kommt, neben Hitlers Erlebnis der Volkheit, das aus dem Blute kommt. Es gilt die eine überpersönliche Bewegtheit mit der anderen zu vergleichen. Bei ihnen selbst muß sich entscheiden, ob beide Erlebnisse verschieden sind, und wenn dem so ist, welches führt. Hier ist nicht ein zu vernichtender Gegensatz zu töten, sondern ein göttliches Zusammenspielen und Sichüberspielen, nach Art etwa wie in einem Klange der Grundton über den Oberton herrscht, zu erleben und zu verstehen.

Ebenso ist Marxismus nur der Abschaum von der religiösen Welle des Sozialismus. Leuchtet nicht in letzterem das Gotteslicht evangelischer Liebe, die das Vaterlandserlebnis verdunkeln will? Auch dieser Widerstreit zwischen Du und Wir, Du — Mitmensch, Wir — Vaterländischen, löst sich nicht, wie der von Marxismus und Patriotismus, indem man beides streicht. Er kann nur aufhören, wenn sich über beiden eine höhere Lebens- und Liebeseinheit aufgipfelt. Die Substanz eines Wertstromes müßte sich öffnen, der sowohl das Wir

des Vaterlandserlebens wie das Du christlichen Erlebens in sich hineinspannte, der sie mit seiner Mächtigkeit durchdränge und beide reicher machte, indem er sie miteinander harmonisch machte. Ist das Erlebnis unseres Nordentums dieser Strom?

Hier sind Aufgaben zu lösen, für die der Blutsbegriff ergänzt werden muß. Es ist eine geistige Aufnordnung über uns gekommen, die uns nicht in unserm Ariertum, das wir mit anderen, z. B. den Skandinaviern, teilen, sondern in unserm Deutschtum ergriffen hat. Unmöglich auch kann uns der Blutsbegriff als solcher das Verständnis jenes überpersönlichen Ewigkeitserlebens ermöglichen, dessen Tatsächlichkeit im Erlebnisse des Vaterlandes, im Erlebnis der Volkheit nun einmal vorliegt.

Gerade der Nationalsozialismus läßt sich weltanschaulich nicht zu Ende denken, wenn nicht das Verständnis überpersönlichen Werterlebens vorangeht. Da ist es kein Zufall, daß Alfred Rosenberg in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts" die drängenden Probleme mit dem Begriffe der Rassenseele zu meistern sucht. Vor allem, Rosenberg läßt die deutsche Mystik, insbesondere die Mystik Meister Ekkeharts, wieder aufleben.

Damit ist der entscheidende Schritt getan. Bei Meister Ekkehart haben wir die Urform, wie deutscher Geist mit dem Verständnisse überpersönlichen Werterlebens gerungen hat. Es ist wundervoll zu sehen, wie dies Verständnis ganz deutsch ist, so deutsch, daß es den persönlichen Gottesbegriff entmächtigt. Auch der Verfasser hat sich seit seinem Erleben der Kriegsjahre bemüht, Ekkeharts Grundlehre von der gestaltlos wesenden Gottheit, die, in die Seele sich gebärend, zu göttlichem Leben wird, zu erneuern.[32]) Wenn man diese Lehre mit der geistesverwandten Philosophie J. G. Fichtes in seinen Berliner Reden verbindet, so entsteht ein Instrument, das geeignet ist, den religiösen Gehalt des Nationalsozialismus zu durchdringen. Es entsteht das Instrument des „transzendentalen Nationalsozialismus". Rosenbergs Methodik der Rassenseele und des Verfassers Aufbau eines transzendentalen Nationalsozialismus — es sind zwei Wege zu demselben Ziele, gespeist von derselben Urquelle deutscher Mystik.

3. Deutsche Mystik

Was lehrt die deutsche Mystik? Ihr gilt Gott nicht als ein stehendes substanzhaftes Geistwesen von leerer unendlicher Dauer, aber sie ist sich gläubig gewiß eines überindividuellen Lebens, dessen Gefäße wir werden, das in der Seele vorgeht, ohne aus ihr hervorzugehen. Wenn solches Leben über uns kommt, — es kommt aber immer nur bei unseren liebenden Hingaben über uns — dann leuchten in uns Sinn- und Wertgehalte auf, die unsere Hingabe umglänzen. So im Wahrheitserlebnis, im Schönheitserlebnis, im Vaterlandserlebnis, im völkischen Erlebnis. Wo uns dergleichen geistige Gehalte ergreifen und über uns selbst hinausheben, da immer hat sich nach Meister Ekkeharts Ausdruck „göttliches Leben in uns geboren".

Den Gedanken, daß Gott, in die Menschheit geboren, als heiligende Macht in die Seele einziehe, sie entsühnend und geistig belebend, hat Ekkehart aus dem Christentum aufgegriffen. Indessen die heilbringende Göttlichkeit wird anders gesehen als im kirchlichen Christentum. Für die Kirche bleibt es immer der Gott des Alten Testaments, der nach dem Muster der Zeugung den Sohn leiblich in einem Menschenleibe hervorbringt. Gott, schon existierend, verdoppelt sich in einer zweiten Existenz, die ihm gleich sein soll und sich ihm doch in Gehorsam unterordnet. Jesus will ja nur den Willen des Vaters tun, der ihn gesandt hat. Für Ekkehart zeigt umgekehrt nur die im Menschen werdende Sohnesgöttlichkeit die Wahrheit göttlichen Lebens. Sie ist volle und ganze Göttlichkeit. Die Urgöttlichkeit aber sinkt ihm herab zur „stillen Wüste", zur bloßen Gottheit, die nicht ist, sondern west.[33])

Das Wesen der deutschen Mystik ist oft verkannt worden. Daran ist einmal der Name schuld, der von dem griechischen Worte μύειν hergeleitet ist. μύειν bedeutet die Augen schließen, wie wenn man in Verzückung geraten wäre. Die Ekkehartmenschen sind fern von allen Verzückungen. Sie gehen tätig und schaffend durch die Welt, aber wissen, daß sie bewegt sein können von göttlichen Strömen, für deren überpersönliche Art sie ein offenes Auge haben, während sich anderen nur zu oft das Auge des Verstehens schließt. Deutsche Mystik öffnet die Augen für Ewigkeitserlebnisse. Sie ist ein Denkmittel, das

Wesen geistigen Lebens klarzumachen. Wie es zu diesem Erleben kommt, ist Nebensache. Es mag uns in der stillen Mönchszelle oder in der Arbeit unseres Tagewerks oder im Sturme der Geschichte überfallen. Aber was uns da überfällt und zum Leben in unserm Leben wird, das will die deutsche Mystik ausdeuten, und sie deutet es großartig, für alle Zeiten gültig aus. In diesem Weistum verstehen wir das Mysterium unserer Bewegtheit für Vaterland und Volkheit, für Wahrheit und Schönheit, für den heiligen Sinn von Seelenbünden. Wir verstehen, daß sich in allen diesen Erlebnissen göttliches Leben in unsere Seelen geboren hat (Bewegung der Ewigkeit sie ergriffen hat).

Hier stutzen viele. Ihre Einwände zeigen, daß sie innerlich gehemmt sind, das deutsche Evangelium zu verstehen. Es sind psychologische und theologische Einwände: Der psychologische Einwand lautet: wozu der ungewöhnliche Ausdruck, daß sich „göttliches Leben in die Seele gebäre"? Warum sagt man nicht schlicht und einfach, daß Wahrheit und Schönheit, Vaterland und Volkstum, der Bund von Seelen der Gegenstand menschlicher Begeisterung, rauschartigen Aufwallens des Gefühlslebens, seien? Es ist nicht schwer, hierauf zu antworten. Wer von subjektiver Begeisterung spricht, der hat schon das Wort „Begeisterung" psychologisch abgewürgt. Die ursprüngliche Meinung des Wortes ist durchaus die, daß wir von etwas Übersinnlichem gepackt sind, daß uns ein ideeller Gehalt belebt, der uns dahin nimmt und uns unser kleinmenschliches Ich vergessen läßt. Hier handelt es sich nicht um einen Gefühlsrausch, der rasch kommt und rasch vergeht, sondern um einen übersinnlichen Dauergehalt, der unsern Willen beherrscht und ihn tätig macht. In dieser Herrschaft über unsern Willen lebt der Gehalt, ist er eine ideelle Bewegung, die unser ganzes Sein erfüllt, unser Denken, Wollen und Fühlen umstellt. Da ist wirklich im Gefäße unseres Lebens ein anderes Leben angebrochen, das sich entzündet, indem es uns in geistige Bewegung setzt. Solches Leben der Wahrheit, der Schönheit, des Vaterlandes, des Volkstums in uns kann man nicht nur, sondern muß es als ein höheres Leben, als Bewegung der Ewigkeit in uns bezeichnen.

Hier beginnt der theologische Einwand. Göttliches Leben gebe es nur einmal, es sei das ewige Gottesleben der heiligen Drei-

einigkeit. In der Entgegnung auf diesen Einwand wird die Kühnheit der deutschen Mystik sichtbar. Umgekehrt verhalte es sich. Das eine göttliche Leben, das es gibt, ist nur jene in Menschenseelen aufbrechende geistige Bewegung. Außer der Seele kann Gott als Geist nicht existieren. Da gibt es nur Gottheit, die als abgründige, geistig leblose Einheit die Natur durchwest und in stummer, ungelöster Spannung auf ihren Gottestag in Seelenräumen harrt. Es ist, als wolle ein Mensch ein Wort sprechen und ihm entfährt ein bloßer Laut. So die Gottheit in der Natur. Es wird kein Wort, ehe nicht eine Seele da ist, in der der Laut zu Sinn wird. So Gott in der Menschenseele. Darum nochmals: nur in Seelen kann sich das göttliche Leben der Gottheit gebären, das ein Sinn- und Wertleben voll innerer Ewigkeit ist, und nur der Gott, der als solcher selbstlebendiger Ewigkeitsgehalt in der Seele existent wird, ist Gott als geistige Größe.

Man kann ihn nicht „unpersönlich" nennen. Unpersönlich ist nur die in der Natur gebundene geistig stumme Gottheit. Man kann ihn nicht „persönlich" nennen. Nur wir werden aus der Triebhaftigkeit unseres natürlichen Daseins zu geistigem Sosein, d. i. zu Persönlichkeiten umgelebt. Die Ewigkeitsbewegung ihrerseits, die uns zu Persönlichkeiten umlebt, läßt sich mit menschlichen Gleichnissen nicht messen. Sie ist überpersönlich. Ihr Wesen ist in dem zu suchen, was zur naturhaften menschlichen Individualität hinzukommt, damit aus ihr geistige Persönlichkeit wird. Im Tapferen ist das Göttliche die Tapferkeit, nicht als abstrakter Begriff, sondern als konkretes Leben. Im Menschen der Ehre ist das Göttliche die Ehre, im Wahrhaftigen ist das Göttliche die weltüberlegene Innerlichkeit, die niemals zweite, sondern immer erste Ursache ist, im Vaterlandsliebenden ist das Göttliche das Vaterland in seiner Seele. Wer will diese Geheimnisse in die Namen pressen „allgütig, allweise, allmächtig"? Gott in der Seele ist nicht dreieinig, sondern vieleinig. Der große deutsche Kardinal Nikolaus von Kues hat einst den jenseitigen Gott als die „coincidentia oppositorum" bezeichnet. In allen jenen Menschen, die „geistig neugeboren" heißen, weil sich göttliches Leben in ihnen geboren hat, ist dieses innergöttliche Leben immer verschieden und doch immer dasselbe. Es ist in ihnen allen das eine übersinnliche Leben, das das Irdische eines jeden Menschen in sich verklärt hat, so bei dem einen, so bei dem anderen. Meister Ekkehart nennt das überpersön-

liche Werterleben, das innerlich in der Seele aufgeht, Gottes „Wort", das sich selbstschöpferisch in uns spreche. Es ist wahrlich ein Wort, in dem das Alte Testament und das Neue Testament im tiefsten Geheimnisse der Gottheit aufgehoben sind. Es ist das Wort des dritten Testaments, des deutschen Testaments, das in die Seelen geschrieben wird.

Das ist der eine Glockenklang in Ekkeharts Lehre: Gott, das Wort, Bewegung der Ewigkeit, gestaltet sich in der Seele. Diese wird vom Wunder überindividuellen Lebens ergriffen. Ekkeharts anderer Glockenklang ist: Gott gebiet sich in die Seele. Das heißt, der Strom der Ewigkeit bricht in jeder Seele mit ihren Gaben, ihren Kräften auf. Menschenseelen sind nicht wie leere Gefäße, in die sich der Wein göttlichen Lebens mit immer gleichen Ideen, gleichen Werten, gleichen Sinngehalten stürzte, sondern in jeder Seele gebiert sich das Ewige mit dem Gesichte ihrer Eigentümlichkeit. Diese Geburt zieht die Kräfte ihres Blutes an sich, das Ewige belebt sich zu ihrer übersinnlichen Welt, zum Himmel ihrer Aufgaben, zum Schwert ihrer Pflichten. Gestaltlose Ewigkeit will sich gestalten, nur in menschlichen Seelen kann sie sich gestalten. So muß sie als geistige Gestalt die natürliche Gestalt der Seele durchwesen. Wie geschieht das? Wandten wir uns vorher blind und selbstisch Menschen und Gegenständen zu, so ergreift uns jetzt im Verhältnis zu ihnen ein fordernder Sinn. Wo vorher unsere Neigungen spielten, entbinden sich Pflichten, aus unseren Gaben steigen unsere Aufgaben auf. So, in der Vergeistigung ihrer Hingabekräfte, wird jede Innerlichkeit zu eigenwüchsiger Persönlichkeit geprägt.

Sollte sich da nicht auch der Vielwuchs blutsverwandter Seelen göttlich beleben, sollte sich nicht über ihrer natürlichen Entsprechung das Wort ihrer Einheitsgeistigkeit sprechen? Hier beginnt das nationalsozialistische Erleben. Mag es diesem Kunst und Wissenschaft angetan haben, daß er mit gegenständlichem Sein um Wahrheit und Schönheit ringt, mag es jenen zum Mitmenschen treiben, daß ihm karitative Liebe zur Lebensaufgabe wird, mag Staats- oder Heeresdienst noch andere auf das Wir der Ganzheit verpflichten — in ihrer aller geistigen Bewegtheit ist, sofern sie blutsverwandt sind, eine gemeinsame Tiefe mitbewegt, ob sie es wissen oder nicht. Es ist, als entzündete sich an der Artgleichheit ihres gott-

bewegten Einzelwollens ein neuer göttlicher Funke, der auf seine Lichtgeburt wartet. Sie geschieht, wenn sich in den brüderlich gewordenen Seelen der Wille eines jeden mit dem Willen aller anderen verkettet. Dann erzeugt sich in ihnen die selbstlebendige Innerlichkeit beseelten Bundes, ihre Volkheit steht geistig in ihnen auf, in ihre Seelen hat sich religiöse Substanz geboren, deren Einheitskraft alle geistige Sonderbewegtheit der einzelnen Seelen in sich eingliedert.

Das Bild der weltanschaulichen Ströme, in deren Wirbel unsere Zeit steht, ist nun aufgenommen. Wir haben uns vom Geiste des Christentums, des Nationalsozialismus, der deutschen Mystik berühren lassen. Bleibt das ein Wirrnis durcheinander, oder kann sich klären, was sich sucht und was sich befehdet, was zueinander will, wie Wärme und Licht, und was voneinander wegstrebt, wie Tag und Nacht?

4. Christentum und deutsche Mystik

Unzweifelhaft streben deutsche Mystik und Nationalsozialismus zueinander hin. Der religiöse Gehalt des Nationalsozialismus nötigt, ein Denkmittel zu suchen, das uns das Verständnis von Gotteserlebnissen überpersönlicher Art ermöglicht. In der deutschen Mystik ist dies Denkmittel gegeben. Aber auf der anderen Seite: ist nicht Nationalsozialismus das deutscheste, was es gibt, und ist nicht auch das Christentum eine Kraft des deutschen Wesens geworden? Müssen wir nicht, in deutscher Mystik uns verfangend, dasjenige am Christentum preisgeben, woran sich, wie man sagt, die deutsche Seele erst selbst gefunden und veredelt habe?

Die altnordische Forschung unserer Tage lehrt es anders. Die Einführung des Christentums hat unsere Vorväter nicht als ein halbwildes Barbarenvolk getroffen. Sie hatten eine hohe Eigenkultur, die dem Lichte aus dem Morgenlande weder sittlich, noch religiös nachstand. Vielmehr hat die gewaltsame Aufpfropfung des Christentums viele altgermanische sittliche Werte zerstört, weil es sie der religiösen Unterlage, auf der sie gewachsen waren, beraubt hat. Aber es ist, wie schon Fichte gezeigt hat, die Kraft deutschen Wesens, daß es fremdem Geistesgute verstehend geöffnet ist, daß es das, was es

davon aufnimmt, mit seiner eigenen Tiefe durchdringt, und es so der geistigen Umwelt verinnerlicht und veredelt zurückschenkt.

So hat sich auch deutsches Wesen *sein* veredeltes Christentum geschaffen. Es ist das Christentum der deutschen Mystik, von der die Reformation nur ein Abglanz ist.

Das Christentum, hatten wir gehört, hat ein doppeltes Gesicht. Es enthält die ersetzliche Lehre von der Sündenvergebung, und es hat die unersetzlichen Lebensformen des evangelischen Glaubens, der evangelischen Freiheit und der evangelischen Liebe erzeugt. Die deutsche Mystik entmächtigt zwar die Vorstellung eines persönlichen Gottes und damit auch die Lehre von der Sündenvergebung, als des Erlasses der Strafe für unseren Erbungehorsam gegen Gott. Sie entfernt damit das Ersetzliche aus dem Christentum, aber nur, um sein Unersetzliches, die hohen Ewigkeitsgüter „evangelischen Glauben, evangelische Freiheit und evangelische Liebe" um so tiefer in sich zu verankern.

Das läßt sich der Reihe nach zeigen. Sehen wir zuerst zu, wie sich der *evangelische Glaube* im Elemente der deutschen Mystik gestaltet. Er gleicht dem evangelischen Glauben kirchlichen Verständnisses darin, daß auch er kein bloßes Fürwahrhalten, sondern Erlösungsgewißheit in der Gewißheit göttlicher Nähe ist, nur daß diese Erlösungsgewißheit bei der Mannigfaltigkeit überpersönlicher Gotteserlebnisse verschiedene Grade hat. Sie ist im Schönheits- und Wahrheitserlebnis, selbst im Vaterlandserlebnis und im Erlebnis der Nächstenliebe weniger völlig, als im volklichen Erleben. Hier genüge die Feststellung, daß wir ohne göttliche Nähe unvermögende und zerrissene Menschen sind, die Erlösung brauchen. Wir brauchen Erlösung *aus* den Zwiespalten des Lebens, dem Schwanken zwischen entgegengesetzten Pflichten, und wir brauchen Erlösung *von* der inneren Zwiespältigkeit in uns selber, dem Widerstreite unserer selbstischen und unserer unselbstischen Anlagen, unseres adeligen und unseres begehrlichen Menschen: und nun strömt uns dergleichen zu aus der Sicherheit einer göttlichen Gegenwart in uns, in deren Reinheit wir schuldlos, in deren Einheit wir ganz werden, in deren Fülle wir selig-tätig werden, nicht heteronom als Diener einer Pflicht, sondern autonom als Glieder eines Lebens. An dieses Leben wird *geglaubt*, bei Ekkehart und im kirchlichen Christentum. Der kirch-

lich gebundene Mensch glaubt die Gegenwart einer göttlichen Person zu empfinden, Jesu: er das Haupt, wir die Glieder, er der Weinstock, wir die Reben, er der Führer, wir das folgsame Kind. Das ist der Erlösungsglaube der Kirchen, das Erlebnis „Christus in uns", das geknüpft wird an das Glaubensbekenntnis „Christus für uns".

Anders sieht das christliche Glaubens- und Erlösungserlebnis bei Meister Ekkehart aus. Die reine Menschheit, in die sich Gott gebären kann, ist nicht die einmalige Maria, die zur Zeit des Pontius Pilatus gelebt hat, sondern sie ist der Seelenzustand der Abgeschiedenheit, der jedem erreichbar ist. Man muß zur reinen Innerlichkeit geworden, in den innersten weltfreien Grund der eigenen Seele eingekehrt sein, dann gebiert sich Gott in solcher Seele, ein Christusleben beginnt in ihr. Aber dies Christusleben ist nicht die persönliche Gegenwart eines Erlösers und Retters, sondern es ist ein überpersönliches Gesegnetsein. Gerechtigkeit, Liebe, Wahrheit gehen in eigentümlicher und besonderer, unsere Person in Persönlichkeit verwandelnden Göttlichkeit in uns auf. Daß hier die Weise des Christentums festgehalten ist, auch wenn es nicht um den persönlichen, sondern um den überpersönlichen „Christus in uns" geht, zeigt der Vergleich mit Plato. Man hat dessen Ideenlehre öfters ein griechisches Christentum ohne Christus genannt, wie Ekkeharts Mystik ein deutsches Christentum ohne Christus sei. Aber ein Christentum ohne Christusleben in uns gibt es nicht, und so ist Platos Lehre allerdings kein Christentum, weder ein hebräisches, noch deutsches, noch griechisches. Plato kennt keine Gottesgeburt in der Seele. Seine Ideen sind stehende überindividuelle Gebilde, Griechengötter in einem intelligibelen Olymp. Der Glaube an sie ist Wiedererinnerung, Aufbruch einer früheren jenseitigen Schau. Meister Ekkeharts Glaube ist das Innewerden einer übersinnlichen Lebendigkeit in unserm Leben, das, indem es sich selbst erzeugt, die Gewißheit seiner Gegenwart in uns erzeugt. Daß wir so glauben müssen, ist schon ein Teil seiner Lebendigkeit in uns. Platos Ideen sind leblos und jenseitig, Christus aber ist Leben in unserm Leben. Nach dem Kirchenglauben hat er sein Leben noch außerdem bei Gott, nach dem Ekkehartglauben hat er es nur in uns. Nach Ekkehart sind Liebe, Gerechtigkeit, Wahrheit, die in der Seele durchbrechen, nicht Seelengewächse, als ob sich nur ein in ihr liegender Keim entfaltete, sondern

sind selbst der in uns sich hervorschaffende Christus, sind übersinnliches Leben, das uns im Gefäße unserer Anlagen ergreift.[34])

Das zweite ewige Gut im Christentum ist die Erfahrung der „evangelischen Freiheit". Sie bedeutet, daß der gottbelebte Mensch, ob er kirchlich oder ekkehartisch gedacht wird, frei von allen vorletzten Bindungen ist, wenn er auch unaufhörlich in letzter Bindung steht und ohne solche gar nicht gedacht werden kann. Alle vorletzten Bindungen in Formen, Gesetzen, Machtgeboten wollen ihn versachlichen, seiner Eigenheit und Innerlichkeit entfremden, ihn zum Objekte machen. Evangelische Freiheit ist immer dawider, daß Menschen zu bloßen Objekten werden. Jene äußeren Gewalten wollen den Menschen in sich aufnehmen, ihn verschlucken. Statt dessen soll der Mensch die Bindungen in sich aufnehmen, sie sollen Subjekt in ihm werden. Aber nur die Bindung kann Subjekt in ihm werden, die in ihm ein Teil seines Ewigkeitserlebens wird. Alle Bindungen des bloßen Lebens sind vorletzte Bindungen. Erst wenn sie selbst eingehen in die letzte Bindung, wenn sie Ausgliederungen der in uns handelnden Ewigkeit werden, werden sie zu freien inneren Kräften der religiösen Persönlichkeit.

Unsere religiöse Persönlichkeit, — sie ist mit dem Worte gemeint, daß Christus die Seelen der Menschen rette. Der Christus in uns rettet sie vor der Verfangenheit an jeden äußeren Einfluß, der ihnen seine Form, seine Gewalt aufprägen will. Kein Gegendruck des Äußeren, sei er noch so stark, der die christlich gebundene Seele beugen könnte! Kein Recht des Äußeren, gäbe es sich noch so autoritär, das nicht die christlich gebundene Seele erst in sich bejaht, ehe sie ihm frei die Autorität einräumt, die es meint mit Zwang durchsetzen zu können. Immer kommt es auf die Seele und ihren Gott an. Nicht auf die Form, sondern auf die Seele; nicht auf das Gesetz, sondern auf die Seele; nicht auf die Macht, es müßte denn die Macht einer mächtigen Seele selbst sein. Aber auch die Macht jeder fremden Seele muß sich rechtfertigen vor der Macht des Ewigkeitserlebens in der eigenen Seele.

Es ist klar, daß dieser religiöse Sinn von „Persönlichkeit" mit individualistischer Willkür nichts zu tun hat. Er bezeichnet, um es noch einmal zu unterstreichen, die ewigkeitserfüllte Innerlichkeit des Menschen, die ihm zum Gewissen wird, gleichzeitig zu seinem König-

tum und zu seinem Dienertum. In solcher Tiefe weltüberlegener Freiheit konnte Luther sagen: „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind, Weib, laß fahren dahin!" und „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Aber Luthers Weise des Glaubens bedingt noch Unterordnung unter den jenseitigen Gott, der uns durch sein Wort und den Heiligen Geist in alle Wahrheit leite. Freilich, wenn wir in Sachen des Staatslebens, des Familienlebens, der Kunst, der Wissenschaft nach dieser göttlichen Wahrheit fragen, zu der wir geleitet werden sollen, so bleiben wir ganz uns selbst überlassen.

Das ist ein Zeichen dafür, daß der jenseitige Gottesbegriff und der persönliche Christusbegriff nicht die letzte religiöse Substanz bilden, in der wir ruhen müßten, um uns in die Verantwortungen des Staatslebens, des Familienlebens, des Kulturlebens mit dem Adel der ewigkeitserfüllten Innerlichkeit stellen zu können. Die Transzendenz- und Personalreligion ist selbst noch ein Vorhang, der die Seele nicht in das Zentrum ihrer Freiheit und ihrer Ehre sehen läßt. Christus in der Seele geboren als überpersönliches Leben, das mit innerem Ewigkeitsgehalte in ihr existent wird, das ist die Gralsschale ihrer Freiheit und ihrer Pflichtgebundenheit. Das ist die religiöse Substanz, die sie vom Menschentum des bloß Staatlichen, bloß Familienhaften, bloß Kirchlichen, bloß Kulturellen freimacht, um sie in das Gottestum aller dieser Dinge zu stellen, das nur ein Gliedleben im inneren Christus sein kann. Der auswärtige Gottesbegriff sinkt damit zu einer bloßen Erscheinung. Er ist der Riegel, der zurückgeschoben werden muß, damit sich das tiefere Wunder „Seele und Ewigkeit" entriegelt.

Die evangelische Freiheit Luthers ist religiöse Autonomie im Glauben an den persönlichen Gott. Die Autonomie der deutschen Mystik und des deutschen Idealismus ist auch religiöse Autonomie, nur daß die Glaubensbindung an den persönlichen Gott ersetzt wird durch das Hineingestelltsein in die innere Mächtigkeit überpersönlichen Ewigkeitserlebens. Zu beiden steht die Selbstwillkür des rationalistischen, intellektualistischen, liberalistischen Menschen im Gegensatz. Daß sowohl der rationalistisch ungläubige wie der mystisch gläubige Mensch in der Ablehnung des transzendenten Gottesbegriffs übereinstimmen, kann die Schärfe des Gegensatzes nicht aufheben. Der Rationalist lehnt die transzendente Bindung ab, weil er nur die Entscheidungen

seiner individuellen Vernunft anerkennt, die mit reiner Logik, formalen Regeln sein Triebleben regieren soll. Er verstärkt sein altes Ich. Der Ekkehartmensch lehnt die jenseitige Bindung ab, weil er sich in der Bindung inneren überindividuellen Lebens fühlt, dessen Ewigkeitssinn seinen Willen ergreift und sein Triebleben veredelt. Er wird ein neuer Mensch. Seine Eigensucht stirbt in der Gegenwart geistiger Werte ab.

Das ist ein himmelweiter Unterschied, wir stoßen mit ihm auf eine weltgeschichtliche Entscheidung. Es ist die, daß, wer den Glauben an den Jahwewillen verloren hat, sich entweder nur zur ekkehartischen Frömmigkeit erheben oder in Unfrömmigkeit untersinken kann. Entweder gerät er in Materialismus, Liberalismus, Bolschewismus — das ist der Weg vom gottlosen Ich durch die gottlose Mehrheit zur gottlosen Masse — und verliert dann unrettbar sich selber an das eigene Triebleben, an die Raison interessesüchtiger Parteien, an den neidischen Gleichheitswillen der Menge, oder er findet eine neue evangelische Freiheit, eine neue Gottesbindung in der religiösen Autonomielehre Ekkeharts und Fichtes, die den Menschenwillen wieder unter göttliche Bindung stellt, die göttliche Bindung aber nicht von den Wolken des Sinai oder von dem Buchstaben der Bibel ableitet, sondern in die Seele des Menschen verlegt, in die existenzielle Unmittelbarkeit eines Lebens in unserm Leben verwandelt.

Das ergibt auch den Unterschied von aller Demokratie, wie im Freiheitsbegriffe, so auch im Gleichheits- und Brüderlichkeitsbegriffe. Zunächst im Freiheitsbegriffe. In der Selbstentscheidung des religiös autonomen Menschen ist stets das Herrentum der Ewigkeit, dem gehorcht wird. Der demokratische Mensch aber will nicht gehorchen, sondern will regieren. Er will Herrentum über andere ausüben oder doch daran teilhaben. Daß ein Teil der Staatsgewalt von ihm ausgehe, ist das Manna seiner Seele.

Ebenso unvereinbar ist der Gleichheitsbegriff hier und dort. Wer die eigene Freiheit im Ewigkeitserleben kennt, der achtet die Innerlichkeit an jeder anderen Seele, die zum Gefäße göttlichen Lebens wird, er achtet das Eigentümliche daran, wie Ewigkeit die Saiten dieser anderen Seele bewegt. Die demokratische Gleichheit dagegen überspringt alle Verschiedenheit. Jeder rechnet ihr in dem großen Verstandesschema „homo sapiens" als dieselbe Nummer, bis im Bol-

schewismus Seele, Persönlichkeit und das Ewige im Menschen ganz ausgestrichen werden. Bolschewismus oder die religiöse Autonomie der deutschen Seele: zwischen beiden naht die weltgeschichtliche Entscheidung, wenn der hebräische Gottesgedanke versunken ist und eine gleißende Menschheitsethik zu gleichheitstoller Brüderlichkeit aller mit allen lockt.

Damit kommen wir zum dritten Lebensgute des Christentums. Es ist die Ehre der deutschen und evangelischen Seele, daß sie nicht in eine Sache verwandelt wird. Es ist die Liebe der deutschen und evangelischen Seele, daß sie vom göttlichen Quell getragen in einer höheren Sache aufgehen kann. Höhere Sache nämlich wird ihr jeder Gegenstand, an den sie in ewigkeitserfüllter Liebe ihre Selbstsucht verliert. Im geschriebenen Evangelium konzentriert sich diese Liebe nur auf den Mitmenschen. Nichts von einem evangelischen Verhältnis zu Staat, Kunst, Wissenschaft! In Beziehung auf Staat, Volkstum, Kultur von evangelischer Liebe zu sprechen, hat uns das Evangelium so wenig gewöhnt, daß es uns unfaßlich vorkommt, daß es noch andere evangelische Liebe geben könnte als evangelische Bruderliebe.

Aber evangelische Liebe ist immer in Gott gebundenes, das heißt ewigkeitserfülltes Lieben. Jede Liebe, auf welchen Gegenstand sie gehe, kann von Ewigkeit erfüllt sein, wenn sie sich über blinde Triebliebe erhebt. Im Triebe steckt immer die eigene Subjektivität. Er überfällt den begehrten Gegenstand mit der Süchtigkeit der Selbstbefriedigung und nimmt ihm das Recht seines eigenen Wesens. Erst wenn alle Sucht aus der Liebe verschwindet, wird sie selbstsuchtsfrei und wendet sich rein in ihren Gegenstand. Solche Reinheit gewinnt sie — und das dämpft andererseits die Übermacht des Objekts über das Subjekt —, wenn Ewigkeit in der Liebe ist, das heißt, wenn sich „ihre Eingeburt in die Seele" mit dem Wesenszuge dieser Liebe durchdringt. Die Liebe wird dann innere Unendlichkeit in uns, wird unser geistiges Leben, das beides überhöht, den sinnlichen Reiz des Objekts auf uns und den blinden Trieb, der sich am Objekt sättigen will. Der übersinnliche Gehalt einer Aufgabe, die unsere Neigung in sich einschmilzt und über den Gegenstand ihren Sinn leuchten läßt, wächst empor. Ergriffen von ihrer höheren Bindung werden wir frei von

Triebverfangenheit und Objektübermacht. Das ist der Erlösungsgehalt des neuen Lebens.

Im Evangelium ist so nur das Verhältnis zu den Mitmenschen gezeichnet. Wir können das begreifen. Kommt es in der Gemeinschaft mit Gott auf die Seele jedes Einzelnen an, — was hülfe es dem Menschen, daß er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? —, steht seine Innerlichkeit im Brennpunkte göttlicher Liebe, so liegt es nahe, in den Brennpunkt auch des menschlichen Zusammenlebens — als Wille Gottes — das gegenseitige Verhältnis dieser Einzelseelen zu stellen. Hinzu kommt, daß der tägliche Verkehr mit anderen am meisten die Saiten unseres natürlichen Altruismus anklingen läßt, daß wir unaufhörlich von Leid und Freuden anderer berührt werden. Eben in diese Berührung hinein wirft sich die ganze religiöse Kraft des biblischen Christentums und veredelt unsere natürliche Teilnahme aneinander zur christlichen caritas. Diese wird unmittelbar und allein als Gottes Bewegung in uns empfunden.

Es ist die große Einseitigkeit des biblischen Christentums, zu verkennen, daß anderes Lieben, sofern es über uns hinauszielt, ebenso zu evangelischer Liebe veredelt werden kann. „Evangelisch liebend werden", deutsch gesehen, ist, daß irgendwelche natürliche Neigung, in der uns ein Es, ein Du, ein Wir als Werterscheinung berührt, zum Gefäße göttlichen Lebens wird, welches die triebhafte Enge der Neigung zerbricht, die Sprödigkeit ihres gegenständlichen Inhalts sprengt und sie in religiöse Hingabe verwandelt, in der sie aufgabenträchtig wird. Jene Einseitigkeit des biblischen Christentums hat verhängnisvoll gewirkt. Indem es ausschließlich den Altruismus zu evangelischer Liebe erhöhte, erschien allgemeine Menschenliebe als das Gebot aller Gebote, als Gottes absoluter Wille an die Menschheit. Der große Gedanke deutsch verstandener evangelischer Liebe, daß in allem vom Triebdrang und Gegenstandszwang gereinigten, von Aufgabe und Idee erfüllten Lieben Reich Gottes sei, wurde auf christliche Nächstenliebe eingeengt. In diese sah man obendrein die unmögliche Pflicht der Feindesliebe eingeschlossen, wie man sie andererseits in volksschädliche Weichlichkeit umschlagen ließ. Keine Forderung der Vaterlandsliebe und Volksehre oder der Liebe zu Wissenschaft und Kunst könne der christlichen Nächstenliebe den Rang ablaufen. Diese

bleibe außer Wettbewerb, sei himmlische Liebe. Das andere Lieben bleibe eine unebenbürtige weltliche Angelegenheit, das Spiel volklicher Überheblichkeit und einzelmenschlicher Eitelkeit.

Anders wenn unter evangelischer Liebe die Eingeburt der Ewigkeit in jedwede unselbstische Neigung verstanden wird, wenn sie der Adelsname überhaupt wird, der anzeigt, daß sich unser natürliches Lieben über uns hinaus, welches es auch sei, mit religiöser Tiefe erfüllt hat. Dann treten die reine Liebe zu Volkstum und Vaterland, zu Kunst und Wissenschaft neben der christlichen Nächstenliebe mit auf den Plan, und es wäre erst einmal zu entscheiden, in welcher der drei Seelenhingaben sich das „Reich Gottes" wahrhaft aufschließt. Der Anspruch auf religiöse Absolutheit wird nun der christlichen Nächstenliebe streitig gemacht. Sie hat ihren angeblich fraglosen Vorrang vor der harten Frage „Quid iuris?" zu behaupten, die sich die Bibelchristen unter Berufung auf das Wort Gottes ersparen. Unsere deutsche Selbstbesinnung auf ekkehartische Frömmigkeit hebt solche kirchliche Schulmeisterei auf und bringt die Tiefen des religiösen Lebens in neuen Fluß.

Es war die Größe Jesu, daß er das Bild Jahwes umgeformt, vom jüdischen Ausnahmedünkel befreit und ihm die Züge seiner Liebesgewalt zugeführt hat. Aber gerade die Verknüpfung der axiologischen Hoheit des Christentums mit dem Bilde einer Gottespersönlichkeit, die sich nicht mehr zu einem besonderen Volke, sondern zum ganzen Menschengeschlechte neige, gab dem kosmologischen Glauben an einen persönlichen Weltlenker und Himmelskönig neue Kraft. Die Entwicklung des Gottesbewußtseins ins Überpersönliche, schließlich ins Bewußtsein, daß uns in allem „Reich Gottes" Ewigkeit und nur Ewigkeit begegnet, wurde um ein Jahrtausend zurückgeworfen. Immerfort war das Problem gegeben, die axiologische Tiefe des Christentums, in der alles Menschliche, Allzumenschliche vernichtet ist, von der Klammer eines menschlich-allzumenschlichen Gottesbildes, eines immer unmöglicher werdenden Anthropologismus, zu befreien. Aber immer wieder scheiterte die Wandlung in überpersönliches Ewigkeitserleben, ja auch nur die Empfindung für die Möglichkeit eines solchen an dem Widerstande einer Kirche, die aus dem anthropologischen Gottesbilde ihr Dasein und ihre Macht zog. Erst in der deutschen Mystik, dann wieder in der Philosophie des deutschen Idealis-

mus ist das Problem ernsthaft aufgenommen worden, die evangelischen Werte in dem Borne eines überpersönlichen Werterlebens zu verjüngen und davor zu retten, bloß ethische oder politische Gebrauchsstücke zu werden.

So heißen die drei Lebensformen des erlösten Menschen in einer „Theologia teutsch" Evangelischer Glaube: die Gewißheit von Ewigkeit, die sich in unserer Seele aufschließt. „Evangelische Freiheit": die Empfindung, daß in der Hingabe an die bei uns handelnde Ewigkeit alle äußeren Bindungen schwinden, sofern ihr Gottesstrom jene Bindungen entweder außer Recht setzt oder in seine eigene Wesenhaftigkeit eingliedert, in der wir sie als innere Aufgabe wieder empfangen. „Evangelische Liebe": die religiöse Veredelung unserer unselbstischen Neigungen, in der von ihnen die subjektive Triebhaftigkeit abfällt und über ihren Gegenständen der Gehalt von Aufgaben aufgeht.

5. Weiterführung der deutschen Mystik

Man fragt, auf welchem Wege sich das Handeln der Ewigkeit in uns ermögliche, darin uns die evangelischen Lebensgüter „Glaube, Freiheit, Liebe" geschenkt werden? Meister Ekkehart nennt als Bedingung dafür „Abgeschiedenheit". Man müsse in den innersten Grund seiner Seele hineinsinken, wo sie der Gottheit am nächsten sei. Er nennt ihn das „Fünklein". In dieser reinen Stille, fernab von aller Beziehung auf Welt, gebäre sich Gott.

Dies ist der Punkt in der Lehre Ekkeharts, wo bei ihm das griechische μύειν nachwirkt. Aber eine kleine Umbesinnung über das Wesen des Fünkleins trägt uns mitten in das Wunder deutschen Ewigkeitserlebens. In uns allen gibt es seelischen Vordergrund und Hintergrund. Der Vordergrund des Menschen ist sein Ichleben, seine Eigensucht, seine Widerstandsstellung gegenüber der Umwelt. Der Mensch ist im Ringen mit der Umwelt das stärkste Tier geworden. Die auszeichnende Gabe, die ihm der Kampf um das Dasein hat zuwachsen lassen, ist sein Verstand. Diese Herrscherstellung schwingt in seinem Blute und bestimmt das Hauptgefühl seines Seins, sein starkes Selbstbewußtsein. Wenn wir „Ich" sagen, dann meinen

wir jenes in Selbstbehauptung sich entladende, vom Machtwillen geschwängerte Leben, jene erobernde Naturgewalt, die sich selbst fühlt.

Der seelische Hintergrund des Menschen aber ist seine Einbezogenheit in die Umwelt. Die Tiefe unserer Seele ist mit allen Fasern über sich hinausgespannt, auf das Es der gegenständlichen Welt, auf das Du der Mitmenschen, auf das zusammengreifende Wir menschlicher Ganzheiten. Das alles hat seine Wurzeln in uns gesenkt, der Ring des Du und Es und Wir ist anlagemäßig in uns eingebettet, und das eben ist unser seelischer Hintergrund. So also müssen wir das „Fünklein" Ekkeharts lesen: nicht als eine von der Umwelt abgeriegelte, sondern als eine ihr wesenhaft zugekehrte Innerlichkeit, nur daß diese Wesentlichkeit vom Panzer unserer Eigenliebe verriegelt ist.

Läßt sich der Riegel aufstoßen? Das vermag kein Schaumschlag von Gefühlen, keine Traumhand von Vorstellung, kein Funkeln des Verstandes, das vermag nur der freie Wille des Menschen, der die Kraft hat, sich hineinzuwenden, sei es in den selbstischen Gehalt seiner Seelenoberfläche, sei es in die unselbstischen Gehalte der Seelentiefe. Betont er sich im Wesen der Selbstsucht, so wächst Wüste in ihm. In seinem Nein zu den unselbstischen Gehalten seiner Seelentiefe wird er göttlich verneint. Ihn verzehren Unfrieden, Rastlosigkeit, die Schmerzen der Eitelkeit. Sprengen wir aber unsere selbstische Oberfläche, geben wir dem unselbstischen Menschen, dem Du = Es = Wir = bezogenen Menschen in uns, Spielraum, dann wird in uns Spielraum für göttliches Lichtleben. Die Stille der Ewigkeit bewegt sich zu Wert- und Sinnsetzungen. Unser über uns hinaus gespannter Wille wird die Einfallspforte, daß sich aus dem Schoße der Ewigkeit geistige Ströme entsiegeln. So kommt es, daß die Seele, die sich gegenständlichem Es geöffnet hat, die Wunder der Wahrheit und Schönheit empfängt, daß die Seele, die sich vom Wir menschlicher Ganzheiten berühren läßt, den überpersönlichen Gehalt von Staat, Recht, Gesetz, Vaterland erlebt, und daß sich bei den Seelen, in denen das Du des Mitmenschen schwingt, die altruistische Teilnahme zum Tempel einer Christusliebe weitet, die allem Leid, aller Hilflosigkeit, aller Hoffnungsleere beispringend und verstehend naht.

So geht in dreifacher Gottesgestalt Leben in unserm Leben auf. Über jeder Art unserer unselbstischen Hingabe entfaltet sich ewiger

Sinn, dem wir gläubig und liebend anhängen. Aber das letzte Mysterium bleibt noch versiegelt. Denn jede dieser geistigen Bewegtheiten bindet uns, bindet uns in sich selbst hinein. Wohl will sich eine lebendige Brücke von der einen zur anderen herüber bauen, auf der wir frei von jeder zu jeder schreiten können, jedoch jene dreifache Gottesgestalt gestattet nur Berührung der Geister, weil keine die Weise der Seelenbrücke hat. Das mag verwunderlich scheinen. Kreisen doch um das Vaterlandserlebnis der Wir-bewegten Seele, um das Liebeserlebnis der Du-berührten Seele, um das Wahrheits- und Schönheitserlebnis der gegenständlich geöffneten Seele immer neue Scharen von Menschen, die sich in der Gewalt jener geistigen Gehalte auch miteinander verbunden fühlen. Zudem haben es diese Gehalte an sich, sich inhaltlich auszugliedern, sich zu geistigen Welten zu erweitern und dadurch den Kreis von Menschen, die sich in ihrem Dienste zusammenfinden, noch zu verbreitern. Das Bild der Wahrheit, wie es hier in diese, dort in jene Seele fällt, konzentriert sich in dem Einheitsgedanken der Wissenschaft, der sich in die Vielheit wissenschaftlicher Zweige auseinanderlegt. Ähnlich entfaltet sich die Idee des Schönen in die Vielheit der Künste. Aus der Idee des Vaterlandes gebiert sich der Gedanke des Staates, der gleichzeitig die Klammer und die gliedernde Kraft des Volkstums ist und sich in Organisationen des Rechts, der Macht, der Führung ausgestaltet. In den Verzweigungen noch anderen Werktums betätigt sich die karitative Liebe. In jedem dieser Aufgabenkreise lebt ein arbeitender Sinn, der in unserm Schaffen an ihm immer neues Gefüge ansetzt. So entstehen als Integrationsfelder aller der verschiedenen Sinngehalte, von denen Menschen bewegt sein können, die „Kulturgestalten" der Wissenschaft, der Kunst, des Staatslebens usw.

Dennoch werden die Menschen, eben weil sie durch Sinngehalte bewegt werden, nicht unmittelbar zueinander bewegt, mögen sie noch so gemeinschaftlich miteinander bewegt werden. Sie bilden „geistige Gemeinden", in deren Mittelpunkt der gemeinsame Dienst an Sachen steht, keine „Bünde", in denen Seelen mit Seelen verflochten sind. Nicht daß seelische Beziehungen fehlten, aber sie entstehen nur nebenbei, die persönliche Teilnahme aneinander wird von der sachlichen Teilnahme am Objekt überwogen. Ohne die Klammer der Sinngehalte, von denen sie sich erfüllt wissen, die eine

Gruppe vom Sinngehalt der Wissenschaft, die andere vom Sinngehalt des Staates und des Rechts, die dritte vom Sinngehalte des Samaritertums, fielen schon die Menschen derselben Gruppe auseinander, geschweige, daß sich zwischen den Menschen verschiedener Gruppen innere Nähe einstellte. Ihr Tun und Verkehr sind gegenstandsgesättigt, nicht gemeinschaftsgesättigt, wenn auch innerhalb der einzelnen Gruppen ein gewisser Anhauch von Gemeinschaft entsteht.

In einem Volke, dessen Einzelne nur in dieser Weise gesellt sind, lebt keine Volkheit. So viel göttliches Leben von Du-, Es- und Wir-Form sich in den Seelen geboren habe, so viele Kulturgebiete gepflegt, ja mittels immer neuer Zweige beruflichen Schaffens überzüchtet werden, so viel echte Hingabe und Treue den Aufgaben der verschiedenen Gebiete im einzelnen zugewendet wird — Einheitsgeistigkeit, die ein Volk zum Brudervolk macht, hat sich nicht geschaffen. Nicht im Staatsleben, nicht im Kulturleben, nicht im karitativen Tun. Im Staatsleben sind solche Menschen Beamte und Bürger, aber nicht Brüder. Es wäre falsch, zu sagen, daß sie deshalb Individualisten wären. Sie sind der Hingabe über sich hinaus, des Opfers, durchaus fähig. Ja der Staatsgedanke kann Bürger und Beamte mit sich reißen, kann sie verzehren. Das hohe Objekt hält sie gefangen und schmilzt ihren Ichsinn. Aber die Seelen haben noch Wände gegeneinander. Wissenschaften und Künste können blühen. Ihre Schaffenden können glühende Diener der Wahrheit und Schönheit sein, die wetteifern, anderen die Schätze mitzuteilen, die in ihre eigene Seele gefallen sind, aber auch sie sind den Anderen nicht Brüder. Werke karitativer Liebe ohne Zahl mögen geschehen, aber der Mitmensch wird nur als Material der Liebestätigkeit gedacht, die sich jedem Leiden neigt. Auch hier sind die Wände der Seelen nicht zueinander geöffnet, mögen sie auch der Not geöffnet sein. Daß Menschen wechselweise nicht nur ihre Not wahrnehmen, sondern gegenseitig ihre gemeinsame Tiefe erleben, das geht auch dem Gehalte der Karitas nicht ein. Karitas meint nach dem Muster Jesu alles Leid der Welt, sie sagt nein zu dessen Dasein, aber sie findet nicht das letzte große Bruderja. Mich beherrscht, verzehrt die Samariteraufgabe als solche. Ihr ideeller Gehalt macht aus mir und anderen H e l f e r n, die gleich mir karitativ ergriffen sind, eine geistige Gemeinde, eine werktätige Organisation, aber er macht nicht aus mir und dem, dem g e h o l f e n

wird, einen Bund. Es gibt barmherzige Brüder und Schwestern — und es gibt dennoch kein volkliches Brudertum!

Von der Art „geistiger Gemeinden", die das Staats- und Berufsleben eines ganzen Volkes beherrschen kann, unterscheidet sich der „beseelte Bund". Hier tauchen Seelen und Seelen ineinander, es bedarf keines Objekts, von dessen Sinn erfüllt, sich die Menschen finden, sondern sie meinen in unmittelbarem Verstehen sich selber gegenseitig. Solches Verhältnis ist nicht gegenstandsgesättigt, sondern gemeinschaftsgesättigt. Über jedem solchen Bunde liegt religiöse Weihe, wie sie am unmittelbarsten der Ehebund empfinden läßt. Die Ehe braucht nicht erst kirchlich gesegnet zu werden, sie ist in sich selber Sakrament, in dessen Verletzung innerer Tod ist. So auch der echte Männerbund, so die Bünde der Freundschaft. Überall hat sich hier göttliches Leben in die Seelen geboren, das anders gestaltet ist als jenes, das den vereinzelten Menschen überfällt, der für sich in altruistischer, ideeller oder sozialer Hingabe lebt. Wie vorher in der geistig bewegten Einzelseele ein Riegel geöffnet war, daß sich göttliches Leben der Hingabe entbinden konnte, so ist jetzt in der gegenseitigen Berührung vieler bündisch bewegter Seelen ein zweiter Riegel hinweggeschoben für anderes Aufbrechen der weltlosen Ewigkeitstiefe. Sie entsiegelt sich jetzt als eine innerliche Einswerdung der willensverketteten Seelen. Sie bleiben eine biologische Mehrheit, und dennoch lebt und webt es in ihnen, in jeder von ihnen, als wären sie eine Seele, sie sind erfüllt und getragen von wesenhafter Einheitsgeistigkeit, die in ihnen selbst göttliche Ganzheit aus ihnen ist.

Diese dynamische Ganzheit, die sich als göttliche Einheit der Seelen setzt, in deren Willensverkettung sie lebt, ist nicht dasselbe wie die menschlich-statische Einheit, als die sich jede Vielheit Einzelner dem Augenschein darstellt. In solcher „Wir-Erscheinung" sehen sich die Menschen, wenn sie sich freundlich oder feindlich von anderen Gruppen abheben, oder wenn sie sich in gemeinschaftlicher Arbeit, gemeinschaftlicher Feier verbunden wissen. Jede geistige Gemeinde sieht kraft der gemeinsamen Richtung auf denselben Gegenstand wie eine zusammengehörige Ganzheit aus. An solche menschlich gesehenen Ganzheiten kann man sich begeistert hingeben, und doch ist es nicht dasselbe, wie wenn sich Seele mit Seele verkettete. Das eine ist soziale Wir-Bewegtheit schlechtweg, das andere ist das Gottesleben

der Bundesbrüderschaft. Auch Bundesbrüderschaft kann erstarren, indem sich in die Seele **nur** noch das Bild ihrer Ganzheit wirft. Man leistet dann Liebeswerk, Einsatz, Opfer genug für den Verein, für die Familie, den Staat, aber die dynamische Kraft der echten Bundesmystik ist verlorengegangen. Man erlebt noch das Zusammensein, nicht mehr das Ineinandersein.

6. Nationalsozialismus und deutsche Mystik

Übertragen wir dies auf das Zusammenleben eines Volkes, so wird der Wesensunterschied des nationalen und des volksbrüderlichen Geistes klar. Die Hingabe des nur national und des nur staatlich ausgerichteten Menschen gilt dem **statisch gesehenen** Volksganzen. Sie ist wahrlich auch von göttlichem Atem erfüllt. „Heil'ge Flamme glüh', glüh' und verlösche nie fürs Vaterland!" „Inserviendo civitati consumor." Wenn aber volklicher Brudergeist erwachte, wenn er, aufbrausend in einer mächtigen Seele, auf andere Seelen überspränge und alle, alle mit sich reißen könnte, wenn er sich in der Willensverkettung eines ganzen Volkes verwirklichte, so wäre das die Geburtsstunde eines viel gewaltigeren Hineinlebens der Ewigkeit in unsere Seele. Dann stünde **Volkheit** unter uns auf, nicht als ein toter Begriff, sondern als lebendiges Gottestum, als die dynamisch gewordene Volksganzheit, die, in immer neuen Willensverkettungen immer neu sich erzeugend, alles Leben der Einzelnen in ihre Bahnen lenkte, auch all ihr geistiges Leben. Vorher zeichnete sich das Bild des Volkslebens so, als bildete es eine große, um den Mittelpunkt der Vaterlandsidee kreisende Gemeinde, die Berufe und seelische Einzelbünde aller Art in sich aufgenommen hätte. Jetzt sähen wir den Ewigkeitsgehalt einer Einheitsgeistigkeit im Aufbruche, die alle im Staats- und Berufsleben, im Bundes- und Familienleben zerstreute Einzelgeistigkeit in höherer Göttlichkeit überformte und als Glieder ihrer lebendigen Ganzheitsmacht mit einem neuen Atem aus sich heraus gebäre, so daß die nationale Geistigkeit nicht mehr nur national, die altruistische nicht mehr nur altruistisch, die ideelle Geistigkeit nicht mehr nur ideell wäre, und daß auch das bündische Leben nicht mehr nur gemeinschaftsgesättigt bliebe, sondern sich mit all jenen gegenständlichen Gehalten vermählte.

Ist solche Wandlung innerhalb eines Volkes möglich, kann die heilige Flamme einheitsmächtigen Bundeslebens, das alle Einzelnen umfaßt, eine Menge von Millionen durchdringen? Gibt es eine Weise, daß sich überpersönliche Gotteswirklichkeit von dieser überragenden Art in den Seelen entsiegelt? Hier zeigt sich das Wunder der nationalsozialistischen Bewegung. Im heutigen Deutschland hat sich die Wandlung als möglich erwiesen, indem sie wirklich geworden ist. Wie ist sie wirklich geworden? Der deutschen Mystik gilt alles überpersönliche Gotteserleben als das Sichselbersprechen göttlichen Worts in die Seele. Luther wußte, daß zuvor menschlicher Mund das geschriebene Wort verkünden müsse, ehe das überpersönliche Wort des Rechtfertigungsglaubens in der Seele laut werde. Uns ist beschieden worden, daß das gesprochene Wort des Führers die mystische Kraft gehabt hat. Adolf Hitler hat uns zum Bewußtsein des gemeinsamen Blutes und der schicksalhaften Zusammengehörigkeit in der Gemeinsamkeit des Blutes aufgerüttelt. Damit hat uns sein Wort zur Willensverkettung gerissen. Sie ist die Seelenhaltung, in der sich die letzten Schächte der Tiefe öffnen, daß sich das göttliche Wort lebendiger Einheitsgeistigkeit in uns spricht. So hat sich das Gottestum unserer Volkheit in uns geboren; wir empfinden, daß es allen Zwiespalt, alle friedlose Selbstsucht der deutschen Seele in sich auflöst und alle ihre Begeisterungen in sich verdichtet. Das ist Gottesleben, es ist in uns hinein handelnde Ewigkeit, und zwar übergipfelt und krönt es alles andere Ergriffensein von geistigen Gehalten.

Die allzu mittelalterliche Bedingung, unter der sich nach Ekkehart Ewigkeit in die Seele gebiert, war, daß der Mensch in Abgeschiedenheit stehe. Die Bedingung, unter der sich nach Luther Jesus in die Seele gebiert, ist das Sündenbewußtsein verzweifelter und gebrochener Menschen. Adolf Hitler (und Fichte) haben uns unter eine andere Bedingung gestellt, das Bluterlebnis. Wir völkisch Lebendigen wissen nichts von göttlichen Strömen, die sich auf dem mönchischen Wege ins Unlebendige einstellen. Wir wissen auch nichts von göttlichen Strömen, die sich auf dem Wege ins Knechtische einstellen. In uns klopft eine göttliche Wirklichkeit an, die sich selbst erzeugend und bezeugend durch die Weltgeschichte geht, indem sie als Volkheit im Volks- und Vaterlandserlebnis existiert. Sie ist das alte und doch ewig neue Zentrum der Ewigkeit in der Seele, der

Strom, der alle anderen Gottesbewegtheiten als Wellen in sich aufzunehmen vermag. Nicht daß Wahrheit und Schönheit, Vaterland und Staat, der Liebesblick der Karitas jedes für sich ein Leben in unserm Leben bleiben sollen, daß uns das eine so, das andere so verwesentlicht. Nein, das ist das Geheimnis des Nationalsozialismus, daß jede dieser geistigen Bewegtheiten auch ihrerseits noch der Verwesentlichung bedarf, daß sie im Leben der Volkheit die göttlichere Mitte in sich empfangen müssen. Denn, von jenem Zentrum aus belebt, werden sie erst recht zu Reife und Vollgehalt gedeihen. Sie werden, statt die Seelen in verschiedene Richtungen zu ziehen, ihren Reichtum ineinander schenken.

Das nationale, karitative, ideelle Gotteserlebnis als solche gleichen Tönen, die jeder für sich schwingen. Wenn sich ihre Wellen kreuzen, so stören sie sich gegenseitig und vernichten sich. Sie ersterben in mißtönigem Geräusche. Anders, wenn ein Grundton aufwallt, dessen Obertöne sie werden. Dann treten sie zu einem Einheitsklange zusammen, in dessen musikalischer Fülle die Schönheit jedes Einzelnen nicht nur erhalten bleibt, sondern sich satter belebt. So geht es, wenn über die geistigen Einzelbewegtheiten der Atem der Volkheit kommt. Das Staatsleben verwandelt sich dann aus einem demokratisch-volklosen Staate in einen volklichen Führerstaat. Ebenso wird alle schaffende Bewegtheit in Kunst und Wissenschaft erst vollwertig, wenn sie sie mit Gemeinschaftsgeistigkeit erfüllt. Dann werden aus Kulturtätigkeiten „schenkende Berufe"; sie verbreitern sich nicht mehr ins Uferlose, sondern wirken am geistigen Kleide der Nation. Auch die christliche Karitas gehorcht dann der verwesentlichenden Kraft lebendiger Volkheit. Sich selbst überlassen ist die Nächstenliebe richtungslos und zerstreut, wie sie denn keinen Halt in sich hat, sondern ihn in jenseitigen Fernen sucht. Nun wird ihr von innen her Richtung gegeben. Indem sie im völkischen Tiefenerlebnis gliedhaft wird, verwandelt sie sich in volklich beseelte Bruderliebe, das ist in den Willen des deutschen Sozialismus, und erlangt erst so ihren eigenen Vollgehalt.

Alles in allem: Nationalsozialismus bedeutet ein tiefes Wissen um Blutsgemeinschaft. Das Erlebnis der schicksalhaften Blutsgemeinschaft erzeugt brüderliche Willensverkettung der Volksgenossen, die sich in Gefolgschaftswillen unter die Sendung des politischen Führers ver-

dichtet. In der Kraft solcher Willensverkettung gebiert sich überpersönliches Gottestum, das allem andern Gottesatem in uns Halt und Richtung gibt. Wir Deutschen *sind* keine Ganzheit. Aber nun schafft sich, immer neu sich erzeugend, in jeder deutschen Seele das Leben unserer Ganzheit, Volkheit wird als ein dynamischer Gottesstrom in jedem von uns existent. Seine substanzhafte Einheit wird alldurchwesende Mitte und ergreift das ganze Geistesleben des Volkes. Alle staatlichen, kulturellen, karitativen Hingaben werden gliedhaft in der Mittenmacht der Ewigkeit, die unter uns aufgebrochen ist. Sie sättigen sich mit dem Sinn dieser Ewigkeit, indem sie ihren gegenständlichen Gehalt unter die Schicksalhaftigkeit der Gemeinschaft ordnen, und erhöhen dabei ihr eigenes geistiges Wesen, das nun das unsrige doppelt durchkraftet.

VI.

Aus dem politisch-philosophischen Erbe des deutschen Geistes

Vorbemerkung

Der griechische Idealismus ist wie ein Regenbogen am Himmelsgewölbe. Der deutsche Idealismus ist wie Blüte und Duft einer Linde, die auf deutscher Erde gewachsen ist. Söhne der handarbeitenden Schichten des deutschen Volkes haben das edele Reis in den Boden unseres Geisteslebens gesenkt. In ihrer Seele ist der Keim entsprungen, und in ihrer Pflege ist er zu dem heimatstarken Baum gewachsen, dessen Düfte für immer über dem deutschen Leben schwingen. Kant war der Sohn eines Sattlermeisters, Fichte der Sohn eines Leinenwebers, Arndt der Sohn eines freigelassenen pommerschen Bauern. Der unmittelbare Atem unseres Volkstums hat sie in ihren Jugendjahren berührt. Darum konnte Kant mit so unfehlbarer Sicherheit in der Aufklärung seiner Zeit die Fremde, das englische und französische Gesicht, erkennen und hoch und weit darüber hinausführen. Darum mußte in Fichte und Arndt gegenüber den Sirenenklängen der französischen Revolution und des französischen Imperialismus immer mehr die feste deutsche Art erwachen, mußte in ihnen ihre Tiefe suchen und ihre Höhe aussprechen, so daß Glanz und Wärme davon in alle deutsche Herzen fiel. In der Schweiz aber wuchs unter der Obhut einer liebenden Mutter und in der Pflege der treuen Magd Bäbeli ein sechsjähriger vaterlos gewordener Knabe heran, Pestalozzi. „Getrieben durch einen unversiegbaren und allmächtigen und deutschen Trieb", „der Liebe zu dem armen verwahrlosten Volke", war er von dem Drange erfüllt, auch in dessen ärmsten Söhnen die Kräfte der Selbsthilfe zu entfalten, um sie zu lichterem Leben heraufzuführen, in dessen Wärme sie zu rechten Menschen und so zu rechten Bürgern ihres Staates werden könnten.

Kant und wir

Gedächtnisrede gehalten am 3. 5. 1924 bei der Universitätsfeier zu Kants 200. Geburtstag (22. 4. 1924)

Erschienen in den Greifswalder Universitätsreden, Heft 12
L. Bamberg, Greifswald 1924

Am 22. April 1724 werden es zweihundert Jahre, daß Deutschlands größter Philosoph, Immanuel Kant, das Licht der Welt erblickt hat. Sein ganzes Leben hat sich in und um Königsberg in Preußen abgespielt. Dort ist er als Sohn eines Sattlermeisters geboren, an der dortigen Universität hat er gelehrt und gewirkt, dort ist er 80jährig am 12. Februar 1804 gestorben. Aber von diesem kleinen Raume an der fernen Ostgrenze Preußens, der der Schauplatz seines Daseins war, sind durch ihn geistige Strömungen über die ganze Welt gekommen und haben die ganze Welt genährt. Sie waren geladen von einer ungeheuren geistgespannten Energie, die als unmittelbares Geschenk Gottes diesen Auserwählten begnadet hat, und von einer moralischen Energie, die den Geist des Preußenstaates wiederspiegelt, in den er hineingeboren, aus dem er hervorgewachsen war.

Kants Wirken war weltweit und doch wieder ganz deutsch. Es war weltweit. Gehört es doch zum Wesen des Genies, daß von ihm Bewegungen ausgingen, die über die Grenzen des eigenen Volkstums hinausgehen und unveraltet ihre Kraft auch durch die Folgezeit behalten. Kants transzendentaler Kritizismus und moralischer Idealismus ist in der ganzen Welt gehört, wenn auch nicht immer verstanden worden. In solchem Sinne war Kant das philosophische Genie der *gesamten* neueren Zeit.

Dennoch sind sein Kritizismus und moralischer Idealismus ihrem Wesen nach rein deutsch, so deutsch wie der pflichterfüllte Beamtenstaat

der Hohenzollern, in dem er gelebt hat, und Luthers Frömmigkeit, die ihn in seinem pietistischen Elternhause umgeben hat.

Darin liegt ein Geheimnis des Volkstums, daß sich in seinen größten Söhnen die innere Wuchskraft desselben belebt und überhöht. So kommt es, daß sie alle zusammen eine engere selbstschöpferische Kette bilden, in der sich die geistige Struktur der Früheren auf die Späteren ausbreitet und sich in diesen mit neuen Linien auf neuen Wegen zu neuer Klarheit entfaltet. In diesem Sinne ist Kant unser deutscher philosophischer Genius. Seine Philosophie konnte nur aus dem Boden aufkeimen, über den die Pflugschar des deutschen Reformators Luther und der Hohenzollernherrscher gegangen war, und sie ist ihrerseits der unverwesliche Baum geworden, als dessen schönste Blüte die Metaphysik des deutschen Idealismus, die Gedankenwelt eines Fichte, Schelling, Hegel hervorgesproßt ist.

Kants Kritizismus: er ist der Inhalt der „Kritik der reinen Vernunft" (1781). Im Brennpunkte dieser Gedanken steht der Begriff des synthetischen Verstandes, der „transzendentalen Apperception". Kants moralischer Idealismus: er ist Inhalt der „Kritik der praktischen Vernunft" (1788). Im Brennpunkte ihrer Gedanken steht der Begriff der „praktischen Vernunft". Synthetischer Verstand, praktische Vernunft — aus dem einen kommt alle Erfahrungswissenschaft, aus der anderen kommt aller sittlicher Befehl.

Wie sah um 1780 die wissenschaftliche Lage aus?

Sie war bestimmt von der Herrschaft der mathematisch-physikalischen Methode, die durch Galilei aufgekommen war. Alle Kulturnationen Europas, Italiener und Holländer, Engländer, Deutsche und Franzosen, hatten geholfen sie auszubilden. Diese Denkmethode des „mos geometricus" hatte in ungeahnter Weise die Geheimnisse der Natur entschleiert. Mit ihr hatte Galilei die Fallgesetze, Keppler die Ellipsenbahnen der Planeten, Newton die allgemeine Gravitation entdeckt. Die Gesetze der Optik, die Eigenschaften des Luft- und Wasserdrucks waren anerkannt, die Anfänge der Chemie und Physiologie gefunden worden. Was immer das geometrische Denken mit seinen Atom- und Kraftkonstruktionen theoretisch ausrechnete, das zeigte sich hinterher in der Wirklichkeit erfüllt. Es war, als bestünde ein geheimnisvoller Einklang zwischen den mathematisch-physikalischen Begriffen in den Köpfen der Gelehrten und dem Reiche der Dinge

draußen. Diese Begriffe, wie überhaupt alle Vorstellungen, die die Klarheit und Deutlichkeit der mathematischen teilten, erschienen als der auf einmal gefundene Schlüssel der Welt. „Das Buch der Welt ist in mathematischen Lettern geschrieben", hatte einst schon Keppler begeistert ausgerufen, und der Franzose Descartes hatte aus dem Gedanken ein metaphysisches System gemacht. Die Natur, nahm er an, ist so, wie wir sie in unseren klaren und deutlichen Begriffen denken. Unser klares und deutliches Denken und das Sein außer uns stimmen überein, sie stehen in notwendigem Zusammenhange. Gerade, als ob ein ebenso mathematischer und logischer Verstand wie unserer die Welt eingerichtet habe, und nun wir mit der geometrischen Methode hinter den Bauplan dieser Einrichtung gekommen seien. Als das Vermögen, klar und deutlich, logisch und mathematisch zu denken, sprach man die „Vernunft (ratio)" an. Die Verkünder der Macht, die das klare und deutliche Denken besitze, alle Welträtsel zu verstehen und zu entschleiern, heißen in der Philosophie die „Rationalisten".

Das Kernland dieses Rationalismus war Frankreich. Ich nannte schon den Namen des französischen Philosophen, Physikers und Mathematikers Descartes. Methodisch bedeutet der Rationalismus die Auffassung, daß sich alle mathematische Erkenntnis in solchen Urteilen bewege, deren Prädikat nur herausschäle, was im Subjektbegriffe schon enthalten sei, z. B. „die Kugel ist rund", und daß die naturwissenschaftliche Erkenntnis in der Einordnung der Wahrnehmungen unter Gesetze der logischen Wahrheit bestehe. Die Wissenschaftlichkeit der Naturwissenschaft schien hiermit eine unumstößliche Grundlage zu haben. Von der rein logischen Natur ihrer beiden Hauptdenkmittel, des Dingbegriffs und des Ursachbegriffs, war jeder Rationalist überzeugt.

Aber der Rationalismus ist nicht bloß Methode geblieben, sondern zur Metaphysik erhoben worden, eben in Descartes Lehre, daß der menschliche Verstand mittels der angeborenen klaren und deutlichen Begriffe das mathematische Denken des göttlichen Weltbaumeisters in sich nach vollziehe. Die mathematische Metaphysik war der mathematischen Physik nachgeahmt. Wie diese sinnliche Gegebenheiten naturwissenschaftlich erklärt, so wandte jene den Ding- und Ursachbegriff auf sinnlich Ungegebenes an und erschien damit als eine exakte Wissenschaft von Gott und von der Seele aus reiner Vernunft, die

als „rationale Theologie" und „rationale Psychologie" in hohem Ansehen stand. Gott galt hier, um es nochmal zu sagen, als ein rechnender Verstand voll klarer und deutlicher Begriffe. Ihrer strengen Gesetzlichkeit lasse er das Sein der Dinge gehorchen, und mit ihrem Bewußtsein erfülle er die Seele.

Die mathematische Metaphysik blieb nicht bloß auf ihr Kernland Frankreich beschränkt, sondern breitete sich auch nach Holland und Deutschland aus. In Holland formte der jüdische Denker Spinoza Descartes' Lehre vom göttlichen Mathematiker dahin um, daß er das mathematische Naturgesetz selbst vergöttlichte. In Deutschland deutete Leibniz denselben Grundgedanken mit der Lehre von der „prästabilierten Harmonie" nach anderer Richtung aus.

Aber schon im Jahre 1755 war in Deutschland ein Werk erschienen, das die mathematische Physik um einen so großen Schritt voranbrachte, daß die mathematische Metaphysik dadurch in Bedrängnis geriet. Das Werk hieß „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" und war von dem 31jährigen Königsberger Privatdozenten Immanuel Kant verfaßt. In dieser Schrift hatte der junge Gelehrte eine mechanistische Theorie von der Entstehung der Sonnensysteme aufgestellt. Wohl wußte man seit Giordano Bruno (1600 verbrannt), daß das Weltall unendlich sei, daß die Fixsterne Tausende von Sonnen sind, um die Planeten, Erden und Monde kreisen, wie um unsere Sonne. Auch hatte der große englische Naturforscher Newton inzwischen das Gravitationsgesetz entdeckt, das mit unsichtbaren Fäden der Anziehung alle jene Himmelskörper zusammenkettet und in ihre Bahnen zwingt. Aber ein Mysterium war ungelöst zurückgeblieben: „wie ist dieses zahllose Sternenheer entstanden?" Die mathematische Metaphysik hatte darauf geantwortet, daß hierfür ein Schöpferakt Gottes, des allgütigen, allweisen und allmächtigen Weltingenieurs, anzunehmen sei.

Kant erklärt das Werden der Sternenheere aus Anziehungs- und Abstoßungskräften. Gravitationskräfte hätten in den unendlichen Gasmassen des Urzustandes die dichteren Gasteilchen zu anziehenden Zentren für die minder dichten werden lassen, immer neue Gasteilchen seien in die wirbelnden Kugeln, die sich gebildet hätten, hineingestürzt, diese seien immer größer geworden, hätten sich immer schneller gedreht, in gleichem Maße seien die Zentrifugalkräfte an

ihrem Äquator beständig gewachsen. Ringe hätten sich abgelöst, wie sie noch heute der Saturn zeige, jeder Planet sei einst ein solcher Ring gewesen, dessen Massen, zerreißend, sich dann zu einer neuen Kugel zusammengeballt hätten. Durch diese Ausdehnung der mathematischen Physik auf das kosmogonische Gebiet hat Kant die mathematische Metaphysik, die er 26 Jahre später gänzlich zertrümmern sollte, schon vorher gewissermaßen überflüssig gemacht. Zum mindesten kam die rationale Theologie und Kosmologie mit ihrer Behauptung, als sei Gott der mathematische Ingenieur, der die Sonnensysteme mit ihren Planeten geschaffen, und hernach auch uns einen mathematischen Verstand gegeben habe, auf daß wir imstande seien, seine Weltschöpfung nachzubegreifen, in erhebliche Schwierigkeiten.

Aber die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" war trotz ihres hoch bedeutsamen Inhalts wenig beachtet worden. Die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt war von dem radikalen Angriff in Anspruch genommen, den der Engländer Hume 1748 gegen allen Rationalismus überhaupt, ob er als mathematische Physik oder als mathematische Metaphysik auftrete, gerichtet hatte, und der in demselben Jahre 1755 durch eine deutsche Übersetzung des Humeschen Werks auch in Deutschland bekannt wurde.

War Frankreich das Kernland des Rationalismus, und erschien die deutsche und die holländische Metaphysik nur als ein Anhängsel daran, so war England das Kernland des Empirismus. Die Engländer hielten nicht viel von dem rationalen Denken, das in leeren Beziehungen, nichtssagenden Allgemeinheiten, stecken bleibe. *Gegenständliche* inhaltsvolle Erkenntnis sei nicht aus *reiner* Vernunft zu gewinnen, sondern könne nur aus der Wahrnehmung geschöpft werden. Dieser englische Empirismus war soeben durch Hume zu einer haarscharfen Klinge gegen den gesamten Rationalismus, sowohl die mathematische Physik, wie die mathematische Metaphysik, geschliffen worden. Die Klarheit und Deutlichkeit der beiden Grundbegriffe, die bisher alle naturwissenschaftliche und metaphysische Methodik geleitet hatten, nämlich des Ding- und Ursach-Begriffs, sei Schwindel. Sie entstammten bestimmt nicht der reinen Vernunft, dazu seien sie nicht leer, nicht tautologisch genug; lassen sich doch weder die Wirkungen aus dem Begriffe ihrer Ursachen, noch die Eigenschaften aus dem Begriffe der Dinge ableiten!

Noch weniger hätten sie das Zeugnis der Wahrnehmung für sich. Blinde Gewohnheit, instinktive Erwartung seien ihre Amme. Das bedeutete die wissenschaftliche Ungültigkeitserklärung sowohl der mathematischen Physik, wie der mathematischen Metaphysik.

Von diesem Gegensatze englischer und französischer Weltanschauung, empiristischer und rationaler Methodik, war die damalige europäische Philosophie beherrscht, wie die europäische Politik von dem Gegensatze der englischen und französischen Interessen. In Deutschland aber plätscherte man in den seichten Gewässern der Aufklärung, die ihre gedankliche Ware bunt und widerspruchsvoll durcheinander sowohl vom englischen Empirismus, wie vom französischen Rationalismus bezog. Niemand mehr wußte etwas von dem hohen Geistesschwunge der deutschen Mystik, die ebenso unter Schutt und Asche lag, wie die große politische Vergangenheit des Hohenstaufenreiches. Längst ehe in Descartes (1596—1650) die französische rationale Metaphysik erwachte und ihren Einfluß nach Holland und Deutschland ausdehnte, hatte es in Deutschland eine einheimische Metaphysik mit den großen Namen des Meisters Ekkehart (gest. 1327), Nikolaus von Kues (1401—1464), Jakob Böhme (1575 bis 1624) gegeben. Das deutsche Denken ist wesenhaft metaphysisch, d. h. es ist den letzten Fragen zugewendet, um diese in ihrer innersten Tiefe zu fassen. Es will sich immer in das Herz der Gottheit senken, will von Seelen und Dingen die Wurzel berühren. Diese Metaphysik der deutschen Mystik war voller Wunder der geistigen Dinge gewesen, aber sie schien, als Kant auf die Weltbühne trat, gänzlich eingeschlafen.

Es ist heute Mode geworden, das Große der Kantischen Philosophie in ihren erkenntnistheoretischen Leistungen zu erblicken. In der Tat hat Kant den englischen Empirismus, wie den französischen Rationalismus — für *deutsches* Denken — wissenschaftlich überwunden. Wie Friedrich der Große politisch die neue deutsche Großmacht Preußen schuf, so hat Kant der deutschen Philosophie eine Großmachtstellung, etwa in Bismarcks Weise ehrlichen Maklertums, errungen. Dennoch haben seit und trotz Kant die Engländer nie aufgehört, ihre einheimische empiristisch-utilitaristische Denkart weiter zu pflegen, und den Franzosen ist es nicht eingefallen, ihrer angeborenen rationalistisch-utilitarischen Denkart untreu zu werden.

Die große entscheidende Wirkung Kants gewahren wir nur in Deutschland. Das Oberflächenschaffen der Aufklärung verschwindet, gewaltige philosophische Neuschöpfungen von einer idealistischen, allem fremden Utilitarismus entgegengesetzten Denkart schießen hervor. Sie sind Blut von jenem Blute, aus dem einst die geistigen Welten eines Eckehart, Nikolaus, Jakob Böhme emporgestiegen waren, und sie knüpfen unmittelbar an Kants Philosophie an.

Hieraus folgt, Kants Leistung kann nicht nur darin bestehen, daß er durch seine neue geniale kritizistische Erkenntnistheorie den fremden Schutt beiseite geschafft hat, der über dem deutschen Denken lag, das haltlos zwischen französischem Rationalismus und englischem Empirismus einhertrieb. Die Forträumung fremder Einflüsse allein konnte den starken metaphysischen Auftrieb nicht begründen, der nach dem Erscheinen der kantischen Kritiken mit einem Schlage kam. War doch vorher der durch den Dreißigjährigen Krieg gebrochene deutsche Genius ganz ohne inneren Impuls geblieben, wegen dessen Fehlens eben die englischen und französischen Einflüsse so stark hatten Überhand nehmen können; auch das rühmliche Auftreten Leibniz (1646—1716) hatte diese Impulse noch nicht geben können. Die alte Erbmetaphysik deutschen Blutes muß in Kant selbst neuschöpferisch aufgebrochen sein, es muß bei ihm, dem Zertrümmerer der französischen Metaphysik (wie er meinte der Metaphysik überhaupt), etwas da sein, was den großen unmittelbar folgenden nachkantischen Metaphysikern gestattete, ihren herrlichen Dom eines neuen deutschen Idealismus zu errichten.

So ist es auch. Kant ist in der „Kritik der reinen Vernunft" (1781) der große Erkenntnistheoretiker, der zugleich die rationale französische Metaphysik zertrümmert und die Wissenschaftlichkeit der Naturwissenschaft gegen die schweren Angriffe rettet, die der englische Empirismus wider sie geführt hatte. In der „Kritik der praktischen Vernunft" (1788) aber und in der Kritik der Urteilskraft (1790) wird er der Bahnbrecher zum Wiederauferstehen der einheimischen deutschen Metaphysik des Wunders der geistigen Dinge, in jenen neuen glänzenden Entfaltungen, die sich an die Namen von Fichte (1760—1814), Schelling (1775—1854) und Hegel (1722 bis 1831) knüpfen sollten.

Kants epochemachende Leistung in der „Kritik der reinen Vernunft“ will ich hier nur kurz andeuten. Das grundlegende Werk richtet sich gleichzeitig gegen den englischen Empirismus und den französischen Rationalismus. Indem sich Kant gegen Humes Empirismus wendet, rettet er die Wissenschaftlichkeit der mathematischen Physik. Indem er sich gegen Descartes' Rationalismus wendet, vernichtet er die Möglichkeit der mathematischen Metaphysik noch viel gründlicher, als Hume sie vernichtet hatte. Hume, so führt Kant aus, irrt, daß die Naturwissenschaft, wenn sie ihre glänzenden Leistungen in der mathematischen Physik vollbringt und sich dabei der Begriffe von Ding und Ursache bedient, mit Denkmitteln arbeite, die nur gewohnheitsmäßig und instinktiv bedingt seien. Der Ding- und Ursachbegriff sind mehr als Erwartung ähnlicher Fälle. Dennoch sind sie auch keineswegs, hier habe Hume ganz richtig gesehen, in dem Sinne Verstandesbegriffe, daß sie, sei es aus der reinen Vernunft, das ist dem analytischen Verstande, sei es aus der Wahrnehmung geschöpft wären. Die Begriffe von Ding und Ursache sind vielmehr Kategorien, eigene Erkenntnis*quell*begriffe, sie gehören zum *synthetischen Verstande* und sind dessen Stammbesitz. Das Wesen des synthetischen Verstandes, — Kant sagt dafür umständlich der „transzendentalen Synthesis der Apperzeption“ —, sei, daß er nicht in Begriffen spekuliere, sondern *in Anschauungen konstruiere*. Eben die Kategorien befähigten ihn, *notwendige* und allgemeingültige *Anschauungsverknüpfungen* herzustellen.

Von solchem „synthetischen“ Verstande hatte niemand vor Kant etwas geahnt. Man kannte nur einerseits den „analytischen“ Verstand, dessen Leistung auf Verknüpfung und Auflösung von *Begriffen* beschränkt sei, und andererseits das Vermögen der Phantasie, das Anschauungen nur nach subjektiver Laune und Willkür ohne objektive Notwendigkeit verknüpft. Aus seiner Entdeckung des synthetischen Verstandes gewann Kant den wahren und für alle Empiristen noch heute neuen Begriff der „Erfahrung“. Erfahrung nämlich ist geistiges Schaffen, synthetische Setzung. Sie besteht nicht darin, daß Empfindungszusammenhänge, ob sie noch so häufig erlebt werden, z. B. das erblickte Leuchten des Blitzes und das gehörte Rollen des Donners, einfach in unser Denken einwandern.

Aller bloße Empfindungszusammenhang ist und bleibt passiv, blind und zufällig. Sondern Erfahrung ist eine tätig von uns ausgeführte Anschauungsverknüpfung unter Regeln, in denen die Gesetzlichkeit und Notwendigkeit der Kategorien lebt, vermöge deren es uns erst gelingen kann, den subjektiven Wahrnehmungsschein auf gegenständliche Geltung zu bringen, z. B. in dem Urteil „wenn es blitzt, so donnert es". „Erfahrung" ist, wie Kant es ausdrückt, „eine Vorstellungsart, nach der sich die Gegenstände richten müssen", nicht daß sich unser Vorstellen nach schon vorhandenen Gegenständen richtete. Das ist die berühmte erkenntnistheoretische Umdrehung, die Kant mit der astronomischen Umkehrung des Weltbildes durch Kopernikus vergleicht. Die Ergebnisse solchen Erfahrung erzeugenden Denkens, das die Form aller gültigen Anschauungsverknüpfungen in sich selber trägt und so das zunächst nur Zuständliche der Wahrnehmungen mit dem Geltungsschlüssel der Kategorien gegenständlich aufschließt, nennen wir „Natur". „Natur" ist nichts an sich Gegebenes, sondern der Inbegriff unserer nach Kategorien gemessenen und damit gegenständlich gelesenen Wahrnehmungen. Sie ist Produkt der schaffenden Methodik der mathematischen Physik.

Der Satz der mathematischen Metaphysik aber, daß Gott die Natur erschaffen habe, verliert damit seinen Sinn. Noch mehr, die ganze mathematische Metaphysik, all ihr kausales und dingliches Urteilen über Gott, Seele und Weltganzes aus reiner Vernunft, wird unmöglich; denn da Erfahrung oder gegenständliche Erkenntnis immer nur durch dingliches und kausales Buchstabieren von Wahrnehmungen erschaffen werden kann, so hört mit der Überschreitung des Wahrnehmungsgebietes aller gültiger Gebrauch der Kategorien auf. Gott, Seele, Weltganzes sind nicht Erweisungen gegenständlicher Erkenntnis, sondern leere Abschluß- und Zusammenschlußideen reiner anschauungsloser Vernunft. Die Gebäude der rationalen Theologie, Kosmologie und Psychologie stürzen zusammen. Hier heißt es mit Goethes Faust:

„Weh, weh,
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt
Mit mächtiger Faust.
Sie stürzt, sie zerfällt.
Ein Halbgott hat sie erschlagen.
Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber

Und klagen
Über die verlorene Schöne."
Aber es gilt auch die Fortsetzung:
„Mächtiger der Erdensöhne,
Prächtiger,
Baue sie wieder.
In deinem Busen
Baue sie auf!"

Goethe hat hiermit dasselbe ausgedrückt, was Kant mit dem berühmten Worte meint, „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen". Es wäre ebenso berechtigt zu sagen, er habe die französische rationale Metaphysik aufgehoben, um für das Aufleben der verschütteten deutschen Geistes-Metaphysik Platz und Anfang zu machen. Gleicht er durch sein erkenntnistheoretisches Hauptwerk einem Kopernikus, so gleicht er in dem moraltheoretischen, seiner „Kritik der praktischen Vernunft", einem Kolumbus. Die „Kritik der praktischen Vernunft" bietet mehr als Kritik. Sie ist zugleich eine tief schürfende Metaphysik der Sitten. Wir betreten hier ein neues Land innerlicher Erlebnisse und innerlicher Deutungen, das Land unserer großen einheimischen Mystiker, die das Wunder der geistigen Dinge kannten.

Auch auf sittlichem Gebiete standen, ehe Kant auftrat, der englische Empirismus und der französische Rationalismus in Fehde miteinander. Nach der rationalistischen Moraltheorie hat Gott den klaren und deutlichen Unterschied von „gut" und „böse" unmittelbar unserer Vernunft anerschaffen. Er lasse die Vorstellung des Guten zu innerem Geheiß bei uns werden, ihr zu folgen, die Vorstellung des Bösen zu innerem Geheiß, es zu meiden. Zugleich sei uns das Bewußtsein von dem göttlichen Ursprunge solchen Sollens mitgegeben. Hiermit wird die Vernunft, ausgerüstet wie sie ist mit jenen angeborenen Sollvorstellungen, zur befehlsvermittelnden Stimme Gottes in uns.

Nach dem englischen Empirismus sind die Quelle der sittlichen Befehle nicht angeborene Vernunftideen, sondern besondere Affekte. Sie ähneln den ästhetischen Gefühlen, nur daß sie nicht auf objektives, sondern subjektives Schönes gehen. Ihr Inhalt ist eine innere oder Gesinnungsharmonie, nämlich das richtige, wohlgefällige Verhältnis zwischen unseren egoistischen und altruistischen Trieben. Die Würde solcher moralischen „Schönheit" wirke als imperativer Trieb, sie durch uns selbst zu verwirklichen.

Von dieser englischen Gefühlsmoral will Kant nicht das Ge-

ringste wissen. Sie sei der echten sittlichen Gesinnung schnurstracks entgegen. Gefühle vermögen nie etwas anzuzeigen, das gut an sich sei, sondern bringen mir nur ein Wohl für mich zum Bewußtsein. Die Zwecke, auf die sie sich richten, stellen sie nicht in das Licht der Pflicht, sondern des Wünschenswerten, und die Neigung zu diesen Zwecken geht mit dem Gefühl vorüber. Die Strenge der sittlichen Pflicht hingegen fragt nicht nach Lust oder Laune. Sie gebietet uns das sittliche Verhalten, gleichviel ob wir es wünschen oder nicht, ob es uns gefällt oder mißfällt. Außerdem: wer sich nach Gefühlen richtet, der handelt nach Vorliebe. Dem aber, was sich uns mit der Würde sittlichen Sollens ankündigt, stehen wir nicht mit Vorliebe, sondern mit Achtung gegenüber, und Achtung hat, nach der richtigen Bemerkung Kants, kein Mensch für Neigungen, so wenig, daß es das sicherste Mittel sei, in uns für etwas, das wir bisher für verbindlich hielten, allen moralischen Respekt zu ertöten, wenn man uns bemerklich mache, es sei darin ausschließlich auf die Befriedigung, sei es unserer eigenen, sei es fremder Neigungen abgesehen. Es sei eben unausbleiblich, daß von dem, was die Vertreter der Gefühlsmoral als „sittlich gut" anpreisen, die eigentümliche Würde und die unbedingte Verbindlichkeit schwinde, die das sittlich Gebotene nach dem natürlichen Urteil besitzt. Kant sucht denn auch hierin das eigentliche, uneingestandene Motiv aller Gefühlsmoral: die letztere entspringe aus dem insgeheimen Bestreben, den Respekt vor dem unbequemen moralischen Gesetze, das uns mit der Majestät der Pflicht gebiete und es nicht auf unser Belieben ankommen lasse, was unserm Hange gefällig sein möchte, aus der Welt zu schaffen.

Die Gefühlsmoral, so läßt sich Kants Kritik zusammenfassen, ist nur hypothetischer Imperative fähig, während die wahre Sittlichkeit in kategorischen Imperativen gebietet. Hypothetische Imperative sind solche, die von Bedarf und Umständen z. B. von der Wertempfindung des Gefühls vorgeschrieben werden, und von denen man sich nach Bedarf und Umständen wieder lösen kann, z. B. wenn einem das Angestrebte nicht mehr nach Gefühl ist. Der kategorische Imperativ dagegen bedeutet die absolute Souveränität der Pflicht. „Pflicht", ruft Kant aus, „du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nicht drohest, was natürliche Ab-

neigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüte Eingang findet und sich selbst doch wider Willen Verehrung erwirbt, von deren Wurzeln abzustammen die unerläßliche Bedingung desjenigen Werts ist, den sich Menschen allein selbst geben können." Wie armselig wirkt gegen die granitene Größe dieser Worte, die das philosophisch ausdrücken, was wir „Preußengeist" nennen — Preußengeist ist der Geist eiserner Disziplin — das revolutionäre Tagesgestammel vom nach Gefallen sich ausleben, nach Belieben für sich fordern können, wenn man nur in der Mehrzahl ist! Sie rufen dem Nachkriegsdeutschland der Schiebergeschäfte und der Parteikrippen-Wirtschaft zu „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!"

Wir haben gehört, wie Kant Pflicht und Schuldigkeit auffaßt. Hier ist die Seite in ihm, die kein Ausländer versteht, hier braust wie Orgelton und Glockenklang seine tiefinnere deutsche Seele. In jener unbedingten Pflichttreue gegen das moralische Gesetz wacht die unbedingte altgermanische Lehens- und Mannentreue wieder auf! Weil sich der Deutsche überhaupt unbedingt hingeben kann und sich historisch zuerst in unbedingter Mannentreue hingegeben hat, darum hat er später auch gelernt, an die unbedingte Gültigkeit des moralischen Gesetzes zu glauben. Ein neuerer Franzose hat die kantische Forderung unbedingter Unterwerfung unter das Gesetz der Pflicht, das eigenliebige Wünsche verneint, „Unteroffiziersmoral" genannt. Ein solches moralisches Gesetz sei Unsinn, dergleichen gebe es nicht. Darum sieht der Franzose in der freien Herzensunterwerfung unter Pflicht nichts als knechtischen Gehorsam.

Das Wundervolle ist, daß gerade das deutsche Wesen von einem unbändigen Freiheitsdrange ausgezeichnet ist. Deutschland ist von jeher das Land der individuellen Freiheit gewesen, die freilich, soweit wir sie völkisch und nicht widervölkisch auffassen, weitab von wüster Zügellosigkeit ist. Die deutsche Seele will auch im Gehorsam die Freiheit erleben. Darum verwebt sich ihr mit der Idee der Gefolgschaft die freie Treue. Darum faßte Luther das Verhältnis zu Gott als ein Vertrauensverhältnis, in dem die evangelische Freiheit begründet sei. Aus jenem Vertrauensverhältnis folgt ihm das fromme, demütige aus der Liebe zu Gott fließende Glauben w o l l e n an die

Erlösung durch Christus und folgt zugleich der rechte Verstand, um die heilige Schrift in eigener freier Priesterschaft richtig aufzufassen und lebendig zu schmecken.

In denselben Spuren geht Kant noch weiter. Der Befehl der Pflicht, der uns so unbedingt, so kategorisch, so voll und ganz einfordert, ist dennoch kein Gewaltbefehl, und unser Gehorsam unter diesem Befehle ist kein Zwangsgehorsam. Zwang und Gewalt eines Befehlshabers setzt ja Furcht und Abhängigkeitsgefühl beim Unterworfenen voraus, während aus dem Bewußtsein der Pflicht alle Gefühlsantriebe, nicht nur die lockenden und schmeichelnden, sondern auch die drohenden und schreckenden, ausgeschieden sein müssen. Einzig das sittliche Gesetz selbst bewegt den sittlichen Menschen, und dabei erblüht begleitend, nicht nötigend, in seinem Gemüte das übersinnliche aus Lust und Unlust gemischte Gefühl der Achtung.

Dies Wunder läßt sich nur dadurch erklären, daß die sittliche Gesetzgebung im Menschen selbst liegt. Der Souverän, von dem die sittlichen Gebote ausgehen, kann keine fremde Macht sein. Es ist die eigene Vernunft, die in den kategorischen Imperativen der Sittlichkeit Sprache gewinnt. Die Vernunft, die auf theoretischem Gebiete bloßes Ideenvermögen war, wird auf sittlichem Gebiete praktisch, das ist zur Vorschreiberin des Handelns. Als spekulative reine Vernunft, von der die erste Kritik handelte, griff sie ins Leere. Jetzt erfüllt sie sich mit eigenem befehlerischen Leben. Dementsprechend ist unser sittlicher Gehorsam nicht heteronom oder knechtisch, sondern wir sind autonom. Wir selbst sind, indem unsere eigene Vernunft zur befehlsgebenden Macht wird, die freien sittlichen Gesetzgeber, und wir selbst sind die freien Untertanen unter dieser Gesetzgebung.

Die eigene Vernunft ist unsere sittliche Gesetzgeberin: in solcher Lehre von der Autonomie der praktischen Vernunft liegt der Gegenstoß gegen den französischen rationalen Moralismus, wie die Lehre vom kategorischen Imperative der Pflicht der Gegenstoß gegen die englische Gefühlsmoral gewesen war. Nach dem rationalen Moralismus ist die Vernunft mit fertigen sittlichen Begriffen in den Menschen hineingeschaffen, damit er an ihr ein Zeugnis für Gottes befehlenden Willen habe. Mit dieser Auffassung von der Vernunft, als eines Vermögens, das von Gott abhänge und auf Gott zurückweise, hat Kant gebrochen. Nach ihm ist die Ver-

nunft keine Tafel, in die Gott seine Runen hineingeschrieben habe. Sie trägt keinen von Gott verfaßten Sittenkodex in sich, sie enthält auch kein ihr etwa von Natur eingeschriebenes Gesetz. Sie ist ganz blank und leer von jedem Inhalte, aber sie ist in sich selbst gesetzerzeugende Funktion, ist durch und durch, in ihrem ganzen Sein und Wesen, regelnde Kraft. Mit solcher regelnden Kraft wendet sie sich an den Willen, daß er in allem, was er als Vorsatz aufnimmt, Regel halte. Er soll das, was er bei sich beschließt, zur moralischen Münze machen, indem er es mit dem Salze der Allgemeingültigkeit durchtränkt. So wie Geld nur Geld ist, wenn es wertbeständig unter die Menge geht, wenn es für alle den gleichen Goldsinn behält, so müssen die Willensmaximen sinnbeständig unter die Menge gehen können. Sonst sind sie sittlich ungültig.

Wenn z. B. Jemand bei sich, für seinen Hausgebrauch, den Beschluß fassen wollte „Ich will stets, wo es mir Vorteil bringt, lügen", kann dieser Beschluß, diese Maxime wertbeständig unter die Menge gehen? Das heißt, läßt sie sich widerspruchslos als Vorschrift für Jedermann denken, zum Gesetze für alle machen? Nein! Eine Welt, in der diese Maxime gelten sollte, würde unter dem Fluche von Unsinnigkeit und Widersinnigkeit auseinanderfallen. Soll nämlich Lüge das leisten, was man sich von ihr verspricht, so muß sie geglaubt werden. Von dem Vertrauen, das jeder unwillkürlich in die Wahrheit gesprochener Worte setzt, zehrt der Lügner. Er ist ein Schmarotzer auf dem Boden allgemeiner Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. Sobald man nun Lügen zur Vorschrift für alle machen wollte, sich eine Welt denkt, in der prinzipiell gelogen wird, so wird in der so gedachten Welt Niemand mehr dem Andern grundsätzlich vertrauen und die Lüge den Vorteil und Sinn ihres Gebrauchs verlieren. Der Diebstahl am Geglaubten, der sie ist, würde unmöglich werden, weil nichts mehr geglaubt würde. Lügen als allgemeines Gesetz gedacht, hebt sich selbst auf und ist darum auch für den eigenen Hausgebrauch unzulässig. Wer die Erlaubnis zu lügen für sich in Anspruch nimmt, wird ein Gewissenloser, ein Falschmünzer. Denn er sündigt gegen den Geist der Gesetzlichkeit, den er ausprägen sollte.

Entsprechend diesem Ergebnis verwarf Kant jede Art von Lüge, sogar jede Notlüge. Er selbst hielt sich nie eine Abweichung von der Wahrheit zugute, und immer hielt er Wort. Diese Wahrheitsliebe

und der Widerwille gegen Unwahrheit treten uns immer wieder in seinen Äußerungen entgegen. In der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ erklärt er „Die Unredlichkeit, sich selbst blauen Dunst vorzumachen, welche die Gründung echter moralischer Gesinnung in uns abhält, erweitert sich äußerlich zur Falschheit und Täuschung anderer, welche, wenn sie nicht Bosheit genannt werden soll, doch wenigstens Nichtswürdigkeit zu heißen verdient, und liegt in dem radikalen Bösen der menschlichen Natur, welches den faulen Fleck unserer Gattung ausmacht, der, so lange wir ihn nicht herausbringen, den Keim des Guten hindert, sich, wie er sonst wohl tun würde, zu entwickeln“.

Ein anderes Beispiel um Kants Verallgemeinerungsmaxime zu erproben! „Sei getreu!“ Wenn ich mir das vornehme, so ist das moralische Goldmünze und nicht inwendiges Diebesgut wie die Lüge. Das Wollen von Treue ist gesetzesfähig. Denn eine Welt, in der Treue gilt, fällt nicht vor Unsinn auseinander. Dies Gebot ist wertbeständig, sinnbeständig. Es verträgt die Regelprobe für Jedermann. Da sich eine Welt mit dem allgemeinen Gesetze „Sei treu!“ denken läßt, so *soll* sie, verlangt Kants Vernunftbefehl, auch da sein. Darum soll jeder, der die Gesetzesfähigkeit der Treue einsieht, daran arbeiten, eine Menschengemeinschaft herbeizuführen, in der das Gesetz der Treue auch wirklich regiert, so etwa, wie sich die Besten unserer germanischen Vorfahren ein Königreich der Treue geträumt haben. Unter dem Völkerbunde, wie er Kant vorschwebte, dachte er sich etwas Ähnliches. *Seine* Idee des Völkerbundes ist auf Wahrheit, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Humanität gegründet und gilt nur für Menschen und Völker, die guten Willens sind. Dagegen „würde ihm der Versailler Friedensvertrag von 1919 und der auf diesem aufgebaute Völkerbund geradezu als etwas Satanisches vorgekommen sein, als ein direkter Ausfluß des radikalen Bösen im Menschen. Was so auf Lug und Trug, Unrecht und Gewalt gegründet ist, was so die heiligsten Ideale in den Dienst des nackten Egoismus stellt und durch Heuchelei und Gemeinheit in den Staub zieht, das kann, würde Kant sagen, nicht schnell genug verschwinden“[35]). Lieber, daß Staaten und Völkerbünde nicht seien, als daß Gerechtigkeit nicht sei!

Nach allem: Die praktische Vernunft gebietet nichts als *Gesetzlichkeit*, diese gebietet sie unbedingt. Wir *sollen* jede

unserer Maximen auf *mögliches* Sittengesetz ansehen. „Wolle immer Regel!“ „Stelle deine Maximen nicht auf Hausgebrauch, sondern auf Weltgebrauch ein!“ „Erfülle deinen Willen mit verallgemeinerndem Denken! Dann stößest du auf das Sittliche. Dann *entstehen* dir an der Hand verallgemeinerungsfähiger Maximen lauter einzelne Sittengesetze. Anders sind sie nicht gegeben, weder bei Gott, noch bei Menschen. Alle sittlichen Welten mußt du selbst dir gedanklich vorzeichnen und handelnd erschaffen.“

Es ist fürwahr eine gewaltige Stimme, die hier Kant aus unserm Inneren sprechen läßt, die Stimme der praktischen Vernunft. Dieses Gewissen hat keine Beziehung auf einen Gott mehr, der sittliche und religiöse Vorschriften in unsere Seele gelegt hätte. Unsere *eigene* Vernunft, die ihrem Wesen nach Regelkraft ist, befiehlt uns, daß wir auch unsern *Willen* mit der Regel erfüllen sollen. Für alles, was die Probe besteht, daß es von uns gesetzesfähig gewollt werden kann, nimmt sie uns in unbedingte Pflicht. So wird die praktische Vernunft selber zu einem gottesartigen Prinzip in uns. Sie wird zu einer aus unserm Seelenleben für sich absplitternden Macht, zu einem gebietenden überindividuellen Leben in unserm Leben.

Mit eben diesem Leben in sich selber ist der Mensch von allen Fesseln der Naturverflochtenheit frei geworden. Die Stimme der praktischen Vernunft läßt ihn, gerade indem sie ihn kategorisch verpflichtet, die sittliche Freiheit *erleben*. Wir können niemals einsehen, daß wir frei sind. Mit den Mitteln der theoretischen Vernunft erklügeln wir das nicht. Vielmehr sie schlingt in jenes Netzwerk von kausalen Verknüpfungen, die wir „Natur“ nennen, in dem überall unser synthetischer Verstand mit den Fäden von Ursache und Wirkung webt, auch unsern Willen hinein. Unfrei, abhängig, gebunden, ein Knecht aller Verhältnisse und Umstände, zeigt sich da des Menschen Wille, der ganze erscheinende Mensch. Von inneren und äußeren Anlässen, Temperament und Nerven, Neigungen und Gewohnheiten, von den Einflüssen unserer Erziehung, von den suggestiven Einwirkungen anderer Menschen ist sein Wollen bestimmt. Es hängt, wie alles Geschehen, an der unzerreißlichen Kette der Kausalität. Aber wir werden, — Kant nennt das das moralische „Postulat der Freiheit“ — in der Absolutheit des sittlichen Befehls der Absolut-

heit sittlichen Könnens g e w i ß. Der sittliche Mensch hat aufgehört, sich als Sinnenwesen bestimmt zu fühlen. Bei ihm gibt es kein Habenwollen mehr unter Gefühlsdrängen und kein Wollenmüssen unter äußeren Zwängen. Die Bande der Eitelkeit und Selbstliebe, des Eigennutzes und der Todesfurcht sind von ihm abgefallen. Er ist als geistiges Wesen erwacht und macht das für sinnliche Naturen Unmögliche möglich, indem er es wirklich macht. Es gibt keine größere Freiheit als die des sittlichen Menschen. Denn er ist frei geworden auch von sich selber, von der inneren heimlichen Knechtschaft unter den Geboten des Nutzens und immer wieder des Nutzens, des Eigendünkels und immer wieder des Eigendünkels, der Selbstsucht und immer wieder der Selbstsucht. Er ist frei geworden auch von aller physischen Lebensgier. Alles Äußere und Alltägliche ist ihm versunken. Er ist von der Ewigkeit ergriffen, in das reine Beisichselbstsein seines intelligibelen Ich eingetaucht.

In der „Kritik der reinen Vernunft" hatte Kant die alte rationale Metaphysik, die aus französischem Geiste entstammte, abgewiesen. Hier in der „Kritik der praktischen Vernunft" sind die Keime einer neuen Metaphysik aufgebrochen, die das Wesen des deutschen Geistes zeigt. Diese Keime haben sich in den Systemen Fichtes, Schellings, Hegels, deren Gesamtheit man als die „Philosophie des deutschen Idealismus" bezeichnet, großartig entfaltet.

An die Wurzeln unseres Volkstums hämmern Artschläge. Fremdes Wesen, undeutsches und widerdeutsches Denken, dringt auf uns ein und will in uns eindringen. Davor können wir uns nur retten durch Selbstbesinnung auf unsere innerste Eigenart und Selbstbestimmung aus ihr. An jedes große Deutschtum müssen wir uns halten, mit ihm uns durchkraften lassen, ob es mit realistischer Prägung, wie bei den großen preußischen Königen, bei Stein, bei Bismarck, oder mit idealistischer Prägung vor uns tritt, wie in Schillers Dichtung, in Kants Philosophie. Hier ist d i e Kette geistigen Lebens, in die wir eintauchen müssen. Hier haben wir das Köstlichste deutschen Wesens zu einem Blitze geballt, der das Deutschtum bei allen, die daran verzagen, oder bei denen es eingelullt ist, zu neuem Leben entzünden kann, und alle Sophistik und Volksverseuchung undeutscher Giftmischer zermalmt. All ihr Geistreicheln, Klug- und Boshaftsprechen kommt gegen diese quellende Geistigkeit nicht an.

In solcher Gesinnung wollen wir die Erbschaft des großen Toten antreten, der vor 200 Jahren der Welt und dem deutschen Volke geschenkt worden ist. Der kategorische Imperativ „sei deutsch!" paßt zwar nicht in die Formel der Verallgemeinerungsmaxime, weil er sich nicht verallgemeinern läßt. Dennoch ist bei Kant das tiefe Gefühl sittlicher Freiheit und sittlicher Würde, die unerschütterliche Pflichtgesinnung, die Ehrlichkeit, Unbestechlichkeit und Wehrhaftigkeit des Denkens gegenüber den Weltanschauungen der Fremde, die schon damals im Zeitalter der empiristischen und rationalen Aufklärung die deutsche Seele zu überwachsen drohte, echt deutsch. Kants eigenes Leben, Wesen und Wirken rufen uns d i e s e n kategorischen Imperativ zu.

Fichtes politische Entwicklung

Erschienen in der „Monatsschrift für höhere Schulen" Jahrgang 36
Weidmannsche Buchhandlung Berlin 1937

Für den jungen Fichte war der Gedanke unerträglich, daß vernünftige Wesen unter obrigkeitlichem Zwange stehen sollten. Seine Erstlingsschrift „Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution" (1793) atmet den radikalsten Liberalismus. Eine Stelle daraus lautet: „Kein Mensch kann verbunden werden ohne durch sich selbst, keinem Menschen kann ein Gesetz gegeben werden ohne von ihm selbst. Läßt er sich durch einen fremden Willen ein Gesetz auflegen, so tut er auf seine Menschheit Verzicht und macht sich zum Toren, und das darf er nicht!" Dies ist der aufklärerische liberalistische Ausgangspunkt, das Aufbäumen des individualistischen Selbstbewußtseins: „Ich lasse mich nicht zwingen."

Gewiß, wir sind angewiesen, in Gesellschaft zu leben. „Der Mensch ist bestimmt, in der Gesellschaft zu leben. Er ist kein ganz vollendeter Mensch und widerspricht sich selbst, wenn er isoliert lebt" (Bestimmung des Gelehrten [1794]). Aber, fügt Fichte hinzu „unser Trieb, der darauf ausgeht, freie vernünftige Wesen außer uns zu finden, und mit ihnen in Gemeinschaft zu treten, geht nicht auf Subordination, wie in der Körperwelt, sondern auf Koordination aus". Die Gesellschaft ist, richtig angesehen, das Zusammensein koordinierter Individuen. Sie wird also atomistisch gedacht. Diese bürgerliche Gesellschaft, die Vernunftmenschheit, ist nicht der Staat. Staaten gibt es viele, aber es gibt nur eine Vernunftmenschheit. Im Staate haben sich im Sinne Rousseaus viele Einzelne zusammengetan, die sich gegenseitig Schutz der Freiheit und des Eigentums zusichern. Sie haben sich durch Staatsvertrag zusammengefunden, oder es ist doch so, als ob sie sich durch Staatsvertrag zusammengefunden hätten.

Der Staat als Regierung ist nur der unselbständige Beauftragte der souveränen Einzelnen, die infolge ihrer unveräußerlichen Freiheit und Würde als Vernunftwesen autonom sind.

Der Staat bedeutet für den jungen Fichte keine Erweiterung des Ich, keine Erfüllung desselben mit neuen Aufgaben; er stellt keinen objektiven Selbstzweck von eigenem Wesen und eigener Geltung dar. Er ist kraft der Gesellschaft da, als ein Sicherheitsventil der Menschen gegeneinander. Das Leben im Staate gehört nicht zu den unabweislichen Zwecken der Menschen. Es wäre gegen die Würde des einzelnen, wenn der Staatsvertrag für ihn ewig bindend wäre. Bedient sich der Einzelne des Staates als Werkzeuges, dann freilich hat er auch Pflichten gegen ihn. Aber man kann jederzeit aus dem Staatsverbande austreten; dies betont Fichte im Unterschiede gegen Rousseau, der die Unabänderlichkeit des staatsbildenden Vertrages behauptet hatte. Der Staat geht, wie alle Einrichtungen, die bloße Mittel sind, auf seine eigene Vernichtung aus. Es ist der Zweck aller Regierung, die Regierung überflüssig zu machen. Solange sie aber besteht, hat sie in ihren Grenzen zu bleiben, das heißt, sie hat den Rechtsschutz und Sicherheitsschutz der einzelnen zu gewährleisten, im übrigen die selbständige Persönlichkeit seiner Bürger zu achten, deren freiem Willen es völlig überlassen bleibt, durch den Vertrag in den Staatsverband einzutreten oder nicht.

Diese selbständigen Bürgerpersönlichkeiten fühlen sich selbst als souveräne Vernunftwesen; von ihnen und ihrer Vernunft allein könne Souveränität ausgehen. Vernunft steht hier im Sinne der aufklärerischen Vernunft, der französischen „raison", die die Spitze der seelischen Regungen sei. Der Mensch dieser raison fühlte sich in vernunft*gegebener* Freiheit, die er wütend gegen jeden Zwang verteidigte.

Kant hat unter „Vernunft" etwas ganz anderes zu verstehen gelehrt, die „praktische Vernunft", die sittlich befehle, die sich in Geboten der Pflicht kundtue. In ihren unbedingten Geboten befehle unser höheres, geistiges Ich unserm sinnlichen Ich, dem naturhaften Menschen in uns. Zu solchem sinnlichen Ich gehört durchaus auch das bloße „Vernunftich" der Aufklärer, das nur der intellektuelle Führer unserer Leidenschaften und Triebe sei. Diesem „empirischen Ich" wird befohlen. Es ist in seiner Sinnlichkeit und Naturverfangen-

heit unfrei, so frei es sich dünkt. Unser intelligibeles Ich aber, unser geistiger Mensch, ist allein wesentlich und wahrhaft frei, frei von allen seelischen Schranken der Subjektivität. Aus diesem freien intelligibelen Ich stamme der unbedingte Befehl der Pflicht, die dem naturhaften, sinnlichen Menschen in uns auferlegt werde.

Der sittliche Wille will immer mehr sittlich freie Menschen haben und machen, er will immer eine sittliche Welt gestalten. Jeder Mensch ist durch sein intelligibeles Ich Bürger der Freiheit, Mitglied eines intelligibelen Reiches der Zwecke, des Sollens. Das ist seine aufgegebene Freiheit, die den Freiheitsanspruch seiner raison, als stünde er schon als bloßes Denkwesen von selbst außerhalb aller Gebote, Lügen straft. Die Souveränität der bloßen raison wird verneint. Auch der Mensch von raison ist nichts als empirischer Mensch, der dem Befehle der Pflicht untertan ist.

Nur das Gesetz der sittlichen Pflicht kann uns wahre Freiheit geben, die Freiheit über uns selbst, unsere Launen, unsere Affekte. „Habt ihr", so fragt Fichte, „den goldenen Flügel des Genius je rauschen gehört, nicht dessen, der zu Gesängen, sondern dessen, der zu Taten begeistert? Habt ihr je ein kräftiges ‚Ich will' eurer Seele zugeherrscht, und das Resultat desselben, trotz aller sinnlichen Regungen, trotz aller Hindernisse, nach Jahre langem Kampfe hingestellt und gesagt ‚hier ist es?' Der Mensch kann, was er will, und wenn er sagt ‚ich kann nicht', so will er nicht."

Hier erhält auch der Staat einen ganz anderen Sinn. Er muß den Befehl des sittlichen Soll an Menschen, die nicht wollen, sinnlich darstellen. Er soll die, die noch in den Banden ihrer Sinnlichkeit, ihrer selbstischen Interessen, ihrer blinden und gewalttäigen Launen sind, in Zwang und Zucht nehmen, bis in ihnen ihre geistige Freiheit erwacht. Der Staat soll mit dem Werkzeug seiner Macht Zuchtmeister werden für eine Kultur der sittlichen Freiheit. Solange der Mensch wesentlich nur empirischer Mensch ist, ist der Staat nötig. Sobald der intelligibele Mensch erwacht, ist er überflüssig. Für die metaphysische Freiheit, damit sie sich entbinde, muß politischer Zwang ausgeübt werden. Wenn aber das sittliche Gesetz im Menschen auflebt, verschwindet das äußere, politische Gesetz. Der Staat ist hier nicht mehr eine bloße Sicherheitsinstitution für das gegenseitige Wohlverhalten der Bürger, sondern ist eine Erziehungsanstalt für die

sittliche Freiheit der Menschen geworden. Auch sie ist als solche nur da, um sich selbst überflüssig zu machen.

Wir sehen jetzt den Fortschritt Fichtes über Rousseau. Der Franzose Rousseau ist ganz erfüllt von der gegebenen Freiheit durch raison, der Deutsche Fichte von der aufgegebenen sittlichen Freiheit. Die gegebene Freiheit des Raisonmenschen ist eine angemaßte individuelle Freiheit, die keine überindividuellen Größen dulden mag. Sie ist so wenig staatsbildend, daß sich vielmehr der Staat, als Verwalter der sittlichen Idee, gegen sie wenden muß, sich wenden muß gegen den sinnlichen Menschen, welcher gerade, indem er sich seiner raison bedient, seine einzelhaften und selbstischen Ansprüche durchsetzen will. Hört die Selbstherrlichkeit des sinnlichen Menschen auf, erwacht die wahre Freiheit des sittlich bestimmten Menschen, so hat der Staat seine Schuldigkeit getan und dankt ab.

Mit diesem Gedanken ist Fichte durchaus noch Kosmopolit und Liberalist. Für den Staat als überindividuelle Macht und für seine nationale Eigentümlichkeit fehlt noch jedes Verständnis. Alle Menschen sind in gleicher Weise Bürger des Reiches der intelligibelen Freiheit, der geistigen Zwecke. Ihre gegebenen Staaten haben, wenn sie richtig funktionieren, die darin wohnenden Menschen zu Bürgern des Reiches der intelligibelen Zwecke zu machen; eine eigene Bedeutung haben jene Staaten nicht. Alles Geschichtliche und Volkhafte betrachtet Fichte mit den übrigen Kosmopoliten als eine lästige Fessel für den souveränen sittlich freien Menschen, nur daß er diese Souveränität nicht im Sinne der französischen raison, sondern der praktischen Vernunft Kants auffaßte. Alle diese freien, den Schranken ihrer Volklichkeit entwachsenen Menschen bilden miteinander das internationale, richtiger übernationale „Reich der Zwecke".

Ein Reich der geistigen Zwecke: darin liegt die gänzlich individualistische Vorstellung, daß jeder den letzten Gründen der Welt unmittelbar gegenüberstehe, von sich aus auf sie bezogen sei, wie sie auf ihn bezogen seien. Die Tiefe der Welt wirke auf den einzelnen ohne weiteres ein. Er bedürfe, um solche Einwirkungen zu empfangen, wesentlich des Fünkleins der eigenen Seele. Die Weltvernunft neige sich unserer Vernunft entgegen und erfülle sie mit Aufgaben.

Das ist in philosophischer Ausprägung eine Auffassung, die durch

das Christentum aufgekommen ist. Die alten Kulturvölker wußten davon nichts. Für sie gewann jeder einzelne seine sittlichen Aufgaben aus seinem Staatsleben. Wohl woben sie um das letztere göttliche Autorität. Seine Gründer wurden auf Göttersöhne und Heroen zurückgeführt. Aber die sittliche Bestimmung der einzelnen war ganz in das Staatsleben verlegt und wurde nicht abgeleitet von einem höheren Befehle oder Auftrage der Götter an ihn. Der Eindruck einer seinem Volke einwohnenden Göttlichkeit ließ im antiken Menschen gar nicht die Vorstellung aufkommen, daß sittliche Aufgaben anders an ihn herantreten könnten als aus seiner staatlichen Umfangenheit heraus. Er dachte nicht daran, daß ihm der Verkehr mit einer jenseitigen Göttlichkeit ganz persönliche Pflichten und Aufgaben zuteilen müsse. Das Gefäß göttlichen Willens war und blieb ihm sein Volkstum.

Das Christentum begünstigte die individualistische Vorstellung, daß Bildung, Sittlichkeit, Religion die Sonderangelegenheit jedes einzelnen sei, daß Gott es mit jeder Seele im einzelnen zu tun habe. Wo die Vorstellung eines persönlichen Gottes verblaßte, da dachte man sich mindestens auf eine übersinnliche Welt bezogen, einen Ideenhimmel, ein Reich der Zwecke, davon jeder persönlichen Auftrag und Vollmacht für das empfinge, was ihm zu tun obliege.

Fichte sah damals noch daran vorbei, daß das eigene Volkstum schon voll göttlichen Auftrages an jeden ist, daß dort in breiter Schicht einem jeden die Pflichten seines Tages abgesteckt sind, daß hier ein großer Organismus voll inneren Lebens angelegt ist, in dem der einzelne schon steht, ein fein gestimmtes Klavier, dessen zahlreiche Saiten nur darauf warten, in ihm zu tönen. In den Möglichkeiten unseres Volkstums sind alle unsere sittlichen Aufgaben schon enthalten. Das mißkannte damals Fichte noch. Er sah die sittlichen Aufgaben als Lichter einer übersinnlichen Welt; er glaubte, daß von ihr Ideen ausströmten in die ganze Menschheit, und daß diese Ideen immer nur den einzelnen ergreifen könnten, den einen diese, den anderen jene Idee. Jeder sei durch die besondere Idee verpflichtet, die gerade ihn sich ausgesucht habe. Die Lehre von der Berufung durch die Idee tritt bei ihm immer mehr an die Stelle der Befehle, die vom intelligibelen Ich ausgehen. In der Pflege solcher Ideen bestehe die Kultur der Menschen, und der Staat habe

nichts anderes zu tun, als die Menschen solange durch äußere Anordnung zu leiten, bis jeder von der Idee ergriffen werde, die für ihn zu innerem Gesetze geworden sei.

Dieser Standpunkt wird nicht dadurch verändert, daß Fichte inzwischen Blick bekommen hatte für Volksindividualitäten. In Jena hatte er nur die Individualitäten der Einzelmenschen gekannt. Jeder einzelne habe seinen besonderen Beruf, den er aus der Hand der Gottheit unmittelbar empfange. Jetzt lernt Fichte, daß es auch Volksindividualitäten gibt. Dazu hatte seine Übersiedelung von Jena nach Berlin beigetragen, aus der kosmopolitischen Atmosphäre des thüringischen Kleinstaates in die nationalpolitische Atmosphäre der preußischen Großmacht. Sicherlich hat Fichte schon vorher Herders Gedanken gekannt, der als erster von Volksindividualitäten gesprochen und jedes Volkstum als eine besondere Blüte am Baume der Menschheit bezeichnet hatte. Jetzt wirkt sich dieser Gedanke bei Fichte aus. Fichte wendet darauf seine eigene Lehre an von dem besonderen Berufe, der jedem Individuum nach seiner Eigentümlichkeit zugeteilt sei.

Die Anwendung geschieht zunächst nicht nach der höheren Seite des Volkstums, sondern nach der wirtschaftlichen. Es kommt zu der Schrift „Vom geschlossenen Handelsstaate" (1800). Hier haben wir noch nicht „die verzehrende Flamme höherer Vaterlandsliebe". Das Volk wird gesehen vom Standpunkt der Zivilisation, nicht der Kultur. Die Pflege der höchsten Güter ist allen Völkern gleichmäßig anvertraut; Kultur ist Sache der ganzen Menschheit. Die Ideen der Wissenschaft, der Kunst strömen wie aus einem Überhimmel heraus von Mensch zu Mensch, gleichgültig welcher Nation er sei. Der Geist des höheren Vernunftlebens der Menschen ist international. Aber jedes Volk hat seinen eigenen Körper und muß für diesen Körper sorgen. Das ist nach Fichte die Aufgabe des nationalen Staates. Er muß die wirtschaftlichen Kräfte des Volkes entwickeln und zu einer geschlossenen Einheit zusammenfassen. Darum bedarf es nach innen zentralisierender Maßregeln des Staates: ein straffer Staatssozialismus! Der Staat muß dafür sorgen, daß jeder einzelne seiner Bürger Arbeit habe. Denn Tätigkeit ist die Erfüllung der eigentlichen Bestimmung des Menschen: nordische Leistungsschau! Der Staat muß ferner dafür sorgen, daß jeder

Bürger von seiner Arbeit leben könne. Aber jeder *soll* auch arbeiten. Notleidende soll es in Fichtes Staat nicht geben, und für Müßiggänger hat er keinen Platz. Früher hatte Fichte an die Wirksamkeit der Vernunft im Kampfe der freien Konkurrenz geglaubt. Jetzt erteilt er der freien Verkehrswirtschaft des Liberalismus eine glatte Absage und verlangt gemeinwirtschaftliche Organisation. Der Zunftgedanke wird begünstigt, Gewerbefreiheit abgelehnt. Nur muß die staatliche Beaufsichtigung des Güterumlaufes vor der Schwelle des häuslichen Besitzes halt machen. „My house, my castle!" Außenpolitisch kommt alles darauf an, daß sich der Staat wirtschaftlich vom Auslande unabhängig mache. Wirtschaftliche Abhängigkeit sei ein lebenbedrohendes Übel, tödlich in Zeiten des Krieges.

Für Fichte ist hier zwar das wirtschaftliche Leben volkhaft verankert; aber die höhere Kultur schwebt ihm noch volklos gleichsam in der Luft. Es gibt nur Volkskörper, keinen Volksgeist. Alle Kultur komme vom gemeinsamen Vernunftleben der Menschheit. Fichte hatte in dieser Zeit noch nicht geschichtlich denken gelernt. Nicht so ist es ja, daß Kultur wie Minerva aus dem Haupte des Zeus springt, sondern daß sie im geistigen Leben eines Volkes geschichtlich heranreift. Fichte mußte erst einen Einblick gewinnen in das Wesen geschichtlichen Zusammenhänge überhaupt, um sich dann weiterhin durchzuringen zum *Verständnis des geschichtlichen Eigenlebens der Völker*.

Diesen nächsten Schritt vollzog Fichte in der Schrift „Vom Wesen des Gelehrten" (1805). Dort bekennt er, daß der Dienst an der Wissenschaft nur in geschichtlichem Zusammenhange fruchtbar gestaltet werden könne, daß er außerhalb desselben leer und taub sei. Man könne nicht Genie für sich sein. Man müsse sich einreihen in die Kette der bisherigen Erscheinungen der Wissenschaft. Man verkehre nicht für sich allein mit der Ideenwelt. Wer glaube, daß ihm das gegeben sei, der überhebe sich. Zwar etwas im Menschen hänge unmittelbar mit dem Weltgrunde zusammen, seine besondere Bestimmung, Talent, Genialität. Aber dies Etwas könne sich nur im geschichtlichen Zusammenhange entwickeln. Der Gelehrte, der nur ganz aus sich heraus spinnen wolle, sei ein windiger Geselle. Er müsse sich in den gegenwärtigen, geschichtlich gewordenen Stand der Wissenschaft versenken und auf dem Boden der Vergangenheit seine Schöp-

ferkräfte stählen, damit ein gediegenes Gewächs in die Kette des bisher ausgebrochenen göttlich-geistigen Lebens trete. Alles göttlich-geistige Leben bilde eine Kette, und gerade diese mache das Wesen der Geschichte aus.

Fichte ist aufgegangen, daß sich niemand geistiges Leben für sich aneignen kann. Er fängt an zu ahnen, daß der Gottheit lebendiges Kleid in der Geschichte gewebt wird. Aber er weiß noch nicht, daß es nicht in einer Geschichte überhaupt gewebt wird, sondern in der Völkergeschichte, daß zwischen dem einzelnen und der „geistigen Welt" als gewaltige und eigenlebendige Zwischenmacht sein Volkstum steht und daß nur im Rahmen dieses Eigenlebens seines Volkstums sein eigenes geistiges Leben sich ermöglichen und gedeihen kann. Das verkannte Fichte. Er mußte es verkennen, solange er Geistigkeit als Vernunftleben auffaßte, das raisonartig durch die ganze Gattung gehe. Aber schöpferische Geistigkeit pulst immer nur in Originalen, so in Menschenoriginalen, wie in Völkeroriginalen. In jenen Menschenoriginalen sammelt sich die Volksoriginalität.

So war denn der nächste Schritt, daß Fichte erst einmal die Irrationalität der schöpferischen Geistigkeit erkennen mußte. Das geschieht in der „Anweisung zum seligen Leben" (1806). Hier faßt Fichte Gott nicht mehr als intelligibeles Vernunftleben auf, sondern Gottes Wesen sei irrational. Es ist Liebe, die irrational in den einzelnen und irrational in die Gemeinschaft ausstrahlt. Der Ideenhimmel hört auf. Vernunft ist gar kein inhaltlicher, sondern nur ein formaler Wert. Die abstrakte ratio kann zwar widerspruchslos regeln, allerlei gleichsetzen und auf allgemeine Begriffe bringen, aber nichts hervorbringen. Alles eigentlich Wertvolle liegt im Gebiete des Irrationalen, des Übervernünftigen. Könnte nicht der tiefste Gehalt der einzelnen der sein, der in den angeblich dunkelen und verworrenen Gefühlen liegt? Vielmehr, da sich im Gefühle Edeles und Unedeles zeige, könnte der letzte Wert des einzelnen nicht in einem bestimmten Gefühle liegen? Ja! Die Liebe ist der Grundbestandteil des Menschen. Diese sei da, sobald der Mensch da sei, ganz und vollendet, und es könne ihr nichts hinzugefügt werden. Die Liebe ist die Ausstrahlung des irrationalen Wesens Gottes in den einzelnen Menschen. Nur in der Liebe könne der Mensch selig werden. „Jeder ohne Ausnahme erhält durch seinen Eintritt in die Wirk-

lichkeit einen Anteil am übersinnlichen Sein durch die Liebe, die in ihm lebt", sei es zur Gerechtigkeit, zur Wahrheit, zur Kunst, zur leidenden Menschheit. In dieser Liebe besteht sein wahres Leben.

Die „Reden an die deutsche Nation" (1808) vollenden diese Entwicklung. Das irrationale Wesen Gottes strahlt auch in das Volkstum ein und versichtbart sich in dessen Geschichte. Dies Irrationale, was jedes Volk zu diesem Volke macht, ist der besondere Anteil, den es am göttlichen Leben hat. Es ist die Gewalt übersinnlicher Antriebe, die sich in dem Fleische und Blute dieses Volkes verlebendigt haben; etwas, das durch keinen Begriff zu fassen, dennoch wahrhaft vorhanden sei und das der Gemeinschaft erst den letzten Wert gebe. Daher kommt Fichte zu der Definition des Volkes in der höheren, vom Standpunkte der Ansicht einer geistigen Welt überhaupt genommenen Bedeutung des Wortes: „Volk ist das Ganze der in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besonderen Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt und darum auch zeitlichen diese Menge zu einem natürlichen und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet." Das geistige Leben des einzelnen, erkennt nun Fichte, kann nur im Zusammenhange mit dieser göttlichen Aussaat in seinem Volkstume gedeihen. Der einzelne wird geistige Persönlichkeit überhaupt nur in diesem Zusammenhange. Nichts mehr davon, daß die bloße Idee zum bloßen Menschen komme! Der Mensch und die Idee müssen wurzeln. Das geschieht, wenn die Arbeit an der Idee als Ausdruck des Wesens einer Nation auftritt und wenn die Idee sich darstellt als ein geistiges Gesicht innerhalb des Lebens dieser Nation. Der individualistische Rationalist von früher empfindet sich jetzt als eine Zelle im Leben seines Volkstums. Diesen Zusammenhang, daß ich nichts bin ohne meine Nation und ohne die in ihr ausgeborene Geistigkeit, erfaßt die „höhere Vaterlandsliebe". Sie empfindet im Wesen des eigenen Volkstums die göttliche Ursprünglichkeit, empfindet im Vaterlande Ewigkeit, die zeitlich sichtbar geworden ist.

„Dies ist", schreibt Fichte, „die Liebe des Edelen zu seinem Volke, zuvörderst, achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist Göttliches in ihm erschienen,

und das Ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches daraus hervorbrechen. Sodann tätig, sich wirksam aufopfernd, für dasselbe." Einzig der Geist solcher Vaterlandsliebe dürfe im Staate regieren. Regieren, das heißt nach vaterländischem Bilde in schöpferischem Entschlusse neu und immer neu wirken. Mit dem Geiste der ruhigen bürgerlichen Liebe hat das nichts zu tun. „In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes ist gar kein rechtes eigentliches Leben und kein ursprünglicher Entschluß . . . Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr gerät und es nun gilt, über neue, nie dagewesene Fälle zu entscheiden", dann reicht jenes bürgerliche sogenannte Regieren nicht aus; dann „bedarf es eines Lebens, das aus sich selbst lebt und das unbezweifelt Recht hat, jeden, den es treffen mag, gebietend anzumuten und den Widerstrebenden zu zwingen".

Für den Vaterlandsliebenden ist die wirtschaftliche Abhängigkeit vom Auslande ein Übel, dem er mit aller Kraft der Heimatswirtschaft zu begegnen sucht. Die politische Abhängigkeit vom Auslande ist ihm ein unerträgliches Unglück, gegen das er unbeugsamen Freiheitswillen setzt. „Laßt die Freiheit auf einige Zeit verschwinden aus der sichtbaren Welt; geben wir ihr eine Zuflucht im Innersten unserer Gedanken, solange, bis um uns herum die neue Welt aufwache, die da Kraft habe, diese Gedanken äußerlich darzustellen." Die geistige Abhängigkeit vom Auslande aber ist ihm die schlimmste Volkssünde, durch die das Volk von dem eigenen göttlichen Lebensquell in ihm selber abfällt. Sie ist eine entehrende Schmach, die nur im Strome der neu erwachenden höheren Vaterlands- und Volksliebe getilgt werden kann.

Fichte und das Deutschland von 1921

Erschienen unter dem Titel „Fichte und das gegenwärtige Deutschland" in „Deutschlands Erneuerung", X. Heft 1921, bei J. F. Lehmann, München

„Das deutsche Volk", beginnen Fichtes Reden, „hat von nun an keine eigene Zeit mehr, sondern zählt seine Zeit nach den Begebenheiten und Abschnitten fremder Völkerschaften und Reiche." — Damals war es nur dem gewaltigen Hasse Frankreichs ausgeliefert, das uns überhaupt keine Luft lassen will. Heute ist England hinzugekommen, dessen würgender Daumen uns gerade so viel Luft vergönnt, daß wir als ewige Hörige der kalten englischen Selbstsucht dienen können. „Keine Nation", fährt Fichte fort, „die in diesen Zustand der Abhängigkeit herabgesunken ist, kann sich durch die gewöhnlichen und bisher gebrauchten Mittel aus demselben erheben. War ihr Widerstand fruchtlos, als sie noch im Besitze aller ihrer Kräfte war, was kann ihr derselbe noch fruchten, nachdem sie des größten Teils derselben beraubt ist? Was vorher hätte helfen können, wenn nämlich die Regierung die Zügel kräftig und straff angehalten hätte, ist nun nicht mehr anwendbar, nachdem diese Zügel nur noch zum Scheine in ihrer Hand ruhen und diese ihre Hand selbst durch eine fremde Hand gelenkt und geleitet wird. Auf sich selbst kann eine solche Nation nicht länger rechnen, und ebensowenig kann sie auf den fremden Sieger rechnen."

Mit grausamer Deutlichkeit hat Fichte auch uns gegenwärtigen Deutschen die Lage gezeigt. „Es läßt sich der strenge Beweis führen, daß kein Mensch und kein Gott und keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereignisses uns helfen kann, sondern daß allein wir selber uns helfen müssen, falls uns geholfen werden soll." Wäre das Mittel unserer Rettung, daß wir uns in das Unabänderliche fügten, die Gebärde der Demut machten und allen Forderungen des Feindbundes nachgäben? Hierauf antwortet Fichte: „In wem höhere

Anforderungen an das Leben, nebst dem Gefühle ihres göttlichen Rechts lebendig und kräftig geblieben sind, der fühlt mit tiefem Unwillen sich zurückgedrängt in jene ersten Zeiten des Christentums, zu denen gesagt ist: Ihr sollt nicht widerstreben dem Übel, sondern so dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den anderen auch dar, und so Jemand deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel! Mit Recht das letzte; denn solange er noch einen Mantel an dir sieht, sucht er einen Handel an dich, um dir auch diesen zu nehmen. Erst wenn du ganz nackend bist, entgehst du seiner Aufmerksamkeit und hast vor ihm Ruhe." Nein, das Nachgeben und Sichdemütigen hilft uns nichts, das macht unsere Lage nur noch schlimmer. Es wäre nur eine Fortsetzung derjenigen Denkart bei uns selbst, die uns in das Elend gebracht hat.

Wir waren nämlich kein Volk, das fähig war, seine eigene unbedingte Selbständigkeit, das Gesicht aus der Geisterwelt, fest ins Auge zu fassen, und von der Liebe dafür ergriffen zu handeln. Wir fingen an, von einem Menschheitsstaate zu träumen. Dagegen wendet sich Fichte, wie folgt: „Nur in den unsichtbaren und den eigenen Augen verborgenen Eigentümlichkeiten der Nation, als demjenigen, wodurch sie mit der Quelle ursprünglichen Lebens zusammenhängt, liegt die Bürgschaft ihrer gegenwärtigen und zukünftigen Würde, Tugend, Verdienstes. Werden diese ihre Eigentümlichkeiten durch Vermischung und Verreibung abgestumpft, so entsteht Abtrennung von der geistigen Natur aus solcher Flachheit, aus dieser die Verschmelzung aller zu einem gleichmäßigen und aneinanderhängenden Verderben."

Ferner: eine Denkart ging bei uns um, die den Krieg als Glücksspiel ansah um zeitlichen Gewinn oder Verlust. Noch klingen uns die Dolchstoßworte von dem „Hazardeur Ludendorff" in den Ohren! „Über diese Denkart siegt", erklärte Fichte, „sogar eine Grille." Bei uns war es die Grille Wilsons. Wahrer Völkerstolz werde den Widerstand niemals aufgeben und kenne kein Höchstes, das er nicht der Freiheit opferte. Jene andere Denkart aber bewirke, daß man sich zuletzt sogar an die Sklaverei gewöhne, wenn nur unsere sinnliche Fortdauer dabei ungekränkt bliebe. Sie unterliege rasch und haltlos der Gefahr an der Unterworfenheit, daß diese fast alle Ehre abstumpfe

und sogar ihre sehr erfreuliche Seite habe für den Trägen, indem sie ihn mancher Sorgen und manchen Selbstdenkens überhebe.

Aber die Gründe der damaligen preußischen, der heutigen deutschen Niederlage liegen noch tiefer. Diese tiefere Schuld trifft jeden Einzelnen. Alle gelegentliche Gunst in den Begebenheiten der Gegenwart reißt uns nicht politisch hoch, solange wir seelisch bleiben, wie wir waren. Fort mit der bisherigen Gedankenlosigkeit! Umfassende Selbstbesinnung müssen wir üben über das Deutschland, das war, und in klaren Gedanken beständig das Bild des Deutschlands, das da sein soll, wach erhalten.

Es hieße aber diesen Blick der Klarheit von dem uns alle anklagenden bisherigen falschen Seelentum ablenken, wenn wir die Schuld einfach auf die verflossene Regierung werfen wollten. „Nicht sowohl die einzelnen Personen, die sich von ungefähr auf dem höchsten Platze befunden haben, sondern die Verbindungen und Verwicklungen des Ganzen, der ganze Geist der Zeit, die Irrtümer, die Unwissenheit, Seichtigkeit, Verzagtheit und der von diesen unabwendbare unsichere Schritt, die gesamten Sitten der Zeit sind es, die unsere Übel herbeigeführt haben. Und so sind es denn weit weniger Personen, welche gehandelt haben, denn die Plätze, und jedermann, und die heftigen Tadler selbst, können mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie, an demselben Platze sich befindend, durch die Umgebung ungefähr zu demselben Ziele würden gedrängt worden sein. Träume man weniger von überlegter Bosheit und Verrat! Unverstand und Trägheit reichen fast überall aus, um die Begebenheiten zu erklären. Und sie ist eine Schuld, von der sich keiner ohne tiefe Selbstprüfung ganz lossprechen sollte; weil zumal, wo sich in der ganzen Masse ein sehr hohes Maß von Trägheit befindet, dem Einzelnen, der da durchdringen sollte, ein sehr hoher Grad von Kraft der Tätigkeit beiwohnen müßte. Werden daher die Fehler der Einzelnen noch so scharf ausgezeichnet, so ist dadurch der Grund des Übels noch keineswegs entdeckt, noch wird er dadurch, daß diese Fehler in Zukunft vermieden werden, gehoben. Bleiben die Menschen fehlerhaft, so können sie nicht anders, denn Fehler machen, und wenn sie auch die ihrer Vorgänger fliehen, so werden sich in dem unendlichen Raume der Fehlerhaftigkeit gar leicht neue finden. Nur eine gänzliche Umschaffung, nur der Beginn eines ganz neuen Geistes kann uns helfen."

Mit bitterer Ironie zeichnet Fichte den alten verkehrten Geist von 1806, der auch bis 1914 unser Geist war und bald nach dem meteorhaften Erlebnis wahrer Volkseinigkeit in jenen unvergeßlichen Augusttagen fressend und schleichend wieder bei uns einsetzte. „Die Fortdauer des Kampfes, sagt diese Gesinnung, verheert das Eigentum, das höchste Gut des Menschen, nächst dem Leben, und bedroht selbst Leben und Gesundheit, die allerhöchsten Güter. Man muß dieselbe darum durch jedes Mittel abzukürzen suchen. Dies ist die höchste Pflicht jedes verständigen Menschen nach ausgebrochenem Kriege. Wenn also nach der bisherigen Geschichte schon zu vermuten ist, wohin sich der Sieg wenden werde, so muß man den unzeitigen kriegsverlängernden Widerstand des doch zu Besiegenden nicht unterstützen. Alle haben sich zu vereinigen, zu übergeben die Festungen und Staatsgüter anzuzeigen; die Krieger haben die Gewehre wegzuwerfen und überzugehen. Vorurteile aus barbarischen Zeiten, von göttlicher Einsetzung der Könige, Heiligkeit des Eides, Nationalehre sind nichts für den, der klar geworden ist, über die so einfachen Sätze: daß das Leben das Erste, die Güter das Zweite und der Staat erst das Dritte."

Die Folge nach Fichte? „Sie geben mit reichlicher Spende und mit erzwungen fröhlichem Gesichte dem Feinde, was sie kärglich und äußerst unwillig dem Verteidiger des Vaterlandes gaben." Dem entsprechen heute die Schandverträge von Versailles und Spaa, „wie denn auch diejenigen, die im Kampfe für das Vaterland die Waffen wegwarfen, als blinde Werkzeuge ausländischer Gewalten lernen, unter fremden Panieren dieselben gegen das Vaterland tapfer zu führen." Wir denken hier an die Paniere von Moskau.

Ein anderer Krebsschaden in der Seele des deutschen Menschen kam hinzu, schon zu Fichtes Zeit, mehr noch in dem wiedererstandenen Deutschen Reiche. Es gab da keine seelische Verbundenheit der Volksgenossen, sondern nur eine äußere machtvolle Zusammenfassung derselben unter den Regelungen des Staates. Dieser umfing uns mit seiner Bürokratie, seinen Gesetzesparagraphen tausendfältig, aber tausendfältig nur formal. Wir trockneten in dieser Atmosphäre nüchterner und erkältender Sachlichkeit, schablonenhafter Einordnungen geistig aus. Wir verwandelten uns in Berufstiere, Amtstrotter, Fachpedanten, Lebensspezialisten.

Andererseits *hielten* wir uns gleichsam den Staat, der mit

seinen Organen und Regelungen unser Eigentum und unsere persönliche Freiheit schützte und Geschäft und Gewinn ermöglichte. Wir überließen ihm ruhig die Leitung des Ganzen durch seine Beamten, Ressorts, Ministerien, und wir kauften uns von dem Golde, das der von ihm beschützte Fleiß hereinbrachte, alles, was unser Geschmack und sinnliches Bedürfnis haben mochten. Wir fühlten uns als Individuen prächtig gedeihen. Es war ein angenehmes ubi bene ibi patria-Dasein. Unser Staatswesen war, um es mit einem Worte zu sagen, zu einer hobbesischen Wohlfahrtsmaschine geworden.

Es war eine Maschine: damit meine ich das Unpersönliche, Geschäfts- und Reglementsmäßige des ganzen Gefüges, die strenge und exakte Nursachlichkeit, die alles reinlich paragraphierte, reglementierte, subsumierte, und wo die bequeme Schubfachordnung aufhörte, auf die höhere Weisheit der nächstübergeordneten Stelle wartete.

Es war eine Wohlfahrtsmaschine: als ob der Genuß und Gewinn der Einzelnen der Zweck des Ganzen sei. Wenn er nur seine Steuern zahlte und seinen Heeresdienst ableistete, so lebte er in unbehelligter Ruhe. Er schimpfte höchstens auf die Regierung, wenn sie es nicht gut genug für ihn machte und nützte die straffe Ordnung des Ganzen und den guten Gang der Geschäfte, um sein privates größtmögliches Glück mit allen Kräften anzustreben und überall die Nebenuhler aus dem Felde zu schlagen.

Es war eine hobbesische Staatsmaschine. Der Engländer Hobbes sah bekanntlich den Urzustand als einen Krieg aller gegen alle an. Aus dem Wunsche, die jedermann drückende Unsicherheit dieses Urzustandes zu beenden, ließ er den Staatsvertrag hervorgehen; derart, daß alle auf ihre natürlichen Einzelrechte verzichteten, sie auf einen Herrscher übertrugen und sich seiner Gewalt unterwarfen. Er war dazu da, sie um den Preis voreinander zu schützen, daß sie alle seinen Maulkorb trügen. Das ist eine ganz andere Staatsauffassung als die, die dem deutschen Denken entspricht. Der deutsche Begriff von Königtum ist ein persönliches und sittliches Verhältnis zwischen dem fürstlichen Führer des Volks und seinen freien Untertanen. Er ist auf Treue und Vorbild und gemeinsame Pflichterfüllung am Volkstum gestellt. Bei Hobbes, dem Engländer, tritt der Begriff der formalen Staatsmacht auf als einer alle umhüllenden Schutzorganisation, die formal bleibt, auch wenn an ihrer Spitze ein

Regent, ein Einzelner, steht, der als Träger der Staatsgewalt sei es unbeschränkt, sei es mehr oder minder verantwortlich herrscht. Innerhalb dieser Schutzorganisation dürfen die Bürger, wenn sie nur das Strafgesetzbuch beachten, jeder für sich seinen eigenen gesicherten Weg gehen. Ein mos geometricus, ein Rechenkunststück ist über lebendige Seelen gebreitet. Vielmehr, wo diese Staatsmaschine wirkt, da **werden** die Seelen so zersplittert gegeneinander, so unverbunden miteinander, so unsozial und in der Form gezähmter Bestien atomistischem Konkurrenzkampfe zugeneigt, wie es Hobbes vom Naturzustande voraussetzte, aus dem er die Entstehung dieser Staatsform fiktiv begründete. Da bleibt zumal völkische Verantwortlichkeit ganz unentwickelt. Alles dreht sich um die Individuen. So drehte sich auch bei uns in der Zeit des größten Glanzes unseres Vaterlandes das Individuum nur um sich selber. Kamen nicht schon damals Stimmen zu der akademischen Jugend: Hütet euch vor alkoholischer Entartung. Sie ist Gift für den Nachwuchs unseres Volkes! Hütet euch vor markverzehrender Unkeuschheit. Sie verdirbt euch und in euch Kinder und Kindeskinder! Aber man predigte in dieser Atmosphäre nebeneinander und gegeneinander wimmelnder Menschen nur tauben Ohren. Das staatlich wohl gehegte und wohlgezählte Individuum wollte sich ausleben ohne Rücksicht darauf, ob es nicht durch sein Beispiel Hunderte und Tausende Volksgenossen in den Strudel gleicher Genußsucht und gleichen Lebenstaumels riß.

Formalgeometrisch wie dieses Schutzkönigtum für manchesterliche Individualwohlfahrt ist auch sein Gegenpol, die westliche Demokratie. Ihr Wesen ist, daß sie den Bürgern, die bei der königlichen Gewalt voreinander Schutz suchten, wiederum Schutz vor dem Könige gewähren will, und daß sie folglich den Krieg aller gegen alle, bzw. den Krieg von Gruppe gegen Gruppe, Partei gegen Partei, dem Hobbes hatte entfliehen wollen, mit legalisierten Mitteln, nämlich dem Mittel der uneingeschränkt individuellen Stimmabgabe, wieder herstellt und verewigt. Je reiner sie auftritt, je mehr sie das unabhängige Königtum beschneidet und die regierende Gewalt in das Parlament verlegt, um so mehr wird die Gruppe der im Wahlkampfe unterlegenen Bürger der Beherrschung durch die siegende Gruppe ausgeliefert, und bei diesen Siegern haben nun Selbstsucht, Habsucht und Herrschsucht in ihrer unsozialsten Form, der Form der Partei-

selbstsucht, freie Bahn. Vorhin hatten wir es mit der Selbstsucht der durch die königliche Macht geschützten Individuen zu tun. Jetzt ist es die Selbstsucht der selbst Macht habenden Menschenmengen geworden. Ein wirklicher Staatswille, der in der vorigen Form immerhin gesichert war, ist in dieser Form ganz unmöglich. Wir stehen mit diesen beiden Bildern formalstaatlicher Regelung, dem absolutistischen und dem demokratischen, genau auf demselben Boden.

Wir stehen auf einem das Leben dörrenden Boden, den nunmehr Fichtes eigene Worte bezeichnen mögen: er spricht von fremden „Kunststücken der Staatsregierung, wo die Voraussetzung immer sei, daß jedermann sein eigenes Wohlsein liebe über alles, und wo an diese vorausgesetzte Selbstliebe durch Furcht und Hoffnung künstlich der gute Wille für das Staatswesen geknüpft werde". Er kennzeichnet diese Staatskunst, diesen so oder so über uns herrschenden Mechanismus als einen T o d , aus dem nimmermehr lebendiges Regen der Gesellschaft hervorgehen könne. Die Absicht, alles Leben in der Gesellschaft zu einem großen künstlichen Druck- und Räderwerke zusammenzufügen, in welchem jeder Einzelne durch das Ganze immerfort g e n ö t i g t werde, dem Ganzen zu dienen, ein Rechenexempel zu lösen aus der Voraussetzung, jeder Wolle s e i n Wohl, zu dem Zwecke, ebendadurch jeden wider seinen Dank und Willen zu zwingen, das a l l g e m e i n e Wohl zu befördern. „Solche Staatskünstler wissen, falls etwas in dem bisherigen Gange der Gesellschaft (sagen wir dem absolutistischen) stockt, dies nicht anders zu erklären, als daß etwa eines der Räder derselben ausgelaufen sein möge, und kennen kein anderes Heilmittel denn dies, die schadhaften Räder (etwa das Königtum) herauszuheben und neue einzusetzen. Je eingewurzelter jemand in dieser mechanischen Ansicht von der Gesellschaft ist, je mehr er es versteht, diesen Mechanismus zu vereinfachen, indem er alle Teile der Maschine s o g l e i c h a l s m ö g l i c h m a c h t , u n d a l l e a l s g l e i c h m ä ß i g e n S t o f f b e h a n d e l t (das ist also das demokratische Rezept), für einen desto größeren Staatskünstler gilt er in dieser unserer Zeit."

Man glaubt dabei immer wieder goldene Zeitalter gestalten zu können. Wir Heutigen denken dabei an den Ausspruch, der an der Spitze der Novemberrevolution stand, „Herrlichen Zeiten führe ich euch entgegen". Nein, bei dieser gesellschaftlichen Maschinenkunst

wären weder herrliche Zeiten, noch auch Führung möglich und könnten niemals möglich werden. „Wohlverfertigte goldene Zeitalter in jeder Hinsicht", sagt Fichte, „sind dem deutschen Denken eine Beschränktheit der Erstorbenheit." Es gibt dabei staatliche Regelung in Hülle und Fülle, der man sich wohl willig unterwirft, aber es gibt keine lebendige Staats- und erst recht keine Volksgesinnung. Die deutsche Seele will statt des Kalküls der Zwangsregierung das schöpferische Leben, die schöpferische Vaterlandsliebe, die in Führern und Geführten wirkt. Sie weiß, daß, wie immer man es versuche, eine nur formale Organisation über die Menschen zu spannen, statt daß man in ihrem Volkstume das organisch Lebendige, die geistige, über alles Wirtschaftliche weit hinausliegende Tief erhorcht, immer nur die alte Mode mit einer neuen ebenso verfehlten Mode vertauscht wird. Längst ehe wir es gemerkt haben, was es heißt, daß eine feste und tote Ordnung der Dinge, ein mos geometricus über uns regierte, hat Fichte es gemerkt. All dies Bürokratisieren, Schematisieren, Mechanisieren, das abstrakte Zentralisieren, so gut wie Demokratisieren, tötet die lebendige Persönlichkeit, wenn es auch der physischen Person dabei sehr wohl sein mag. Es atomisiert die Menschen innerlich, die es äußerlich in großzügigen Apparaten sammelt. Wir haben das lange nicht gemerkt, und viele sind sich dessen noch immer nicht bewußt geworden. Aber es war so vor 1914. Wir hatten Staat und brauchten Staat. Aber wir hatten zu viele leere Staatlichkeit. Jetzt schreien wir nach lebendigem Volk, unserm Volk, nach einer Friedenskameradschaft, wie es im Kriege die Schützengrabenkameradschaft gewesen war. Aber man bietet uns statt dessen vermehrte und verschlechterte Staatlichkeit. Man schürzt eben jetzt z. B. die Knoten zu einer Zentralisation, die alle Einzelständigkeit der Länder verschlingen soll. Fichte würde dem mit aller Macht widersprochen haben. Man lese, was er in der achten Rede zum Schlusse über die segensreiche Wechselwirkung der deutschen Einzelstaaten sagt.

Fichte wußte noch ein g a n z e s Volk hinter sich. Heute suchen wir es. Wir suchen das deutsche V o l k mit heißer Seele. Wo ist es geblieben? Hier beginnt das Kapitel deutscher Geschichte, das Fichte nicht mehr erlebt hat, das aber klar vor uns liegt, wenn wir mit seinen Augen sehen. Die Ersten, die die neuzeitliche Versachlichung des Menschen, die Abstumpfung der Persönlichkeit im Räder-

werke eines blinden Mechanismus, leibhaftig gespürt haben, sind die deutschen Arbeiter gewesen. Nicht zwar unmittelbar an dem staatlichen Bürokratismus litten sie. Sie litten an der Maschine, der Technik, der Industrie, die ihnen mit der einen Hand Existenz- und Verdienstmöglichkeit gewährte, mit der anderen aber die Bedingungen höheren Lebens von ihnen abschnitt. Sie waren nicht Herren ihrer Arbeit, sondern die Arbeit, die sie tun mußten, die mechanische Arbeit, Tag um Tag mit eben ausreichenden Atempausen verrichtet, war Herr über sie.

Das war ihr Leiden, ihr deutsches Leiden, das sie anfangs nur mit dumpfem Drucke fühlten, bis es ihnen von fremder Seite zugunsten der Fremdheit ins Bewußtsein gehämmert wurde. Ihr geborener deutscher Führer wäre, wenn er noch gelebt hätte, Fichte gewesen, der schon 1808 genau wußte, wie zuwider gerade der deutschen Seele alle Mechanisierung des Lebens läuft, der den großen Schweizer Pädagogen Pestalozzi deswegen liebte, weil er fand, in dessen Seele sei ein unversiegbarer allmächtiger und deutscher Trieb, die Liebe zu dem armen verwahrlosten Volke, die treibende Kraft gewesen. Statt dessen stieß auf die Not des deutschen Arbeiters der blutsfremde Marx und warf sich zum Führer aus ihrer Not auf. Er gab ihnen, in denen gerade die freie deutsche Seele nach Erlösung schrie, die Luft haben wollten gegenüber dem blinden, gesellschaftlichen und industriellen Maschinenwesen, noch überdies die undeutsche Theorie von der gänzlichen Abhängigkeit alles persönlichen und geistigen Lebens von Materie und Wirtschaft. Er vernichtete das Persönlichkeitsbewußtsein derer theoretisch, in deren Seelen innerlich, heimlich gerade die deutsche Sehnsucht nach Rettung von totem Triebwerke glühte. Kein Wunder, daß auf dieser Grundlage das deutsche Führertum in der Sozialdemokratie versanden und versagen mußte, daß es immerfort nur deutsche Werkzeuge für fremde Führung gegeben hat. Wo sind, trotz der Gunst der letzten zwei Jahre, sozialdemokratische Führer mit schöpferischen Ideen hervorgetreten?

So die marxistische Theorie, deren Persönlichkeitsentwertung nun in Spenglers „Untergang des Abendlandes“ ein Gegenstück gefunden hat. Ganz anders Fichtes Bekenntnis: „Wer in der Tat nicht mehr ist, als ein Glied in der Kette der Erscheinungen, der kann wohl

einen Augenblick sich frei wähnen, aber seinem strengeren Denken hält dieser Wahn nicht stand. Wie er aber sich selbst findet, eben also denkt er notwendig sein ganzes Geschlecht. Wessen Leben dagegen ergriffen ist von dem Wahrhaftigen und wessen Leben unmittelbar aus Gott geworden ist, der ist frei und glaubt an Freiheit bei sich und anderen." Und wiederum Fichtes Bekenntnis: „Was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei, und welche Sprache es rede, ist unseres Geschlechts. Es gehört uns an und wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei, und in welcher Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher, um so lieber sich gänzlich von uns abtrenne . . ."

Und nun, nach der Theorie von Marx, das Ziel, das er den deutschen Arbeitern steckt? All der Fluch der mechanischen Staatlichkeit, die Fichte mit seinem deutschen Herzen und seiner deutschen Tiefe so instinktsicher herausgefühlt hat, wird ins Unermeßliche gesteigert! Eine noch viel allmächtigere Staatsmaschine soll über uns ausgebreitet werden, in deren einen Zähnen alle Selbständigkeit, Arbeitsfreudigkeit, Wetteifer, Unternehmungssinn, geistige Willenshöhe zerquetscht sind, und aus deren anderen ein allgemeines erbärmliches Behagen herauskommt, eine Maschine, die mit Nietzsches Worte „das kälteste aller kalten Ungeheuer" wäre, noch viel kälter, als die Staatsmaschine, an die er gedacht hatte, „ein Pferd des Todes, klirrend im Putze göttlicher Ehren". Mit der Sehnsucht nach Zukunft und Freiheit im Herzen taumeln unsere Arbeiterscharen, solange diese Führung sie verführt, in ein noch viel größeres Seelengefängnis hinein, als das, aus dem sie meinen, sich erlöst zu haben.

Fichte weiß dagegen, daß man nicht zuerst die Formen suchen und dann meinen soll, daß das neue Leben nachkomme, z. B. wenn man die Produktionsmittel in die Hand nimmt, sondern zuerst muß das Leben da sein, und das schafft sich dann seine Formen. Das Leben ist aber nur dann wahres und selbständiges Leben, wenn es aus dem eigenen Volkstume quillt. Wir müssen mit allen ausländischen Maschinenkunststücken brechen und erst einmal innerlich ganz zu Deut-

schen werden. Deutsch werden heißt nicht charakterlos sein am eigenen Volkstume, wie es bei Unzähligen Mode geworden ist, sondern charaktervoll werden für das eigene Volkstum. Wir müssen merken, daß vom Undeutschen das Widerdeutsche kommt. Haben wir uns erst diesen Charakter geschaffen, so haben wir Charakter überhaupt. Dann geht uns aus der neuen Charakterbestimmtheit auch neue geistige Klarheit über unsere eigenen Verhältnisse und ihre Ordnung auf. Uns wird, wie Fichte sagt, „ein anderes Auge eingesetzt". „Den Besitzern eines solchen Auges ist die Angelegenheit des sie umgebenden Ganzen durch das treibende Gefühl der Billigung oder Mißbilligung unabtrennbar angeknüpft an ihr eigenes völkisch erweitertes Selbst, das nur als Teil des Ganzen sich fühlt und sich nur im gefälligen Ganzen ertragen kann." „Mit unserer Genesung für Nation und Vaterland hat die geistige Natur unsere vollkommene Heilung von allen Übeln, die uns drücken, unzertrennlich verbunden." Dann werden wir uns nicht mehr nur wirtschaftlich aufeinander beziehen, sondern auch in der Wirtschaft sittlich aufeinander beziehen aus der Liebe zur Volksgesamtheit und aus der völkischen Achtung für einander. Wir werden nicht zu mechanischer Rätebildung von unberufenen Räten, sondern zu organischer, führerbestimmten Gliederung und Schichtung schreiten, in der alle Arbeit Selbstzucht in der Treue zum Volksganzen und treues Zusammenarbeiten ist.

Es galt eben für Fichte und es gilt auch für uns, alle Schäden der deutschen Seele dadurch zu heilen, daß man sie zum Bewußtsein ihrer Eigenart weckt und so ihre Wesensnotwendigkeit zur Entfaltung bringt, daß man ihre Lebenselemente entwickelt, daß man in jeder deutschen Seele die Liebe zu jeder anderen deutschen Seele und zu dem gemeinsamen Volkstum, in dem wir alle wurzeln, entfacht. Aus diesen Liebesflammen wird dann ein glühender Gemeinsamkeitsgeist erzeugt werden, der mit schöpferischer Kraft, auf Wegen, die, nicht vorausrechenbar, sich plötzlich wie von selbst öffnen, den neu gewordenen Willen ein neues und erhöhtes deutsches Gesamtdasein ermöglicht. Wir müssen werden „eine durch einander verwachsene Einheit, in der kein Glied irgendeines anderen Gliedes Schicksal für ein fremdes Schicksal hält, die da entstehen soll und muß, wenn wir nicht

ganz zugrunde gehen wollen." Von solcher deutschbewußten Art, ja, ihre lautersten Vorbilder, müssen insbesondere auch diejenigen werden, die über uns regieren, und dann wird Treue und Vertrauen von ihnen zu uns und von uns zu ihnen herüber und hinüber fließen.

Wenn wir heute von Volksgemeinschaft, Arbeitsgemeinschaft, Schicksalsgemeinschaft stammeln, wenn wir uns etwas von Berufsvereinigung, Berufsschichtung und -Schlichtung denken, die statt der Parteien oder neben den Parteien eintreten soll, wenn unsere Seele die Blüte alles deutschen Führertums im Bilde eines einst erneuten deutschen Volkskönigtums grüßt, wenn wir sein wollen ein einig Volk von Brüdern, dann schlägt erwachendes Deutschtum in uns die Augen auf. Wir schreiten den inneren Genesungsweg Fichtes.

Marx, der Volkslose, setzt dagegen die Volkslosigkeit, den Klassenkampf und Bruderhaß, und nun hängt unser ganzes deutsches Schicksal nicht von Gunst oder Ungunst äußerer Verhältnisse, sondern davon ab, ob wir den Haß durch die Liebe besiegen können, ob wir, die wir Parteien, noch mehr, die wir getrennte, gegeneinander aufgewühlte Lager waren, die Volks-, Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft miteinander finden *wollen*. Hier genügt nicht bloß die Liebe zur Idee des Deutschtums. Wohl bleibt uns diese Idee heilig und teuer. Aber der schwärmende Idealismus, die Hingabe an eine Idee allein, tut es nicht. *Die* Zeiten sind vorüber. Sondern unsere Liebe muß aus dem Ideenhimmel erdwärts wandern und sich tief in die Volksgenossenschaft hineinsenken. Sie muß zu der Seele der deutschen Brüder kommen und um sie ringen mit allen undeutschen Mächten. Sie muß die deutsche Sehnsucht nach Persönlichkeitswerdung, die die letzte Wurzel der Arbeiterbewegung ist, auch in der Arbeiterseele bewußt machen gegenüber den Persönlichkeit vernichtenden Nebelgebilden, von denen sie umflort ist. Es gibt aber keine andere Persönlichkeitswerdung als in der wahren Volksgemeinschaft. Diese müssen wir den deutschen Arbeitern vorleben, indem wir uns mit ihnen und sie mit uns einigleben und uns alle über uns hinausleben. Das wäre Gefolgstreue und Volkstreue zu dem Führer Fichte! Sein Weg der Volksgenesung bleibt ewig auch der unsrige und wird notwendig die Wiederherstellung unserer äußeren Selbständigkeit miterzeugen.

Nehme die deutsche Jugend, die mit Fichte den Weg der Volkstreue und lebendigen deutschen Verantwortlichkeitsgefühl gehen will, ein Zeichen! Rot ist die Farbe des verwandten Bluts und der Liebe. Dies Baldurrot der deutschen Fahne muß überwinden das Lokirot der volklosen Fahne!

Der Pommernsohn E. M. Arndt, ein völkischer Rufer

Erschienen unter dem Titel „E. M. Arndt, ein Führer zum Deutschtum" als Heft 1131 in Manns Pädagogischem Magazin bei Beyer & Söhne Langensalza 1927

> Der einzelne Mensch, die einzelne Tat und Begebenheit, seien sie auch die außerordentlichsten und glänzendsten, sind nichts und erzeugen das Nichts. Das Glied soll in der Kette ziehen, der Mensch mit seinem Tun und Wirken soll sich in die lange Reihe der Geschlechter fügen: so ziehen, so bedeuten sie.
>
> (Geist der Zeit III 108.)

Vorrede

Ernst Moritz Arndt ist dem deutschen Volke fast nur als der Sänger hoher Freiheitslieder bekannt. Manche erinnern sich auch, daß er eine Schrift geschrieben hat „Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze". Damit ist das Wissen der meisten über den kernigen Mann erschöpft. Und doch ist Arndt ein Führer zum Deutschtum wie wenige! In seinen Prosaschriften ist köstliches Gedanken- und Herzensgut enthalten, das unmittelbar aus seiner Stellungnahme zu den politischen Ereignissen seiner Zeit, den äußeren und inneren, hervorgeflossen ist. Noch heute berührt es, als stehe Arndt im lebendigsten Leben der Gegenwart. Diese „Blitzleuchtungen" sind unvergänglich, wie Fichtes „Reden an die deutsche Nation".

Fichtes, des Philosophen Reden, treten dem Leser in einheitlicher geschlossener Gestalt entgegen; so wirken sie durch ihre systematische Wucht. Arndts, des Historikers, deutsche Worte sind schier unerschöpflich in vielen Schriften zerstreut und in diesen mit der Schilde-

rung geschichtlicher Begebenheiten verflochten. So sind sie, die aus unmittelbarster Anschauung gewonnen sind, von Anschaulichkeit und leidenschaftlicher Empfindung gesättigt. Aber ihr Zusammenhang, ihre innere Einheit in der heißen Seele des Patrioten, wird durch ihre äußere Vereinzelung verdunkelt. Dem Verfasser vorliegenden Büchleins kam es für die Zwecke von Volkshochschulvorträgen darauf an, sie aus solcher Vereinzelung zu lösen und ihnen die Wucht einer größeren gedanklichen Geschlossenheit zu geben. Möge die Versichtbarung ihrer Einheit unter einander den Nachteil überwiegen, daß die Anknüpfung an die geschichtlichen Ereignisse gelockert werden mußte, über die Arndt seine Gedanken ausgespannt hatte! Die Farbe dieser Ereignisse und die Seele des Freiheitssängers ist doch in ihnen.

Das Werden Arndts und sein Deutschwerden*)

Vom „ganzen Deutschland" hatte Arndt einst gesungen. In allen deutschen Gauen empfand er das Vaterland. Durch das ganze Deutschland hin wissen alle von ihm, in denen ein deutsches Herz glüht, in denen deutsches Wesen lebendig ist, das der schöpferische Urquell ist deutscher Religion und deutschen Staatstums, deutscher Wirtschaft, deutscher Wissenschaft und Kunst. Ernst Moritz Arndt lebt und ist zumal der deutschen Jugend ein ewig Lebender. Sein Lied vom „Gott, der Eisen wachsen ließ", das in klirrender Rüstung einhergeht, wird immer wieder germanische Seelen zu Freiheitsliebe und Bekennermut, zu Mannesehre und Kampfestrutz entzünden. So gehört er allen deutschen Gauen an. Aber er ist doch mit Vorpommern, mit Rügen und Greifswald in besonderer Weise verknüpft. Mit Rügen: „Wo ich geboren bin? Am Ufer des baltischen Meeres
Lullte die sausende Flut mich als mein Wiegenlied ein.
Sei mir, mütterlich Land, sei freundlich gegrüßt, o Rügen!
Liebliche Insel, wohin ewig die Liebe sich sehnt."

Und mit Greifswald: An der pommerschen Universität, die damals schwedisch war, ist er zehn Jahre lang (1800—1810) Professor der Geschichte gewesen, zur Hälfte freilich abwesend, in Stockholm oder auf Reisen. Hier in Greifswald hat er seine Erstlingswerke geschrie-

ben, zunächst 1802 seinen „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen". Von hier aus ging auch der erste Band seines großen Wurfs „Geist der Zeit" in die Welt, der ihn mit einem Schlage berühmt machte.

Arndt stammte aus einem rüstigen Bauerngeschlecht. Damals waren die Bauern noch leibeigen, erbuntertänig ihren Gutsherrn. Ein solcher erbuntertäniger Bauer des Grafen von Putbus war ursprünglich auch Arndts Vater, Ludwig Nicolaus, gewesen. Aber der geschickte energische Mann rang sich bald zum Inspektor der gräflichen Güter durch und erhielt die Freiheit. Es ist, als ob sich der Freiheitsjubel des Vaters in dem zweiten Sohn verwurzelt hätte, der ihm bald darauf im Inspektorhause zu Schoritz geboren worden ist, in unserm Ernst Moritz, der allen schwedischen Bauern die Freiheit der Person auswirkte und zum Trommler und Herold der deutschen Freiheit werden sollte.

Ernst Moritz ist seinen Eltern ein Christgeschenk gewesen. Am 2. Weihnachtsfeiertage 1769 hat er das Licht der Welt erblickt. Es war dasselbe Jahr, das kurz vorher auf einer anderen Insel den Mann erzeugt hatte, der zur Geißel der Welt werden sollte, und dem Arndts leidenschaftlicher Haß gegolten hat, Napoleon. Seine Mutter, gleichfalls aus rügischem Bauerngeschlecht, war eine prächtige Frau, mit ihrer Sinnigkeit und Beschaulichkeit die rechte Ergänzung des starken vorwärtsdrängenden Vaters. Sie wußte ihren Kindern, die sie und ihr Mann gemeinsam unterrichteten, den lieben Gott und die lieben Engelein nahezubringen. Ihr selber war das Lesen in der Bibel Lebensquell, und meisterlich hat sie verstanden, auch den Kindern die kernigen Worte der Schrift ins Gemüt zu legen. So hat die Erziehungsmacht der Religion und eines frommen Elternhauses in der jungen Seele den Boden bereitet. Als Ernst Moritz 6 Jahre war, wurde sein Vater selbständiger Pächter im nahen Dumsewitz. Hier bildeten den Knaben noch zwei andere große Erziehungsmächte. Die eine war die Natur. Bald mußte er auf dem Hofe und Acker des Vaters zugreifen, bald tummelte er sich im Walde, auf der Wiese, in der Heide, am Meere. Oft hat da der Vater in dem Scheine der sinkenden Sonne die Buben in schweigende Andacht geführt. Die andere Erziehungsmacht war die Geschichte. Der begabte Knabe

machte sich an alte Geschichtsbücher und verstaubte Chroniken heran und sog sich daraus eine erste Begeisterung für Helden und ihre Taten. Sie wurde durch die Erzählungen seiner Oheime genährt. Der eine, ein preußischer Veteran, verweilte mit Vorliebe bei Preußen und dem großen Friedrich. Der andere fühlte sich, wie Arndts Vater, durch und durch als schwedischer Untertan. Dieser Einfluß überwog. Erst spätere Ereignisse haben Ernst Moritz zu dem bewußten Preußen und Deutschen gemacht, in dessen Liedern das ewige Preußen- und Deutschtum klingt. Jetzt tat es ihm noch nicht die große Geschichte an, sondern seine Seele war von Geschichtlein und Märchen voll, solchen, die er las, und solchen, die er selbst erfand. Es waren die ersten Regungen seiner dichterischen Phantasie.

Noch einmal veränderte sich der Schauplatz seiner Kindheit. 1780 pachtete sein Vater an einer ganz anderen Ecke Rügens, im Südwesten der Insel, zwei Güter, Grabitz und Breesen. Hier erhielt der Junge 6 Jahre lang Hauslehrerunterricht, der ihn unter anderm eindrucksvoll mit deutscher Literatur bekannt machte, mit Lessing und Bürger, Claudius und Goethes Werther. 16jährig trat er in die Sekunda des Stralsunder Gymnasiums ein. Zwei Seelen kämpften in seiner Brust. Er hatte den leidenschaftlichen Willen des Vaters, wie das empfindsame Gemüt der Mutter geerbt, ungestümer Tätigkeitsdrang nach außen wechselte mit besinnlicher Einkehr bei sich selbst. Sollte er sich haltlos, bald so, bald so von seinem Wesen treiben lassen? Oder sollte er sich unter die Zucht eines festen einheitsförmigen Willens nehmen? Durch diese Lebensentscheidung mußte er hindurch, der Aufenthalt in Stralsund drängte dazu. Auf dem Gymnasium zog ihn die schlichte Würde, die sittliche Harmonie des klassischen Griechentums an. Das Stralsunder Gesellschaftsleben dagegen war auf ungebundenen Genuß gestellt und lockte auch das heiße Blut des Jünglings.

Er fand gegenüber dem Wollen seiner Sinne den höheren sittlichen Willen, und nahm seinen schwellenden Leib in strenge Zucht. Keusch und brav wollte er bleiben, um nicht die Achtung vor sich selbst zu verlieren. Die Lektüre von Rousseaus großem Erziehungsroman wirkte auf ihn. Rousseaus Emile wird in der Einfalt und Schlichtheit des Landlebens erzogen, damit ihm die Verderbtheit der Städter nicht Körper und Seele vergiftet. Solches Gift sah der erwachende

Jüngling in Stralsund auf sich eindringen und kämpfte dagegen mit langen Wanderungen bis zur völligen Erschöpfung und kalten Bädern bis in den Oktober hinein. Aber die üppigen Gelage seiner Genossen wühlten immer wieder sein Innerstes auf. Die Angst packte ihn, er könne ein weichlicher, liederlicher Lappen werden, und so floh er.

Er floh an einem Herbsttage des Revolutionsjahres 1789 aus der verführerischen Stadt, um auf dem Lande bei fremden Gutsbesitzern eine dienende Stellung zu suchen. Die Eltern holten ihn in ihr Heim zurück, das sich jetzt in Löbnitz bei Barth befand. Hier bei den schlichtgläubigen Eltern fand er den Trost und Halt, den ihm der moralisierende Religionsunterricht der Schule nicht gewährt hatte. Im Jahre 1791 bezog er als Student der Theologie die Universität Greifswald. In seiner schwedischen Abgeschiedenheit stand es damals dem Puls des deutschen geistigen Lebens, das eben seine klassische Höhe erreicht hatte, fern. Nur schwach schlugen die Wellen herüber, die von den großen Dichtern und Denkern, Goethe und Schiller, Herder, Kant und Fichte kamen. Einige 60 Studenten hörten die Vorlesungen, die die Professoren bequem in ihren eigenen Häusern abhalten konnten. Mühlen der Gelehrsamkeit, denen das Wasser, die Studenten, zu sehr fehlte, nennt sie Arndt.

Wie anders strömte das geistige Leben in Weimar! Dorthin siedelte Arndt 1793 über, um das akademische Dreijahr in Jena zu Ende zu bringen. Aber er fand zwar in Jena die deutsche Dichtung, die deutsche Philosophie. Gerade in seinem Fache jedoch, der Theologie, war geistige Ebbe. Nichts mehr von Luthers Glaubensgewalt oder von der Herzensfrömmigkeit eines August Hermann Francke! Ein kahler und kalter Rationalismus und Kritizismus wurden gelehrt. Das festigte Arndts religiöse Überzeugung nicht, sondern erschütterte sie. Er fing in seiner unbedingten Ehrlichkeit zu zweifeln an, ob er Theolog bleiben könne. Sicherlich nicht in dieser Atmosphäre! So trieb es ihn nach Beendigung des Studiums zur Heimat zurück. Noch ein anderer Magnet zog ihn, Lotte Quistorp, die liebliche Tochter eines Greifswalder Universitätsprofessors, hatte es ihm angetan, wie er ihr. Noch trugen die beiden ihre Neigung heimlich. Arndt, rüstig und reisig, wie er war, wanderte von Jena zu Fuß in die Heimat zurück, um sich im Elternhause auf das theologische Examen vorzubereiten.

Als er es 1796 bestanden hatte, trat vor ihn eine Schicksalsfrage, die zweite seines Lebens. Dreimal hat Arndt vor solchen letzten Lebensentscheidungen gestanden, die ihn zu dem gemacht haben, der er geworden ist, in denen er Zweifel und Verwirrung überwunden und den eigenen festen Weg gefunden hat, den Weg zum sittlichen, zum geistigen und zuletzt zum deutschen Charakter.

In Stralsund hatte er sich zum sittlichen Charakter geprägt. Jetzt, nach bestandenem theologischen Examen, handelte es sich um sein geistiges Sein, um die Eroberung seines eigentlichen Lebensberufes. Ihm wurde die Möglichkeit geboten, durch die Verbindung mit der Tochter eines verstorbenen Predigers in dessen Pfarre hineinzuheiraten. Das war ein unter schwedischer Herrschaft viel geübter Brauch, und auch der Vater und Freunde betrieben die Sache eifrig. Arndt empfand aber den Plan als Untreue, als Untreue an seiner Geliebten, als Untreue an dem Pfarramt, das er nicht meinte verwalten zu dürfen, wenn es nicht mit vollgläubigem Herzen geschähe. So gestand er dem Vater mit seinen rationalistischen Glaubenszweifeln auch seine Greifswalder Liebe ein und erklärte seinen Verzicht auf den Predigerberuf. Der junge Mann hatte sich zur inneren Freiheit gefunden. Er lenkte sein Dasein bewußt in eine neue Bahn, der goldene Tisch eines sicheren Pastorats lag hinter ihm. Als ein Starker wollte er sein eigenes Schicksal fassen, wäre es auch nur ein irdener Topf. Im Frühjahr 1798 trat er mit durstiger, auf neues Erleben eingestellter Seele eine große 1½jährige Reise an, die seinen Blick weiten und ihn sein geistiges Selbst entdecken lassen sollte.

Paris war seit dem Ausbruch der französischen Revolution der Brennpunkt des europäischen Lebens geworden, von dem zumal die ganze Jugend angezogen wurde. Auch Arndt trieb es dorthin. Nicht minder wollte er Deutschland und andere Länder näher kennen lernen. Er ging zuerst nach Wien, ein Abstecher führte ihn nach Ungarn, dann sah er Oberitalien, Nizza, Südfrankreich und erreichte endlich Paris. In Paris blieb er mehrere Monate und kehrte darauf über Belgien und die Rheinlande zurück. „Und nun riß mich der Gott, der mutig mich weckte zur Freude, frisch in das Leben hinein", „Hoffnung und Glaube ging mit", bekennt er von der Reise. „Ohne sie wäre ich vielleicht nie ein Mann geworden." „Sie hat mir zuerst Freiheit und Klarheit in mir selbst gegeben."

Wie kam es, daß diese Reise so entscheidend auf Arndt eingewirkt hat? Es gibt Menschen, die auf Reisen gar nichts lernen, weil sie das Neue, das sie sehen, nur als Merkwürdigkeit auf sich wirken lassen, es nur mit einer Art sinnlicher Neugier und mit dem Gedächtnis auffassen. Sie kommen als dieselben, die sie waren, zurück, nur lexikalisch angereichert. „Es flog ein Gänschen übern Rhein und kam als Giggak wieder heim." Andere ergehen sich in einer gewissen romantischen Begeisterung. Ihre subjektiven Gefühlseindrücke sind ihnen die Hauptsache bei allem, was ihnen entgegenkommt. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, dem wird er seine Wunder weisen in Berg und Tal, in Wald und Feld". Daß ihnen die Menschen der Fremde etwas viel Tieferes offenbaren könnten, als was das Antlitz der Erde zeigt, die sie bewohnen, daß in diesen das Urgestein anderen Volkstums zutage tritt, versinkt hier in dem äußeren Rausche der Reise. Es klingelt wohl mit in dem Wechsel der Eindrücke, aber ihm öffnet sich nicht das Geistesohr.

Die Dritten reisen zu den neuen Menschen, und ihre Seele antwortet mit geistigen Fühlfäden auf alle die Wesensverschiedenheiten, die ihnen aus der Sprache, dem Gebaren, der Sitte, dem Verkehr, den Einrichtungen der fremden Menschen gegenüber ihrer eigenen heimischen Art entgegenschlagen. Mit solchen Augen, die für fremdes Volkstum aufgetan waren, reiste Arndt. Dabei half ihm der Eindruck zweier Bücher, die er während seines theologischen Studiums mit brennendem Anteil gelesen hatte. Das eine war Rousseaus berühmter „Gesellschaftsvertrag", der Trommelschlag zur französischen Revolution; das andere war Herders „Ideen zur einer Philosophie der Geschichte der Menschheit". Das erste lehrte ihn in Individuen, das zweite lehrte ihn in Völkern denken.

Dort, bei Rousseau das Problem der freien Staatsverfassung und sozialer Gleichheit der Bürger; die einzelnen fühlen sich um gemeinsamer Wohlfahrt willen mit den übrigen einzelnen vergesellschaftet. Wohlgemerkt, einzelne mit einzelnen! Sie kennen keinen Geist des Ganzen, dem sie dienen, sondern nur ihr gegenseitiges Verhältnis. So wird ihnen der Staat lediglich zum Ausdruck dieses gegenseitigen Verhältnisses, wobei sie alle gleiche Rechte beanspruchen. Er bedeutet ihnen nur die Vernunftform ihres ge-

meinsamen Handelns und darf keine Oberherrschaft von Fürsten oder Ständen, sondern nur das Übergewicht ausdrücken, das wechselnden Majoritäten gegenüber wechselnden Minoritäten durch Abstimmung „zufällt". Was bedeutet dieser Staat nicht? Er bedeutet keine selbstlebendige Gemeinschaft zwischen Landes-, Bluts- und Schicksalsbrüdern, die geschichtlich atmet, die von den früheren Geschlechtern über das unsrige zu den künftigen reicht, und sie allesamt als ein organisches Leben umfaßt. Darum vermögen sich die Menschen des Rousseauschen Staates nicht als Zellen eines tausendjährigen Volkstums zu fühlen, das sie alle zusammen trägt, sie in Dienst und Pflicht nimmt, sondern betrachten sich als eine Gegenwartsgenossenschaft, in der sie ein jeder selbst Zweck sind und Rechte haben.

Ganz anders das geschichtsphilosophische Werk Herders. Hier sind alle einzelnen Kinder ihrer Nation. Und die Nationen haben alle ein verschiedenes Eigenleben. Sie sind jede eine besondere Blüte an dem großen Baume der Menschheit. Auch will jedes Volk als dieses besondere Volkstum da sein und ringt mit anderen Völkern um seinen Lebensraum. Arndt wollte die verschiedene Wissenschaft der beiden Männer, die ihn gleich stark beeindruckt hatten, durch das Leben aufklären. An Rousseaus abstraktem Individualismus zog ihn der soziale, an Herders geschichtlichem Völkergedanken zog ihn der nationale Einschlag an. Ihm schwebt ein nationales und soziales Staatswesen vor, dessen Bürger frei sein sollen zur Entfaltung ihrer Kräfte, damit sie durch diese den Sinn ihres Volkstums entfalten. Keinem Zwangswillen unterworfen, sondern der Volkspflicht hingegeben, dient jeder mit seiner eigentümlichen Begabung dem Gesamtleben der Nation, die auch ihrerseits frei sein, sich im Daseinskampf der Völker behaupten und das Recht ihres eigentümlichen urgegebenen Wesens durchsetzen muß.

Sich nach dieser Doppelrichtung geistig einzustellen, freiheitlich und national, dazu drängte unsern Helden seine ganze Anlage. Er fühlte geistigen Werdegang, und darum trieb es ihn, die Länder und ihre Völker, die Völker und ihre Menschen kennen zu lernen, um zu den Gedanken, die in ihm keimten, die lebendige Anschauung zu gewinnen. Und wie gewann er sie! In Ungarn fiel ihm die traurige Lage der dortigen Bauern auf, und auf wie niedriger Stufe der

Ackerbau trotz der Fruchtbarkeit des Landes stand; dort sei sozial noch alles zu tun. Bei den Deutschen erkannte er, wie schon während seines Studiums in Jena, die große geistige Begabung, die Genialität ihres Dichtens und Denkens; aber er sah auch, zumal bei seinem Aufenthalte in den Rheinlanden, ihre Neigung, an Stelle des guten Eigenen jede fremde Art, am meisten die französische, anzubeten. Dort sei noch national alles zu tun. Ihm mißfiel ihre weltbürgerliche Einstellung, die sie nicht nur verhinderte, das ganz zu sein, was sie sein konnten, sondern die sie auch unfähig zu jeder großen Politik machte. „Weil der Nationalgeist fehlt, ist ein Volk von 30 Millionen Menschen der Spott Europas geworden", hat er später geklagt. Zwar in Preußen, dem Staate des großen Friedrich, erblickte er politische Kraft; aber hier erschienen ihm die inneren Staatseinrichtungen tadelnswert. Preußen galt ihm für ein Maschinenstaat, in dem die Selbsttätigkeit der Bürger ungepflegt geblieben sei. Auch sei Friedrich der Schöpfer des unseligen Dualismus zwischen Österreich und Preußen gewesen, an dem nun das ganze Deutsche Reich kranke. Nur die Erneuerung der Vormachtstellung Österreichs, das ihm weitaus der deutschere Staat zu sein schien, könne die Zukunft des Reiches retten. Die wahre Bedeutung und geschichtliche Sendung des Hohenzollernstaates hatte Arndt damals noch nicht erkannt.

Arndts Eindruck von Italien? Ein schönes Land mit wertvollen Menschen, die allzu geduldig das Joch trügen, das ihnen die französische Republik aufgelegt habe. Arndt erhielt hier eine erste Anschauung von französischer Eroberungssucht, aber noch hielten ihn die hohen Worte gefangen, die aus Paris kamen. Es waren die Worte vom Glück eines freigewordenen Volkes mit freien Einzelpersönlichkeiten, das das Glück seines Staatslebens weiter tragen wolle. Er wollte sich dieses Glück an der Quelle ansehen und ging nach Paris. Gewiß gefiel ihm die freie Stellung der französischen Bauern und im Heere der selbstbewußte Ausdruck des starken Volkstums. Aber er empfand zugleich die Gewalttätigkeit im französischen Charakter, die Selbstherrlichkeit der einzelnen und die Überheblichkeit dieser Nation gegenüber den andern Nationen.

In der inneren Verfassung, der neuen Republik vermißte er jedes Gefühl für geschichtliches Werden; nur radikaler Umsturz alles Bisherigen, keine organische Entwicklung! Die Ehrfurcht für das stetig

Fortschreitende, für das, was sich unsichtbar im Ganzen des Volkes aufgebaut hat und dort lebt und webt, erschien ebenso ausgelöscht, wie die Ehrfurcht vor Gott. In diesem Staatswesen fehlte alles Ewige und Göttliche, trotz der Vernunftreligion, die auf den Schulen gelehrt wurde. Ein losgelassener Freiheitstaumel herrschte in den Massen, und über das ganze Staatswesen schwang ihr Zepter die kalte theoretische Vernunft Voltairschen Stils, in der sich die Eitelkeit der Einzelnen spreizte, nicht die praktische Vernunft kantischen Stils, in der die Majestät der Pflicht thronte. Die Regierungsbeteiligung aller Bürger schwächte die Selbstverantwortlichkeit der Einzelnen. Sie zerstreute und verflachte die bürgerliche Gewissenhaftigkeit in der breiten Mitverantwortung mit allen den Übrigen. Arndt mißfiel das. Nach seiner Meinung müsse sich das Staatswesen vielmehr stützen auf eine vertiefte und konzentrierte Selbstverantwortlichkeit, wie sie z. B. gedeiht in einer Herrscherpersönlichkeit, die sich in Demut vor ihrem Gott Rechenschaft gibt. So war Arndt als schwedischer Untertan gewöhnt, das Königtum zu erblicken, nach dem Vorbilde Gustav Adolfs. An der selbstherrlichen Souveränität des französischen Volkes nahm er ebenso Anstoß, wie an dem absoluten Selbstherrschertum, das „die Revolution zertrümmert hatte". In solcher frivolen Atmosphäre konnte Volksglück nicht gedeihen, so sehr man es in einer allgemeinen Glücksfabrik herbeizuführen suchte. Um so widerlicher der Anspruch der Franzosen, dies angebliche Glück der umgebenden Welt aufzwingen zu wollen, ihr Drang zu allgemeiner Völkerbeglückung, in dem sich ihre Eitelkeit und ihre Herrschsucht verhüllte, um so anmaßlicher ihre Kulturbringerei, als seien sie allein das allein selig machende Volk, ihr gewalttätiges Eindringen in das Eigenleben anderer Völker, wie es zunächst die Italiener verspüren mußten. Von dem allen fühlte sich Arndt bei aller Bewunderung des französischen „Enthusiasmus" abgestoßen. Die Abneigung gegen das Treiben der Franzosen verschärfte sich, als er auf der Rückreise in die Rheinlande kam. Hier empfing ihn die deutsche Zunge, er empfand deutsches Wesen in einer prächtigen deutschen Stammesart. Aber er mußte ansehen, wie die Franzosen dies lebhafte, geistig rege Volk mit ihren angeblich freien Einrichtungen überschwemmten, um es politisch in sich aufzusaugen und geistig zu vergewaltigen. Zudem schmerzte ihn, daß der Rhein,

diese Wiege deutschen Lebens, der Stolz Germaniens, mit den Franken geteilt werden sollte. „Was soll der Franzose damit? Er kann ihn nur brauchen, darauf zu schiffen und Festungen anzulegen.“ Unserm Reisenden öffnete sich jetzt der deutsche Blick. Ihm ging auf, welche Gefahr die Franzosen für jedwedes benachbarte Volkstum darstellen, wie sie in ihrem herrschsüchtigen Streben stets bereit sind, über die eigenen Grenzen hinauszugreifen und dem Eigenleben anderer Nationen Gewalt anzutun.

Unter solchen Beobachtungen wurde Arndt seines eigenen Berufs immer gewisser. Die Völkerbeziehungen und Völkervergleichungen hatten es ihm angetan. Das Leben der Völker ordnete sich ihm unter großen Gesichtspunkten, und er fühlte sich fähig, ihm als Historiker nachzugehen. So hatte er auf jener großen Reise sein geistiges Selbst gefunden. Zurückgekehrt wandete er sich der Dozentenlaufbahn zu. An der Universität, wo ihm sein Liebchen wohnte, in Greifswald, habilitierte er sich in Ehren am 5. März 1800 und führte schon im Herbste desselben Jahres die Braut heim. Es war ein Glück von kurzer Dauer. Die Geburt eines Knaben kostete der jungen Mutter das Leben. Arndt suchte in wissenschaftlicher Tätigkeit Vergessen. In dieser Zeit entstand sein „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, seine Kampfschrift für das Recht der Persönlichkeit auf freie Selbstbestimmung. Er, der Mann aus dem Volke, wurde ein Rufer für das Volk. Er wies nach, daß die Gutsherren die ursprünglich freien Bauern immer mehr verknechtet hätten. Seine scharfen Anklagen trugen ihm die bittere Feindschaft der angegriffenen Gutsherren ein. Aber sein schwedischer Landesherr, der hochherzige Gustav Adolf IV., horchte auf. Er nahm Arndts Beweisführung an und hob 1816 die Leibeigenschaft aller schwedischen Bauern auf. Eine soziale Großtat ward durch Arndts Anregung vollbracht.

Eine weitere Schrift folgte, in der sich in Arndt der Vorkämpfer für nationale Selbständigkeit, für Völkerfreiheit regte, „Germanien und Europa“. Er witterte, kundig, wie er der französischen Geistesart geworden war, in Napoleon den kommenden Zwingherrn der Völker und wog das deutsche Wesen und die deutschen Staaten, ob sie ihm würden widerstehen könnte. Nicht auf Preußen setzte er damals seine Hoffnung; der Geist von Potsdam erschien ihm zu mechanisch und rationalistisch. Nicht auf Weimar: der Geist von

Weimar verflog sich ihm zu sehr in luftige Höhen, ihm fehlte Bodengeruch und Erdschwere. Aber auf Wien hoffte er. Ihn blendete der alte Glanz des Hauses Österreich. Indessen die Uneinigkeit und der Sklavensinn der Deutschen machten ihm Sorge. Am meisten vertraute er darum auf Schweden, dessen König, wie er, die französische Revolution und Napoleon haßte.

Es kam zu dem Bündnis Österreichs und Schwedens, das Arndt aus tiefstem Herzen gewünscht hatte. 1805 brach der dritte Koalitionskrieg gegen Frankreich aus, Österreich und Schweden mit England und Rußland wider Napoleon. Preußen stand beiseite. Arndt sah die Schweden und Russen durch Pommern ziehen. Der englische Seesieg bei Trafalgar weckte ihm die schönste Hoffnung. Bald aber kam der Umschlag: die Österreicher übergaben Ulm und wurden bei Austerlitz besiegt. In diesen Wochen, „in brennender Zeit und mit brennenden Gefühlen", faßte Arndt den Entschluß zu der Art seines Schrifttums, die seine wesenhafte und eigentümliche werden sollte: Immer seine leidenschaftliche Seele mit den Zeitereignissen reden zu lassen, Aufrüttler und Herold zu werden, mit dem Blitze seiner Worte in wurmichtes Holz zu fahren, als stürmender Lenzwind allen Schlafenden Freiheitssinn, Heldensinn und Vaterlandssinn zu wecken. Auf dem glühenden Amboß der Zeit wollte er sein geistiges Schwert schmieden, damit Tausende und Millionen mutig und reisig würden zu Männergedanken und Männertat. Er nannte das Buch, das vor seiner Seele stand, „Geist der Zeiten". Es wurde Arndts Lebenswerk. So oft seitdem das Rad der Geschichte vorwärts rollte, so oft fand es unsern Helden auf dem Platze. Immer war er sogleich mitten darin im sausenden Weben des göttlichen Webstuhls. Er brachte die Ereignisse auf ihren letzten Sinn und stellte sich mit dem ganzen Pathos seines Wesens auf sie ein. Das brach dann mit der Glut seiner Worte aus und suchte die Seelen der Zeitgenossen. So wurde das Werk nicht ein Geschichtswerk im üblichen Sinne, das gewesene Zeit nach einheitlichem Plane aufreiht. Es war ein lebendiger Spiegel jeder werdenden Zeit, die Arndt mit ihrer Gottesbewegung erfaßte.

Gottesbewegung sah er in den großen zukunftschwangeren Ereignissen der Zeit. Ihm war es gewiß, daß sich Gott wie in der Natur, so auch in der Geschichte offenbare. Geschichte bedeutete ihm,

daß durch Geschick, das von Gott kommt, Völkergeister in Bewegung gesetzt werden, sie sei darum eine Offenbarung „Gottes und der Völker". Man müsse stets den göttlichen und den menschlichen Anteil auseinanderhalten. Z. B. für den jakobinischen und imperialistischen Fortgang der französischen Revolution seien die Franzosen verantwortlich. Der Ausbruch derselben, durch den die Idee der Freiheit in der Welt Macht gewonnen habe, gehöre „Gott oder den Zeiten an, oder dem, was die Sterblichen als die Vorsehung oder Entwicklung der Zeiten in unwissender Demut fürchten und ehren". Die Franzosen hätten zu viel gemacht und machen wollen, statt daß sie das Wesen und Weben des Geistes vernommen hätten, der selbst der Macher sei. Arndts Gabe war es, neben der völkervergleichenden, das Göttliche in der Geschichte zu vernehmen, zu deuten und zu künden. Er hatte dafür die schauende Seele, wie er sie Herder und dem Historiker Johannes Müller nachrühmte, die als die Ersten den Zweck und die Notwendigkeit der geschichtlichen Dinge als eine Geburt aus Gott zu begreifen gelehrt hätten.

Im Jahre 1805 schrieb Arndt das erste Buch „Geist der Zeit",[37]) den Alarmruf gegen Napoleon. Zu Anfang 1806 erschienen, fuhr es wie ein Blitz in alle Schichten Deutschlands. Es drang zu den Gebildeten, zu den breiten Massen und entzündete Flammen der Begeisterung. Andererseits zog es ihm den Haß der Franzosen und Franzosenfreunde zu. Die Universität Greifswald aber ehrte ihren Privatdozenten mit der Ernennung zum Professor. Inzwischen rollten die Würfel des Schicksals. Österreich hatte schimpflichen Frieden geschlossen (zu Preßburg), Franz II. die deutsche Kaiserkrone niedergelegt. Ein deutsches Reich gab es nicht mehr. Preußen trat zu spät in den Krieg gegen Napoleon ein und wurde bei Jena vernichtend geschlagen. Die Franzosen überschwemmten Vorpommern. Arndt flüchtete nach Stockholm, noch immer in der Hoffnung, daß von Schweden her Rettung gegen Napoleon kommen könne. Aber dem deutschfreundlichen Gustav Adolf IV. stand eine mächtige Partei der Franzosenfreunde gegenüber, die auf die Absetzung des Monarchen hinwirkte. Arndt erkannte, daß den Deutschen nur durch sich selber das Heil aufgehen könne. Dazu müsse erst ein anderes Geschlecht in Deutschland auferstehen. Die Leute, die jetzt dort den Ton angaben, waren ihm verächtlich, ohne Unschuld und ohne Geist, zu klug für die

Erde, zu feige für den Himmel. Da gab es keinen Mut und keine Begeisterung, nur Kriecher, die vor dem Satan Napoleon auf den Knien rutschten.

Dennoch fing Arndt an, an das Aufkommen solcher neuen Kräfte in Deutschland zu glauben. Es war wie ein prophetisches Gesicht. Nein, es war eine Offenbarung seines eigenen Blutes. In sich selbst fand er ja die Wunder des deutschen Gemüts, das Streben nach Manneswert, das tiefe Gefühl der Freiheit, den Sinn für Pflicht und Recht, die Sehnsucht nach kraftvoller und reiner Lebensgestaltung. Er empfand die Deutschheit seiner Seele und merkte, daß er, der ein Schwede hieß, ein Deutscher war. Er wußte mit einem Schlage, das Wesen, das in ihm nach Entfaltung drängte, müsse ebenso hervorbrechen können in den Millionen drüben jenseits der Ostsee, die in derselben deutschen Art, die vom Rheine stammt, geprägt waren. Die Wundermächtigkeit des deutschen Blutes ging ihm auf. Nun erst, in der ersten Hälfte des Jahres 1807 wurde er ganz und innerlich ein Deutscher. „Als Österreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Welschen mit rechtem treuen Zorn zu hassen.. Als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit." Unbewußt hatte sich in ihm schon einmal das deutsche Blut geregt, als er noch an dem schwedischen Königtum hing. Das war das Jahr vorher in einer Gesellschaft mit schwedischen Offizieren zu Stockholm gewesen. Arndt hatte noch eben die Schweden gepriesen, als ein schwedischer Offizier über das deutsche Volk mit herabsetzenden Worten loszog. Seine Pommernseele brauste auf, es kam zu einem hitzigen Wortwechsel, dem ein Pistolenduell folgte. Arndt sank schwer getroffen nieder und brauchte über zwei Monate, bis ihn seine kräftige Natur dem Leben wieder gab.

Der Werdegang Arndts hatte sich vollendet. Er hatte mit dem Gedanken des deutschen Vaterlandes sein innerstes Wesen gefunden. Die Deutschheit seiner Seele hatte sich gesammelt, um in Gluten hervorzubrechen. Es drängte ihn, tapfer und frei zu sagen, was ihm die Gesichte der Vaterlandsliebe offenbarten. Jeder tapfere und freie Mensch ist nach ihm ein kleines Weltenschicksal; so war er selbst geworden. Nachher hat er noch viel äußeres Schicksal erlebt. Wir wer-

den davon hören. Aber seine innere Einstellung ist fortan immer gleich geblieben. Hatte er sich in Stralsund sittlich gefunden, hatte seine erste große Reise seine geistige Art des Schauens geweckt, jenen tiefen Blick für die Verschiedenheit der Völker und für den Zusammenhang ihrer Art mit ihrem Schicksal, hatte er damit in sich den politischen Historiker erkannt, so quoll ihm jetzt aus dem Grunde seines Herzens der deutsche Patriotismus auf. In dieser Stimmung entstand ihm 1807 der zweite Teil des „Geistes der Zeiten" als ein Posaunenruf deutscher Erneuerung, während der erste ein Warnungspfiff vor der Gefahr „Napoleon" gewesen war.

Noch aber war Arndt nicht für Preußen gewonnen. Er hatte bisher an den lebendigen Kräften des Hohenzollernstaates vorbeigesehen. Nun wurde gerade Preußen der Herd der deutschen Erneuerung, die er so stürmisch gefordert hatte. Die Ereignisse lehrten ihn, daß es auch dort noch Männer gäbe, wie die Verteidiger von Kolberg Gneisenau und Nettelbeck, daß es dort einen genialen Staatsmann, den Freiherrn vom Stein gab, der das neue Preußen von unten auf zu bauen begann, indem er die Erbuntertänigkeit der Bauern aufhob und in seiner Städteordnung den freien Bürgersinn zu wecken verstand. Er hörte von Fichtes begeisternden Reden an die deutsche Nation, die unter den Augen französischer Späher gehalten wurden, während vor den Fenstern die Trommelwirbel der französischen Soldaten erklangen. Der Zug Schills, so unglücklich er verlief, zeigte ihm die Stimmung der preußischen Jugend. Umgekehrt erlebte er in Schweden den Sturz des deutschfreundlichen Königs Gustav Adolf IV. Nun zogen ihn alle Fasern nach Berlin, wo die Esse des neuen deutschen Werdens war. Mit einem Passe, der auf England lautete, landete er im Sommer 1809 zunächst in Kolberg und wandte sich über Wollin und Anklam nach Trantow, um dort die Brüder und sein Söhnchen Karl Treu zu begrüßen. Dann wanderte er nach Greifswald. Hier führten unter den Professoren die Franzosenfreunde das große Wort. Sein eigener Schwiegervater hatte den neunjährigen Enkel wegen einer franzosenfeindlichen Äußerung gezüchtigt. Arndt mußte sich tagsüber verborgen halten, um nicht den Franzosen oder ihren Spionen in die Hände zu fallen. Zu Anfang 1810 traf er in Berlin ein. Er sah und sprach dort alle die vaterländischen Glutmenschen, in denen er seine eigenen Ideale lebendig fand,

Fichte und Schleiermacher, Stein und Clausewitz, Gneisenau und Scharnhorst.

Währenddessen hatte Napoleon mit Schweden Frieden geschlossen, und Arndt kehrte in sein Greifswalder Lehramt zurück. Aber noch immer umnebelte französischer Geist die akademischen Kreise. Er sollte im Auftrage des akademischen Senats am 7. Oktober die Geburtstagsrede auf den schwedischen König halten. Sie verwandelte sich in seinem Entwurfe in eine Hoffnungsrede auf Deutschland. Als bekannt wurde, daß er die Rede so fassen wollte, stieß er auf so unverhohlene Abneigung, daß er sie im Pulte behielt. Das verleidete ihm die Professur. Es verleidete ihm überhaupt den Aufenthalt unter schwedischer Herrschaft. So trat er mit der tapferen Ehrlichkeit, die ihn auszeichnete, ohne Rücksicht auf die wirtschaftliche Unsicherheit, die ihm drohte, vom Lehrstuhl zurück. Der dritte Gewaltentschluß seines Lebens. In *einem* solchen hatte er dem Stralsunder Gymnasium den Rücken gekehrt. Dann ließ er ein sicheres Pastorat fahren, jetzt die Professur. Zugleich nahm er auf unbestimmte Zeit von der rügischen Heimat Abschied. Es ging einem fremden Lande entgegen.

Von Rußland her winkte ihm „blinkender Rüstung Riesengestalt". Dort war der von den Franzosen geächtete Freiherr v. Stein verständnisvoll aufgenommen worden; dort organisierte dieser den diplomatischen Widerstand gegen Napoleon, bis der offene Krieg ausbrach. Dorthin lud der Freiherr v. *Stein* den Verfasser des Geistes der Zeiten ein, damit *Arndt* mit seiner wuchtigen Feder hülfe das Feuer des Hasses und der Begeisterung zu schüren. Er folgte dem Rufe und wurde in Petersburg die literarische Hand des großen preußischen Staatsmannes. In Flugschriften und Gedichten läutete er Sturm gegen den korsischen Unhold. Als dieser über die Grenze drang und vielen die Knie wankten, fand *Arndt* die rechten Worte in seinem markigen „Katechismus für deutsche Soldaten", das ist für die preußischen Legionäre, die in Rußland gegen Napoleon Dienst genommen hatten! Die Worte schlugen ein. Sie wirkten aufweckend. ermunternd und vorwärtsdrängend auf Deutsche und Russen.

Einige Monate später! Napoleons Verhängnis in Rußland hatte sich erfüllt. Das französische Heer war verhungernd und erfrierend zurückgeflutet. Die preußische Volkserhebung bereitete sich vor. Arndt

war mit Stein nach Deutschland zurückgekehrt und blieb ihm zur Seite. Nun erklangen seine größten und schönsten Lieder, er stand auf der Sonnenhöhe seines Wirkens und Schaffens. Bald wie Orgelton, bald wie Sturmesbrausen, bald wie Schwertgeklirr, rauschten seine Gesänge daher, mit denen er die Schlachten des Freiheitskrieges begleitete. Jetzt wuchsen ihm die Preußen zu Deutschlands Heldensöhnen. „Tapfre Preußen, tapfre Preußen, Heldenmänner seid gegrüßt. Beste Deutsche sollt ihr heißen, wenn der neue Bund sich schließt", so redete er sie jetzt an.

Die Forderungen eines wahren deutschen Friedens aber formulierte er in einem dritten Buch „Geist der Zeit". Es gelte, führte er aus, nicht nur das deutsche Volk vom französischen Joch zu befreien, es müsse auch das alte deutsche Land jenseits des Rheins zurückgewonnen werden. Mit seiner wuchtigen Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" vertrat er diese Forderung noch im besonderen und trug sie ins Volk und ins Heer. Die Sprachgrenze müsse Reichsgrenze werden, Dünkirchen, Metz, Luxemburg, Straßburg deutsche Festungen sein. Die deutschen Stämme aber müßten alle zu einem starken Einheitsreiche zusammengeschlossen werden, und zwar forderte er einen Bundesstaat unter österreichischer Führung mit einem Habsburger an der Spitze. Noch immer wirkte in Arndt, trotz aller Hochachtung, die er für Preußen gewonnen hatte, die jahrhundertelange Tradition des Habsburger Kaisertums nach.

Allein der Verlauf der Pariser Friedensverhandlungen und des Wiener Kongresses enttäuschte alle stolzen Hoffnungen. Die Zweideutigkeit, die Unzuverlässigkeit Österreichs in deutschen Belangen trat klar hervor, und nun forderte Arndt in einer neuen Schrift „Über Preußens rheinische Mark- und Bundesfestungen" laut und kühn die Vormachtstellung Preußens. Preußens starker Herrscher müsse über Deutschland walten, er müsse eisern die Einheit im Innern hüten und ebenso eisern die rheinische Mark in der Hand behalten gegen die Welschen. Um diesen neuen Kaiserglanz müsse sich der deutsche Geist leuchtend sammeln. Die Reichsverfassung aber habe den Steinschen Geist zu atmen, durch innere Freiheit aller Volkstüchtigkeit Raum zu schaffen, und zwar müsse das Fundament des Reiches weniger das städtische Bürgertum sein, als die mittleren und kleinen ländlichen

Besitzer; die Scholle hat unserm Arndt, dem Bauernsohne, immer mehr bedeutet als die Straße.

Die prophetischen Forderungen verhallten, ohne von den Diplomaten gehört zu werden, die Kabinette verdarben alles, was das Volk in Waffen geleistet hatte. Elsaß-Lothringen blieb französisch, die deutschen Länder traten nicht zu einem kaisergekrönten Bundesstaat, sondern zu einem lockeren Fürstenbund und Staatenbund zusammen, der obendrein unter den Schutz auswärtiger Mächte gestellt wurde. Die Freiheiten, die man den opfermütigen Völkern versprochen hatte, wurden nicht gewährt.

Vielmehr kam mit der heiligen Allianz jene finstere Reaktion, in der die deutschen Fürsten nichts im Kopfe hatten als ihre Legitimitätsansprüche, während sie ihre Landeskinder als eine Klasse von Untertanen behandelten, die Maul zu halten hätten. Mit Polizeimaßregeln wurde das Volk bevormundet, die Rufer für deutsche Freiheit wurden als Jakobiner geächtet und verfolgt. Ein neuer schlimmer Geist der Zeit war hereingebrochen und Arndt wurde nun getrieben, wider die Reaktion den vierten Teil seines Zeitgeistwerkes zu schreiben. Noch ganz erfüllt von der heiligen Glut der Kriegszeit erklärte er sein Vertrauen in das Volk gegenüber dem Mißtrauen der Regierenden, er forderte, daß die Bürger zur Selbsttätigkeit im Staate erzogen werden müßten, und verurteilte alle polizeiliche Bevormundung; er trat für Preßfreiheit, Wehrmannschaften, Turnen, für die Pflege deutscher Sprache ein.

Bei allen freien und hochherzigen Völkern, führte Arndt aus, habe stets der Grundsatz gegolten: von dem Übel, das Polizei heißt, so wenig wie möglich! Das System der Aufpasserei sei napoleonischer Brauch in Deutschland gewesen. So sei der Polizeigeist, der nun in Deutschland selbstmächtig werde, ein zweiter, „unser deutscher Napoleon", der schleichende, lispelnde und flüsternde Widersacher und Verderber, der Hasser des Lichts und der Freiheit von Anfang. Er wolle hündische Kriecherei der Seelen, stummes Schweigen, gedankenlose Gleichgültigkeit und faule Feigheit, bei der jeder Schlechteste und Jämmerlichste ein Herr sein könne. Man nenne das heuchlerisch christlichen Gehorsam. Aber das sei weder Menschentum, noch Heidentum, noch Christentum; es sei ein Tod der Verwesung, ein faules Nichts. „Geistige Regsamkeit, frisches Streben, redliche Wahrheit, kühne Rede,

freie Tat, fröhliches und mutiges Wandeln auf Erden, das ist die göttliche Liebe, das ist Gottes Ebenbild, das heißt Christentum! Die Erde hier, das Land des Wechsels und der Vergänglichkeit, ist für keinen ewigen Frieden gemacht, am wenigsten für den Frieden, welchen Kerker und Polizeikünste und Zensuredikte stiften. Dieser Friede der Schöpse und Gänse, welchen kein Wolf und kein Fuchs mehr durch die Herde läuft, war zu allen Zeiten die Schmach der Menschheit und der schwüle ägyptische Brutofen aller Laster."

Eines der Übel, die der Polizeigeist erzeuge, seien Orden und geheime Gesellschaften. Diese seien das andere Krebsgeschwür im Staatsleben. Der Staat müsse stets die allgemeinste und weiteste Gesellschaft bleiben, darin allen wohl sei, die aller Bürger Kraft, Arbeit, Streben, Gedanken erfordere. Alles Lebendigste, Geistigste und Mutigste gehöre in die offene Sonnenbahn der Staatsgemeinschaft, um ihr Leben und Schwung zu geben. Das Gute und Wahre habe nie die Wut von Geheimnissen und Verschwörungen gehabt. Sein Leben sei das Licht, worin alle leben und gedeihen. Diesem Licht müsse der Staat aber auch das freie Leuchten lassen. Die geistige Freiheit des Worts und Gedankens angreifen, wodurch wir ein göttliches Geschlecht sind, heiße das Christentum selbst angreifen.

Frei leuchtete das Buch des Freiheitssängers. Dennoch sollte es ihm die Quelle bitteren Leides werden. Wie hatte sich inzwischen Arndts äußeres Leben gestaltet? Nachdem mit dem Friedensschlusse seine Tätigkeit bei Stein aufgehört hatte, finden wir ihn im Sommer 1816 auf Wanderungen bis nach Dänemark. Den Herbst und Winter verbrachte er in Putbus bei seinem Bruder Wilhelm. Hier traf er den preußischen Minister Hardenberg, der ihm Hoffnung auf eine Professur an der neugegründeten Universität Bonn machte. Mit dieser Aussicht ging er zunächst nach Berlin. Im nächsten Jahre schritt er, 48jährig, zur zweiten Heirat. Schleiermacher, der gewaltige Prediger und Erwecker religiöser Innerlichkeit, war ihm seit seinem ersten Aufenthalte in Berlin ein treuer Freund. Dessen Halbschwester Nanna reichte ihm die Hand. Die bald Vermählten zogen nach Bonn; in einem Garten vor dem Coblenzer Tor stand ihr neues Häuschen. Neben Rügen, das beim Friedensschluß zu sicherem preußischen Besitz geworden war, war schon immer der Rhein seine Sehnsucht gewesen, in dem er als Jüngling geschwom-

men, auf dem er gerudert hatte, dessen Rebengelände er durchstreift hatte.

Hier, von Bonn aus hatte er sein viertes Buch „Geist der Zeit“ in Druck gegeben, das gegen den Polizeigeist gerichtet war. Ehe es erschien, im August 1818, wurde Arndt zum Professor in Bonn ernannt. Nach der Veröffentlichung bekam er sogleich zu spüren, daß der preußische Polizeiminister Fürst Wittgenstein sein Feind geworden war. Im Januar 1818 wurde ihm eröffnet, daß solches Schrifttum einem Lehrer der Jugend übel anstünde. Bei der nächsten Veröfentlichung ähnlicher Art würde er von seiner Stelle entfernt werden. Die Ermordung Kotzebues durch den Burschenschafter Sand schwellte die Segel der Reaktion. Jene wüste Demagogenhetze brach aus, die „das tragisch-lächerliche Gegenstück zu der glorreichen Erhebung der Befreiungskriege“ (Haym) war. Jetzt griff man Arndt gegenüber härter zu. Niemals hatte er mit geheimen Verbindungen etwas zu tun haben wollen. Stets hatte er sie ausdrücklich abgelehnt. Jedermann wußte, wie rein seine Vaterlandsliebe war, wie herrlich sie aus seinen Liedern tönte und die Herzen Unzähliger mitklingen ließ. Undenkbar, daß dieser Mann verhaftet und als Aufrührer behandelt werden könnte!

Im Juli 1819 geschah das Unglaubliche. Zwar wurde Arndt nach einem halben Tage freigelassen, aber seine Papiere blieben beschlagnahmt, so sehr er und die Professorenschaft sich dagegen verwahrten.

Die Reaktion erreichte inzwischen ihren Höhepunkt. Die Karlsbader Beschlüsse, Gesetze zum Schutze der damaligen Machthaber, wurden erlassen. In Mainz trat eine Zentraluntersuchungskommission zusammen, die dem treuen deutschen Manne neue Unbill zufügte. Er sei an revolutionären Umtrieben beteiligt, habe mindestens beigetragen, Unzufriedenheit mit den Regierungen und Unruhen im Volke zu erregen. Unter solcher Beschuldigung wurde er zur Einleitung einer Untersuchung des Amtes enthoben. Unaufhörlich quälte man ihn mit Verhören. Selbst in der schönen Hoffnungsrede, die er 1810 in Greifswald hatte halten wollen, suchte man umstürzlerische Gedanken. Arndt konnte leicht die Lauterkeit seines politischen Wandels erweisen. Trotzdem und trotz der Vermittlung Steins blieb er „aus politischen

Rücksichten", wie man es gleißend ausdrückte, vom Amte enthoben. Doch wurde ihm das Gehalt gelassen.

Arndt nutzte die unfreiwillige Muße, um sich der Familie und dem Verkehr mit Freunden zu widmen. Fünfzehn Jahre lang schon hatten bei ihm die häuslichen Freuden brach gelegen, als ihn 1834 die allerschwerste Prüfung seines Lebens traf. Sein Lieblingssohn aus zweiter Ehe, der fast neunjährige Willibald, ertrank beim Schwimmen im Rhein. Derselbe Strom, für dessen Deutschheit er begeisternd eingetreten war, den er fröhlich besungen, entriß ihm das Teuerste.

Mein Vöglein (1839)

Goldschwingen trugst du — o wie goldene Schwingen! —
Mein Vöglein, das so frühe mir entflogen;
Drum hat von dir der Glanz sich weggezogen,
Drum muß ich fernhin lauschen ihrem Klingen.
Ach! fernhin, wo in selgen Lichtes Wogen
Die Engel badend Heilig! Heilig! singen
Ach! fernhin — Mag so hoch ein Schuß gelingen,
Den Schmerz und Sehnsucht tun vom Himmelsbogen?
Meist kommt der Pfeil zurück, der nicht getroffen,
Daß Herz und Augen Tränen mir verdunkeln,
Daß mir die Ohren wie voll Glocken klingen.
O Himmel, wann stehn deine Pforten offen,
Daß meine Geister mir entgegenfunkeln,
Daß meine goldenen Vögel um mich singen?

Arndt war still in Gott geworden. Sein äußeres Leben wendete sich mit dem Tode Friedrich Wilhelms III. Friedrich Wilhelm IV., ein Verehrer des seltenen Mannes, bestieg den preußischen Thron. Er ließ den Siebzigjährigen sogleich (1840) in alle Würden wieder einsetzen. Die Universität Bonn wählte ihn zum Rektor. Zusehends verjüngte sich Arndt. Wie jubeln seine Lieder!

Herzenssaitenspiel (1846)

Was spielt so klingende Saiten
auf dir, mein altes Herz,
Aus fernsten Tiefen und Weiten,
Zugleich mit Lust und Schmerz.
Es fließen die Stunden, die Räume
Zusammen in dem Gewirr
Und Schattenspiele der Träume
Im leichten Flügelgeschwirr.

Bald spielt es wie im Reigen
Hellauf zum lustigen Tanz,
Und Sonn' und Blüten neigen
Darüber Frühlingsglanz.
Bald bläst wie über Leichen
Die tiefe Flöte Weh,
Wie hohle Töne streichen
Fernher auf tiefer See.
Das ist's, die Tiefen, die Weiten,
Das ist's, das meint der Klang,
Das jauchzen, das klingen die Saiten.
Sei drum, mein Herz, nicht bang.
Die Sonnen und die Erden, — Wer misset Flug und Schritt? —
Müssen Flieger und Tänzer werden: Du tanze lustig mit.
Und laß' sie spielen die Saiten
Auf dir, du altes Herz,
Und frage nicht Nähen noch Weiten,
Spielt alles doch himmelwärts.
So fliege mit tanzenden Himmeln
Und glaube, die Welt ist dein;
Wo Götter und Sonnen sich wimmeln,
Rolle mit in dem Klang und Schein.

Oder man lese aus dem „Frühlingslied an die Frömmler" (1843):

„Ha! Die Frühlingsbäume stäuben
Duftgen Blütenschnee umher,
Mich beleben, mich beleiben
Will ich voll im Wonnemeer.
Alles Heitre blüh und Schöne! Spiele süßer Sonnenstrahl,
Vöglein singe deine Töne! Bächlein, klinge hell zu Tal!"

Die Lust des freien Geistes

Horch'! Der Himmel klingt von Geigen,
Und du fragst: „Wer führt den Reigen?"
Antwort tönt: „Der freie Geist,
Er, der Einzighochgeborne,
Er, der Leuchtendgotterkorne,
Der die Sonne tanzen heißt."
Ha! Wie schlingen sich die Pfade!
Ha! Wie brausen die Gestade
In dem Weltenozean!

Dieser wirbelnde Mäander,
Dieses wirre Durcheinander
Seinen Saiten untertan!
Auf denn Herz, zu seiner Wonne!
Tanze du, auch eine Sonne,
Mutig mit den Sternentanz!
Millionen sind die Flieger,
Nur der Schnellste bleibt der Sieger.
Nur der Kühnste greift den Kranz.

Noch einmal wurde Arndt in den Strudel der Zeit gerissen. Die Saat des freien Geistes schien im Jahre 1848 aufgehen zu wollen.

Wenn sie doch in der Sonne deutschen Wesens sprossen wollte, wenn sie nur nicht zu einem Ebenbilde der französischen Revolution entartete! Unermüdlich trat Arndt in Versammlungen, in Briefen, Aufsätzen und Flugschriften für die echten deutschen Freiheitsideale ein, zu denen ein gerechtes und starkes Volkskönigtum gehöre, das im Herrscherhause Preußens Gestalt werden müsse. Die persönlichen schweren Fehler, die Friedrich Wilhelm IV. begangen hatte, verkannte Arndt nicht. Er war sich der Unentschlossenheit, der phantastischen Romantik des Königs mit Sorge bewußt. Der Solinger Wahlkreis entsandte ihn als Abgeordneten in das Frankfurter Parlament. „Ein unvergeßlicher Moment", schreibt der Augenzeuge Haym, „als ihn die Verehrung jener großen Versammlung an einem der ersten Tage auf die Tribüne rief — wie er da unter nichtendenwollendem Zuruf erklärte, daß er gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen an dieser Stelle stehe — und wie neuer stürmischer Beifall seine Stimme bei den Worten erstickte, daß er an die Ewigkeit seines Volkes glaube." Als in der Paulskirche die Stimmung durchbrach, dem Könige von Preußen die deutsche Kaiserkrone anzubieten, richtete Arndt einen Brief an Friedrich Wilhelm IV. und bat ihn, den Antrag anzunehmen.

Der König antwortete freundlich, lehnte aber den Antrag mit der Erklärung ab, daß er die Kaiserkrone nur aus der Hand der deutschen Fürsten entgegennehmen könne. Damit war das Schicksal des Frankfurter Parlaments besiegelt. Zwar ging noch eine Abordnung desselben, darunter Arndt, nach Berlin, um Friedrich Wilhelm IV. persönlich zur Annahme der deutschen Kaiserwürde zu bewegen. Arndt dichtete seine

Ausfahrt zur Heimholung des Deutschen Kaisers

Kaiserstolz und Majestät
Zogen auf geschwinden Sohlen
Wir fürs Deutsche Reich zu holen
Wovon neue Sage geht.
Klang und Sage überall,
Soweit deutsche Zungen klingen:
Einen Kaiser heimzubringen
Rief der Völker Jubelschall.
Ach! Wie sollten Dorn und Stein
An der Wandrer Sohlen reißen!
Zu den Scheinen, die nur gleißen,
Warf man unsern Kaiserschein.
Kaiserschein, du höchster Schein,
Bleibst du denn im Staub begraben?
Schrein umsonst Prophetenraben
Um den Barbarossastein?
Nein! Kyffhäusers Fels wird springen,
Nein! Und Nein! Und aber nein!
Durch die Lande wird es klingen:
Frankfurt holt den Kaiser ein!

Es blieb vergebens! Bitter enttäuscht kehrte der greise deutsche Kämpe nach Bonn zurück.

Aus Frankfurt weg!

Hinweg! Die besten Streiter matt,
Die stärksten Arme todeswund.
Hinweg! Satt ist und übersatt gelebt —
es kommt die Sterbestund.
Weg! Keinen Augenblick gesäumt!
Sonst stirbst du wie ein toter Hund.

Du hast vom Kaiserstolz geträumt
Vergrab einstweilen deinen Fund.
Die Besten wissen, wo er liegt,
Einst heben sie ihn ans Sonnenlicht.
Wir sind geschlagen, nicht besiegt.
In solcher Schlacht erliegt man nicht.

Die nächsten Jahre brachten dem treuen Manne noch schwerere Enttäuschung. Er erlebte den Tag von Olmütz, an dem Preußen in Kurhessen und in Schleswig-Holstein seine Ehre verlor. Dort hatte Preußen den hessischen Ständen, die sich gegen den Verfassungsbruch ihres wüsten Fürsten erhoben hatten, Beistand zugesagt, hier den beiden Erbherzogtümern Hilfe gegen das gewalttätige Dänemark gewährleistet. An Kurhessen hing das Rechtsgefühl aller freiheitlich Gesinnten und Gerechten, an Schleswig-Holstein das Herz aller guten Deutschen. In Olmütz ließ sich Preußen ohne Schwertstreich von Österreich zwingen, seine beiderlei Schutzbefohlenen im Stiche zu lassen und den wiederbelebten „deutschen Bund" unter Österreichs Vorherrschaft anzuerkennen (1850).

Dennoch ließ Arndt die Hoffnung auf einen preußischen-deutschen Morgen nicht sinken. „Greif' die Adler dir, laß die Krähen schreien!" rief er seinem deutschen Volke zu. Die Kleinlichkeit der Zeit konnte seinem Adlerglauben nicht abbrechen, wie ihr nagender Zahn sein rüstiges Alter nicht antasten zu können schien. Wer noch ein Buch zu schreiben vermochte wie „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichs-Freiherrn vom Stein" (1858), dem mußte das Blut noch jugendlich in den Adern rollen" (Haym). Als Arndt zum Sterben kam, war die deutsche Erfüllung, auf die er gehofft hatte, nicht mehr fern. Sie kündigte sich ihm schon vor in dem Jubel, der ihn zuvor, an seinem 90. Geburtstage, umbraust hatte. Es war ein nationaler Festtag. Aus allen deutschen Gauen huldigten ihm Alte wie Junge. Er sah darin mit Recht das Zeichen eines neuen deutschen Werdens, die Geburt eines neuen Geistes der Zeit. In diesem Glauben schloß er am 29. Januar 1860 die Augen.

Arndts politisches Denken

Fast das gesamte Schrifttum Arndts ist politisch. Unaufhörlich hat er in seinem langen Leben, das zwei Menschenalter umfaßte, zu den bewegenden Fragen der Zeit Stellung genommen. Den vier umfassenden Büchern „Geist der Zeit" reiht sich manche kleinere Schrift an, die, in drängendem Augenblick entstanden, Bedeutung weit über den Augenblick besitzt. Von der Art sind vor allem „Der Rhein, Teutschlands Strom, nicht Teutschlands Grenze", (1813) und „Über Preußens rheinische Mark und über Bundesfestungen" (1815). Was Arndt darin schreibt, bleibt für alle deutsche Zeit wertvoll. Seine Einstellung in der äußeren Politik läßt sich nicht lehrreicher zeigen, als wenn man, beide Schriften zusammenfassend, die wesentlichen Gedanken heraushebt. Diese Zusammenfassung geht unter dem Titel „Arndt und der Rhein"!

Arndt hat nicht nur Napoleon I. und die Befreiungskriege erlebt. Er sah in seinem Alter, mit jung gebliebener Feuerseele, noch die deutsche Revolution von 1848, wie er einst die französische gesehen hatte. Seine Äußerungen hierzu sind zerstreut. Sucht man sie zusammen, so ersteht vor uns ein Ausschnitt seines innerpolitischen Denkens, der gleichfalls wie lebendige Gegenwart berührt. Wir nennen den Ausschnitt „Arndt zur deutschen Revolution".

Bereits zu Arndts Zeiten hat es einen Pazifismus gegeben, der zur Auseinandersetzung nötigte. Gerade Arndt, dem Politiker und religiösen Menschen, mußte das nahe liegen. Er streut auch diese Nachdenklichkeiten bald hier, bald dort aus. Trägt man sie ineins, so ergreift uns ihre Geschlossenheit, als wären auch sie ein Vermächtnis an uns Heutige. Es heiße „Arndt und der Pazifismus".

„Hat mir ein goldkammiger Hahn gekräht,
Der der Zeiten und Völker Geheimnis singt —
Ihr wißt, es wird nimmer zu Wind verweht,
Was der kluge Schnabel der Weisheit klingt —
Er sang aus verborgener Zukunft Wolke
Mir Wunderrunen vom deutschen Volke
O Goldkamm, du glückverkündender Hahn,
So singst du und klingst du vom grünen Ast —
O süßer, heiliger deutscher Wahn!

Ich halte die Herrlichkeit fest umfaßt:
Was seine Runen geklungen haben,
Die Weissagung soll mir kein Grab begraben!"

1. Arndt und der Rhein[38])

Arndt liebt in den deutschen Menschen die eigene Deutschheit. Der Charakter des deutschen Volkes, schreibt er, ist still, mäßig, gerecht, eher zu ruhig, als zu wild. Seine Geschichte beweise, daß es immer lieber das Seine behaupten, als das Fremde erobern wolle. Die Deutschen seien, seitdem die Fluten der Völkerwanderung verebbt seien, nie ein Erobervolk gewesen. Er nennt das deutsche Volk das „stillste und christlichste aller Völker" (194), ehrwürdig durch Sitte, Gesetze und Tugenden, berühmt durch Künste, Wissenschaft und Erfindungen, durch stillen Fleiß und frommen Sinn die Welt beseelend und erhaltend. Und er umfaßt alle Stämme des deutschen Volkes mit gleicher Liebe. Er wollte die „Gluckhenne sein, die alle deutsche Menschen wie Küchlein unter ihrem warmen Leibe versammelt".[39]) Die deutsche Einigkeit ist ihm etwas Heiliges. Der Unterschied zwischen Norddeutschen und Süddeutschen werde übermäßig immer nur von denen betont, die entzweien möchten (157).

Wundervoll schildert er, wie sich die deutschen Stämme gegenseitig befruchten und zu dem großen lebendigen Ganzen, Deutschland genannt, ergänzen. Immer sei eine gewisse Lebendigkeit (73), ein gewisses erfrischendes Leben, (ein gewisser geistiger Atem, den er „rein germanische Luft" nennen möchte), dem deutschen Norden aus seinem Südwest gekommen und müsse immer kommen. Wie der Norden dies leise und unsichtbar empfangen habe, so sei von dem Norden ein anderer geistiger Lebenshauch wieder zu dem Süden hinaufgeflossen, und so habe das Ganze, was man sonst deutsches Reich und deutsches Volk nenne, sich wechselseitig angezogen (gereizt), durchströmt und durchdrungen. Was der Preuße und Pommer Herziges und Treues, Tapferes und Gastliches habe, was des Schlesiers Beweglichkeit und Fleiß, des Märkers Ernst und Treue, des Holsteiners Beharrlichkeit und Redlichkeit sei, schaffe und bilde, das sei in unsichtbaren Strömungen des Geistes auch bis zum Neckar und bis zur Mosel gegangen; das habe dort auch geholfen, das deutsche Vaterland zu erbauen.

Immerhin bestätige die Geschichte, daß die rheinischen Lande und

Schwaben und Westfalen der Kern und das Mark des deutschen Volkes seien (74). An der Oder und der Drau ist Deutschland, aber hier am Rhein ist das ursprüngliche Deutschland, woraus sein rechtes Lebensblut und seine lebendigsten Lebensgeister in alle Adern, ja, in die äußersten Glieder seines Leibes ausgegossen werden; dort, wenn sie nicht überhaupt ein Traum ist, lebt die rechte Deutschheit, von da fließt sie wie der zarte und geheime Lebensäther des Ganzen mit allen ihren unsichtbaren und kaum vernehmlichen Geistern bis zur Leitha und Eider, ja, bis zur Memel und Theiß zu den verwandten Brüdern aus." „Hier an beiden Ufern des Rheines, in den eben bezeichneten Landen, hat sich das Germanische mitten in allen Stürmen der Jahrhunderte in allen Umkehrungen und Wechsel der Völker immer zusammengedrängt erhalten, ja, es ist gerade durch die Stürme und Wechsel derselber fester zusammengedrängt worden: ich möchte sagen, es ist dichter und gediegener geworden durch sie (71) . . . Da ist das Germanische reiner und ungemischter geblieben und dahin muß man wallfahren, wenn man das echte Deutsche sehen will, da muß man die reinen und germanischen Geister suchen: jene fröhliche Gutmütigkeit und Frömmigkeit, jene kindliche Unbefangenheit und Natürlichkeit, jenen feurigen Stolz auf Wahrheit und Freiheit, jene feinherzige und freimütige Geradheit und Derbheit, jenes unbeschreibliche Eigentümliche in Leben, Sprache und Sitten, endlich selbst jenen Schlag der Leiber, jenen Bau der Schenkel und Brüste, jenen Wurf des Haares, jenen Blick der Augen, kurz, jene Art und Weise, jenes Anschauliche, aber nicht Beschreibliche, was ein eigenes Volk bezeichnet (72) . . . Von hier aus sind unzeigbar und unscheinbar die zarten und geheimen Geister des deutschen Wesens in alle Lande ausgeflossen; aus diesem verborgenen Feuermeere sind die Funken ausgesprüht, die bis zur Ostsee und bis zu den Polen und Ungarn hin das lebendig erhielten, was Deutsch genannt werden durfte . . . Hier ist von deutscher Art, Sprache und Geschichte ein unerschöpflicher Schatz niedergelegt, wovon die fernsten deutschen Brüder zu holen kommen, und welcher doch nie ausgeleert werden kann."

Darum brauche das übrige Deutschland, insbesondere auch Preußen den Rhein. Wenn noch so viel sonstiges Deutschland übrig bliebe, aber die deutsche Mark zu beiden Seiten des Rheines fiele fort, so wäre das Herz Deutschlands

verschwunden, der Eckpfeiler des Vaterlandes wäre herausgebrochen. Damit er nicht herausgebrochen werden könne, darum müsse für immer der stärkste deutsche Staat, müsse Preußen am Rheine Wacht halten (198, 165). Wie es den Rhein brauche, so brauche der Rhein Preußen. „Preußen ist durch seine heiligen Arbeiten für die Freiheit und durch seine heldenmütigen Taten recht in die große Mitte Deutschlands und der deutschen Geschichte gestellt ... Der lebendige und der mutige Geist, der es gehoben hat und durch den es Deutschland wieder aus dem Staube gehoben hat, dieser Geist muß von einem Ende Germaniens bis zum anderen als die zündende Seele des ganzen Volkes sprudeln und blitzen: Preußen muß allenthalben sein, und Preußens Deutschland muß allenthalben sein" (162).

Es ist wie eine Vision des späteren Bismarckreiches, die über Arndt kommt: „Preußen wird durch sein eigenes großes Herz, es wird durch den fortreißenden Strom der Umstände und Verhältnisse, es wird durch die Notwendigkeit des Kampfes um sein eigenes Dasein zu jener Höhe hinaufgetrieben werden, vor welcher ihm jetzt selbst noch schwindeln würde, wenn es sie sehen könnte, wie sie sein wird. O, ich könnte weissagen, so klar steht Preußens und Germaniens Zukunft vor meiner Seele; aber ich will die Wonne der Gesichte in meiner Brust verschließen, deren Erfüllung nicht mehr in weiter Ferne dämmert" (185). „O, auf allen Gassen wollen wir es ausrufen, jedem deutschen Mann von dem Bettler bis zum Fürsten wollen wir es zurufen, daß wir einen Herrn bedürfen, einen deutschen Herrn bedürfen und keinen englischen oder französischen oder russisch, und daß wir der Zukunft dieses Herrn und Königs von Deutschland warten, so wahr wir der Seligkeit warten" (193).

Gegen alle deutsche Zukunft aber, weiß Arndt, steht Frankreich, hat immer Frankreich gestanden und wird immer wieder Frankreich stehen. Mit seiner unersättlichen Machtgier will es in Europa herrschen und dazu braucht es den Rhein. Wenn Frankreich den Rheinstrom mit seinen Landen hat, so hat es nicht nur das Übergewicht über Deutschland, sondern auch über das übrige Europa" (57). Darum ist es immer wieder wie ein Raubvogel auf den Rhein und seine Umlande gestoßen. Der Rhein geht nicht gradlinig von Basel bis Rotterdam, sondern beugt sich in seinem nordwestlichen Laufe ganz in die deutschen Gaue hinein. Er, in Frankreichs Besitz, wäre

damit ein vorgebeugtes Knie „das Frankreich, wenn es ihm gefällt, auf Deutschlands Nacken setzen, und womit es dasselbe erwürgen kann.“ „Hat Frankreich den Rhein, so liegt ihm das westliche Land offen bis zur Elbe, und gegen Osten kann es seine Heere ungestraft vorstoßen bis an den Lech und die Quellen des Mains und der Saale; das heißt, die gute Hälfte Deutschlands liegt abhängig vor ihm und die übrige Hälfte muß dem dienenden und zitternden Teile dann bald nachfolgen“ (58). „Die Fürsten und Länder östlich, ja, nördlich vom Rheinstrom auf 30, ja auf 50 Meilen Weite werden den französischen Druck und die französische politische Ziehkraft fühlen müssen, sie werden als Planeten um diese Sonne tanzen müssen, von welcher ihnen keine Wärme, sondern nur Brand kommt“ (62).

Mit dem Rhein haben die Franzosen alles von uns und nehmen alles von uns, das wissen sie ganz genau und das wollen sie. Um aber ihre Raubgier und Herschsucht zu bemänteln, haben sie das Märchen aufgebracht, der Rhein sei die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Die Länder auf dem linken Rheinufer seien französisches Gebiet, das ihnen von Rechts wegen gebühre, und das sie zur eigenen Sicherheit in der Hand behalten müßten. Ebenso haben sie immerfort die deutschen Stämme gegeneinander gehetzt und gezettelt. Wissen sie doch, daß sich die deutschen Stämme nur zu leicht veruneinen und entzweien lassen, andererseits, daß die Franzosen ihrerseits einem machtvollen Einheitsdeutschland nicht würden widerstehen können und daß sie dieses sehr bald hinter ihre wirklichen Grenzen, nämlich die Vogesen, zurückblasen und das geraubte Elsaß-Lothringen wieder mit sich vereinigen würde.

Arndt wiederlegt das französische Märchen von der französischen Grenze am Rhein. Ströme machten überhaupt keine Grenzen (43). Wo Ströme fließen, da senkt sich das Land in der Regel und flacht sich ab, es wird Ebene und meist auch fruchtbare Ebene, wo die meisten Menschen wohnen, die reichsten Felder prangen und die fettesten Herden weiden, wo sich also die wenigsten Schwierigkeiten finden, daß große Scharen von Menschen sich ernähren und von einer Seite des Stromes zur anderen kommen können. Natürliche Grenzen werden immer nur von Gebirgen oder Meeren oder Wüsten gebildet. Der Rhein sei nicht Deutschlands Grenze, sondern Deutschlands Strom (44). Immer sind seine Umlande auf beiden Seiten germa-

nisch gewesen. Unsere Volksehre und die Treue gegen unser Volkstum gebiete, daß diese Lande mit dem Schatze deutschen Blutes und deutscher Geistigkeit, der mit ihnen unlöslich verwachsen sei, niemals preisgegeben werden dürfen. Unsere wirkliche Grenze gegen Frankreich sei erst da, wo die deutsche Sprache aufhöre, bei den Vogesen.

Aber seit drei Jahrhunderten habe französische Eroberungswut angefangen, Gottes Naturgang zu stören und alles Fremdeste und Ungleichste zusammenzuschütten und zu mischen. Nur zu sehr hätten sich die Deutschen eine Abschnürung ihres Landes nach der andern gefallen lassen (64). Das deutsche Volk, das zahlreichste und streitbarste und, wenn es einträchtig sei, auch gewaltigste und mächtigste Volk in Westeuropa, habe seit 1560 fast keinen Frieden geschlossen, wobei es nichts von seiner Ehre und Herrlichkeit verloren hätte. So sei es allmählich „das große Puppentheater des Gleichgewichts geworden, worauf die übrigen Völker Europas spielen und sich ergötzen.

„Engländer und Franzosen sind dabei gleich schuldig. In London und Paris höhnen sie über uns und nennen uns ein geduldiges und knechtisches Volk von Schöpsen, das sich die Peitsche geben lasse und dann seinem Treiber und Austreiber, von welchem die Striemen fließen, noch die Hände lecke."

In diesem Zusammenhange macht Arndt seinem Ingrimme gegen die deutschen Kleinfürsten Luft, die immerfort auf die Schwächung Preußens hingezettelt haben, das doch allein den Rhein und mit dem Rhein sie alle vor der französischen Gefahr beschirmen kann. Sie verdienten ein Preußen, das sie bändigte, indem es ihr Zwingherr zur Deutschheit werde. „O, ich wollte, daß Preußen einen Magen hätte, der Mühlsteine verdauen könnte, denn es würde des ganzen Vaterlandes Heil sein. Denn es sind da, die nicht eher aufhören werden, gegen jede deutsche Tugend und Ehre zu bellen und zu kläffen, bis sie verschlungen sind. Ein Löwe hat die Stärke und die Furcht mit sich, er kann dräuen und schirmen und das Gebiet von dem kleinlichen und verderblichen Raubgesindel reinigen. Wir haben der Füchse und der Luchse und Marder und Iltisse, ja der Ratten und Mäuse zuviel, die unsere Herrlichkeit zerreißen und zernagen, und gesegnet soll uns der edele Leu sein, der diese alle mit einem Atemzuge seines Rachens in sich hineinziehen und zermalmen kann."

Den fremden Völkern aber ruft Arndt zu, indem er

sich als Seher fühlt, als Wissender der Geschichte, der vergangenen und der zukünftigen: Was sie auch zetteln und treiben mögen, um aus dem deutschen Riesen viele kleine Zwerglein zurecht zu künsteln und zu schnitzeln, so sei doch der Riesengeist, der in der Zeit und in dem Volke lebendig wirke und webe, zu mächtig, als daß er sich durch gallische Hinterlist und britische Krämerkniffe verzwergen und verkleinern lasse." Wie verkehrt und verworren auch manches aussieht, wir wissen, daß es so nicht bleiben kann, daß alles, was Dummheit oder Tücke oder Erbärmlichkeit auch Schlechtes und Elendiges zusammenzetteln und — machen mögen, vor der gewaltigen Zeit wie ein Nichts verwehen wird" (186).

Die hohe Zuversicht holt sich Arndt, wir sehen es hier, aus dem Glauben an die innere Gerechtigkeit der Weltgeschichte, an das göttlich Lebendige in ihr, das immer als die große Notwendigkeit durch die Zeiten geht. An ihr wird alles kleine Mach- und Rechenwerk zerbrechen, das aus dem bloßen Menschen, dem Plunder, Kehricht und Katzengold der Seele kommt, aus Gewalttätigkeit und Lüge, Ungerechtigkeit und Tücke, Dummheit und Eingebildetheit geboren wird. Das erzeugt nur Zerrgebilde, die früher oder später vor der wahrhaftigen Lebensbewegung zusammensinken müssen, in der Gott selbst in Menschen und Völkern wirkt. Freilich müssen Menschen und Völker das Flutbett göttlicher Flüsse sein können, sie müssen ihrer erst wert geworden sein. Gerade hier erhebt sich Arndts Hoffnung für das deutsche Volk.

„Wir haben alle vor zwei Jahren noch nicht gewußt, wie viel du wert warst, stillestes und christlichstes aller Völker, wir haben es erst in diesen beiden jüngsten Jahren (der Befreiungskriege) gelernt; und wir wissen nun, daß du nicht verderben kannst, und daß wir nicht verderben können. Wie könnten wir denn zittern vor dem Sturm, der wieder über unsere Grenzen braust, vor der inneren Zwietracht, die uns wieder zerreißen wird! O, kaum mit einigen Funken der Begeisterung hat man dich zünden lassen, deutsches Volk. In den meisten deiner Länder hat man sogar hinterlistig gearbeitet, die mutigen und strebenden Geister in dir zu ersticken, man hat es als Wahn und Tollheit verschrien, was deine heiligste Pflicht und deine höchste Tugend war — und doch hat dein frommes und treues Herz dir gesagt, welchen Weg du wandeln solltest, und du bist ihn gewandelt

mit einer Heldengröße, die unserer Zukunft immer lebendigere Tugend und größere Taten gelobt" (194).

Eben darum ist Gott in den Befreiungskriegen mit den Deutschen gewesen. „Haben wir nicht Gott gesehen sichtbar unter uns, und wirkt und atmet seine lebendige Kraft nicht in uns, wie sie seit vielen Jahrhunderten nicht gewirkt und geatmet hat?". Wenn der Deutsche bei seinem Wesen bleibt, wird Gott bei ihm bleiben: „Darum, o braves und biederes deutsches Volk, verzage nicht, habe guten Mut, wie schlecht es äußerlich auch mit dir aussieht und wie hinterlistig man auch alles stellt, damit du dir deiner jugendlichen Riesenstärke und der gewaltigen Kraft deines Gemütes nimmer bewußt werden sollst! Der Gott, der mit dir war und so Großes mit dir vollbrachte, wird auch ferner mit dir sein und Großes vollbringen; er ist noch in dir, er lebt noch und wirkt noch lebendig in dir, und seine allmächtigen Donner und Blitze werden aus dir herausschlagen und alle deine Widersacher vor dir zerschmettern, wenn dich die Gefahr wieder anbraust" (194).

2. Arndt zur deutschen Revolution

Wie würde sich **Arndt** einstellen, wenn er jetzt (1926) lebte? Ich nenne ein Verslein von ihm:

„Verworren und beklommen, weiß keiner mehr wohin;
Den Weisen selbst und Frommen, steht still der kluge Sinn.
Denn ach: Die einen rufen, nichts, nichts als frei und gleich.
Die andern aber fluchen: Sie wollen uns an's Reich.
Und böser Geister Schwirrung umschwirrt dies Nachtgeheul.
Verwirrung auf Verwirrung, stets dichter wird der Knäul.
So wirrt's sich durcheinander, so tobt und schreit es laut.
Wo ist der Alexander, der diesen Zank durchhaut?
Wo lebt der hohe Meister, wo dräut der mächt'ge Bann,
der diesen Krieg der Geister zum Frieden zwingen kann?
Du bist es, Gott der Gnade, Du einzig gleich und frei.
Komm von den Sonnenpfaden, komm, still' uns dies Geschrei!
Laß hell den Degen klirren von deiner Sternenburg,
Hau von den wüsten Wirren den ganzen Jammer durch!"

Wie Gott diesen Jammer durchhaut aus seiner ewigen unsichtbaren Mitte, die kein Rechts und Links kennt, das meint **Arndt** so: Gott schicke uns ein tiefes ganzes Deutschwerden in Gluten der Treue

zu deutschem Wesen und in flammender Liebe zu jedem Blutsbruder. Arndt weiß, daß er hiermit gegen zwei Fronten kämpft. Die eine war die revolutionäre von 1848, die andere war die Reaktion jener, die trotz der Befreiungskriege nichts gelernt und nichts vergessen hatten.

Von den 48er Linken schreibt Arndt: „Man rühmt, die Revolution sei auch für die Armen und Kleinen gemacht, sie bedeute langen, ja ewigen Frieden der Welt, eine allgemeine fortschreitende Befreundung und Verbrüderung aller Völker, Abschaffung der stehenden Heere, Abschüttelung fast aller Lasten, Abgaben und Steuern, welche die Völker drücken. Kurz, das Geläute des Tages klingt so lieblich, als ob das junge Geschlecht einem paradiesischen Zustande auf Erden entgegenginge, wo die von der Erde längst verschwundene Göttin der Gerechtigkeit und Friedseligkeit die Völker beglücke, wo man mit der halben Mühe und Arbeit von den Gaben und Gütern dieser Erde doppelten Genuß pflücken werde . . . Viele bei uns singen das nach, hoffentlich die meisten nur im betörten Wahne. Aber (— der bösen Geister Schwirrung —) unter ihnen lauschen und lauern und stacheln und hetzen einzelne Listige und Böse, denen vor keinem Unglück und Verbrechen schaudert, vor keiner Zerreißung und Zerrüttung, die sie über das Vaterland bringen könnten; solche, die sich des Umsturzes freuen, wenn es über ihren Köpfen nur donnert und blitzt und unter ihren Füßen nur zittert und kracht." Sie predigen, fährt Arndt fort, alle eine Lehre von der Seele und von dem Geist, „welche nimmer eine deutsche Lehre war und mit unserer christlichen deutschen Lehre nichts gemein haben will, die sie mitleidig eine abgelegte Kinderei des Aberglaubens nennen. Sie spotten über den Glauben an ein Jenseits, an die Unsterblichkeit der Seele, an eine Erlösung und Vergeltung. Sie, die kaum an eine Tugend glauben und die Hingebung und Geduld der edleren Geister verlachen, sie wollen uns eine republikanische Tugend und Einfalt anpreisen, ohne welche ihr neues Wunderding doch nimmer bestehen könnte? Ja, von der Einfalt und Einfachheit des republikanisch und demokratischen Wesens und Lebens predigen sie, von dem Glücke und der wohlfeilen Verwaltung der Republiken und von der Harmlosigkeit und Friedseligkeit der Demokratien und Republiken? O je! O je!"

Vor diesen Illusionisten und Umstürzlern warnt Arndt. Er

durchschaute die Hohlheit ihrer Reden, und er sah den Schaden voraus, den ihre Experimente für Deutschland bedeuten.

„Nein, wir wollen mit solchen Aufhetzern und Verwirrern keine unmöglichen republikanischen Mord- und Blutwege gehen, wir wollen keine solche Gleichung und Schleifung aller deutschen Ehren und Höhen, keine solche plötzliche Vernichtung und Auflösung unserer Geschichte und ihrer Taten und Namen. Wir können und wollen unser herrliches Land und Reich auf deutsche Weise mit Gott (und dem, was von Gott ist, dem Geist der Liebe) zu Glück und Macht wieder aufbauen, ohne von solchen Helfern und Machern alles vorher in Schutthaufen und Brandstätten verwandeln zu lassen. Jetzt können und wollen wir zeigen, ob wir Deutschen noch etwas Tüchtiges und Würdiges schaffen können, ob wir wert sind, die Enkel eines freien und tapferen Volkes zu heißen, ob wir Verstand, Besonnenheit und Geduld der Freiheit und Tugend haben. Denn das sollt Ihr wissen und aber und abermal bei euch bedenken: „Die Freiheit ist ein gewaltiges und schweres Gut, das sich mit leichten, geschweige mit leichtfertigen Händen nimmer heben läßt.“[40])

Arndt hat das warnende Beispiel der französischen Revolution von 1789 vor Augen. In wieviel Widergeistiges und Fürchterliches war damals der Freiheitsgedanke verunstaltet worden, der als eine reine Idee mit Gottesanhauch unter die Menschen getreten war! Die Franzosen hatten mit der Aufgabe, die ihnen zugefallen war, nur geschauspielert, sie hatten in Eitelkeit ein unheiliges Spiel mit dem Heiligen getrieben. „Sie haben den großen Ernst, der mitten in aller Unstetigkeit und Narrheit dieser Zeit lag, und den größeren Ernst, der, wären sie die rechten Weissager und Führer dieser Zeit gewesen, so leicht in sie hätte gebracht werden können, in barer kindischer Eitelkeit und Prahlerei verspielt.“ Darum hatte Gott ihnen die Rolle, deren sie unwürdig geworden, abgenommen und den hohen Sinn des Freiheitsgedankens in der Zeit der Befreiungskriege in deutschen Seelen erweckt.[41])

Mit allen Fasern sträubt sich Arndt dagegen, daß nun wieder göttliches Machen durch menschliche Macherei verunstaltet und ins Gegenteil verkehrt werde. Die erste deutsche Freiheitsbewegung war in der Reaktion untergegangen. Nun mußte verhütet werden, daß die zweite, die jetzige von 1848, in rotes Jakobinertum umschlage.

„Es ist die Zeit hohler Klänge, worin aller Wind der Lüge und des Unsinns tönt, es ist aber auch die Zeit der Ideen, wo nach Höherem gesehnt und gestrebt wird; o, für diese Erde und die Menschen, die darauf grasen, nach viel zu Hohem! Auch die Verruchtheit und Verworfenheit, wenn sie die Namen Freiheit, Gesetz, Vaterland, Volk, diese idealen Größen, die niemand klar ausmessen und bestimmen kann, erklingen läßt, spielt mit einem Ideal. Sei es in ihrem Busen ein Ideal der Hölle — diese Worte und Klänge, in einem edleren, höheren Sinne gebraucht, woraus Frömmigkeit, Redlichkeit, woraus Gott widertönt, werden die Geister des Abgrunds überwinden können" (B. 60).

Die andere Front, gegen die sich Arndt wendet, ist die Reaktion. Ihr schreibt er folgendes ins Stammbuch: „Eine Bewegung rückwärts bei einem lebendigen Dinge ist keine, also muß sie vorwärts gehen. Unsere Zeit kann nur durch ihr eigenes Element gerettet werden, das heißt durch Erkenntnis und Bewußtsein dessen, was sie leidet und wodurch sie es leidet. Sie darf sich nicht wieder in jenem politischen Wahn, in jenem religiösen Aberglauben verlaufen, worin die vorangegangene Zeit gleichsam wie in ihrer Verpuppung eingehüllt lag, bis nun die neue Zeit, zu unser aller nicht geringem Erstaunen, Schrecken und Zerschmetterung wirklich herausgefahren ist, die nun, wie es aller Jugend begegnet, wilder und übermütiger als recht ihre freien Flügel gebraucht und etwas unsanft mit uns hinfährt. Und diese sollten wir nun einfangen? Die entwickelten Flügel wieder zusammenkeilen und sie mit Gewalt in die alte Puppe zurückzwingen? Das geht nicht an, ohne die Flügel zu brechen, ja ohne den ganzen Vogel zu töten, so wenig als man das Küchlein lebendig wieder in das Ei bringen kann, woraus es eben gekrochen. Aber das steht auch nicht in unserer Macht, selbst wenn wir es wollten: denn dieser Vogel ist uns zu gewaltig."

„Die Reste der alten Zeit sind jetzt keine Zeit mehr. Man könnte mit einem etwas seltsamen Ausdruck sagen, jene Zeit liege schon außerhalb der Zeit. Wie nun jene Zeit außerhalb unserer Zeit liegt, so stehen auch diejenigen, die noch immer in dem Toten und Vergangenen wandeln, als lebte es noch und wäre noch da, durchaus außerhalb derselben. Diese Verblendeten möchten sie selbst nun gern vernichten als die Verführerin und Verderberin der Völker, sie möchten

mit Knüppeln und Schwertern alle, die in sie hinein wollen, davon abhalten, und alle die darin sind, hinausjagen und mit Gewalt wieder in die alte glückselige zurücktreiben" (Phantasien S. 176/7).

Es gibt nach Arndt ein richtiges und ein falsches Einssein von Menschen untereinander. Das falsche Einssein besteht darin, daß der Einzelne in der Masse aufhört, er selbst zu sein. „So sind wir. Wessen der einzelne sich schämt, dessen schämt er sich im Volke nicht; was der einzelne nicht ohne Rache dulden darf, duldet knechtisch das Volk. Darum darf richtige Regierungskunst niemals die Einzelnen in Masse verwandeln. Man hat den Sinn, die Freiheit, die Tugend des einzelnen verachtet, man hat das Tote als Maschine des Staates über den Menschen gestellt, der Mensch ist verschwunden, und der elende Bürger kann die Maschine nicht bewegen" (201). „Die Majestät, das stolze Vertrauen des einzelnen ist dahin, das kühne stille Wirken einer edelen Natur ist durch tausend Bande des Staates seit der Wiege gefesselt. Wenn dann das bröcklichte Alte fällt, so kommen Konstitutionenschmiede und Tyrannen nach und bearbeiten das Seelenlose mit einem Übermut, der immer wächst, weil er keinen Widerstand findet. Hunderttausende werden durch die Bauexperimente zerschmettert, Hunderttausende im wilden Treiben der Herrschaft zerstört. Alles steht im Nichts und alles strebt und arbeitet zum Nichts hin" (202).

Dahin kommt es, wenn viele so miteinander eins sein wollen, daß der einzelne nichts sei. Es gibt ein anderes Einssein, als dies Einsseinwollen in der M a s s e, ein solides, in dem der einzelne nicht schlechter wird, als er war, sondern besser, das ist das Einssein in der V o l k s g e m e i n s c h a f t.

Was hat uns denn verbunden und begeistert in der letzten Todesnot der deutschen Freiheit (1813) als das gemeinsame innere Leben des Volkes, das wie eine edele Flamme durch ganz Deutschland aufblitzte, und wie ein verzehrendes Feuer auf die Fremden fiel?" (182). Unsere Selbständigkeit, unsere Ganzheit, unsere unverwüstliche Treue waren damals unsere große l i b e r t a s. Manches fehlt uns und wird uns lange fehlen. Aber Liebe und Treue und der Glaube an ein unvergängliches Deutschland bedecken die Menge der Sünden und Gebrechen, stellen Versäumnisse und Verkehrtheiten zurecht und bessern selbst Bosheiten und Ungerechtigkeiten (66). Auf dieses uns

alle über uns hinaushebende, unser wahres Selbsterstbegründete Einssein im Gefühle der gemeinsamen Deutschheit kommt es an. Es gilt, uns „aus der verderblichen Gleichgültigkeit und Nichtigkeit, worin wir versunken waren, wieder zu verdeutschen". Dann werden wir unter uns heilige und unzerreißliche Bande fühlen, die Bande desselben Blutes, derselben Sprache, derselben Sitten und Weisen. Wir werden zur Brüderschaft und Volksgemeinschaft genesen. „Deutsche seid eins, wollet eins sein durch Liebe und Treue!" „Hinweg jede Eitelkeit und Einbildung, hinweg jeder unselige Haß und Neid, der den einen Stand gegen den anderen entzweit hat, hinweg alle die leeren Ansprüche und ungerechten Forderungen der einen über die anderen! Darin aber lasset uns alle streben und streiten und wetteifern, welcher im Dienste des Vaterlandes der Frommste, Gehorsamste und Demütigste sein möge!"

In unbeirrbarer Deutschheit hat Arndt die Freiheit gesucht, in der sich die Liebe zum Blutsbruder, zur Staatsgerechtigkeit und zur volklichen Art die Hände reichen. Auch heute gibt es keine andere Erlösung! Auch für den Deutschen unserer Tage heißt es, nicht rechts noch links schreiten, wo „Partei-Ansichten für Staats-Einsichten" gelten (B. 29), am wenigsten in einer patreiischen Mitte stehen, sondern in der Bewegung gehen, die aus der unsichtbaren Mitte kommt, dem Gottesleben, das in Geist und Tat unserer Geschichte seinen Sinn ausspricht und seine Formung sucht. Mit unseren Blutsbrüdern zusammen und aus unserm Volkstum heraus leben, und das von ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Gemüt! „Was alle Edelsten und Besten so innig fühlen und schauen, als jetzt Hunderttausende bei uns fühlen und schauen, das bleibt nie Phantasie ohne Geburten, das muß notwendig einmal wirkliches lebendiges Leben werden" (B. 194).

Bauen wir nur erst den gerechten Staat deutschen Wesens, der aus unserm Lieben und gegenseitigem Verstehen kommt, dann haben wir die unerschütterliche Grundlage für unser Glück und unsere Freiheit.

„Man schilt mein Deutschland einen Greis, zu kalt und zu verständig,
Ich aber schelt' „er ist zu heiß, der Junge zu lebendig.
Ein Junge noch, doch hoffnungsvoll bei allen tollen Streichen!
Und gerade darum darf und soll, die Hoffnung mir nicht bleichen.
Kann man den wilden Jugendmut, der schäumt und bäumt, nur binden,
So wird er sein verlor'nes Gut, die Freiheit wiederfinden."

In der völkischen Bewegung auch unserer Tage schäumt und braust es von der *Arndt*'schen Liebe zu deutschem Volk und deutschen Menschen, die wir uns nicht geben können, die wie ein Blitz von oben in unser Herz einschlagen muß, und heiß quillt unsere Sehnsucht, den Staat zu finden, in dem diese Bewegung sich bindet, indem sie ihn aus sich gebiert. Deutsches Volk, deutscher Bruder, deutscher Staat! Nichts halb, sondern alles ganz und alles in deutscher Treue!

> „Denn Treue steht zuerst zuletzt im Himmel und auf Erden.
> Wer ganz die Seele drein gesetzt, dem soll die Krone werden,
> Drum mutig drein, und nimmer bleich; denn Gott ist allenthalben.
> Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben."

3. Arndt und der Pazifismus

Schon zu Arndts Zeit gab es Pazifisten. Die Einen waren es aus dem Begriffe der Freiheit heraus, die Anderen leiteten ihren Allmenschheitstraum von der christlichen Liebeslehre ab. Wenn die Freiheitsapostel ihr allgemeines Menschentum ausrufen, so schreiten *sie* auf dem Wege fort, sich von *allen* Bindungen zu lösen, indem sie auch noch die des Blutes und der Geschichte zerreißen. „Frei werden vom Volkstum" heißt ihnen *frei* werden selbst noch von letzten und tiefsten *Verpflichtungen*, die ihnen die absolute Selbstherrlichkeit beschränken. Die Anderen glauben *gerade* einer letzten und tiefsten Pflicht zu *gehorchen*, wenn sie das heilige Gebot der Nächstenliebe, das Jesus gegeben hat, auch im Völkerleben zu erfüllen trachten. Beiden Richtungen des Pazifismus sagt der Dichter vom „Gott, der Eisen wachsen ließ" auf.

Mit den ersteren setzt er sich in der „Hoffnungsrede"[42]) auseinander, mit jenen, die, nachdem alle alten Formen der Welt zerbrochen und zusammengeworfen sind, übermütig darein schreien Frieden, Frieden! Die Menschheit ist mündig, wir brauchen keine Formen. Der eine freieste Geist des Zeitalters und seine Herrlichkeit, wie sie kein früheres Alter sah, kann und wird alles allein in Glückseligkeit und Frieden halten. Ein hohes gemeinschaftliches Zusammenspiel der Welt und aller ihrer *vereinigten* Kräfte und Triebe wird die Zukunft verherrlichen. Diese sagen, und andere sprechen es ihnen nach (H. 46):

„Es sei jetzt eine Abgeschmacktheit, von einem französischen, deutschen und italienischen V o l k s charakter und von Neigungen und Anlagen zu sprechen, die damit zusammenhängen, auch an die Notwendigkeit zu erinnern, jedem sein Eigentümliches zu bewahren, damit es zum höchsten Bewußtsein und zu der größten Macht seiner Tugend kommen möge. Jetzt gerade sei das große Werk der Vorsehung im Werden, alles Einzelne in der Welt zu vertilgen, so habe sie die großen Geräte der Zeit geschaffen und gerüstet. Der neue Geist strebe allmächtig zu dem Allgemeinen hin, zur Einigung und Gleichmachung der Dinge, und werde nicht eher ruhen, als bis er alles Schroffe, Eckige und Ungleiche der Völker und ihrer Neigungen und Strebungen abgeschliffen und ausgeschliffen, alle alten Abneigungen und Zwietrachten gehoben, ja die Keime derselben und die Völkerkriege auf ewig ausgerottet habe. Dieser neue Geist könne nichts Einzelnes, nichts Volkliches dulden, alles müsse von dem Kleinen und Beschränkten zu e i n e m Weltstreben und zu e i n e r Welttugend erhoben werden, und gerade das sei die Glorie des Zeitalters, daß die geistigen Vorarbeiten der Väter uns so weit gebracht haben, nicht allein diese leuchtende Idee der ganzen Menschheit in e i n e r Tugend und in e i n e m (Gesamt-) Volke zu ertragen, sondern daß auch alles Alte und alles, was als Liebe, Wahn, Aberglaube und Vorurteil daran hing, gleichsam durch eine höhere Notwendigkeit sich von dem Gegenwärtigen ablöse, auch da, wo es nicht mit gewaltigen Händen abgewiesen werde" (H. 40).

Wir Deutsche, entgegnet Arndt, dürfen uns nicht erlauben, in Allmenschheitsräumen zu spielen und darüber die harte Wirklichkeit und Not unseres volklichen Daseins zu vergessen. Wir können nicht vollendete Menschen werden, wenn wir in das Weiteste schweifen, sondern nur, wenn wir in unser Innerstes einkehren. Gewiß habe jene Lehre, die viele Zeitgenossen bezaubere, „einige Beziehungen der Wahrheit in sich. Aber doch waltet hier eine Täuschung ob, eine Verwechslung des betrachtenden und des handelnden Menschen. Der Betrachtende mag die Zeit und was er ihre neueste Bedeutung oder nach seiner Ansicht ihre neueste Glorie nennt, so würdigen. Der Handelnde wird durch etwas Anderes geleitet und ewig durch etwas Anderes geleitet werden, durch eine dunkele Macht, die a u c h in dem Zeitalter ist, und durch eine dunklere Liebe, die er sich nicht erklären

mag, auch wenn er es könnte, durch jene tiefe Liebe, die in seinem Volke, seiner Sitte, seiner Sprache von Kindheit auf mit dem innersten Kern seines Daseins unauflöslich verwachsen ist (H. 41). Auch das „ist ein wunderbares und liebes Geheimnis der Natur, die sich selber die gleiche ist, daß, was bei den Ländern und Völkern einmal das Feste und Ewige war, es auch nach dem Ablaufe von hundert Geschlechtern noch bleibt".

In jenen Spielen der Phantasie vom allgemeinen Menschentum würden wir nur erschlaffen und in der erbärmlichsten Flachheit untergehen. Wenn wir, die tiefwurzelnden und schwerblütigen nordischen Menschen, „dem Ernste und der Mühe entfremdet, an unserer Schale draußen glätten und schleifen; wenn wir das Unvollendete mit schimmernden Lügenmasken des Südens verzieren", dann sind wir, wie die Narren, bei allen möglichen andern Dingen, nur nicht bei uns selbst. Wenn aber mit den nebeligen Phantasien von Menschenvollkommenheit aufgeräumt wird, werden wir zu unserer Vollkommenheit kommen oder sie wieder bei uns erneuern. „Uns selbst gleich werden in dem bessern Sinne des Worts, Deutsche zu sein und zu bleiben, das schließt alles ein" (H. 44).

Aber auch der Standpunkt jener anderen Pazifisten, die ihre Weltfriedensbestrebungen aus christlichen Gedankenreihen ableiten, ist nach Arndts Überzeugung unhaltbar. „Einige christliche Sekten haben gemeint, es sei durchaus der Sinn der Bibel, auf Erden solle kein Krieg sein . . . diese Frommen, die aus redlicher Gesinnung so meinten, deuteten sich das Evangelium zu eng, weil sie die Erde und die irdischen Verhältnisse nicht zu deuten verstanden; auch hatten sie übersehen, an wie vielen Stellen das Evangelium gebietet, das Böse aus allen Kräften zu hassen und zu vertilgen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das ist aber nicht nur mit bloßen Worten und Ermahnungen getan. Die Erde kämpft mit wilden und elementarischen Kräften gegen den Menschen, und er muß sich mit ihnen sein Leben lang im Schweiße seines Angesichts zerarbeiten und zerplagen; aber am gewaltigsten und am fürchterlichsten kämpft der Mensch gegen den Menschen. Weil sein himmlischer Geist der Erde eingebildet ist, so zerhadern sich auch in ihm diese rohen Kräfte und Triebe und sind durch milde Rede und die sanftmütige Lehre nicht immer zu zügeln. Sie dräuen oft, ihn und die ganze Erde zu zerreißen, und nur die

Gewalt kann die Gewalt bändigen. Da ist nun Krieg, und Krieg wird auch auf dieser Erde bleiben, solange die Erde bleibt, wie sie ist und die Menschen bleiben, die sie sind: unvollkommene und zwischen zwei verschiedenen Ziehungen, zwischen Himmel und Erde strebende und schwebende Geschöpfe. Der Tyrannei und Ungerechtigkeit zu wehren, und der Wildheit und Rohheit zu steuern, ist in dem Menschenherzen und in der Offenbarung geboten; und der Krieg, welcher für so heilige Zwecke geführt wird, ist ein gerechter Krieg, und das Blut, welches in so heiligem Kampfe vergossen wird, schreiet nicht zum Himmel um Rache." „Ja wahrlich, es ist sehr nötig, daß die Seelen von dem Irdischen und von der Schwere des Irdischen geplagt und gepreßt werden, damit die Funken herausfliegen, welche das Matte und Faule entzünden . . . der Krieg ist notwendig als Aufrüttler der Faulheit; der ewige Friede auf Erden, dessen Idee zwar so menschlich ist, würde das größte Unglück des Menschengeschlechtes sein: er würde durch Fäulung viel mehr verderben als der Krieg durch Zerstörung. Was Stürme und Gewitter in der Luft sind, das ist der Krieg für die sittliche Welt . . . in hohen und stolzen Seelen erweckt er durch Verachtung der faulen Vergnügen, woran die meisten Sterblichen ihr Leben hängen, und durch Verachtung des Lebens selbst eine Kraft und eine Würde, deren sie sich ohne ihn vielleicht nie so bewußt geworden wären . . . Das Rohe und Wilde aber, was der Krieg in gemeinen Gemütern hervorlockt, würde ohne den Krieg als das Faule und Liederliche nicht weniger verderblich auf die menschliche Gesellschaft gewirkt haben." (Vgl. IV. 90.)

Schon zu Arndts Zeiten gab es noch eine dritte Form des Pazifismus; der Beruf und die gottgewollte Aufgabe gerade des deutschen Volkes sei, daß es pazifistisch sein solle. Solche Rede ging schon zur Zeit der napoleonischen Fremdherrschaft um. Damals ermahnte und tröstete man die Deutschen, nicht zu trauern, wenn auch ihre Volkstümlichkeit und das deutsche Reich für immer unterginge. Sie hätten ja die hohe Bestimmung, die große Mischung und Zusammenverlebung der Völker einzuleiten und die stolze Idee eines wahrhaft christlichen Staatenbundes mit verwirklichen zu helfen (IV, 33).

Auch nach den Befreiungskriegen erhielten sich solche Gedanken bei manchen Schwärmern. Es gebe, schreibt Arndt, noch jetzt solche, „die uns das Unglück und die Ohnmacht als ein Glück zeigen und

behaupten, Deutschland müsse etwas Größeres und Menschlicheres darstellen als eine geschlossene Volkstümlichkeit, die überhaupt mehr ein Wahn des Heidentums, als ein Recht des Christentums sei. Deutschland sei das Herz des Weltteils, und zu diesem Herzen müssen sich natürlich alle Völker drängen. Auch sei das deutsche Volk offenbar zu einem allgemeinen Volk bestimmt; so habe Gott ihm von Anbeginn das Gemüt gestellt und das Verständnis erleuchtet."

Mit Zorn weist Arndt diese Gedankenlosigkeit zurück, die volkliche Gewissenlosigkeit bedeute: „Tief verachten wir jene dummen und schlechten Schwätzer, welche ohne Kenntnis der Geschichte und ohne Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen, der sich in der Geschichte offenbart, uns Deutschen beweisen möchten, wir müssen durchaus Schutt und Asche werden, worin andere Völker, damit ihnen ein schöneres Leben erblühe, ihren Samen streuen. Was Gott in dem gewaltigen und geheimen Laufe der Zeiten will, ist uns nicht verborgen, ist uns keine Minute ein Geheimnis: Wir sollen unsere Liebe und unser Leben, das, wodurch wir Menschen sind, das wodurch wir den ehrwürdigen Namen eines Volkes verdienen, bis in den Tod verteidigen und jene leeren und eitlen Toren nicht hören, die uns zu Schutt predigen möchten, weil ihre Seelen nichts als morscher und fauler Schutt sind . . . Das ist das Zeichen eines elendigen und lieblosen Menschen, wenn einer immer von dem Entfernten und Allgemeinen klingelt und für das Nahe und Einzelne nichts tut. Wer sein Weib, seine Kinder und Nachbarn nicht mehr liebt als Fremde, den hält man mit Recht für einen schlechten Menschen; wer sein Nahes nicht liebt, verteidigt und festhält, der hat nichts Nächstes, der hat keinen Nächsten, sein Mund ist voll schöner Klänge, und seine Lippen tönen Prunk, aber er ist ein entnervter Wollüstling oder ein abgelebter Dummkopf. Unser Haus, unsere Kinder, unsere Nachbarn, unser Land, unser Volk — die sollen wir über Alles lieben und verteidigen, so lieben und verteidigen wir auch die Länder und die Völker am besten."

Gegenüber dem eigenen Volke also die große Liebe, die erst das Volk zum Volke schafft! die uns nicht mehr als einzelne Ringe bestehen und jeden um seinen eigenen Mittelpunkt kreisen läßt, sondern die uns zur unzerreißlichen Kette zusammenschmiedet, deren Mittelpunkt unser Volkstum ist! Gott als Herr der Geschichte will, daß

Volkstümer da sein sollen! Erst muß das Verhältnis der einzelnen zu ihrem Volkstum zurecht gerückt sein; dort ist das große Ackerland Gottes, der Boden, auf dem wir erst einmal fühlen können und sollen, was das heißt, einander Nächste zu sein. Dann kommt nachher nicht etwa das Verhältnis der Einzelnen zu all den übrigen Einzelnen in der weiten Welt, sondern es tritt nun auf den Plan das Verhältnis der Völker zueinander.

Diese Verschiedenheit der Völker und ihrer Sprachen, in denen alle weiteren Verschiedenheiten wurzeln, hat, so schreibt Arndt (Rhein 41) Gott gesetzt, damit nicht ein großer, fauler und nichtswürdiger Sklavenhaufe auf Erden werde. Die verschiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, sie machen die großen innerlichen Verschiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister in Lebendigkeit erhalten werden; denn für die Übung der Geister ist das menschliche Geschlecht hier erschaffen." Durch solche Übung und solchen Kampf soll sich bewähren, welche Völker zu leben würdig sind, und welche verworfen werden. Da gilt das große Gottesgebot (Rhein 64): „Daß ihr nie fremde Völker erobern sollet, daß ihr aber auch nimmer leiden sollet, daß man euch nur ein Dorf von euren Grenzen abreiße", und es gilt das große Gottesgericht „wer zuviel Fremdes begehrt, der stirbt an Übermut, wer sich das Eigene ungestraft rauben läßt, der stirbt an Entehrung". Das Eine wird das Schicksal der Franzosen werden. Daß das andere nicht unser Schicksal werde, des sollen wir Deutschen uns in acht nehmen.

Nicht umsonst, meint der Freiheitssänger, richtet Gott es so ein, daß die Völker ihre gegenseitige Art zu fühlen bekämen; denn sie sollen wissen, wie sie miteinander daran sind. Die Geschichte ist ein handgreiflicher Anschauungsunterricht des höchsten Erziehers. Lehren, die nur gehört werden, wirken auf die Wenigsten. Nur Lehren, die sie auch fühlen, werden für die meisten wirkliche Lehren; nur ein großes Verhängnis oder irgend ein außerordentlicher oder ungeheurer Wechsel bessert die Einzelnen und die Völker. So mußten denn die Franzosen und Napoleon von allen gefühlt werden, damit sie begriffen, wer sie waren und was sie wollten."

Welches ist das Ergebnis des Anschauungsunterrichts? „Jedes fremden Volkes Druck und Herrschaft ist unerträglich; eines

eitelen prahlerischen Volkes ist das Unerträglichste. Wie könnten wir die lieben, die in Worten Gottes, in Taten Banditen sind? Die treulos, wild und blutig über unser Land dahinfahren und uns dann noch höhnisch zurufen, mit ihrer Epoche werde die Glorie unserer Wissenschaft, Kunst und Verfassung beginnen."

Es gibt noch einen letzten Triumph des Pazifismus. Er preist die Idee der Gerechtigkeit. Auch Arndt nennt sie eine heilige Idee. Aber wie könne man von ihr reden, „solange so große und ehrwürdige Völker, als die Deutschen und Italiener sind, in Europa fast rechtlos und ehrlos dastehen und von den Fremden, die ihre Angelegenheiten entscheiden, auf die unwürdigste und unverschämteste Weise zerrissen und zerhudelt werden dürfen! „Niemals habe Gerechtigkeit zwischen den Völkern geherrscht. Der einzige zuverlässige Bürge der Verträge und Bündnisse sei der Degen. Das zeige sich, wenn ein übermütiges Volk siegreich werde. „Der Sieger legt keine Rechenschaft ab; ein frevelhafter Sieger, der aller göttlichen und menschlichen Rechte spottet, glaubt weder der Mitwelt noch Nachwelt Rechenschaft schuldig zu sein. Er schlägt an sein Schwert und spricht: dieses ist der rechte Ausleger der Verträge, die ich mit den Schwächeren geschlossen habe, die Eide sind für die Dummen und für die, welche die Götter fürchten." „Jedes Volk müsse die ewige Wahrheit bedenken, daß nur derjenige der politischen Freunde und Bundesgenossen gewiß sei, welcher sich in die Lage stelle, daß er sie züchtigen könne, wenn es ihnen einmal einfällt, seine Feinde werden zu wollen. Liebe und Treue allein könne keine Hütte regieren; es müsse auch die Furcht und Zucht darin sein. Wie sollte denn ein Staat als ein wehrloses und unschuldiges Kind unter lauter Gerüsteten und Feindseligen bestehen können?

Je mehr ein Volk von Pazifismus und Kosmopolitismus spricht, um so mehr hat es nach Arndt seine Heldenseele verloren. „Die feste Gottesfurcht, die ernste Treue, die zornige Gerechtigkeit — eure weiberliche ist keine — ist dann gewichen. Die Furcht vor dem Tode wird größer als die Furcht vor der Schande. Die Lust an der Nichtigkeit des Lebens wird mächtiger als die Sehnsucht nach der Unsterblichkeit." „Wenn die Menschen das große Bild Gottes verloren haben, wenn die Glorie und das Heldentum von Feigheit und Weichlichkeit, die sie Menschlichkeit und Bil-

dung nennen, abgelöst sind, dann nistet das kleine einzelne Leben sich bei hoch und niedrig in Schlössern und Hütten ein, und alle möchten dieses kleine Leben, dessen Gebeine doch einmal zu Staub werden, zu einem längsten machen . . . Ein solches Geschlecht ist nicht fröhlich, mutig noch fromm, es lebt überhaupt nicht mehr. Diese wollen immer die kleinste Vergeltung der Stunde haben, und deswegen ahnen sie die große Vergeltung des Lebens nie und erhalten nicht einmal die Vergeltung der Minute." „Deswegen sind wir so unglücklich und beschimpft worden, als es heute zutage liegt, und Glück und Sieg, ja, die Geschichte hat sich von uns zu besseren Völkern gewendet. Die Weltgeschichte ist das Herzensgericht. Wir haben den Lohn unserer kleinen Herzen empfangen" (III, 109 f.). Kein Gott wird das beschützen, worin kein Gott lebt (ib.).

Arndts „Deutscher Gott"

In der Hoffnungsrede, die Arndt 1810 in Greifswald hatte halten wollen, aber im Pulte verschließen mußte, sehen wir, wie er den Beruf eines Gelehrten auffaßt.

Er will seinem Volke Seher und Künder werden: „Nur in dem, dessen Leben die eine feste Richtung auf Gott erhalten hat, der alles will und tut durch Gott und um Gott und für das Ganze, worin Gott ist, der sich täglich vergißt und hingibt für das Volk und für die Welt —, nur in diesem Wackeren und Getreuen spiegelt sich der Himmel mit seinen unsichtbaren Mächten; nur ihm wird der Blick, das Wort, der Klang, die Weihe gegeben, die das Volk allmächtig und prophetisch durchdringen". (Hoffnungsrede S. 57.)

Es war Arndts eigenes tief religiöses Wesen, das er in diesem Bilde des deutschen Gelehrten, wie er ihn sich denkt, abgezeichnet hat. Er faßte seinen Historikerberuf als eine Verpflichtung, die er gegen Gott übernommen habe, nicht nur rein wissenschaftlich nach der geschichtlichen Wahrheit zu suchen, sondern mit ihr alle deutschen Menschen anzuzünden, um sie zu deutschbewußten Menschen zu machen. Er ruft es auch all den anderen Gefährten vom Gelehrtenberufe zu, daß sie die idealen Welten, mit denen sie es zu tun haben, nicht in die Wolken entschwinden lassen dürften, sondern ihnen einen Erdenleib geben müßten, indem sie die

Früchte ihrer Arbeit ihrem Volke zugänglich machten. Es sei eine heilige Aufgabe, an Stelle der verworrenen Begriffe, die sich in dem Vorstellungskreise der Massen eingenistet haben, das klare Licht geistiger Erkenntnis einzuführen.

„Wohl soll der gebildete Mensch weit umherschauen, vielfach betrachte er und würdige er die Dinge und ihre Verhältnisse, ruhig und fromm deute er das ewige Schicksal und seine Geheimnisse. So soll er vieles wissen und kennen. Aber durch seine Reden und durch seine Vorstellungen, durch seine Tat und sein Werk gehe eine Wahrheit, eine Gesinnung, eine Tugend als die Sonne, welche alle kleineren Lichter seines Herzens zu sich reißt!" „Wenn wir selbst immer die Begeisterten und die Beseelten sind, nicht in einzelnen Aufwallungen, sondern im ewigen und klaren Flusse des Geistes, welche Welt wird sich dann um uns gestalten! Welche Menschen, welche heroischen Geschlechter mit leuchtenden Götterangesichtern werden um uns auferstehen!" „Alles wird dann wie durch einen plötzlichen unbekannten Zauber für höhere Bedeutung geheiligt sein!" (ib. S. 60f.).

Diese höhere Bedeutung schöpfte Arndt aus seinem Christentum, das Gott nicht in den Gründen des Verstandes, sondern in den Gründen des Herzens aufsuchte.

„Klopf immer frisch nur an die linke Brust,
Die weiß Geheimnis, was nur Gott gewußt.
In Nebeln fliegt dahin der Witz der Weisen,
Die dir die Fahrt nach and'rem Kompaß weisen:
Trau dem Magnet, den Gott der Herr dir setzte,
Er bleibe dir das Erste und das Letzte."

Sowohl im edlen Manne wie in der edlen Frau sieht man Gottes Spiegel stehen.

„Willst du in Gottes Spiegel schauen,
schau in die Seele reiner Frauen,
Und aller Himmel Glanz ist dein; doch hat der Spiegel Brüch' und Flecken,
Dann fliehst du vor dem Schreck der Schrecken, er spiegelt Höllenzauberschein."

Gottes Spiegel im Manne aber ist der Mut!

Wie der Mut von Gott kommt, so ruht der beste Mut in Gott, der Christenmut. Der Gott Arndts ist handelnde Ewigkeitsmacht. Er hält Schwert und Schild in unsichtbaren Händen und schreitet dem

tapferen Christen zur Seite. Der fühlt dann innigst die Nähe seines Gottes und vertraut ihr. „Mit Gott und Liebe bleibt kein Mensch allein." „Gott und Liebe überwinden alles, und auch der Tod ist ein Nichts vor ihnen. In einem edlen Menschen, der sich aus reinem Gefühl seiner Pflicht großen Taten und Gefahren hingibt, wohnt Gott wahrhaftig. Es wohnt eine unermeßliche und überschwengliche Kraft in ihm, die kein Teufel und keine Hölle besiegen wird. Das ist der Preis der Tugend und der Ehrenschein eines stolzen Gewissens, daß der Mensch an Antlitz und Gebärde, an Sinn und Gedanken göttlich wird, daß er durch die Blitzleuchtungen einer überirdischen Begeisterung, die er selbst nicht versteht, alles Niedrige und Schändliche vor sich in den Staub niederwirft." Welches sind die heiligsten Gluten der Begeisterung? Die Vaterlandsliebe und die Liebe zur Freiheit! Zwar seien, schreibt Arndt, kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen. Sie sprächen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: Vaterland und Freiheit seien leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen betöre! Wo es dem Menschen wohl gehe, da sei sein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt werde, da blühe seine Freiheit. Diese, antwortet Arndt, vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes. „Freiheit und Vaterland sind ein erhabener Traum, eine überschwengliche Idee, die über die Erde hinausfliegt, ein heiliger und unbegreiflicher Wahn, den das Menschenherz nicht ergründet, weil er über den irdischen Menschen ist. Das Ewige, das Unsterbliche, das Unermeßliche, wodurch wir Gott ähnlich sind, ergreift uns, macht uns zu Sehern, zu Helden, zu Märtyrern, wenn die Namen Vaterland, und Freiheit mit allersüßester Liebe und Treue durch unsere Seele klingen."

Es ist dem rechten Mann selbstverständlich, für diese heiligsten Güter zu kämpfen, und wo es sein muß, zu sterben. Er ist jede Stunde bereit, das Letzte zu tun und zu leiden, um seine hohe Pflicht zu erfüllen, ehe er in ein Unrecht einwilligt. Immer weiß er, daß Gott ihn hier und dort hält, weil er die letzten Enden aller Dinge trägt und hält. „Süß ist der Ruhm, überschwenglich ist die Lust der Freiheit und des Vaterlandes: süßer und überschwenglicher ist die Lust und der Gedanke Gottes, der die letzten Enden aller Dinge trägt und hält, ohne den, was edel, was groß, was ehrwürdig, was heilig genannt wird, nichts ist, und mit dem alles erst Namen, Leben und

Bedeutung erhält.“ So entfaltet sich das höchste Manneschristentum. Tapfer sein nicht um eitler Herrschsucht willen, oder um Land oder Reichtümer zu gewinnen, sondern sich als Gottesstreiter fühlen, in der Glut heiliger Liebe daherbrausen und kämpfen. Der rechte Mann trotzt Tod und Teufel. Er schwingt Gottes Feuerbrand, und doch ist in seiner Seele Kindersehnsucht.

Nicht immer sieht Arndt Gott mit den Augen des Neuen Testamentes, als Gott der Liebe, in dem jede einzelne Seele geborgen ist. Viel öfter sieht er ihn als den geschichtsgewaltigen Gott, wie er durch das Alte Testament schreitet, als Führer eines Volkes, dem er auch im Zorne noch verbündet war und dessen Feinde er zerschmetterte. Gott ist noch heute Führer der Völker, und die heiligen Gefühle der Freiheits- und der Vaterlandsliebe, die er in die Herzen flößt, sind unsere Bücher Mosis. Der „Katechismus für deutsche Soldaten“ ist die Bekenntnisschrift zu diesem geschichtsgewaltigen Gott. Man muß wohl unterscheiden, wie sich Gott gegenüber dem Einzelnen und wie er sich gegenüber einem Volke verhält. Dem einzelnen Sünder gegenüber offenbart er seine Gnade in Christus. Aber einem Volke, das, vergessend seiner Gottestriebe, nicht alles setzt an seine Ehre und Freiheit, nimmt er die Sünde nicht ab. Das Aufhören von Vaterlands- und Freiheitsliebe ist Volkssünde. Ein solches Volk wird von der Kraft Gottes, die unsichtbar mit der Vaterlandsliebe und der Freiheitsliebe geht, nein, die selber darin ist, verlassen. Es gerät unter sich selbst in Zwietracht und fällt fremder Herrschaft anheim.

In solchem Volke sind alle Fahnen umgedreht. Die rechte Gottesfahne weist nach innen mit der heiligen Liebe und nach außen mit dem heiligen Hasse gegen fremde Eroberer. Gottloser Haß aber richtet sich nach innen, und gottlose Liebe richtet sich nach außen. „Du hast mit dem Fremden gebuhlt und hast die Affen zu Götzen gemacht. Du hast nicht bedacht, wie verderblich der welsche Tod dir ist, und hast der Ehren deiner Väter lange vergessen. Deswegen ist die Staupe über dich gekommen, und die Knechtschaft hat sich dir auf den Nacken gesenkt . . . Du lachtest über das Heilige in deinem Volke, die Sitte deiner Väter ward dir zum Spott und du lachtest auch über Gott, der im Himmel wohnt, du tändelst in fremder Sprache fremden Trug nach und verspieltest die deutsche Treue in schlüpfrigen Worten“ (Kat. 144). „So die gottlose volksvergessene Liebe, die sich an das Fremde

hängt. Der gottlose Haß aber richtet sich nach innen mit Zwietracht und Neid, so daß die Menschen desselben Landes voneinander lassen und gegeneinander wüten."

Diese falschen Fahnen müssen umgedreht werden. Mit den Worten „Liebe" sollen sie nach außen zeigen. Dann ist die Sache wieder göttlich gerichtet. „Du sollst das Einzelne ganz vergessen und nicht daran denken, ob du ein Sachse, Bayer, Österreicher, Preuße, Pommer, Hesse, Hannoveraner heißest und bist und in deutscher Sprache redest. Deswegen soll dir nächst Gott Deutschland der heiligste Name sein, bei welchem du betest und schwörst, und jeder Mensch, der deutsch geboren ist, soll dir lieb und wert sein, als wäre er dein Bruder; denn er ist mit dir aus einem Lande. Und wenn du diese Liebe und Treue inniglich fühlst, so wird Eintracht und Glaube an Gott und an das Vaterland die verlorene Freiheit wiederbringen und deine Kinder und Kindeskinder werden dich segnen, daß du das Rechte und Redliche getan hast. Denn auch ein Tier zerstöret sein eigenes Geschlecht nicht, und du wolltest so schändlich sein, deine Brüder ferner plündern und erwürgen zu helfen? Und du sollst hinfort nichts mehr tun, was unglücklich geschehen ist, daß der deutsche Mann aus der einen Landschaft den deutschen Mann aus der anderen Landschaft gar oft verspottet, ja wohl gehaßt hat — denn dadurch bist du aus dem Großen so klein geworden; sondern der Preuße soll nicht mehr des Österreichers, der Tiroler nicht mehr des Bayern, der Westphale nicht mehr des Schwaben spotten, noch ihn von sich treiben, sondern sollen herzlich und treu alle miteinander leben und sterben wie Brüder und erkennen, daß Eintracht und Liebe und Treue das Zerstörte allein wieder aufrichten können" (Kat. 148, 121).

Der Haß aber soll in uns aufstehen als ein heiliger und gerechter Haß (Kat. 158), wenn ein fremdes Volk über die Grenze dringen will und Leiber und Geister in Knechtschaft nehmen, plündern, rauben, uns seine Sprache und Sitte aufzwingen will. So lehrt Arndt den Haß gegen die Franzosen. Gegen Napoleon sollen alle deutschen Männer zu den Waffen greifen und Soldaten werden. Sie sind dann Soldaten Gottes, und der Krieg, der dann ausbricht, ist ein heiliger Krieg.

Ist aber nicht jeder Krieg unheilig? Streitet nicht Arndts Evangelium von der Vaterlandsliebe und der Freiheitsliebe mit dem

anderen Liebesevangelium Christi? Arndt selber hat im Katechismus ein Kapitel von der Liebe und Verträglichkeit. „Es ist kein köstlicheres Ding als die Liebe und mag die Liebe wohl die Herzenspförtnerin und die Himmelspförtnerin heißen." „Ohne die Liebe wäre Finsternis, Gottes Name und die Unsterblichkeit nichts als ein gespenstischer Traum." Aber er fährt nicht fort: „Habt als die einzelnen, die ihr seid, alle anderen Menschen einzeln lieb!", sondern „werdet in Liebe miteinander wieder zu einem Volk!" „Darum, so ihr wieder ein Volk werden wollet, und herzinniglich fühlen, daß alle Deutsche Brüder sind, müsset Ihr vor allem nach der Liebe trachten!" Ebenso nochmals im Kapitel von der Hingebung (158). Es beginnt: „Die Liebe ist die Meisterin und Schöpferin aller Dinge und Gottes älteste Gesellin, und hat Gott alles mit der Liebe geschaffen und ist nichts ohne die Liebe, was gut ist, und wird ohne die Liebe nichts sein . . . Und nach der Liebe werden wir genannt, weil wir Christen sind, und unsere Religion heißt die Religion der Liebe . . . Also sollen auch wir lieben, wie Christus geliebt hat, und tun, wie er getan und uns hingeben und jede Stunde bereit sein, das letzte zu tun und zu leiden, ehe wir in das Unrecht willigen?"

Wir sollen uns hingeben aber nicht dem Gelüste anderer Menschen, die uns, wenn wir ihnen die rechte Backe bieten, auch noch auf die linke schlagen, sondern wir sollen uns hingeben Gottes heiligen Gluten, die er selbst in unser Herz gelegt, mit denen er aus uns ein Volkstum machen will, den Gluten der Freiheitsliebe, der Vaterlandsliebe und der Liebe zu den Blutsbrüdern. Dementsprechend fährt Arndt auch an dieser Stelle ganz anders fort, als die evangelische Einleitung erwarten ließe: „Wohlauf denn, du treuer christlicher Soldat! Wohlauf du redlicher Deutscher! Dir erklingt der Zuruf: steh' für dein Vaterland auf und jage die blutdürstigen Räuber aus dem Lande! . . . Höre das Gebot deines Gottes: Als ein ehrlicher Mann für dein Land und für die Deinigen im Felde zu stehen und als ein Streiter Gottes zu kämpfen im heiligen Kriege."

Arndts Antwort auf die Frage, wie sich die christliche Nächstenliebe zur Vaterlandsliebe verhalte, tritt hier hervor. Sie ist eindeutig. Ihn dünkt es unsinnig, den geringsten Augenblick zu zweifeln. Für leibhafte, bluthafte Menschen können sich evangelische und vaterländische Liebe niemals widerstreiten. Solange Menschen

desselben Blutes noch nicht einmal soweit miteinander gekommen sind, daß sie sich innig, einträchtig, unlöslich zu einem Volke zusammenschließen, solange haben sie das Evangelium Jesu nicht mit dem Herzen vernommen und das andere ist überhaupt nicht vor ihre Seele getreten. Unter ihnen herrscht nicht der allmächtige Geist der Liebe, sondern das Gift der Zwietracht und des Zankes, oder Staub und Schutt lauer Gleichgültigkeit. Und solange Menschen desselben Blutes, deren gemeinsames Volkstum vom Feinde bedroht ist, nicht in einträchtiger Liebe und einträchtigem Zorn zusammenhalten gegen die Räuber ihres Landes, die Zerstörer ihrer Blutsart, die Schürer ihrer inneren Reibungen und Händel, solange ist wiederum alles andere bei ihnen, nur nicht der Geist der Liebe.

Volk und Vaterland lassen sich für den rechten Christen vom werktätigen Christentum nicht abtrennen. Die Liebe zu Volk und Vaterland ist der Blitzstrahl, in dem alles in unendlicher Glut und in unendlichem Lichte zusammengeballt ist, was sich in tausend einzelnen kleinen Funken der Bruder- und Nächstenliebe dann wieder entladen muß. Wo Blut und Heimat, der Herzenslaut der Muttersprache, das Bewußtsein gemeinsamen Schicksals im Menschen lebendig sind, da sind auch Gottes Heiligtümer eins und verschmolzen. Ihr Zwiespalt wird nur von denen daher geredet, die weder vom Geist der Nächstenliebe, noch der Vaterlandsliebe ergriffen sind. Sie mißbrauchen das himmlische Evangelium, damit sie uns das irdische Evangelium, das auch durch Gottes Wunder verkündigt ist, wegpredigen und wegheucheln" (IV, 69). Oder es sind kleinmütige, unfreie Menschen, die darum der Nächstenliebe mehr als der Vaterlandsliebe gehorchen möchten, weil jene verordnetes Gebot ist, diese nur ungeschrieben im Herzen steht.

Solchen Skruplern, die getrennt sehen können, was im Innersten unlöslich eins ist, die ihr blutloses Sinnieren, den lähmenden Hauch einer künstlichen Wahl auch in andere Seelen blasen wollen, muß verkündet werden, was sie zu wollen haben, wenn denn zwischen zwei Heiligtümern, die Gott zusammengewoben hat, Wahl sein soll. Wer mit Berufung auf die evangelische Liebe die Vaterlandsliebe aus dem Herzen reißen will, bei dem ist es, als ob er nach Planetenlicht greife, damit Sonnenlicht nicht sei. In der unumstößlichen Gewißheit, daß die Vaterlandsliebe und die Freiheitsliebe auch hei-

lige Flammen sind, die näher und unmittelbarer beim göttlichen Ursprunge liegen, erklärt Arndt, in der Vaterlandsliebe, Freiheits- und Volksliebe bestehe die höchste Religion.

Hier sind, drücken wir es heute aus, überpersönliche Werte im Schwange, die über alle einzelmenschliche Beziehungen hinaus das Bekenntnis der Einzelnen zu ihnen einfordern. Es ist, wie wenn man Eisenfeilspänen, die lose nebeneinander liegen, die Pole eines Magneten nähert. Dann lockert sich die unbestimmt-allgemeine Gesellung, indem die Scharung an den Polen um so dichter, die gegenseitig anziehende Kraft zwischen den Teilchen um so inniger wird. Negativität und Polarität bekommen dann ihr Recht, deren bewegendes Leben in der allgemeinen Adhäsion und Kohäsion ohne Sinn und Ansatz bliebe. Es kennzeichnet die Überhöhung der allgemeinen Menschenliebe in der volklichen Liebe, daß aus deren Spannung Gegensätzlichkeit hervorbricht. Weil die Liebe zum Vaterlande das höchste Heiligtum sein soll, darum darf es Haß geben, Haß nämlich gegen die Vernichter des Volkstums, und dieser Haß ist ein heiliger Haß, er geht aus jener größten und heiligsten Liebe hervor, die es für Menschen gibt. Er entspringt nicht im Temperaturbewußtsein der Einzelseelen, sondern im Schicksalsbewußtsein der Volksseele. Tiefe der Geschichte ist in ihm, Witterung der Zellen für feindliche Gewalt, die nach dem Leben des Ganzen greift, in und aus dem sie wachsen und saften.

Entsprechend Arndt: Haß und Zorn gegen unseren Unterdrücker, den Franzosen, sei heilige Pflicht.[43]) „Nicht mehr dieser wässrigen und weibischen Gefühle, nicht mehr dieser Gleichgültigkeit! und Erbärmlichkeit! Gott hat Zorn und Rache geboten wie er Freundlichkeit und Liebe geboten hat." „O wenn der rechte Zorn für Euer Vaterland und Eure Ehre Euch beseelt; wenn Ihr gegen Eure Überlister und Betrüger von der Rache glüht, die auf Leben und Tod streitet und Sieg oder Untergang will, wenn Ihr bei der Erinnerung des französischen Hohnes und Übermuts, bei dem Anblicke eines französischen Denkmals, ja bei dem Anblicke eines französischen Zeichens und dem Klange eines französischen Wortes vor Ingrimm Eurer Seelen zittert — o freuet Euch, dann habt Ihr das Siegel der Erlösung und das Unterpfand der Freiheit für lange Zeit. Wenn dieser Haß gegen Eure Peiniger und Schänder und gegen die Verderber Eurer Tugend der Entzünder Eurer Gedanken und Erwecker Eurer Taten ist — freuet Euch! Die

Fanzosen werden künftig mit Beben vor Euren Grenzen still stehen." Darum gegen die Franzosen: „Frisch auf denn, Haß! Mutiger lebendiger Wind in die Segel der Seele, wehe, blase, brenne, ja donnere und zerschmettere, wenn du kannst! Du bist mein Glück und mein Stolz, du bist mein Schirm und meine Stärke." Für das deutsche Volk: „Frisch auf, Liebe! Atem der Gottheit und Seele der Welt, du mein Schild und mein Trost in Not und Tod!" „Kommt Heilige beide, Ihr seid beide Gefühle des lebendigen Lebens, wenn Ihr mir nur treu bleibt, wenn nur diese Liebe zu meinem Volke mit dem Hasse gegen die Fremden und ihre Helfer zugleich brennt!" „Wer nicht liebt und haßt, lebt den erbärmlichsten Tod."

Arndt ist der große Hasser gegen die Franzosen, weil er der große Liebende ist für sein Volk. Er wollte die Gluckhenne sein, die alle deutschen Menschen, wie ihre Küchlein, unter ihre warme Liebe versammle. „Wenn ich" schreibt er von seinem Aufenthalt in Schweden aus, „Deutschlands und der deutschen Menschen und der Tiefe der deutschen Sprache und des deutschen Gemüts gedachte, so ward mir immer bis zu Tränen wehmütig um das Herz und ein sehnsüchtiges Heimweh ergriff mich. In dieser Fremde lernte ich zuerst recht, worin das Leben des Menschen besteht, nämlich in seiner Liebe, und lernte ich auch, was das deutsche Volk wert sei, wie geistig, wie treu, wie bieder, wie fromm, und erschien mir der Spiegel seines innersten Gemüts hell aufgedeckt; und ich erkannte auch seine Geschichte, beide, die vergangene und die zukünftige. Denn die Liebe lehrt den Menschen alles und ist keine Meisterin außer ihr. Und seit dieser Zeit faßte ich den festen Vorsatz, nimmer in einem anderen Lande zu leben und nach Gottes Willen da zu sterben, wo die Gebeine meiner Väter begraben sind."

„Der Mensch soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden. Das kann kein Tier, weil es leicht vergißt, und kein tierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt. Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet . . . Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen . . . Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerhei-

ligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt" (Kat. 151). Darum ist es Frevel, für Nächstenliebe die Liebe zum Vaterlande und Volkstum aufzugeben und sie anderen ausreden zu wollen. Das bedeutet nicht Erfüllung göttlichen Willens, sondern Entleerung und Verflüchtigung der lebendigsten Liebe, die er uns gegeben hat. „Das ist die höchste Religion, zu siegen und zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit, das Vaterland lieber zu haben, als Herren und Fürsten, als Vater und Mutter, als Weiber und Kinder."

Die Vaterlandsidee ist göttlich; aber es gibt etwas, das in noch höherem Maße göttlich ist, das ist die Liebe zu den Blutsbrüdern im Volke.

Gott ist unter uns, der gnädige, der deutsche Gott." „Deutscher Mensch, fühle Gott wieder, vernimm und fürchte, was ewig bleibt, und du vernimmst und fürchtest auch dein Volk.

„Deutsche, fühlet die große, zu lange vergessene Brüderschaft, fühlet die heiligen und unzerreißlichen Bande desselben Blutes, derselben Sprache, derselben Sitten und Weisen, welche die Fremden haben zerreißen wollen; . . . fühlet die neue werdende Geburt der Zeiten . . . nicht mehr Katholiken und Protestanten, nicht mehr Preußen und Österreicher, Sachsen und Bayern, Schlesier und Hannoveraner, nicht mehr verschiedenen Glaubens, verschiedener Gesinnung und verschiedenen Willens — Deutsche seid, eins seid, wollet eins sein durch Liebe und Treue, und kein Teufel wird euch besiegen." Es verstummen jeder „Geiz und Ehrgeiz, es erröte jede Hoffahrt und Herrschsucht, es versinke jeder Unterschied und Schranke; ein Bruderherz, eine Bruderliebe schlage in den Pulsen des ganzen deutschen Volkes! Keiner sei der Erste und keiner der Letzte, keiner sei der Oberste und keiner der Unterste, jeder sei zu heiligem Dienst und zur treuen Arbeit für das Vaterland willig, gehorsam, demütig! Hinweg jede Eitelkeit und Einbildung, hinweg jeder unselige Haß und Neid, der den einen Stand gegen den andern entzweit hat, hinweg alle die leeren Ansprüche und ungerechten Forderungen der einen über die anderen! . . . Ergreift das Glück, welches Gott euch geben will, ergreift die neue Zeit, aber die neue deutsche Zeit und nicht die neue französische Zeit: wahrlich, diese kann keine neue Zeit werden, die

Franzosen ahnen nichts und wissen nichts von dem Geist und dem Gott, die durch dieses Zeitalter hinwandeln."

Gewaltiger, eindringlicher läßt sich das Evangelium der deutschen Blutsbrüderschaft kaum aussprechen, als in diesen Worten Arndts. Danach galt es über den Gegensatz der deutschen Stämme und der beiden Bekenntnisse hinweg die Einheit der deutschen Liebe zu finden. Heute mahnt uns der Geist derselben Worte, die Hölle des Klassenhasses hinter uns zu lassen und den Himmel der deutschen Seele für uns alle Hand in Hand gegenseitig aufzuschließen. Noch einmal, vielleicht zum letzten Male, will Gott wieder der deutsche Gott werden, dessen Geist in der Liebe zum deutschen Land, zum deutschen Wesen und zum deutschen Menschen unmittelbar mächtig ist. Er will unsere Blutsbrüderschaft und die daraus hervorgehende Staatsgemeinschaft, damit wir als die ersten aller Völker in dem „Neuen Bunde" unserer Seelen eine höhere Menschheit darstellen.

Das gilt auch für uns, bei uns bildet sich in der Trübsal der Gegenwart ein tiefes Wissen, was unsere Deutschheit sein kann, und was wir in ihr jeder für den anderen sein können und sollen. Die Untreue und der Widergeist der Zeit weckt um so heißere Sehnsucht nach Treue zueinander in der Treue zu unserer Art. In dem Gefühle lebt Gottes schaffende, volksschaffende Macht. Schlagen wir es in den Wind, verschließen wir uns dem Willen Gottes an unser Volk, in unserem Volk, bleiben wir unfromm und spöttisch sogar gegenüber diesem Gottesodem in der eigenen Brust, dem Atmen unseres deutschen Gottes, so wird uns Gottes Wind zerstreuen; wir sterben den Völkertod.

Pestalozzis Gedanken zur Volksgemeinschaft

Erschienen unter dem Titel „Pestalozzis Grundanschauung von Staat und Gesellschaft" in den Blättern für deutsche Philosophie I. Band 1927/28

In diesem Jahre ist Pestalozzis, des großen Pädagogen, anläßlich seines hundertjährigen Todestages, überall festlich gedacht worden. Pestalozzi ist aber nicht nur Pädagog. Er ist dadurch Pädagog geworden, daß er Philosoph war, schon vorher Philosoph war, ehe er der große Pädagog wurde, und zwar ist er einer der innerlichsten und tiefsten Vertreter der deutschen Philosophie, wenn wir diese im weiteren Sinne des Wortes nehmen. Der spekulative Idealismus war nicht seine Sache. Seine Metaphysik geht eher in der Richtung einer edelen Aufklärung, die durch eine lebendige Überzeugung vom Göttlichsten in uns, der Liebe, vertieft ist. Aber er ist das deutsche Genie des praktischen Idealismus. Als solches formuliert er seine theoretischen Ansichten, die den großen Fragen menschlichen Zusammenlebens, unserm sozialen Dasein in Familie und Volk, in Gesellschaft und Staat, zugewendet sind. Was er hier zu sagen hat, ist von ungeheurer Lebensnähe.

Aber was ist das doch für ein lebensferner Titel der einen geistvoll sinnigen Schrift, in der Pestalozzi seine Grundanschauung von Staat und Gesellschaft entwickelt: „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes!" (1815).[*]) An die Unschuld desselben Zeitalters, das Fichte für das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit erklärt hatte! Es ist der Liebesglaube Pestalozzis, das Aufquellen seines Herzens, was ihn zu jenem Titel bestimmt hat. Der Blick des Ernstes in die menschliche Verderbtheit, zumal in das „Zivilisationsverderbnis", die selbstsüchtige Gewaltform des nichts als gesellschaftlichen Zustandes, fehlt

ihm wahrhaftig nicht. Seine Lehre vom gesellschaftlichen Zustande hat geradezu etwas Erschütterndes. Er beurteilt ihn mit nüchterner Klarheit und doch mit heißem Herzen. Er ist nicht Sozialist, nicht Demokrat, nicht Monarchist, er nimmt keine Partei, sondern steht über den Parteien. Sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie von der Liebe haben sollen. Aber man merkt die verhaltene Leidenschaft für das arme verwahrloste Volk, das freilich, wenn es die Ketten bricht, auch seinerseits zur Bestie wird. Mit unbestechlicher und unerbittlicher Kritik zieht er „das bürgerlich organisierte Unrecht und die gesetzlich eingelenkte Gewalttätigkeit" (U. 116) ans Licht. Er stellt das „Zeitweib" an den Pranger, dessen Mutterleben für ihre Kinder ein wirklicher Tod sei (U. 159), den Zeitgeschäftsmann, der seinen Handelsartikeln, den Zeitbeamten, der dem „bürgerlich geformten Tiersinn" (U. 40), „dem tierischen Sinnlichkeitszwecke seiner Behördenstellung" unterliege (U. 164).

Die Schrift leidet an einer gewissen Weitschweifigkeit. Ihrem Wesensgehalt nach ist sie ein Seitenstück zu Fichtes „Reden an die deutsche Nation". „Vaterland, liebes, kleines, gesegnetes Vaterland", redet er seine schweizerische Heimat an (U. 280) und stellt noch häufiger zusammen „Vaterland, Deutschland!". Wie Fichte weiß auch er, warum Deutschland vor Napoleon I. zusammengebrochen ist. „Die Macht der Einheit, in der Deutschland wie ein Fels im Meere hätte dastehen können, hat sich in der millionenfachen Selbstsucht seiner nur Genuß suchenden Glieder verloren, und damit war für Deutschland alles verloren. Das arme verwaiste Land stand vor dem Raubtier, das es anfiel, wie ein Schwarm von Heringen und Würmern — vor dem Schlunde des Walfisches" (U. 103). Wie Fichte sieht auch Pestalozzi den Weg zur Rettung nur in einer neuen Erziehung. Aber über die Art derselben denkt er ganz anders als Fichte. Dieser wollte nach seinem Plane einer „deutschen Nationalerziehung" unmittelbar und ohne weiteres ein Geschlecht von Staatsbürgern hervorbringen, indem er die deutsche Jugend unter gänzlicher Absonderung von den verderbten Erwachsenen öffentlichen Landerziehungsheimen zuwies. Pestalozzi wollte von reinem Staatsbürgertum nichts wissen.

„Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich, als durch die Erziehung, als durch die

Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung!" (U. 218.) „Lasset uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger und Staaten werden können." (U. 41; vgl. U. 36, U. 100 f., U. 226, U. 267.) Das hat mit pazifistischer Menschheitsanbetung nichts zu tun; Pestalozzi beklagt nichts so sehr wie die „Entschweizerung", die unter dem Einflusse französischen Selbstsuchtsgeistes stattgefunden habe (U. 71, U. 79, U. 96, U. 192). Er fühlt sich als Schweizer und Deutscher. Wohl hatten auch ihn die Schlagwörter der französischen Revolution einstmals bestochen. Aber sein deutsches Herz war voll des Ewigen, zumal des Ewigen im Menschen. So empfand er bald die Armseligkeit der politischen Zeitansichten (U. 300). Immer klarer wurde es ihm, daß sich von Frankreich aus immer nur Staatsverderben über Europa verbreitet habe. Es ist geradezu der Herd aller der Regierungsformen geworden, wie sie nicht sein sollen. Zuerst seien von dort die „dynastischen", dann die „sansculottischen Gewalttätigkeiten" ausgegangen. Nachher habe Frankreich den Bonapartismus geboren (U. 37, U. 209 ff.). Mit dem Hoftone, den Hoflaunen, der Behördengewalt und Polizeigewandtheit der französischen Könige habe die schlimme Saat angefangen. In dem großen Weltübel der Revolutionsverwirrungen, der hohen Gierigkeit nach tierischer Freiheit, habe sie sich fortgesetzt, wodurch Freiheit und Gleichheit üble Modewörter geworden seien (U. 130, U. 168, U. 287); weiterhin habe Bonaparte alle Werte der Zeitwelt, der bloßen Zeitwelt, auf sich zu vereinigen gewußt (U. 146, U. 253). In jeder dieser Formen, ob sich die Gewalthaber auf demagogischen Schleichwegen schlängelten, oder ob sie auf oligarchischen Kraftstraßen führen (U. 72), werde „den tierischen Ansprüchen unserer Natur in bürgerlich-rechtlichen Formen ein entscheidendes Übergewicht über die höheren und edeleren Kräfte ihres göttlichen Wesens eingeräumt" (U. 39). Bald konstituiere sich darin ein still-gewalttätiges, bald ein tumultuarisch-rohes Tierleben (U. 43).

Für die Gedanken, die in „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut" ausgereift sind, hatte Pestalozzi zwanzig Jahre vorher den Grund gelegt in einer anderen Schrift „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" (1797). Diese Schrift ist eine deutliche Parallele, ein

kritisches Seitenstück zu Rousseaus „contrat social". Wir gehen zunächst von ihr aus.

Rousseau war der Rufer im Streite gegen die altfranzösische Staatskunst des absoluten Königtums gewesen. Aber es gab schon, bemerkt Pestalozzi, in vergangenen Zeiten eine Staatskunst, die besser war, als dieses System der Herrscherallgewalt. Das war die altdeutsche, insbesondere die hanseatische und schweizerische Staatskunst (U. 56, U. 64 f., U. 66 f.). „Das gesellschaftliche Recht, der echte Magistraturgeist, der echte ständische, der echte Parlaments-, der echte deutsche Regierungsgeist erhebt sich über die Schwächen jener alten französischen Selbstsucht." Die neufranzösische Staatskunst war unter dem Einflusse Rousseaus entstanden, die formale Demokratie. Sie hatte an Stelle der Fürstengewalt unter der Losung „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" die Volksgewalt treten lassen. In Pestalozzis „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" atmet eine neue deutsche Staatsauffassung. Er tritt für Volksrechte ein, wie nur irgendeiner, aber nicht für Volksgewalt. Vor seinem inneren Auge steht nicht Allgemeinheit, sondern Individualität. Nicht, daß man den Menschen in ein öffentliches Wesen verwandelt, ist Volkssegen, sondern daß man ihm das innere Glück des Hauses sichert.

Gleich die ersten Seiten der „Nachforschungen" bringen Absagen an Rousseau. „Die Staaten sind nicht durch Vertrag entstanden, wenn auch festzuhalten ist, daß die Menschen nicht ohne den Geist eines solchen Vertrags in der bürgerlichen Gesellschaft leben können." (N. 21.) „Recht und Gerechtigkeit sind nicht als Begriffe aufzufassen, die mit uns geboren sind. — Jeder Rechtsbegriff ist ein gesellschaftlicher Begriff und jedes Rechtsgefühl ein gesellschaftliches Gefühl und also der Begriff eines Naturrechts, rein genommen, nichts anderes als eine Täuschung." (N. 93 f.)

Am wenigsten sind Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit naturrechtliche Begriffe. In der Losung von allgemeiner Brüderlichkeit liegt die Meinung, daß der Mensch als ein wohlwollendes Wesen in den gesellschaftlichen Zustand hineingegangen sei, oder doch, daß der gesellschaftliche Zustand wohlwollende Neigungen im vergesellschafteten Menschen erwecke und entwickle.

Demgegenüber Pestalozzi: „Es ist nicht wahr, daß der Ur-

mensch friedlich lebte auf Erden. Es ist nicht wahr, daß er die Erde ohne Gewalt, ohne Unrecht und ohne Blut verteilt hat. Es ist nicht wahr, daß der Ursprung des Meins und des Deins in meinem Gefühle des Rechts und der Billigkeit zu suchen ist. Es ist im Gegenteil wahr, das Menschengeschlecht teilte die Erde, ehe es sich auf ihr vereinigte, der Mensch riß an sich, ehe er etwas hatte, er frevelte, ehe er arbeitete, er richtete zugrunde, ehe er etwas hervorbrachte, er unterdrückte, ehe er versorgte, er mordete, ehe er antwortete, der Hauch seines Mundes atmete Wortbruch, ehe der Laut eines Wortes, auf seiner Zunge gebildet, ein Recht verlangte. Ich war tierisch verdorben, ehe ich menschlich gebildet wurde, die Zeit meiner tierischen Unschuld ging wie ein Augenblick vorüber, mein tierisches Verderben war plötzlch da und dauerte lange, und ich schmiegte mich, nur durch das Elend seiner Folgen gebeugt, ins Joch des bildenden gesellschaftlichen Lebens." (N. 61.)

Die Grundstimmung des gesellschaftlichen Lebens als solchem, das ist Pestalozzis schneidendes Nein auf die französische Brüderlichkeitspose, ist ihrerseits wiederum aber wesentlich selbstsüchtig. „Der gesellschaftliche Zustand als solcher ist wesentlich vom Gefühl der Teilnehmung entblößt. Der gesellschaftliche Mensch als solcher ist weder teilnehmend noch gerecht. Er wird weder das Eine noch das Andere durch den tierischen individuellen Zweck seiner Gesellschaftlichkeit." (N. 126.)

Warum ist der gesellschaftliche Zustand wesentlich selbstsüchtig? Ist denn Selbstsucht das Wesen des Menschen an sich? Nein, antwortet Pestalozzi. Das Wesen des Menschen ist nicht selbstisch. Aber der gesellschaftliche Zustand spiegelt eben das Wesen des Menschen nicht wider. Wir müssen hier das Wort „Mensch" betonen. Unser Menschsein unterscheidet uns von allen anderen Wesen der Erde. Es ist diejenige Anlage unseres Geschlechts, in der nicht das Tier, sondern Gott selber wohnt (U. 15, 17). Aber wir sind andererseits Fleisch und Bein vom Fleisch und Bein der Tierwelt und tragen davon tierischen Selbstsuchts- und Gewaltsinn tief in uns. Mit dem Menschensinn in uns glauben wir an Menschengüte, Menschendank, Menschentreue (U. 17), da sind Glaube, Liebe, Hoffnung unser Element (U. 46). Mit dem Tiersinn werden wir lieblos, wie der Fisch im Wasser, schonungslos wie die Schlange, die mit Gift

tötet, gewalttätig wie das Tier, dessen Rachen nach Blut dürstet (U. 16).

Beides, was in uns angelegt ist, kann sich entsiegeln, im Staatsleben, in der Religion, in der Erziehung. Der Tiersinn führt, wenn er sich mit den Kräften des Verstandes belebt, zur Zivilisation, die Gottesanlage erwacht mit Kräften des Herzens und bedingt menschliche Kultur. Der gesellschaftliche Zustand ist ein zivilisierter Zustand. „Die kollektive Existenz unseres Geschlechts", schreibt Pestalozzi, „nimmt an sich und als solche vorzüglich diejenigen Kräfte und Anlagen unserer Natur in Anspruch, die wir mit den Tieren des Waldes gemein haben. Mitten im gesellschaftlichen Zustande bleibt eine tierisch-gewaltsame Denk- und Handelsweise nicht nur möglich, sondern wird durch ihn begünstigt, indem sie sich zu Kunst- und Rechtsformen umgestaltet, deren inneres Wesen nicht nur nicht edler und menschlicher, sondern vielmehr noch oft wesentlich niederträchtiger und der Menschennatur unwürdiger ist als die tierisch-gewaltsamen Handlungen der Höhlenbewohner." (U. 132/133.) Bei diesen fing das Tierische in der Menschennatur erst an, zu verderben, bei uns hat sich das Verderbnis vollendet. Der zivilisierte Mensch ist ein Tier, das sich seiner Schwäche bewußt geworden ist und deswegen vergesellschaftet hat.

Pestalozzi stellt sich einen Zustand tierischer Unschuld beim Menschen vor. Es wäre ein Zustand ohne Kenntnis des Übels, des Schmerzes, des Hungers, ohne Besorgnisse, ohne Mißtrauen und ohne Abhängigkeits- und Unsicherheitsgefühl. Da leitete den Menschen nicht das Nachdenken, sondern der Instinkt. Ihm war wohl, und er fühlte sich, in der Harmonie seiner Kräfte mit seinen Begierden, frei. In diesem Zustande ungetrübten Wohl*seins* und nur in diesem ist das Wohl*wollen* mit allem eine natürliche Lebensäußerung (N. 88). Ohne tierisches Wohlsein kein tierisches Wohlwollen!

Aber im gesellschaftlichen Zustande krankt das Wohlsein und verschwindet das Wohlwollen. Das Wohlsein krankt aus doppeltem Grunde. Einmal tritt der Mensch mit *geschwächten* Kräften in den gesellschaftlichen Zustand ein — man braucht ja Hilfe voneinander! Zudem werden diese Kräfte im gesellschaftlichen Gebrauche *verstümmelt*. „Die Maßregeln der gesellschaftlichen Ordnung vernichten in ihrem Wesen die harmlose Behaglichkeit des Natur-

standes, sie zerstören die Sorglosigkeit seines Allrechts, sie binden unser Dasein an einen schwerfälligen Verdienst und an ein mühseliges Leben; selbst indem sie unsere Genüsse vervielfältigen, erhöhen sie unsere Lasten und erheben Ungleichheiten, die wir im Naturstande kaum achten, zu den bittersten Gefühlen." (N. 97/98.) „Hoffen und Harren ist das Teil des gesellschaftlichen Lebens." (N. 98.) Der Mensch glaubte mit diesem, als vermehrtes Übel seinen Naturstand zu trüben begann, seine Lage zu verbessern. Aber „die Unbehaglichkeit, die er flieht, wird das Fundament des Lebens, in das er sich stürzt. Er will die Wonne des verlorenen Naturlebens wieder herstellen; dafür wird der eine ein Schneider, der andere gelehrt, einer treibt dafür Esel über den Berg, ein anderer Bauern in den Wald, einer putzt dafür dem anderen den Bart; einer sucht diese Wonne mit dem Kopfe, ein anderer mit dem Herzen, einer mit Künsten gegen den Kopf, ein anderer mit Künsten gegen das Herz. Schon in diesem Unterschied liegen unsägliche Quellen der Unbehaglichkeit unseres Geschlechtes ... Ob der Mensch will oder ob er nicht will, er ist im Joch des gesellschaftlichen Lebens gezwungen, das Glied am Leib und die Kraft der Seele, auf die ihm sein Brot und sein Haarpuder im gesellschaftlichen Zustande angewiesen sind, vorzugsweise und zum Nachteil seiner übrigen Glieder und Kräfte zu gebrauchen." (N. 99.) Das erzeugt eine unbefriedigte verhärtete Gemütslage. Gesellschaftlicher Zustand, d. h. für den Menschen, daß ihm „Könige, Gesetze, Schwert und Beruf den Instinkt bis an seine Wurzel auslöschen" (N. 91), daß unausweichliches Verderben über seine tierische Natur verhängt ist (N. 102).

Könnte der Mensch gesellschaftlich da sein ohne diese Verstümmelung? Unmöglich! Er muß sich ihr unterwerfen, oder der Mensch wird kein gesellschaftliches Geschöpf und lebt in der bürgerlichen Gesellschaft als ein elender, verdorbener, unbrauchbarer Naturmensch (N. 119). So ist der gesellschaftliche Mensch weder teilnehmend noch gerecht und kann es auch nicht im gesellschaftlichen Zustande werden (N. 126). Der kann nicht auf Brüderlichkeit, und Brüderlichkeit nicht auf ihm gegründet werden.

Untersuchen wir nun weiter, welchen Sinn die Losung der Freiheit haben kann!

Pestalozzi gibt zwei wichtige Definitionen: „Naturfreiheit

ist Genuß meiner tierischen Selbständigkeit im vollen Leben meiner tierischen Kraft. Bürgerliche Freiheit ist Ersatz der Naturfreiheit, Besitz gesellschaftlicher Selbständigkeit.“ (N. 37.) Diese gesellschaftliche Selbständigkeit ist nur relativ. Sie ist beschränkt durch die Beziehung auf das Recht anderer. Sie gewährleistet mir eine Sphäre, die die meinige ist, die ich weder überschreiten, noch unterschreiten soll. Sie überschreitend, werfe ich mich zum Tyrannen oder Aufrührer auf, sie unterschreitend, erniedrige ich mich zum Sklaven (N. 178). Der Sinn für solche Freiheit ist die erste bürgerliche Tugend.

Es gibt so etwas wie bürgerliche Tugend. Nur darf man nicht denken, daß das mit Sittlichkeit etwas zu tun hat.

Jeder nämlich bringt Leistungen, Geschicklichkeiten in das staatliche Zusammenleben mit, deren Nutznießer die Allgemeinheit ist, und darf erwarten, daß auch ihm der Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung zugute komme. Er soll als vergesellschaftetes Wesen den Ersatz seiner Naturansprüche nicht verlieren, sondern dieser Besitz soll ihm sichergestellt sein, d. h. er hat „Anspruch an eine weise Organisation des bürgerlichen Erwerbs, an gesetzliche Sicherstellung der niederen Rechte des untergeordneten Eigentums, an gesicherte und allgemeine Volksbildungsanstalten, an Schutz eines jeden, dem Armen möglichen Erwerbs, an gesetzliche Beschränkung der Reichen in jeder gemeinschädlichen Benutzung ihrer Fonds (N. 28). Dies alles bedeutet, daß jedermann Spielraum haben muß, seines Glückes Schmied zu werden, daß ihm durch das Gesetz Hilfe geboten sei zur Selbsthilfe. Im rechten Bürger muß darum ein starker Wille wach sein, daß ihm die Möglichkeit seiner gesellschaftlichen Selbständigkeit nicht verschüttet werde. Seine unentwürdigte Natur verlangt richtiges Recht, nach dem Geiste eines reinen gesellschaftlichen Willens (N. 111). Das ist Menschentum im Rahmen des staatlichen Lebens.

Im bürgerlichen Zustand besteht Menschlichkeit also nicht in Wohlwollen, sondern in dieser regen Wachsamkeit für richtiges Gesetz und der entsprechenden Zügelung des eigenen Tiersinns; ihr Wesen ist gar nichts anderes als Freiheitssinn auf dem Boden gesellschaftlicher Treue. „Du meine Menschlichkeit bist hin, wenn ich ohne Interesse für das bürgerliche Recht und ohne Abneigung gegen das

öffentliche Unrecht und gegen seine Quelle, die willkürliche Gewalt, in der bürgerlichen Gesellschaft lebe.“ (N. 40.)

Es gibt noch eine andere Art bürgerliche Schlechtigkeit, ein anderes Hinsein der Menschheit, als den Sklavensinn, der sich mit tierischer Trägheit in gesetzlose Gewalt fügt. Das ist der Ausschlag des Tiersinnes nach der entgegengesetzten Seite, daß man dem tierischen Reize des Freiheitsgefühls ohne gesellschaftliche Treue nachgibt. Die Menschen dieser Art sind stets geneigt, die Grenzen der bürgerlichen Freiheit zu überspringen, um ungehemmter Naturfreiheit nachzujagen, die mit dem gesellschaftlichen Zustande unverträglich ist. „Ich bin“, bemerkt Pestalozzi, „vermöge der Tierart meines Geschlechtes, kein trauliches, kraftloses Haustier, das unter den Füßen eines stärkeren ruhig gaukelt und frißt; im Gegenteil, ich gehöre vielmehr zu den gewaltsamen, unruhigen, die Sicherheit selbst dem Genuß vorziehenden Raub- und Waldtieren. Es ist freilich auch wahr, meine Neigung zur Selbständigkeit wird durch meine Trägheit, und mein Hang zur Sicherstellung meines Rechts, wie durch denjenigen zum Genuß in mir selbst geschwächt, und es ist unstreitig, man kann mich durch sicheren Sinnengenuß unter allen Umständen zum schwächlichen Haustier umbilden; aber von Natur bin ich kein solches, ich will lieber herrschen als dienen.“ (N. 38.)

In dem Rufe nach Freiheit, der die politische Tageslosung ist, klingt verborgenes Herrschenwollen, zum mindesten verlautbart sich darin das unaufhörliche Widerstreben des vergesellschafteten Menschen gegen die Fesselung, mit der ihn das gesellschaftliche Leben umstrickt. Jedermann erstrebt für sich so viele Lockerung des gesellschaftlichen Geheges wie möglich. Der Platz, auf dem sich der einzelne gestellt sieht, ist ihm nur ein Notstall, und er sucht immerfort den Spielraum seiner tierischen Freiheit zu vergrößern, oder sich innerhalb des Raumes, der ihm gelassen ist, so weit wie möglich auszudehnen. Im Massendurst nach Freiheit lebt fiebriges Machtbegehren, lebt noch immer die Gewalttätigkeit des selbstischen Willens, der sich gegenüber der Freiheit des Naturzustandes in unliebe Dienst- und Zwangsverhältnisse hineingewachsen findet. Darum greift man um sich mit eigener selbstischer Härte, wo immer die Härte des Gesetzes eine Lücke läßt.

Das fieberische Machtbegehren versucht sich in jedem gesell-

schaftlichen Verhältnisse, das es gibt, und nimmt allemal die Form an, die ihm dort gerade möglich ist. Darum der Fluch, mit dem alle gesellschaftlichen Einrichtungen belastet sind, die doch nötig sind, damit die Gesellschaft bestehen kann. In allen diesen Einrichtungen ist ihren Nutznießern ein gewisser Spielraum der Freiheit gelassen, und immer gebraucht die verderbte menschliche Natur diesen Spielraum zu offener oder versteckter Gewalttätigkeit.

Pestalozzi spricht in einem erschütternden Kapitel, das in die Form eines kurzen Dialoges zusammengefaßt ist, von der „Immergleichheit der menschlichen Verirrungen". Es ist in dem Kapitel, als sähen wir aus dem gesellschaftlichen Zustande Teufel über Teufel herausschlagen.

Er: Hat der Mensch den festen und reinen Willen, durch den er zur Wahrheit und zum Rechte zu gelangen vermag, wenn er empfindet, denkt und handelt, wie er ohne allen Zwang und Gewalt immer tut?

Ich: Das ist nicht möglich.

Er: Warum?

Ich: Weil er in diesem Falle in seinem Empfinden, Denken und Handeln ganz von dem Punkte ausgeht, auf welchem mein Geschlecht in wirklicher Unempfänglichkeit für Wahrheit und Recht bloß tierisch dahingeht.

Er: Wohin muß aber die Beschaffenheit meiner selbst mich in allen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens hinführen?

Ich: Zur Untreue am gesellschaftlichen Recht.

Er: Worin besteht diese Untreue?

Ich: In der Unredlichkeit, die Entsagung des Rechts der bluttriefenden Freiheit der Naturverwilderung nur zu heucheln, im Grunde aber mitten in der bürgerlichen Gesellschaft das gewalttätige blutdürstige Raubtier zu bleiben, das der Mensch im tierischen Verderben seiner Naturverwilderung im Walde ist.

Er: Wie äußert der Mensch diese Untreue auf dem Thron?

Ich: Durch Neigung zur Tyrannei.

Er: Gesteht aber der Mensch auf diesem Thron zur Tyrannei?

Ich: Nichts weniger.

Er: Wie heißt er dieselbe?

Ich: Festigkeit in der Erhaltung seiner hoheitlichen, seiner Souveränitäts-, seiner Kronrechte, und wie die hohen Namen alle heißen.

Er: Wie äußert der Mensch diese Untreue unter dem Strohdach?

Ich: Durch Neigung zur Anarchie, zur Standesauflösung, zum Sansculottismus.

Er: Aber gesteht er unter dem Strohdach seine Neigung zur Anarchie und zur Standesauflösung?

Ich: Nichts weniger.

Er: Wie heißt er dieselbe?

Ich: Sorgfalt für Menschenrechte, für Freiheit, für Gleichheit und wie die schönen Namen alle heißen (N. 81 ff.).

So geht es unerbittlich weiter. Bei Patriziern, Edelleuten, Amtsmännern, Kaufleuten, Gelehrten, Priestern, bei den Königen und bei den Proletariern — überall sucht gesellschaftliche Untreue gewalttätig auszubrechen, wo sie nur kann. „Naturfreiheit und gesellschaftliches Recht sind in unserm Geschlecht ewig im Kampf. Der Aufrührer und der König, der Edelmann und der Jude, der Patrizier und der Leibeigene streben alle nach den Monopolien der Naturfreiheit für sich und gegen alle anderen.“ (N. 117.) Jede Gewalt nutzt ihre Freiheit aus, und wer nach Freiheit ruft, schielt nach der Gewalt.

Demgegenüber ist die Staatsform, unter der die Menschen gesellschaftlich leben, völlig gleichgültig. „Der Royalismus, der Aristokratismus und der Demokratismus sind in ihrem Ursprung sowohl als in ihren Wirkungen auf die Gemütsstimmung und die inneren Endzwecke der Gewalthaber eine und dieselbe Sache. Allenthalben lenken sie die Inhaber der Macht dahin, ihre individuellen Ansprüche an die Freiheit des Naturlebens so hoch zu spannen wie möglich und den schwächeren Mann im Lande zu zwingen, zu ihren Gunsten eben diesen Ansprüchen zu entsagen. Der innere Zweck des Royalismus ist Naturfreiheit des Königs, seiner Familie und seines Dienstpersonals. Der innere Zweck der Aristokratie ist Naturfreiheit der Senatoren, ihrer Familien und ihres Dienstpersonals. Der innere Zweck der Demokratie ist dem Schein nach Naturfreiheit der Menge, bewirkt und erhalten durch die Dienstleistung der Demagogen, in der Wahrheit aber Naturfreiheit der Demagogen, bewirkt und erhalten durch die Dienstleistungen der Menge.“ (N. 121.)

Wie steht es endlich mit dem Prinzip der Gleichheit, der dritten Losung der französischen Republikaner, der formalen Demokratie? Pestalozzi antwortet: „Die Gleichmachung der gesellschaftlichen Menschheit durch irgendeine Organisation, welche die Naturgelüste unserer sinnlichen Selbstsucht unbeschränkt reizen und unbeschränkt befriedigen soll, ist in jedem Falle das äußerste Hindernis der gesellschaftlichen Zwecke und aller noch möglichen Veredelungsmittel unseres Geschlechtes." Die Gleichmachung aller mit allen sei geradezu ein Fundamentalanstoß gegen das gesellschaftliche Recht (N. 131/132). Es gibt nämlich ein Recht, das in jedem gesellschaftlichen Zustande dem Menschen gewahrt sein muß. Es ist das Recht, Mensch sein, und das heißt Individuum, Persönlichkeit sein zu können. Das Wesen des gesellschaftlichen Zustandes ist, daß tierische Massenvernunft gegen tierischen Masseninstinkt aufgerichtet ist. Der Mensch soll aber nicht in Masse verwandelt bleiben, sondern er muß heraus können aus der Maschine in die Innerlichkeit seiner selbst. Es darf nicht sein, daß alle Wonne seines Lebens an den öffentlichen Einrichtungen scheitert (N. 45). Dazu dient eine Sphäre der Freiheit, die ihm offen bleiben muß, damit seine tierische Kraft und sein tierisches Begehren wieder in Harmonie kommen können und eben damit im Gefolge das verlorene Wohlwollen in ihm neu aufkeimen kann, das aus solcher Harmonie entspringt (N. 125, 127, 155).

Ernst Moritz Arndt hat einmal gesagt: „Damit der Mensch als Bürger frei sei und irgend wo Herr, da er es nicht allenthalben sein kann, darum unterwirft er sich dem heiligen Gesetze und der weltlichen Obrigkeit. Wir haben alle Lust zu herrschen, darum dienen wir so viel. Jedem Gehorsam liegt das verhüllte Geheimnis einer Herrschaft zugrunde." Es ist dasselbe, was Pestalozzi meint. Der Mensch braucht einen gesicherten Spielraum, „sich für die Ansprüche und Genießungen der wirklichen Freiheit seiner Natur einen befriedigenden Ersatz verschaffen zu können" (N. 126, vgl. N. 38). Ihm muß ein Stückchen Welt gelassen sein, wo er sich sagen kann: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein." Die Sphäre seiner Freiheit, die dem Menschen im gesellschaftlichen Zustande bleibt, muß ihm so süß wie möglich gemacht werden, damit der Mensch die Ordnung segnen lernt, in der er lebt

(N. 16, N. 17). Nur so können bürgerliche Tugenden in ihm entstehen. „Es erhellt", schreibt Pestalozzi, „daß die bürgerliche Teilnahme am Staatswesen ganz und gar nicht durch Freiheit oder die Belebung des individuellen Einflusses der Bürger auf die Verwaltung des Staates, wohl aber durch ein weises Anketten der Sicherheit des Verdienstes und des Rechts an alles, was den Herzen der Individuen im Staate lieb und wert ist, erzielt wird". „Freiheit, die an Haus und Hof, an Weib und Kind, an Freund und Nachbar und an das Vaterland kettet, diese Freiheit gibt mir als Bürger menschliche Kraft, indem sie die Fundamente der Harmonie mit mir selbst nährt und stärkt." In „Massa-formen" der Gesellschaft, wie Pestalozzi sie nennt (wir denken an den „Bolschewismus"), verdirbt der Mensch.

Ohne Eigentum, Beruf und Familie gäbe es demnach keine Kräfte, die unser Geschlecht entwickeln und bilden. Freilich ist das Eigentum mit der Gefahr belastet, daß „man durch seinen Besitz sein Recht weiter auszudehnen strebt, als es der Zweck der gesellschaftlichen Vereinigung zu erlauben vermag". Alsdann wird es zur Pandorabüchse, aus der alle Übel der Welt entspringen. Um dies zu vermeiden, muß das Recht seines Gebrauches noch dem Grundsatz „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" eingeschränkt werden. Pestalozzi fragt: „Was ist in einem Staate das Verhältnis der Eigentümer gegen die Nichteigentümer? des Besitzstandes gegen die Menschen, die keinen Teil an der Welt haben? Gehört diesen unseren Mitmenschen, die mit gleichen Naturrechten, wie wir geboren, uns, den Besitzern der Erde, mit gleichen Ansprüchen ins Angesicht sehen, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte?" Es dürfte nicht sein, daß man „die Reichen ihre Fonds täglich auf eine Art anhäufen läßt, die die Welt mit elenden, tief verdorbenen, Menschen voll macht." Mit scharfem Geißelhieb kennzeichnet er den gesättigten Bourgeois: „wenn vom Rechte die Rede ist, so spricht er, wir haben ja zu essen und zu trinken und schöne Häuser; wenn vom Volke die Rede ist, so fragt er, was ist das? Das Menschengeschlecht, meint er, sei die Geldkiste, Freiheit alles was einträgt, und alles was wohltut; Sklaverei, alles was kostet, und alles was wehe tut." (N. 42.)

Trotzdem bleibe der Besitzstand als solcher die Grundsäule des

gesellschaftlichen Zusammenlebens. Der Mensch muß an Haus und Beruf Sphären haben, in denen er ein Eigenleben führen und sich selbständig entfalten, in denen er ein durch sein Recht gesichertes Glück finden kann. „Der Besitzstand ist geheiligt, weil wir gesellschaftlich vereinigt sind, und wir sind gesellschaftlich vereinigt, weil der Besitzstand geheiligt ist. Welchen Ursprung er auch immer gehabt habe, das geht uns weiter nichts an, wir müssen ihn respektieren, weil er ist, und größtenteils wie er ist, oder unsere Bande alle auflösen. — Aber wie er gebraucht wird, und wie er gebraucht werden dürfe, das geht uns unendlich viel an. Je größer das gesellschaftliche Eigentum, je mehr ist es mit den Rechten vieler anderer, die auf eine nähere oder entferntere Art daran teilhaben, belastet und kann folglich dem Zwecke der gesellschaftlichen Vereinigung nur insoweit genügen, als die daran teilnehmenden Mitnutznießer, in ihren Rechten gesichert, sich durch dasselbe einen befriedigenden Ersatz ihrer Naturrechte verschaffen können. Die Beschränkung der Nutznießung des Eigentums muß daher nach dem Grade seiner Ausdehnung immer steigen."

Wir erkennen nun, es wäre das Verkehrteste, den Menschen um ein Jota mehr in ein öffentliches Wesen verwandeln zu wollen, als es zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung soeben nötig ist. Sittlichkeit, häusliche Kraft und gesetzliches Recht unterlägen sonst dem glänzenden Elend einer öffentlichen Staatsscheinordnung; das Wesen des guten menschlichen Daseins würde verschlungen. Die absolute Monarchie, ebenso wie die formale Demokratie (und der Bolschewismus. D. Verf.), neigen dazu, den Menschen zu verallgemeinern, ihn zum Gliede einer gesellschaftlichen Maschine zu machen, in der der überall gleichmäßige Zuschnitt aller mit allem vorausgesetzt ist. P e s t a l o z z i spricht von der hieraus entstehenden bürgerlichen Einengung aller Stände, von der Aufhebung des Gleichgewichts aller inneren Kräfte des Staates als Folgen der traurigen Wahrheit, daß wir nur öffentliche Menschen geworden sind und keine Privatmenschen mehr sein können. Dadurch haben wir den süßen Namen „Vaterland" verloren und sind bloße „Staatsbürger" geworden (N. 107, vgl. N. 40).

„Staatsbürger", das Wort klingt hier bitter und verächtlich. Man hörte oben einen anderen Klang: „Lasset uns Menschen werden, d a m i t wir wieder „Bürger und Staaten" werden können." In

jener bitteren Wendung meint „Staat" und „Bürger" die kollektive Existenz unseres Geschlechts, das sich gegen die tierische Gewalttätigkeit von Individuen sinnlich schützt und dabei seinerseits Gewalt übt gegen die Menschlichkeitswerte der Persönlichkeit (U. 132). So aufgefaßt, ist „Staat" eine „Massaform der Gesellschaft". Der wahre Staat dagegen schwebt unserem Denker als Liebesform der Gemeinschaft vor. Da heißt es: Wir kennen keinen anderen Staat als das Vaterland. Wir sind, indem uns Gesetz und Recht äußerlich miteinander verbinden und wir uns durch Selbstüberwindung für das Vaterland in Eintracht innerlich zusammenschließen, selber der Staat, wo sich das Göttliche in dem einen zum Göttlichen in dem anderen findet (U. 110 f.).

Pestalozzi kämpft gegen jede „Massaform der Gesellschaft". Als solche gilt ihm unter anderem die immer mehr anwachsende Beherrschung des Handels durch das Geldwesen in jüdischen Händen. „Der Adel war in der Feudalform der Vorzeit der Mittelpunkt des allgemeinen Besitzstandes. Gewiß war er selbstsüchtig und gewalttätig. Aber sein Unrecht lag offen und scheinend vor den Augen der Welt. Es geriet ihm selbst zum schnellen Verderben, dahingegen das Unrecht der Könige und der Großreichen, in deren Hände das Unrecht, in deren Seelen die Irrtümer des Adels hinübergegangen, ihnen nicht so leicht zum schnellen Verderben gereichen werden." „Jetzt ist die Welt in der Hand der Hofjuden und die Hofjuden in der Hand der Minister, deren Volk einen wesentlichen Kredit hat. Indessen flattert der Besitzstand, vom Boden losgemacht, wie ein verscheuchter Vogel auf demselben herum. Vor Altem saß der Adler auf seinem Neste, und wenn er sich ungebührlich hielt, so fand ihn der Jäger, so hoch auch sein Nest war; jetzt glauben die Kabinetter, die kleinen Vögel legen mehr Eier, das Fluggeld trage mehr Zins ein als das angebundene. Aber dieses Gold wird verschwinden, und wir werden nach einigen Erfahrungen, die nahe sind, wieder froh sein, unser Eigentum wie Alters an Grund und Boden anzuketten." Wir sollten „nie vergessen, daß das Eigentum immer der Fuß unseres gesellschaftlichen Daseins ist und sein muß, und daß also der Naturkampf zwischen dem Eigentümer und Nichteigentümer im gesellschaftlichen Zustande ewiglich nicht aufhören kann. Wir dürfen das alte Heiligtum des Pflugs und seinen ewigen Vorzug vor allem Judenwesen

ohne Gefahr für die Pflanzschule aller Staatskräfte und für die gute Beschaffenheit des Volkes nicht aus den Augen verlieren." Auch der Staat darf nicht als Massaform auftreten. Wo der Staat so auftritt, da unterdrückt er „zugunsten der tierisch-kollektiven Verhältnisse unseres Geschlechts die göttlich-individualen Ansprüche der menschlichen Natur". Unser Sozialphilosoph nennt die immer stärker werdenden Tendenzen zur Statsomnipotenz eine Hochverirrung des gesellschaftlichen Zustandes (U. 294). Er warnt vor dem falschen Glauben „an den Staatswert von Bürgern, die keinen Menschenwert mehr", keinen Individualwert für sich selbst, haben (U. 280).

Wir stehen hiermit bei der Schrift „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes!" (1815). Ihr Thema ist ein Appell an die gesetzgeberische Einsicht der Schweizer Staatsmänner, die nach dem Sturze Napoleons I. die Föderativverfassung der 22 Kantone neu bearbeiten sollten. Ihnen ruft er zu: Wenn ihr vaterländische Kraft erzeugen wollt, ein ehrliebendes und lebendiges Volkstum, so verstaatlicht nicht den Menschen, sondern vermenschlicht den Staat! Die Bürgerlichkeit, die Regierung, die Erziehung müssen wieder menschlich werden (U. 247). In diesem Zusammenhange fallen jene Worte: „Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich, als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung." (U. 218.) „Lasset uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger und Staaten werden können. (U. 41.)

So gilt es denn Empormenschlichung, die Erhebung aus dem Sumpfe der Tierischkeit, der individuellen und kollektiven Selbstsucht, in den wir geraten sind. Dazu kann es nur auf einem Wege kommen. „Unser Geschlecht bildet sich nicht in massa, sondern individual, von Angesicht zu Angesicht, von Herz zu Herz menschlich ... Die Bildung zur Menschlichkeit ... ist ewig nie die Sache von Menschenhaufen, sie ist ewig nie die Sache der Zivilisaton." (U. 18.) Der edele Menschenfreund kennt die Gefahr der Menschenhaufen, die Schlechtigkeit, die sie im Innern ausbrüten, die Gewalttätigkeit, mit der sie nach außen ausschlagen. Ihr Wesen ist „sinnlich-tierisches Zusammenstehen", das „den göttlichen Hauch der Zartheit des menschlichen Gemüts und mit ihm die tiefsten und reinsten Fundamente der reinen und hohen Wahrheitsempfänglichkeit unserer Natur

in uns auslöscht, ebenso wie der tödliche Stickstoff, den kein Lebenshauch mehr durchlüftet, die Flamme erstickt" (U. 155 f.). Da werde jede leiseste Regung des Schlechten in den einzelnen innerlich gewaltsam belebt und allgemein dahin bestärkt, daß zahllose Individuen Schlechtheiten, Roheiten und selbst Niederträchtigkeiten, die ihnen im Privatleben kein Mensch zumuten dürfte, in ihrem zusammenstehenden Verhältnis mitmachen, gut sein lassen und dazu beistimmen (ib.)[45] Innerhalb der Haufen ist der einzelne Sansculott, Exemplar der Gattung von Tieren, die wir sind, Massensubjekt, Prolet,[46] nicht Individuum, nicht Ebenbild Gottes (U. 132 ff.). Pestalozzi unterscheidet Sansculott und Individuum, Staat und Vaterland, Zivilisation und Kultur (U. 134, U. 154, U. 182). Dort drückt sich der Tiersinn in den einzelnen, in ihren Gegenseitigkeitsverhältnissen und in ihrem geistigen Dasein aus; hier entfaltet das Göttliche in der Menschennatur seine Wesenszüge.

Der Staat kann nicht anders, er muß die einzelnen als Massen zusammenfassen und organisieren, das verleiht ihm die äußere Stärke, die bürgerlich geformte Tierkraft (U. 106, U. 117). In ihm konsolidiert sich die kollektive Existenz, das öffentliche Leben einer zusammengehörigen Menschenmenge. Ebendarum ist seine Regel, sein Gesetz die Gemeinnatur des physischen Menschen, nicht die Innerlichkeit seiner Gottesanlage (U. 117). Aber wenn der Staat dabei bleibt, seine „Untertanen" immer nur als Massen durch Gewalt zu vereinen, nur immer ihren Tiersinn einzuzäunen, abzurichten und zu drillen, so wird er es wohl zur Zivilisation bringen, aber nie zur Kultur, und nimmermehr wird er sich vaterländisch und volkstümlich beleben (U. 106, U. 132, U. 241, U. 270).

Das Fundament solcher vaterländischen Belebung wird in der Familie und in der Wohnstube gelegt. „Das Große der Nationalkultur geht hervor aus dem Kleinen der Individualbildung und der Wohnstubenkultur." (U. 269.) Statt dessen sind wir eine Zeitwelt und ein Zeitvolk geworden, das dabei ist, sich aus den letzten Segensgenießungen der Wohnstube und des häuslichen Lebens zu verlieren (U. 165, U. 202, U. 271). Wo es freilich an der heiligen Sorge für die Individualveredelung unseres Geschlechts mangele, da seien alle äußeren Verfassungsvorzüge umsonst (U. 100). Da entstünden nur des Volksnamens unwürdige Mengen (U. 108, U. 117 f.).

Darum empört sich der große Sozialphilosoph, in welchem zugleich der große Pädagog spricht, gegen den „Wohnstubenraub“ der modernen kulturlosen Zivilisation (U. 47) und empfindet zumal den Gedanken, daß die Kinder nicht den Eltern, sondern dem Staate gehören sollen, geradezu als höllisch (U. 151). Das Wort besage, die kollektive Existenz unseres Geschlechts sei diesem alles, seine Individualität und ihr Recht sei ihm nichts. Der Mensch gehöre der Welt, er gehöre nicht mehr Gott und nicht mehr sich selbst, er gehöre selber nicht mehr der heiligen Macht des Souveräns, er gehöre jedem Gewaltrecht seiner Behörden. „Das ist zu viel, das ist zu viel!“ Niemals dürfe das Kind im Mutterleibe als Staatsgut behandelt und zu aller Schlechtheit des Menschendienstes erniedrigt werden, sondern man solle die Mutter in der Wohnstube zur heiligen Höhe des Gottesdienstes und durch diesen zur Göttlichkeit des Menschendienstes erheben.

Hiermit eröffnet sich das Zentrum von Pestalozzis Gedankenwelt, ein Himmel. Vorher war vor unserm Blick eine Hölle aufgetan. Der Schriftsteller zeigte uns, wie aus dem gesellschaftlichen Zustande Satanssaat entspringt. Der Unterschied der Verfassungsformen ist nur, ob sich ein Teufel oder viele, gröbere oder listigere Teufel gebären.

Aber zu solchem Höllenwege braucht es nicht zu kommen. Der gesellschaftliche Zustand braucht nicht den Teufel zu gebären, er kann auch zur Wiege göttlicher Belebung werden. Zwar ist im gesellschaftlichen Leben selbst, das betont der Schweizer Philosoph immer wieder, keine Spur von Sittlichkeit enthalten (N. 185). Es ist Massenzustand. Ausdrücklich erklärt er, daß auch Eigentum und Verdienst in ihrem Wesen von den Gefühlen der Teilnehmung und der Rechte gänzlich entblößt seien (N. 126). Erst wenn der Mensch an Eigentum und Erwerb eine gesicherte Rechtssphäre und den Mittelpunkt seiner Behaglichkeit findet, findet er darin die Harmonie seines Könnens und Begehrens, und sein im Drang und Zwang des gesellschaftlichen Zustandes geschwächtes Wohlwollen belebt sich in ihm. Er hört auf, zwangslose Naturfreiheit zu wünschen, er sieht ein, das nur unter bürgerlichen Verhältnissen Menschenglück entstehen kann, daß er nur unter diesen so leben kann, „daß ihn sein Weib lieben, sein Sohn ehren, sein Freund trauen, daß der Arme ihn segnen und sein Land

ihm Dank haben könne" (N. 77). Nur im gesellschaftlichen Drang und Zwang wird der Wein des Menschentums gekeltert.

Daß dieser Wein gekeltert werden kann, daß die Gesetzgebung dafür Sicherheit gewährt, ist das Kennzeichen des wahren Staates. Er kann nicht unmittelbar aus sich heraus seine Bürger vermenschlichen. Aber er kann und soll die Verhältnisse schaffen und begünstigen, in denen das göttliche Samenkorn unserer Natur, das immerwährend zur Entfaltung drängt, aufgehen und sich gegen tierische und zivilisatorische Verderbtheit durchsetzen kann.

Wie wird der gesellschaftliche Zustand zu einem Mittel unserer Veredelung gestaltet? Wenn „sich die Rechte und Pflichten desselben von sittlichen Gegenständen herschreiben, die unserer Individualität tierisch nahe stehen" (N. 143), antwortet unser Denker schon in den „Nachforschungen". „Sittlichkeit" bedeutet Menschwerdung, und Gegenstände und Verhältnisse, an denen unser Menschwerden mit natürlicher Leichtigkeit in Gang kommt, nennt er „sittlich". Wir würden irren, zu glauben, daß Sittlichkeit an reine Begriffe von Wahrheit und Recht gebunden wäre (N. 140). Pestalozzi ist ein ungeheuer konkreter Mann. Aller toten Abstraktion ist er Feind und fährt ihr mit dem Vorwurfe des „Maulbrauchens" über den Mund. Insbesondere können ihm die Grundlagen der Sittlichkeit nicht konkret genug sein. Da tun Maximen, ob sie auch kantische Allgemeinheitsmaximen wären, gar nichts. „Alles, was ich als Demokrat, als Aristokrat, kurz als Teilnehmer irgendeines Grundsatzes für meine Pflicht achte, befördert meine Sittlichkeit nicht in dem Grade, wie das, was ich mir im Gefolge eines mir tierisch nahestehenden sittlichen Gegenstandes als meine Pflicht vorstelle. Selbst die Vorstellung meiner Vaterpflicht begünstigt die Grundlage meiner Sittlichkeit nicht in dem Grade, wie das Lächeln oder die Tränen meines mir nahestehenden Kindes; ebenso begünstigt die Teilnahme an Vaterlandsnot und Vaterlandsfreuden die Grundlage meiner Sittlichkeit mehr, als irgendeine Vorstellung von meiner Vaterlandspflicht sie begünstigen könnte. Keine noch so reinen Regierungsgrundsätze bewahren das menschliche Herz vor der gesellschaftlichen Verhärtung, wenn es nicht durch das sinnliche Nahestehen reiner gesellschaftlicher Freuden und drückender gesellschaftlicher Leiden menschlich erhalten wird." (N. 150/151.) Umgekehrt: „Je weiter

die Gegenstände, von denen sich meine Pflicht herschreibt, von meiner Individualität entfernt stehen, desto mehr wirken die Reize zur Unsittlichkeit, die damit verbunden sind." (N. 141.) Es ist Pestalozzis heilige Meinung, daß dem Menschen, der seine Menschenpflichten an den weitesten Umfang, z. B. an die Allmenschheit, ankettet, die innere Menschwerdung am wenigsten gelingt. Deshalb gilt ihm der Gedanke einer europäischen Universalmonarchie, der in seiner Zeit umging, für widersinnig (N. 142) und er verachtet die „entsittlichten kalten, unvaterländischen Weltbürger", die, um als glückliche Menschen in der Welt zu figurieren, ihr Volkstum verleugnen (U. 78/79, U. 96).

Das seelennächste und alles Menschentum überhaupt erst aufschließende Verhältnis ist das von Mutter und Kind, nämlich der Menschenmutter zum Menschenkinde. Glänzend zeichnet Pestalozzi den Unterschied dieses Verhältnisses von jedem tierischen. Das junge Tier wird durch die Natur im Tiere selbst, durch seine Organisation schnell zur sinnlichen Lebendigkeit seiner Kräfte hingelenkt. Langsam reift das junge Menschenkind. Während sich die höchste Kraft der sinnlichen Natur im Tiere durch Mißtrauen entfaltet, so entfalten sich die menschlichen Kräfte aus allen den Formen des Glaubens und des Vertrauens, die im Schoße des Familienlebens liegen (U. 29). Die tierische Natur treibt die Mittel ihrer Entfaltung mit Gewalt aus sich selbst, aus ihrer Sinnlichkeit, hervor. Gierigkeit ist neben Mißtrauen und Gewaltätigkeit ihr Wesen. Auch wir können unser Geschlecht zu den Kräften und Anlagen entfalten, die unserm tierischen Sinne zugrunde liegen, und geben solcher Entfaltung in Scheinfamilien und Abrichteschulen Raum. Davon aber ist die menschliche Entfaltung wie das Licht von der Finsternis verschieden (U. 179). Die Wahrheit des Tiersinns unserer Natur ist nicht die menschliche Wahrheit (U. 222). Diese hervorzutreiben, dazu bedarf es der menschlichen Mutter, mit deren Liebestreue das junge Menschenkind umhegt wird (U. 224), bedarf es seiner Einbettung in die Segenskräfte, den Liebes- und Pflichtenkreis, der Wohnstube.

Gewiß, auch jede tierische Mutter will ihrem Kinde alles geben und alles sein, was sie ist, was sie bedarf und selber, was sie gelüstet, ihren Tiersinn, ihren Tierfraß und ihre Tierkraft. Aber sie braucht hierzu keine Kunst und keine Mühe. Ihr Kind wird fast ohne ihr Zu-

tun zu diesem Sinn, diesem Fraße, dieser Kraft von selbst reif (U. 25). Die Menschenmutter, wenn sie nicht zum Zeitweib entartet ist, weiß, daß sie ihr Kind entmenschlichen würde, wollte sie ihm nur die höchste Kraft, die höchste Vollendung des Tieres geben (U. 25). „Das höhere innere Wesen des menschlich-mütterlichen Sinns und das heilige häusliche Leben, von dem die Mutter in Rücksicht auf das Kind der unveränderliche Mittelpunkt ist, erhebt sich von der Stunde ihres Gebärens an über die instinktartige Gewalt ihres Muttertriebes zur Muttersorge, die ewig keine tierische Sorge, und zur Muttertreue, die ewig eine erhabene, reine menschliche Treue ist.“ (U. 225.)

Diese hohe, göttlich in uns entquellende Mutterliebe ähnelt der unsterblichen, unsichtbaren Seele. Sie braucht gleichsam einen Leib, um ihrem Kinde in menschlich gebildeter Sorgfalt und in reiner Muttertreue äußerlich zu erscheinen. Das ist der heilige Leib des häuslichen Lebens. Nur durch dieses Leben findet das menschlich-mütterliche Streben die Kraft, die Anlagen ihres Kindes als menschliche und göttliche Anlagen zu entfalten und in ihm die reinen Keime der Weisheit, der Liebe, der Tätigkeit, der Selbstüberwindung, der Frömmigkeit und Gottesfurcht zu wecken, d. h. in ihm den ganzen Umfang der höheren gebildeten Kräfte unseres Geschlechts naturgemäß zu beleben (U. 225/226). Es gibt keinen anderen Boden, aus dem humane Kultur, die heilige Näherung zur Individualität, des Individuums an das Individuum, entstehen könnte.

Freilich ist das häusliche Leben nur so weit bildend, als die Personen, durch die sich ein Hauswesen bildet, selbst reinen häuslichen Sinn tragen. Sind sie unsittlich, so unterliegt auch ihr Haus dem tierischen Verderben und hört auf, ein menschlich bildendes Haus zu sein. In welcher Form und Gestalt es dann dastehe, ob es sich in Wohlstand oder in Armut befinde, das Haus wird dann in seinem Wesen zu einer Gesindelhöhle. Es ist kein die edleren Kräfte der Menschennatur erhebendes und bildendes Haus (U. 239). Solchem niederschlagenden Anblicke setzt unser Denker seinen unerschütterlichen Glauben an das Göttliche in uns entgegen. Er weiß, nicht nur unser Tierisches strebt sich zu entsiegeln, sondern überwindender und quellentiefer unser Göttliches (U. 178, U. 282). In solcher Überzeugung vertraut er auf die hohe, von Stand und Beruf unabhängige innere Würde und Kraft der Menschennatur, durch die das häusliche Leben

sittlich bildend zu werden vermag, mögen die äußeren Fundamente sein welche sie wollen (U. 240), die aber um so lebendiger in den Seelen lenzen wird, wenn einsichtige Gesetzgebung sie unterstützt.

Darum sein Appell 1815 an die Gesetzgeber seines Landes! Die sittliche, geistige, häusliche und öffentliche Kraft der Bürger ist, darauf weist er überzeugend hin, der beste, ja der einzige Staatssegen (U. 107, U. 193, U. 138). Zu Bürgern aber können Volksmassen nur durch solche Mittel umgeschaffen werden, die jeden einzelnen menschlich machen. So gebe der Staat seinen Familien ihre Wohnstubenkraft wieder, er gebe ihnen Wohnstubenraum zur Entfaltung solcher Kraft. Dadurch wird er Bürger erschaffen und in der Seele der Bürger sich selbst als Vaterland hervorbringen. Freie, im besten Sinne konstitutionelle Verfassungen sind keine anderen als diejenigen, die die Rechtsansprüche des häuslichen Lebens gewährleisten, welche tief im Wesen der Menschennatur ruhen, und die alle die Berufe und Gewerke schützen, die den Segen jenes Lebens äußerlich sichtbar machen (U. 132). Pestalozzi spricht von der Gerechtigkeit, die aus Gott ist, die aus der Reinheit der höheren Ansprüche der Menschennatur hervorgeht (U. 120). Dem Göttlichen, das in uns wachsen will, sein Recht und seinen Raum zu gewinnen, darauf gehen die wahren Menschenrechte. Der bloß zivilisierte Mensch kennt sie nicht. Noch weniger bestehen sie in den Gelüsten, Schwächen und Anmaßungen von Volksmassen. Der Volkswille soll nicht zum Gesindelwillen herabsinken, sondern sich in der reinen Würde des Nationalwillens aussprechen (U. 97). Darum entspricht es wesenhaftem Regieren, niemals für Recht anzuerkennen, was die sittlichen und geistigen Kräfte der Menschennatur einschläfert und vergiftet (U. 61). In solcher Weise kann aber nur regieren — und Pestalozzi möchte das zum Ehrennamen deutschen Regierens machen —, wer nicht von Gewaltsinn, sondern von Vatersinn gegen das Volk geleitet ist (U. 166, U. 191), wer die innere Kraft Gottes in der Menschennatur kennt, und bei dem sie sich selber belebt. Ohne das käme es nur zu einem menschheitsleeren Regieren, das weder menschlich, noch göttlich, das nur tierische „Gewalt" ist (U. 213). „Die Gewalt trachtet immer danach, unser Geschlecht auf den Ruinen seiner zertrümmerten Selbständigkeit als ein neu geschaffenes, menschheitsloses

und menschheitsleeres Wesen — bloß zu regieren." (N. 39.) Pestalozzi kennt auch eine innere, von Gott eingegebene Regierungsvollmacht. Sie, nicht die äußere, als Gottesgnadentum deklarierte, nennt er die wahre Souveränität und ein Heiligtum. Es gebe einen heiligen Zusammenhang derselben mit den ersten Bedürfnissen der Individualexistenz unseres Geschlechts. Seien doch schon im Begriffe der Souveränität die Massenansprüche der kollektiven Existenz überwunden! Nicht im Gewande verhärteten Behördengeistes, sondern der Liebe zum Wesentlichen und Heiligen der Menschennatur erscheine hier die Staatskraft (U. 247). Sie ist nicht mehr Selbstzweck. Ihre Tiergewalt erhält den Sinn, daß sie Menschenkultur schützen soll (U. 106 f., U. 244, U. 268, U. 288).

Der edle Schweizer war von der hohen Bedeutung seiner sozialphilosophischen Einsichten überzeugt. Er wußte, daß hier eine reine Flamme brannte, die Licht und Leben für viele werden konnte. Was wollte er lieber, denn daß dieses prometheische Feuer unter seinen Zeitgenossen zündete? Es hat nicht gezündet. Pestalozzi lebt als der große Pädagog im Gedächtnis der Nachwelt, nicht als der große Sozialphilosoph, der er war. Wäre nicht das Manifest des Klassenhasses, sondern dieses Evangelium sozialer Gerechtigkeit, einer Regierungsweisheit voll menschlicher Liebe, bei uns führend geworden, so sähe in unserm Vaterlande vieles anders aus. Wir hätten ein freies Land und in ihm mehr Wohnstubenglück.

VII.

Grundfragen deutscher Erziehungslehre

Gedankenbildung, wie sie sein sollte

Erschienen in der Vierteljahrsschrift für philosophische Pädagogik 1918/19
Heft 4 Verlag A. W. Zickfeldt, Osterwiek am Harz

Für „klug" im landläufigen Sinne gilt schon, wer ein gutes Gedächtnis hat, also wer viel von dem, was er sieht, liest und hört, behalten hat. Es kommt aber nicht auf die Menge, sondern auf die Qualität der Kenntnisse an. Wer viel richtige Kenntnisse im Gedächtnis hat, ist noch nicht klug im höheren Sinne. Denn bloßes Gedächtnis ist keine Klugheit. Aber wir nennen solchen Menschen, der viel richtige Kenntnisse besitzt, „unterrichtet". Die sogenannte Bildung Vieler besteht also darin, daß sie gut unterrichtet, d. i. mit richtigen Kenntnissen vollgepfropft sind, die indessen ein totes Wissen in ihnen bleiben, weil sie jenen Kenntnissen nicht mit geistiger Selbsttätigkeit gegenüberstehen. Es gibt sogar Gelehrte, die auf dieser Stufe stehen bleiben. Es sind wandelnde Konversationslexika, nichts weiter. Wir nennen ihr Wissen, wie das der meisten Gebildeten, ein rein stoffliches Wissen. In der Mitteilung solchen stofflichen Wissens besteht der Unterricht auf Dressurschulen. Demgegenüber gilt ein für allemal:

I. Stoffliches Wissen in noch so großer Menge läßt den Menschen ohne innere Durchbildung. Möglichst viel stoffliches Wissen in sich aufnehmen wollen, heißt nichts anderes, als den Trieb der Neugierde oder der Sucht, vor anderen zu glänzen, zu befriedigen.

II. Ein Mensch ist um so durchgebildeter, je mehr der logische Selbsttäter in ihm erwacht. Er ist um so ungebildeter, je logisch fauler er ist, selbst wenn er in der Einarbeitung von lauter Gedächtniswissen schwitzt.

Was ist logische Selbsttätigkeit? Sie hat verschiedene Stufen,

von denen die unterste noch nicht einmal besonders hoch steht, wenn auch höher, als das bloße Gedächtniswissen.

Schilderung der untersten logischen Stufe: Der rein praktische Mensch

Sie besteht darin, daß man das durch Wahrnehmung und Unterricht aufgenommene Material nach eigenen Gesichtspunkten sichtet und gliedert. Ich sage: nach eigenen, noch nicht nach richtigen Gesichtspunkten. Eigene Gesichtspunkte hat jeder Mensch. Jeder hat nämlich seine besonderen, meist egoistischen Interessen und läßt im Dienste dieser Interessen seinen Verstand, d. i. sein beurteilendes Denken arbeiten. Die hauptsächlichste Verstandesarbeit dieser Art ist das Aufsuchen von Mitteln, zu irgend welchem, meist egoistischem Zweck, der dem betreffenden Menschen vorschwebt. Ein Mensch, der sonst nicht eben klug ist, kann oft sehr erfinderisch in der Wahl von Mitteln zu einem Zwecke sein, der ihm gerade nahe liegt. Man denke an die sogenannte „Bauernschlauheit". Fast jeder Mensch weiß das, was er durch Beobachtung oder durch Belehrung aufgenommen hat, mehr oder minder gut für seinen Zweck zu benutzen. Derjenige, der das stets in richtiger Weise tut, heißt „praktisch". Praktisch ist also jemand, der für die von ihm verfolgten, meist egoistischen Zwecke, die richtigen Mittel zu finden versteht. Er ist klug in Bezug auf seine Mittel.

„Unpraktisch" müßte folglich ein Mensch genannt werden, der falsche, unzweckmäßige Mittel gebraucht, um seine Absichten zu verwirklichen. Die landläufige Meinung nennt solche Leute lieber „dumm" und spart das Wort „unpraktisch" für andere Leute auf. Nämlich für solche, die ohne einen dummen Eindruck zu machen, dennoch recht unzweckmäßige Mittel zur Verwirklichung der Absichten anzuwenden scheinen, von denen die meisten Menschen in der Regel bewegt werden. Man setzt voraus, daß jeder „vernünftige" Mensch ohne weiteres sein Glück, z. B. in Reichtum, der Erhaltung seines guten Rufes, Vergnügungen wie „Kneipen, Gesellschaften mitmachen u. dgl." sucht, kurz in alledem, was der Menge begehrenswert erscheint. Findet sich nun einer, dessen Handlungen im Hinblick auf diese Hauptzwecke den Alltagsmenschen nicht richtig gewählt er-

scheinen, so tadelt man ihn als „unpraktisch". In Wahrheit hat aber der, den man „unpraktisch" schilt, vielleicht eine ganz andere Geistesrichtung, als der Durchschnitt. Ihm liegt gar nicht viel an jenen gerühmten Glücksgütern der großen Menge. Seine Zwecke sind andere, z. B. das Reich Gottes oder das Reich der Sittlichkeit oder das Ideal der Wahrheit oder die Wohlfahrt seines Landes. Seine Gedanken sind nicht ihre Gedanken und seine Wege sind nicht ihre Wege. Gerade das verstehen die Kinder der Welt, die „Praktischen" nicht. Sie können es sich nicht anders vorstellen, als daß jeder Mensch dasselbe Streben wie der Durchschnitt haben müsse. Deshalb erscheint ihnen jeder, dessen Handeln den Betreffenden weder schnell vorwärts zu bringen, noch reich zu machen, noch beliebt zu machen, noch in ein behagliches Leben zu münden scheint, als ein Unpraktischer. Sein Handeln ist ihnen nicht lebensklug genug abgezweckt. Sie denken, er gehe im Stillen doch auf dieselben egoistischen Ziele aus wie alle anderen, er sei aber nicht „hell" genug, es im Bezug hierauf richtig anzufangen. Diesen praktischen und auf ihre Klugheit pochenden Köpfen muß z. B. jedes „Genie", jede Gabe sittlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, religiösen Genies wie eine Art Wahnsinn erscheinen.

Schilderung der Weisheit

Klug im landläufigen Sinne ist der Praktische, der richtige Mittel zum Zwecke irgend eines der üblichen Glücksgüter zu ergreifen weiß. Etwas ganz anderes, als die richtigen Mittel zu einem gegebenen Zweck zu finden, ist es, daß man sich unter den mannigfachen Zwecken des menschlichen Lebens solche zur Aufgabe macht, die den Namen „richtiger" Zweck verdienen. Die Kunst, daß man die richtigen Zwecke seines Lebens findet, heißt „Weisheit". Die praktischen Menschen sind meist unweise. Sie setzen den Zweck ihres Lebens in jene egoistischen Glücksgüter, von denen vorhin die Rede war. Wer es anders macht, erscheint ihnen als reiner Tor. Aber solcher Tor ist oft ein reinerer, d. i. sittlich reinerer Mensch als sie. Er ist weise, d. h. er hat erkannt, daß jene Alltagszwecke nichtig und erbärmlich sind: vanitatum vanitas. Er ist der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes teilhaftig geworden. Solche Weisheit erringt man sich nicht auf dem Boden einer flachen,

sondern nur auf dem Boden einer tiefgründigen Weltanschauung. Wer sie hat, dem gliedern sich die menschlichen Bestrebungen nach einer anderen, ernsteren Wertskala, als die ist, die im praktischen Leben vorausgesetzt wird. Die Lehren solcher Weisheit sind in der „Ethik" wiederlegt. Sie ist die Wissenschaft von dem, was Werte „wert" sind, von den „wahren" Lebenswerten.

Noch einmal die Praktischen, nämlich nicht nur als die Unweisen, sondern als die geistig Unselbsttätigen

Wir wollen jetzt die gewöhnlich Praktischen nach der logischen Seite betrachten. Praktisch klug ist, wer die richtigen Mittel zu seinen Zwecken zu finden weiß. Das setzt eine bedeutende Geisteskraft voraus, wenn man diese Mittel erfinderisch selbsttätig aus der Schar der gegebenen Umstände wählen und abschätzen muß. Beispielsweise ein Großkaufmann mit neuen Projekten, oder ein Diplomat wie Bismarck, ein Feldherr wie Moltke, Hindenburg, Ludendorff. Den meisten „praktischen Menschen" wird aber die Mühe des erfinderischen Wählens erspart. Sie finden die Mittel zu ihren, von den üblichen in nichts abweichenden Zwecken sozusagen auf der Straße liegen. Sie brauchen sie nicht zu e r finden, nur zu f i n d e n , brauchen nur aufzunehmen, was auf dem Wege der Herdenerfahrung als „praktisches" Mittel zu dem und jenem üblichen Zweck erprobt worden ist. Die Mittel werden ihnen bequem überliefert, und sie machen sie einfach nach. Das praktische Leben ist voll von Berufszweigen, die tausend hergebrachten, allgemein zugänglichen Zwecken dienen. Je allgemein zugänglicher der Zweck ist, um so öfter sind die Mittel dazu erprobt, und um so leichter lassen sie sich eintrichtern. Man braucht nur „in die Lehre" zu gehen. Aber auch viele sogenannte „höhere Beamtenstellen" setzen ein bloßes Aneignen der überlieferten Mittel zu den entsprechenden Berufstätigkeiten voraus. Nur die Mittel selber stehen höher und verlangen zu ihrem richtigen Gebrauch ein schärferes Geistesleben. Dagegen wird es in jenen Berufen nicht gefordert, daß man solche Mittel erfindet. Solche Beamten gleichen Schachspielern, die eine Partie Schach nach gegebenen Regeln spielen. Die wirklich genialen Praktiker (Krupp, Bismarck, Moltke) gleichen

Spielern, die ganz neue Spiele mit eigenen Regeln erfinden. So sind die meisten „Praktischen" im Grunde ihres Denkens unselbsttätig. Sie sind mehr oder minder Maschinen in der Hand der Tradition, Lehrlinge, keine Erfinder in den Mitteln für die mannigfachen Zwecke des privaten und Beamten-Lebens, des Kleinhandels, der Landwirtschaft, des Handwerks sowie noch mancher anderen Beschäftigung. Auch mancher Gelehrte, ebenso mancher Prediger, der die Gesichtspunkte fertig übernimmt und nach solchen Gesichtspunkten seine Predigten schablonenhaft ausarbeitet, ist nur ein Nachbeter und Nachtreter. Er hat sich die übliche wissenschaftliche Methode in seinem Fache angeeignet, weiter nichts.

Das methodische, in Konsequenz geschulte Denken als die zweite Stufe logischen Denkens

Zu allererst wurde das rein stoffliche Wissen geschildert, das auf bloßem Gedächtniskram beruht, das ein Eintrichtern ist und auf Dressurschulen gelehrt wird. Wir wollen nun zusehen, wie der durch Gedächtnis und Erfahrung aufgenommene Stoff gegliedert wird! Dies Gliedern kann konfus oder nicht konfus geschehen. Manche Menschen verstehen in dem Fache oder dem Beruf, in dem sie sich geübt haben, ganz leidlich konsequent ihre Gesichtspunkte durchzudenken. Auf anderen Gebieten erlahmt ihre Fähigkeit, konsequent bei einem Gesichtspunkte zu bleiben. Ein gutes Beispiel konfusen Denkens ist die politische Kannegießerei. *Konfuses Denken entsteht, wenn sich mehrere Gesichtspunkte mischen, ohne daß der Denkende dies gewahr wird, ferner, wenn man nicht richtige Schlüsse in Bezug auf einen und denselben Gesichtspunkt zu bilden vermag; endlich, wenn man diesen Gesichtspunkt nicht rein zu Ende durchführt, sondern an irgendeiner Stelle willkürlich damit aufhört, während die Konsequenzen desselben eigentlich weiter treiben müssen.* Das Gegenteil ist: Konsequentes Festhalten desselben Gesichtspunktes, konsequentes Schlußbilden im Sinne des gewählten Gesichtspunktes, konsequentes zu Ende denken des betreffenden Gesichtspunktes. Man

nennt ein solches Denken auch klares Denken. Dies zu erzielen ist die höchste intellektuelle Aufgabe, die sich Bildungsschulen stellen. Die Grammatik der alten Sprachen z. B. und die Mathematik sind vorzügliche erprobte Mittel, den Geist deer Schüler zu solcher Konsequenz zu führen. Man nennt die so erzielte Bildung des Geistes: „formale Bildung". Liebe zur Denkklarheit wird auf diese Weise erzeugt. Die Dressurschulen lehren bloß stoffliches Gedächtniswissen, die Bildungsschulen suchen den Geist in jener dreifachen Konsequenz zu schulen.

Und die Fachschulen. Sie wollen praktische Bildung lehren, d. h. den Zöglingen die Mittel zu ihren künftigen Berufszwecken und die Methode, diese Mittel zu gebrauchen, fertig überliefern. Nur was ihnen für ihr spätes Leben nützt, sollen sie sich aneignen und logisch verarbeiten, sie sollen praktisch klug werden. Das entspricht der zuzweit geschilderten Art des praktischen Menschen, der seine Zwecke innerhalb vorgetretener Wege und Bahnen zu verfolgen weiß. Die Gefahr hierbei ist, daß das Denken inbezug auf anderes, was abseits des Bereichs praktischer Nützlichkeit liegt, ungeschult bleibt. Es wird dem Fachschüler nicht Liebe zur Denkklarheit als solcher eingeflößt, sondern nur Interesse an Gegenständen des Wissens, die sich gebrauchen lassen, und an den Methoden des Denkens, die im Dienste dieses Gebrauches als die besten gelten. Denkklarheit lernt er nicht schätzen als solche, sondern, weil sie ihn besser befähigt, seine Zwecke zu erreichen. Das logische Denken hat ihm nur einen Nützlichkeitswert. Schwierigkeiten aufhellen, die Aufmerksamkeit auf abstrakte Dinge richten, einfach um sich darüber klar zu werden, mag er nicht, sofern er darin keinen praktischen Nutzen für sich sieht. Es ist ihm außerhalb des Gebietes, auf das ihn seine unmittelbaren Berufsinteressen leiten, zu unbequem.

Man nennt diese Denkweise Banausentum. Ein „Banause" ist, wer Denkanstrengungen nur machen will, sofern er sie als Mittel zu seinen jeweiligen Zwecken braucht, und der sie nur wegen dieser Nützlichkeit schätzt. Jeder Banause ist logisch nur halb gebildet. Die Fachschulen müssen sich hüten, zum Banausentum zu erziehen, zu einer Denkweise, die die Forderungen der Klarheit des Wissens unter die der Nützlichkeit des Wissens stellt. Die Bildungs-

schulen dagegen befördern prinzipiell die Liebe zu klarem Wissen als solchem. Der bloße Fachschüler haßt alles Denken, was ihm als unnützlich erscheint. Der echte Bildungsschüler haßt alles Denken, das den Stempel der Unklarheit trägt, auch wenn sich mit dem Klarwerden über die betreffenden Gegenstände gar kein praktischer Nutzen verbindet. Wer das Bedürfnis hat, sich über Gegenstände, die ihm bisher unklar waren, klar zu werden, der hat Bildungsbedürfnis. Insofern kann man sagen, die Bildungsschulen erziehen prinzipiell zum Bildungsbedürfnis. Sie wecken die Sehnsucht nach klarem Denken überhaupt, d. i. nach dem Auseinanderhalten von Gesichtspunkten, die auseinander gehalten werden müssen, nach der Vermeidung von Fehlern beim Schließen und nach logischer Vollständigkeit eines Schlußgebäudes. Das wahre intellektuelle Bildungsbedürfnis geht auf klares Denken, nicht auf vieles Wissen und auch nicht auf Einschränkung des klaren Denkens auf Nützlichkeitszwecke. Wem erst Nützlichkeitszwecke sein Interesse am klaren Denken beleben müssen, der wird denkfaul und denkträge in allem, was nicht unmittelbar mit seinem Nutzen zu tun hat. Er ist dann zu bequem, um selbst zu prüfen und sich selbst zu prüfen, sondern spricht nach, was ihm Autoritäten vorsprechen, oder was ihm seine Gefühle in ungehindertem Rausche auf die Lippen legen, oder was ihm in dunklen Wortwahrheiten der Sprache angewöhnt ist.

Was am meisten zu unklarem Denken verführt: Unsere Gefühle und die Sprache

Die Sprache ist dazu da, um Gedanken wiederzugeben. Soll sie diesen Zweck erfüllen, so muß man sich nicht bei den bloßen Worten, die man hört, beruhigen, auch nicht bei dem ungefähr aufgefaßten Sinn jener Worte, auch nicht bei den aneinandergereihten Vorstellungsbildern, die sich in unserem Kopf mit dem Hören der Worte verbinden. Man muß durch das Gewirr der Worte und Vorstellungen hindurch mit eigenem selbständigen Urteil zu dem Gedanken vordringen und ihn klar zu erfassen versuchen. Sonst weiß man nicht, was man spricht oder hört. Die meisten

Menschen wissen das nicht. Sie gebrauchen Allgemeinplätze, Redensarten, die jeder in den Mund nimmt, Phrasen, politische, religiöse, ethische, literarische, bei denen sie irgend eine ganz oberflächliche, verschwommene Vorstellung von dem Inhalt des Gesagten haben. Fragt man sie genauer nach dem Inhalt, so verschwimmt ihnen dieser unter der Hand. Es ist, als hätten sie mit einem ganzen Schwall von Worten **nichts** gesagt. Nicht sie denken, sondern die Sprache denkt für sie. Die Worte der Sprache haben eine gewisse Bedeutung und statt diese Bedeutung durchzudenken, gebrauchen sie die dafür stehenden Worte und bilden sich ein, damit etwas zu sagen. So macht die Sprache ihr Denken träge.

Statt dessen sollten sie mit ihrem Denken fest zupacken. Sie sollten sich klare und ausgeprägte **Begriffe** machen, von dem, was ihnen beim Sprechen innerlich vorschwebt, oder aus fremdem Munde mitgeteilt wird. Die Worte sollten ihnen nicht Lückenbüßer für Begriffe sein. Wer fest umschriebene Begriffe an Stelle der schwankenden Wortvorstellungen setzt, besitzt einen viel höheren Grad von Bildung als einer, der viel weiß. Was nützt es, einem viel neues Wissen einzutrichtern, wenn man nicht dafür sorgt, daß er **klare Begriffe von allem hat, wovon er spricht?** Wer nicht klare Begriffe hat von dem, was er spricht, sollte sich schämen, den Mund aufzutun, außer um sich bescheiden belehren zu lassen. Unklare Vorstellungen sind eine Seuche des Denkens, die durch noch so vieles Wissen nicht geheilt wird. Das verkennt man in unserer Zeit, nicht zum wenigsten auf manchen Schulen. Man verbraucht dort zu viel Mühe, um immer neues Wissen zu geben, und achtet zu wenig darauf, **die** Vorstellungen zu klären, die sozusagen den Alltagsgehalt alles Sprechens bilden. **Nichts Neues, ehe das Alte und vor Allem das landläufige Vorstellungsmaterial geklärt ist.** Das ist das Geheimnis der richtigen Verstandesbildung. Wie oft spricht man z. B. von „Bildung“, von „Liberalismus“, von „Ehre“, von „Schönheit“, von „Gott“ usw. und weiß doch nicht genau zu sagen, was das ist, wenn man gefragt wird. Das wäre der rechte deutsche Unterricht, der sich mehr um Klärung der unglaublich verworrenen Vorstellungen bemühte, die männiglich bei diesen Worten hat. Statt sich etwas Gehöriges dabei

zu denken, schreit man sie einander entgegen und bildet sich ein, wunder was vorgebracht zu haben.

Solcher Gebrauch der Worte ist hohl und oberflächlich. Er ist barer Schall, ist Faulheit kräftig zu denken. Er ist das Zeichen flacher Geister, der Hohlköpfe. Sie fühlen nicht einmal das Bedürfnis, in das Wesen der Begriffe, die sie im Munde führen, tiefer einzudringen, bedienen sich immer der Worte wie Kleider, die um die Begriffe baumeln, und hinter diesen Kleidern sitzt kein rechtes Fleisch und Blut. Die Welt ist voll von dem Getöse solcher Worte, die in unklarer Bedeutung ausgesprochen werden. Je weniger man sich dabei denkt, um so mehr Lärm macht man damit. Man gibt dergleichen Worte von Mund zu Mund, aber die Wenigsten nehmen sich die Zeit, in die Tiefen ihrer Bedeutung mit Geisteskraft zu steigen. Es macht dem flachen Durchschnittsmenschen zu viel Mühe, und er hält es auch nicht für nötig. Er liebt eben nicht die Klarheit des Denkens um ihrer selbst willen, wenngleich er es behauptet. „Klarheit des Denkens", das ist für ihn auch nur eine so oben hin gedachte Bedeutung, über die er sich und andere mit bloßen Worten abspeist. Jetzt wird auf den Gymnasien wieder ein Lehrfach eingeführt, das eine Zeit lang daraus verschwunden war, die philosophische Propädeutik. Man streitet viel hin und her, was man mit diesem Lehrfach wolle. Die Antwort ist: den Schülern Anleitung zu geben, sich die Bedeutungen der Worte klar, vollständig und eindringlich zu vergegenwärtigen, über die sie im Zusammenhang ihres Sprechens nur zu gern roh und oberflächlich dahingleiten. Der Schüler soll lernen, statt mit hohlen Kleidern leerer Worte wieder mit Fleisch und Blut des Gedankens zu hantieren.

Wie gleichsam die Worte die eine Mauer sind, die sich vor die Begriffe stellt, eine Mauer, über die nur wenige klare Geister hinüberblicken, so sind unsere Gefühle die andere Mauer. Sie sind eine Mauer, die sich uns nur zu oft vor Tatsachen lagert und uns verhindert, diese unbefangen aufzufassen. Die Menschen sehen lieber das, was sie zu sehen wünschen, als was wirklich vorliegt. Der Wunsch ist ihnen nicht nur der Vater von allerlei Gedanken, sondern auch von den Gesichtspunkten, unter denen sie die Welt betrachten. Sie hören aus allem, was ihnen gesagt wird, das heraus, was sie hören wollen. Sie färben alles, was sich im Umkreis ihres Lebens

darbietet, mit der Brille ihres Vorurteils. Am meisten verfälscht sich ihnen unter dem Nebel ihres Selbstgefühles das Bild von ihrem eigenen Ich. Das ist ihnen immer etwas Schönes und Vortreffliches. Was sie sagen, ist richtig, was sie wollen, das Rechte, was sie tun, das Korrekte, Feine, Kluge, Praktische. Sogar ihr Gedächtnis nimmt die Farbe dieses Glaubens an sich selbst an und bezeugt ihnen unerschüttert ihre eigene Gutartigkeit, in dem, was sie getan oder gesagt haben. In Wirklichkeit blasen ihnen ihre Gefühle und ihre verborgenen Willensrichtungen die Gesichtspunkte ein, ihre ganze Vergangenheit zu betrachten; sie glauben aber, es sei das Licht der Erinnerung, das ihnen scheint. Jene Gefühle sind nicht die bescheidenen und sittlichen, sondern die eingebildeten und selbstischen, jene Willensrichtungen sind nicht die selbstanklägerischen, sondern die selbstentschuldigenden. In das, was ihnen so erscheint, reden sie sich aber immer mehr hinein.

Es ist in der Tat bis zu einem gewissen Grade in unsere Macht gegeben, das zu glauben, was wir glauben wollen. Vorstellungen, die uns aus irgend einem Grunde angenehm sind, halten wir gern fest, Vorstellungen, die uns unangenehm sind, ja, die auch nur das geringste heimlich unbehagliche Gefühl in uns wecken, weisen wir ab. Das tut man unwillkürlich, d. h. eigentlich nicht unwillkürlich, sondern in dem geheimen, uneingestandenen Bestreben, allen unbequemen Regungen, allen inneren Vorwürfen, allen Eingeständnissen möglichen Irrtums auszuweichen. Auf diese Weise kommt eine selbsttäuschende Vorstellung zur anderen, es bildet sich eine ganze Kette von ihnen, die sich nun gegenseitig zu unterstützen streben. So geschieht es, daß man zuletzt steif und fest das glaubt, was man hat glauben wollen. Selbsterkenntnis, vorurteilsloses Betrachten in Dingen, in denen die eigene Persönlichkeit oder die eigene Partei im geringsten mit ins Spiel kommt, ist daher den Allerwenigsten gegeben. Die Menschen rechnen noch dazu alles, was sie denken und glauben, mit zu ihrer Individual- und Partei-Persönlichkeit und betrachten Anders-Denken und Anders-Glauben als Beleidigung. Sie können daher Widerspruch nicht vertragen. Statt dem möglicherweise Richtigen in der Meinung des Gegners nachzugehen, es sich klar vor die Seele zu stellen und auf sich wirken zu lassen, gilt ihnen die Einwendung von *vornherein* für falsch. Sie werden, wenn der Gegner die Ein-

wendung trotzdem aufrecht erhält, geneigt, ihm das als eine Art Schuld oder Beschränktheit aufzuerlegen und ziehen den Streit ins Persönliche.

Zu dem haben sie eine bequeme Redensart, den etwaigen Mangel ihrer eigenen Auffassung vor sich zu verdecken. Jedes Ding, „sagen sie", lasse sich von zweiten Seiten ansehen, und darum sei auch ihr eigener Standpunkt unwiderleglich berechtigt. Ferner fügen sie hinzu: „Alle Auffassung ist subjektiv". Die einen hielten dies, die anderen das für richtig, darüber lasse sich keine Einigung erzielen. Ja, wenn sie dies betonten, um das möglicherweise Richtige der gegnerischen Auffassung auf sich wirken zu lassen! Aber sie betonen es nur, um vor sich selber erst recht bei ihrer Meinung bleiben zu dürfen. Es ist, wie sie die Redensart gebrauchen, die Bankerotterklärung alles ehrlichen Strebens nach Wahrheit. Sie machen die Wahrheit zu einer Dirne der subjektiven Meinungen. Je subjektiver sie sind, um so mehr steifen sie sich auf die angebliche Subjektivität der Anderen und auf die angebliche Zwitternatur der Wahrheit.

Nein, von zwei widersprechenden Behauptungen über eine und dieselbe Sache, ist ausnahmslos nur eine wahr und die andere falsch. Wo das nicht hervortritt, ist das nicht die Schuld der Wahrheit, sondern der Unklarheit im eigenen Denken. Von zweien, die mit positiven Ansichten streiten, hat entweder keiner Recht, oder einer allein, oder jeder hat halb recht. Im letzteren Falle ist es logische Pflicht der Betreffenden, die andere unrichtige Hälfte aus seinem Denken auszuscheiden, und fahren zu lassen. Zu diesem Zwecke müßte er klar und scharf die Bedeutungen der Worte, die er gebraucht, herausschälen und müßte klar und scharf die verschiedenen Gesichtspunkte, die ihm vielleicht durcheinander gehen, trennen.

Man nennt Leute, die die Tatsachen vorwiegend unter dem Lichte ihrer mehr oder minder eigenliebigen Gefühle auffassen und nicht die Ehrlichkeit haben, das einzugestehen, „subjektiv". Sie können in der Verteidigung ihrer Meinungen recht geschickt sein. Denn gerade, weil sich ihr Fühlen in den Vordergrund drängt, tragen ihnen ihre Gefühle selber solche Vorstellungen zu, die geeignet sind, eben diesen Gefühlen Nahrung zu geben. Das Gefühl nährt die Vorstellung, und die Vorstellung nährt das Gefühl. Bei diesem Wechselspiel wird sofort alles bemerkt und benutzt, alles fällt ihnen leicht

und willig ein, was zum Nutzen der eigenen Meinung dient. Aber der Subjektive ist unfähig, sich in fremde Meinungen zu vertiefen. Er faßt, oft mit erstaunlicher Sicherheit, das darin auf, was seinem eigenen Gedanken widerspricht, aber nur, um es sofort abzuweisen und zu bekämpfen. Er läßt das möglicherweise Richtige des fremden Gedankens gar nicht auf sich wirken, sondern hat nur Auge für das wirklich oder angeblich Falsche. Umgekehrt hat er bei sich nur Auge für das wirklich oder angeblich Richtige. Er ist deshalb auch unfähig, seine eigenen Gedanken ordnungsgemäß zu zerlegen und in ihren einzelnen Seiten durchzuprüfen. Auch der Subjektive ist kurzsichtig und unklar. Er ist kurzsichtig, denn er kommt nicht von seinen eigenliebigen Gefühlen los. Sie stellen sich ihm wie eine Mauer vor alles, was ihm unbequem ist. Und er ist unklar. Denn er bemüht sich nicht, indem er auf die richtige Seite in seinen Meinungen pocht, das Falsche daraus zu entfernen. Er hält sie ungeteilt fest, wie er sie in sich aufgenommen hat. Oft mag da um einen kleinen, richtigen Kern ein ganzer Wust von Torheit und Irrtümern lagern. Das Falsche und Richtige verschwimmt ihm in einheitlicher Gefühlsstimmung. Sie macht ihn stark, alle möglichen Irrtumssplitter an Fremden zu sehen, schwach, die eigene Auffassung gründlich zu zerlegen und ehrlich im Einzelnen zu prüfen. Es gibt ganze Sekten, Schulen, Parteien, die in dieser Stimmung leben.

Anmerkung. Subjektivität und Flachheit berühren sich manchmal, denn der Subjektive wird stets geneigt sein, die Worte der Sprache nicht nach festen, klar durchdachten Bedeutungen zu gebrauchen, sondern in der schwankenden Bedeutung, die ihm gerade seine augenblicklichen Gefühle nahelegen. Immerhin denkt er sich doch etwas dabei, der eigentliche Hohlkopf denkt sich bei den Worten gar nichts. Der Subjektive ist mehr ein Taschenspieler mit Worten, der Hohlkopf ein bloßer Kleidermensch in Worten. Viele Menschen sind Beides bei wechselnden Gelegenheiten.

Der Wille siegt!

Erschienen in den „Neuen Jahrbüchern" Heft 5 bei B. G. Teubner
Leipzig 1916

Der Wille siegt, wenn er die richtige Spannkraft hat. Wodurch wohl wird der Wille überhaupt gespannt, und welches sind seine besten Spannfedern? Es ist zuerst der Willenswecker „du mußt!" zu schildern, dann der Willenswecker „du kannst!", zuletzt der Willenswecker „du sollst!". Der eine ist aus Not und Tod geboren, der andere aus Lebensüberschwang, der dritte aus der Ewigkeit geboren.

Beginnen wir mit dem ersten!

Unser ganzes Volk ist heute auf den Spruch „der Wille siegt!" eingestellt, die draußen, die da kämpfen und die drinnen, die sich organisieren. Die Kämpfer draußen: es ist ja die höchste Aufgabe des Soldaten, durch die Tat zu wirken und eben deshalb durch den Willen, den er zähe zu seiner Tat spannt. Ohne solchen straffen und strammen Willen, unsern militaristischen Willen, säßen wir jetzt nicht in Frankreich den Franzosen, in Rußland den Russen so dicht an, hätten wir nicht die todesmutigen Helden unserer Schiffe über See und unter See und in den Lüften, hätte nicht der Balkanzug freie Bahn von Berlin bis Konstantinopel.

Aber auch wir drinnen im Lande sind ganz zu Tatwillen und Tatkraft geworden und helfen mit an dem Siege über unsere Feinde durch die inneren Organisationen, die wir überall aus dem Boden gestampft haben. Unser Rotes Kreuz, unser Lazarettwesen, unsere Lebensmittelstreckung, unsere Kriegsanleihen, die rasche und sichere Einstellung von Handel und Gewerbe auf die Kriegslage, das organisierte Einspringen der Frauen in so viele Stellen, wo Männerarbeit mangelt, die Nähstuben für Kriegerfrauen, die Speisestuben für die Soldatenkinder, das alles sind gewaltige Leistungen, die aus höchster Energie des Willens geboren sind und durch die wir am Siege draußen helfen.

Freilich auch bei unseren Feinden finden wir einen kräftigen und energischen Willen. Sie sind ebenso gewillt uns zu bezwingen, wie wir darauf aus sind, sie zu besiegen. Auch sie haben große Organisationen geschaffen, um uns niederzuringen. Sie haben in den von ihnen beherrschten Zeitungen eine geniale Lügenfabrik über den ganzen Erdball eingerichtet, sie haben unsern Handel nach allen Richtungen eingeschnürt und unterbunden. Sie haben von langer Hand her mit bewunderungswürdiger Diplomatie ihre eigenen Gegensätze geschlichtet und einen Weltbund gegen uns zusammengebracht, wie ihn die Geschichte noch nicht gesehen hat. Auch ihre Heere sind tapfer und mit amerikanischer und japanischer Munition gut ausgerüstet. Diese Heere sind weit zahlreicher als die unsrigen und wollen mit heißer Inbrunst den Sieg an ihre Fahnen heften. Aber sie siegen doch nicht!

Was folgt daraus? Der Wille, der bloße Wille für sich allein, siegt noch nicht. Es muß noch etwas dazu kommen, wodurch der Wille, den wir haben, der siegende Wille ist, und der Wille, den unsere Feinde haben, nicht siegreich ist.

Ein Grund dafür liegt auf der flachen Hand. Es ist gerade das, daß gleich von Anfang an so viele Völker gegen uns paar Deutsche aufgestanden sind. Inzwischen haben wir ja auch tapfere Helfer bekommen. Heil den Türken und Bulgaren, daß sie es gewagt haben, ihr Los an unseres zu binden! Aber im Anfang standen wir mit den Österreichern und Ungarn ganz allein. Wenn nun so viele gegen Einen oder Zwei stehen, dann denkt vielleicht der Engländer: „Ich will mich gewiß tüchtig anstrengen, aber der Franzose und der Russe und der Belgier müssen sich auch tüchtig anstrengen. Alles allein will ich nicht machen. Ich brauche mich nicht bis auf den allerletzten Rest anzustrengen, wo ich gar nicht mehr Atem schöpfen kann. Die anderen helfen mir ja doch!" So dachte aber auch der Franzose und der Russe und der Belgier. So durften aber der Deutsche und der Österreicher und Ungar nicht denken. Er mußte seinen Willen bis auf das Alleräußerste spannen. Da konnte und durfte kein Rest zurückbleiben, den er hätte auf andere schieben können. Bei uns Deutschen und den Österreichern und Ungarn allein war es also ein ganz restloser, ganz unbedingter, ganz in sich selbst gestraffter, auf Sein oder Nichtsein gestellter Wille. Der Deutsche war ganz in Wille verwandelt, und nur von solchem Ganz- und Vollwillen, der auch das letzte Opfer nicht

scheut, der durch den Mut zu Not und Tod Stahlfarbe und dadurch höchste Könn- und Tatkraft angenommen hat, können wir mit einiger Gewißheit sagen, daß er siegt.

Wir müssen daraus etwas lernen, nämlich etwas sokratische Weisheit. Wir wissen gar nicht, wie wenig wir von uns selber wissen. Mancher meint seinen Willen auf das Äußerste gespannt zu haben und weiß nicht, daß er ihn noch viel mehr spannen könnte. Die Engländer, Russen, Franzosen, Italiener glauben sicherlich, daß sie sich wer weiß wie anstrengen. Sie sind ganz bei der Sache uns umzubringen, und in ihren Reden und Zeitungen versichern sie es unaufhörlich immer wieder, daß der Sieg zuletzt doch bei ihnen bleiben werde, daß es gar nicht anders kommen könne, als daß wir durch ihre Übermacht an Geld, Lebensmitteln, Mannschaften und die unaufhörliche Zufuhr amerikanischer Munition vernichtet würden. Sie tun in ihrer Siegeszuversicht mit heißem Bemühen, was sie können, und sie glauben, alles was sie können zu tun. Aber das Letzte, was sie können, das tun sie eben nicht und merken nicht einmal, daß in ihrem Willen noch ein gut Teil der äußersten Spannung, in der ich mich selbst überwunden und ganz in Stahl verwandelt habe, fehlt. Ihnen fehlt die innere Seelenkurbel, die die Sehne des gespannten Willens so straff wie möglich zieht. Diese Seelenkurbel ist das Gefühl, das uns belebt, daß man ganz und gar auf die eigene Kraft angewiesen sei. Dies Gefühl haben sie eben nicht. Sie möchten's auch gar nicht haben wollen und wissen nicht, wieviel Willenskraft, die dem Wollenden selbst unbewußt ist, an dem Gefühl hängt. Im Gegenteil, sie haben das Gefühl des Ganzalleinaufsichselbst-Angewiesenseins durch ihren Not- und Todvertrag, der jeden der Verbündeten verpflichtet, nur gemeinsam mit den übrigen Frieden zu schließen, in diesem Kriege sorgfältig ein für allemal ausgeschaltet.

Das erscheint auch bei Durchschnittsmenschen und -völkern sehr ratsam. So von allen oder fast allen verlassen einen Orkan von Übermacht aushalten zu müssen, dazu gehören Nerven, die nicht in jedem Volke gewachsen sind. Da kann manches sonst tapfere Herz erzittern und von lähmendem Schrecken erfüllt werden, statt daß es seine Stärke verdoppelt. Es ist gewiß eine gute Staatskunst, die solchem Schrecken vorbeugt und Zusammenschlüsse sucht, statt sich im entscheidenden Momente der Isolierung preiszugeben.

Aber wer, auch wenn er wie umstelltes Wild ist, nicht die Besinnung verliert, den kann die Größe der Gefahr zu einem wunderbar konzentrierten Menschen machen, so daß eine seltsame Ruhe und große Kraft über ihn kommt und er beinahe fröhlich sagt: „Es kann nicht mehr schlimmer werden, wohlan, so soll es immer besser werden!" Solange es noch Schlimmeres geben kann, ist man der Furcht ausgesetzt. Weiß man, daß es nicht mehr schlimmer werden kann, so geht man entweder vernichtet unter, oder alle Furcht geht unter, und es ist, wie wenn ein neuer Lebensstrom auf einmal unser Wollen und Können hoch emportrage. „Wenn die Not am größten ist, ist Gottes Hilfe am nächsten." Das Sprichwort hat einen guten und wahren Sinn. Es brauchen keine äußeren Wunder einzutreten uns zu helfen, aber innere Wunder stehen auf. Solch innere Wunder haben wir Deutschen in den Augusttagen 1914 erlebt! Da hat uns das Gefühl, ganz auf eigene Kraft angewiesen zu sein, den Willen sozusagen mit Hochspannung geladen und uns ungeahnte Stärke gegeben, indem es uns bis auf den letzten Rest energisiiert hat. In uns lebte der Willenswecker „du mußt"!

Aber sollte bloß Not den Menschen so kräftig machen? Sollten wir zu einem Löwenwillen nur fähig sein, wenn die Existenz auf dem Spiele steht und wir uns in Todes- und Kriegsnot verteidigen müssen? Dann wären wir von der Natur wahrlich recht schlecht eingerichtete Geschöpfe, wenn sie uns keine Willenskurbel für das Leben mitgegeben hätte. Solche gibt es. Es gibt ein Gefühl, das auch gewaltige Willen weckende Kraft hat, und, noch wichtiger, dies andere Gefühl vermag uns während unseres ganzen Daseins zu energisieren. Jeder kennt es, dies prächtige andere Gefühl, das nicht aus Todesnot, sondern aus Lebensüberschwang geboren ist — den Wagemut zu allerlei Aufgaben. Hei, wie ihn schon unsere Sprichwörterweisheit feiert! Wer wagt, gewinnt! Dem Mutigen gehört die Welt! Frisch gewagt ist halb gewonnen! Dem Mutigen hilft Gott! Frische Fische, gute Fische!

Der Wagemut läßt uns alles keck angreifen. Etwas angreifen, wie frisch das schon klingt! Als stürzten wir uns auf die Sache los. Der Wagemut ist auch ein Angreifer, der fest zupackt und den Erfolg auf seine Seite zwingt. Die Natur hat es gut mit uns gemeint. Wir müssen ihr dankbar sein. Mit Wagemut, mit der Zuversicht „du

kannst!" hat sie uns von Hause aus reichlich genug versehen. Einst hatten wir ja alle den Löwenwillen zum Wagen. Als wir nämlich Kinder waren, haben wir kühn und wagemutig alles angefaßt, und darum ist uns so vieles gelungen. Im Kinde lebt noch etwas von dem uralten Wagemut des Menschen, durch den er sich an die Spitze aller Geschöpfe geschwungen hat. Gewiß! Das Kind hat noch kein Augenmaß für Schwierigkeiten, aber das ist in gewisser Weise sein Glück. Denn es ist dadurch nicht auf langes Erwägen, sondern auf kurze Tat gestellt. Es versucht und wagt, es vertraut auf seinen Stern, und gerade dadurch, durch das Versuchen und Wagen selbst wird es in den Geist der Tat und ins Gelingen gehoben. Zum Beispiel, als wir laufen lernten, da haben wir nicht lange nachgedacht, ob wir würden laufen können, nein, wir versuchten es, und richtig, wir konnten es.

So war es mit uns. So will es die Natur mit den Menschen und legt das köstliche Geschenk frischer Tatkraft immer wieder den Kindern in die Wiege. Ist es noch so? Leider „nein"! Denn seitdem ist uns die Spannung des Geistes und Willens sacht immer mehr verloren gegangen, und wir müssen den Wagewillen und Tatglauben, der uns stärker macht, als wir sind, erst wieder als ein Seelenwunder erleben. Die herrliche Zuversicht „du kannst, wenn du willst" muß wieder neu in uns geboren werden. So wie wir durch's Alltagsleben gehen, ist unser Wille kein Sieger, weil uns der Wagemut abhanden gekommen ist. Den hat die Gewohnheit gefressen. Es gibt einen schlimmen Feind in uns, der stets darauf lauert, unsere Willenskraft in Fesseln zu schlagen: die Gewohnheit. Sie umspinnt mit ihren Spinnfäden die Seele und den Willen. Sie läßt jene verstauben, und diesen, der ein brausender Sturzbach sein könnte, verwandelt sie in ein seichtes Wässerlein, das mühselig in schmaler Rinne schleicht. Gewohnheit macht, daß unser Leben an neuen Möglichkeiten verarmt, daß wir nur noch an das Alte, Unfrische bei uns und anderen glauben.

Da täte es für Völker und Einzelne gut, wenn einmal neue Lagen kämen, sie aus dem alten Schlendrian aufrütteln und vor neue Aufgaben stellten. „Rast' ich, so rost' ich!" Wir sollen es aber nicht ertragen, zu rosten und auf unsern oder unserer Väter früheren Taten bequem einzunicken. Wer rostet, für den wird das Dasein, das so reich an Werdewundern und neuen Kräften sein könnte,

wunderlos und stimmungslos. Der hört auf, vorwärts und aufwärts zu wollen, er hört auf, ein Sieger und Könner im Lebenskampfe zu sein. Freuen wir uns, daß uns diese große Zeit Soldatengeist, Geist des Mutes und Wagens, erleben läßt. Der ist wie ein frischer Sturmwind in den welken Blättern des Gewohnheitslebens und -denkens und reckt die Seelen wieder empor, deren Tatwillen sich verkrüppeln wollte.

Solcher Soldatengeist soll nicht bloß draußen in den Schützengräben, sondern er soll auch bei uns im Lande brausen. Fort mit allem Klagen und Jammern, mit aller Miesmacherei! Frische Zuversicht soll jetzt unser ganzes Volk belebend durchdringen, je länger, um so trutziger! Und wie hängt uns nach durchgekämpftem Siege der deutsche Himmel voller Zukunftsaufgaben! Wie werden wir da zufassen und anfassen dürfen! Da darf die große Zeit kein kleines Geschlecht finden. Mutig hinein in die neuen Möglichkeiten, und schon vorher an sie glauben! Auch im Leben der Völker heißt es: „Frisch gewagt ist halb gewonnen!" „Feiger Gedanken bängliches Schwanken, weibisches Zagen, ängstliches Klagen wendet kein Elend, macht dich nicht frei. Allen Gewalten zum Trutz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen, rufet die Arme der Götter herbei!"

Aber auch schon jeder einzelne kann sich niemals genug zurufen, wie sehr der fröhliche Glaube an das Können schon der halbe Weg zum Können ist. Wir stecken ja im Grunde alle noch immer voll neuer Werdemöglichkeiten. Aber sie sind uns verborgen. Die meisten Menschen kennen sich selbst nur von der Seite ihres alten Adams, des trägen und verbrauchten Gewohnheitsmenschen. Sie sind sich selbst zunächst ein Geheimnis und ahnen nicht, wieviel Neues, das ihnen selbst unbekannt ist, in ihnen schläft. So gibt es manchen, der seinen Leiden und Gebrechen nachgibt, der da meint, in seinem Falle nütze es ja doch nicht, sich zusammenzunehmen. Die körperliche Maschine sei einmal entzwei. Nein, wenn nur der Wille nicht entzwei ist, dann lassen sich auch noch aus einem kranken oder verstümmelten Körper die erstaunlichsten Leistungen herausholen.

Der jetzige blutige Krieg beraubt, Gott sei es geklagt, so viele brave Soldaten ihrer gesunden Glieder. Gerade diesen Kriegsbeschädigten und ihnen ganz besonders muß man es immer wieder zu-

rufen[47]): „Verzagt und verzichtet nicht im Lebenskampfe! Betrachtet euch nicht als unnütz gewordene Glieder der Gesellschaft! Ihr könnt noch alle Fähigkeiten, die ihr zu eurem Fortkommen braucht, entwickeln. Wollt nur und laßt nicht locker! Der Wille siegt! Glaubt, daß ihr könnt! Dann werdet ihr können. Dann holt der Glaube ‚ich kann's' alle Willens- und Tatkräfte des Könnens von selbst aus der Seelentruhe, in der sie vorher verschlossen waren."

An leuchtenden Beispielen aus unseren Tagen fehlt es nicht. Es läßt sich von manchem verstümmelten Krieger berichten, der, so aussichtslos seine Lage zuerst erschien, es mit eiserner Geduld und Zähigkeit fertigbrachte, sich doch wieder zur Tüchtigkeit für den bürgerlichen, ja militärischen Beruf heraufzuarbeiten. Ein Hauptmann Br. im zweiten rheinischen Feldartillerieregiment hatte in der Marneschlacht sein linkes Bein bis zur Mitte des Oberschenkels verloren. Er schreibt über sich: „Mit meinem künstlichen Bein ging ich sofort und begann nach wenigen Tagen zu reiten auf Grund ganz eigenen Entschlusses. Selbst meinem Professor war dies ein anscheinend ungeheuerliches Unterfangen. Nun bin ich fast schon wieder vier Monate in der Etappe im Feindesland. Mein Reiten ist längst über das Stadium des Versuches hinausgediehen. So sind z. B. leichtere Sprünge an der Tagesordnung. Mir geht es ausgezeichnet, und vielleicht ist der Tag nicht fern, an dem ich mich ganz nach vorn gemogelt habe."

Einem Unteroffizier E. war der rechte Unterarm zerschossen, und dieser mußte amputiert werden. Er versuchte bald mit der linken Hand zu schreiben und übte so unermüdlich und erfolgreich, daß er rasch dieselbe Schreibfertigkeit gewann, die er früher mit der rechten Hand besessen hatten, und als Schreiber wieder dienstbrauchbar wurde.

Das sind Männer, die schon von vornherein nur mit dem Leibe, nicht mit dem Willen invalid geworden sind. Anderen stehen genug Anstalten offen, wo sie im systematischen Unterricht Hilfe zur Selbsthilfe erfahren. Heute hat kein Verstümmelter mehr Ursache zu verzweifeln. Wir dürfen allen Kriegsverletzten mit beschädigten Gliedern zurufen: „Es gibt kein Invalidentum mehr, wenn nur der eiserne Wille da ist, es zu überwinden. Versuche es, und es wird dir gelingen!" Dem Mutigen gehört auch in diesem Sinne die Welt.

Ich habe bisher von Gefühlen gesprochen, die den Willen

spannen und ihn sieghaft machen: von jenem Tod- und Notgefühle furchtlosen Ingrimms eines Tapferen, der von Feinden umstellt ist, und jenem anderen Lebensüberschwanggefühle frischen Wagemuts in friedlichem Ringen von Einzelnen und Völkern. Aber der Wille braucht, um sich zu spannen, auch Vorstellungen. Gefühle kurbeln den Willen an, Vorstellungen bestimmen ihm das Ziel. Jene sind die Sehne, diese sind der Pfeil des Willens. Der Wille muß ein Ziel haben. Kein Ziel haben entnervt, Zielvorstellungen aber beleben den Willen. Freilich ist dieser kein künstliches Instrument. Seine Sehne und sein Pfeil liegen nicht lose aufeinander, sondern stehen in organischem Kontakt, so daß Gefühle nicht ohne Vorstellungen, Vorstellungen nicht ohne Gefühle wirken können. Hinter obigem Grimmgefühl stand die Vorstellung „Du mußt!". Hinter dem frischen Wagemut des Lebens steht die Vorstellung „Du kannst!". So müssen auch hinter den Vorstellungen Gefühle stehen. Es muß sich irgendein Interesse mit ersteren verbinden. Die Vorstellung muß, wie man auch wohl sagt, gefühlsbetont sein. Die reinen Vorstellungen wirken nicht auf den Willen. Z. B. die bloße Vorstellung eines beliebigen Menschen, sagen wir Wilson, energisiert meinen Willen nicht. Sie läßt mich gleichgültig. Mein Wille ist aber sofort straff und belebt, wenn es die Vorstellung meines Freundes oder Feindes ist. Jetzt ist sie für mich Motivvorstellung, Beweggrund geworden.

Sollte nicht vielleicht die willensbewegende Kraft, die eine Vorstellung ausübt, abhängen von der Art des Interesses, das hinter ihr steht? Vielleicht, daß nicht alle Motivvorstellungen den Willen in gleicher Weise energisieren. Damit stehen wir schon bei dem Punkte, der uns die Sonne „Du sollst!" im Willensleben erblicken lassen wird. Ich meine es so: Der Mensch ist ein Doppelwesen. Zwei Seelen wohnen in jeder Brust. In jedem schlummern nämlich zwei sehr verschiedene Gattungen von Motiven. Das eine sind die Beweggründe seiner sinnlich-selbstischen, und das andere sind die Beweggründe seiner sozial-geistigen Natur. Vielleicht ist es nicht gleichgültig für die Willensenergie, ob sie mehr durch die sinnlich-selbstischen oder mehr durch die sozial-geistigen Antriebe heraufgepumpt wird, etwa mehr durch die Vorstellung, daß man für König und Vaterland, oder mehr durch die Vorstellung, daß man für den eigenen Nutzen kämpft. Zum Beispiel die Engländer kämpfen für ihren eigenen Nutzen, für das

Geschäft, business. Wir Deutschen kämpfen für König und Vaterland. Bedingt das einen Unterschied in der deutschen und englischen Kriegsenergie?

Meist hört man behaupten „nein"! Vorstellung sei Vorstellung. Jede Vorstellung wirke auf den Willen völlig gleich. Die Bewegkraft der einen, die aus meiner Selbstsucht aufsteige, sie genau so groß wie die Bewegkraft der anderen, die aus dem Idealismus entspringe. Die Stärke des Willens werde nicht dadurch beeinflußt, daß mir diese oder jene Vorstellung das Ziel vorhält, sondern dadurch, daß ich, mit welchem Ziele auch immer, einem egoistischen oder idealistischen, stärker oder schwächer will. Die Vorstellung leihe meinem Willen zwar die Richtung. Die Kraft aber, durch welche er siege oder klein bleibe, gehe von meiner Person aus. Was helfe es z. B. dem idealen Träumer, daß ihn die schönsten und höchsten Ideen bewegen? Darum könne sein Wollen saft- und kraftlos bleiben. Er werde von einem derben Realisten mit gesunder Selbstsucht, in dessen Wollen Erdgeruch wehe, glatt geschlagen.

So übrigens ist der Sinn unserer Fragestellung doch nicht getroffen. Jener derbe Realist könnte Zeiten erleben, wo auch seine Seele in höhere Schwingungen gerät, indem etwa die Vaterlandsidee oder die Idee der Gerechtigkeit bei ihm mobil macht. Unter der Voraussetzung fragen wir: Wird sich nun in seiner Willensspannung ein Unterschied zeigen? Er brauchte sich dessen nicht einmal bewußt zu sein. Er mag denken, seinen Willen beidemal auf das Äußerste gespannt zu haben, ob er früher für den eigenen Vorteil kämpfte, oder ob er jetzt für die Sache des Vaterlandes oder der Gerechtigkeit eintritt.

In der direkten inneren Wahrnehmung mag sich ein fühlbarer Unterschied tatsächlich auch nicht feststellen lassen. Darum könnte solcher Unterschied doch indirekt nachweisbar werden, sei es durch das psychologische, sei es durch das historische Experiment, durch Beobachtungen nämlich allgemeiner Art, wie sich der Selbstsuchtswille und der Ideenwille im Ringen von Menschen und Völkern erproben.

Ich nenne ein Experiment, das freilich noch nicht Ideenwillen und Selbstsuchtswillen nach ihrer siegenden Kraft vergleicht. Es handelt sich dabei nur um Willensrichtungen, die innerhalb des eigenen Interesses bleiben. Aber da treten ganz merkwürdige

Erscheinungen zutage. Ein Knabe, dies ist das Experiment, steht vor seinem Turnlehrer. Der sagt zu ihm: „Da ist ein schweres Gewicht. Das sollst du mit gestrecktem Arme heben!“ Der Knabe strengt sich furchtbar an. Er müht und plagt sich und hebt mit allen Kräften. Aber das Gewicht bleibt stärker als sein Arm. Der Arm knickt immer wieder ein. Der Knabe meint gewiß das Äußerste zu tun, was er kann. Er behauptet, es sei ihm unmöglich, seinen Willen und durch den Willen die Muskeln noch mehr anzuspannen. Aber das bildet er sich nur ein. Er weiß gar nicht, daß es in ihm einen noch ungeweckten Willensrest gibt, der noch über die Kraft geht, die er sich selbst beimißt.

Dieser Rest, der in uns allen ist, läßt sich wecken, immer wecken. Bei uns Deutschen wurde er wach durch die Erkenntnis der furchtbaren Gefahr, in der wir schwebten. Bei jenem Knaben wird er wach durch seinen Ehrgeiz. Wie nämlich verfährt der Lehrer mit ihm, der Turnlehrer, der zu ihm gesagt hatte: „Da hebe das Gewicht!“? Er läßt gleichaltrige, schon vorher eingeübte Kameraden des Schülers herantreten. Einer nach dem anderen stellt sich hin, und einer nach dem anderen hebt das Gewicht. Zuletzt kommt die Reihe noch einmal an unseren Knaben, der es vorher nicht konnte. Siehe da, jetzt auf einmal gelingt es ihm zu seinem eigenen Erstaunen.

Das ist ein Experiment, das man oft macht. Es bestätigt sich immer wieder. Die Kraft des Ehrgeizes, die Furcht, sonst beschämt dazustehen, war über den Knaben gekommen und hat die Willensspannung in ihm heraufgepumpt, durch die er stärker wurde, als er selbst glaubte.

Wir sagen auch im gewöhnlichen Leben oft genug, es sei gut, wenn jemand ein wenig Ehrgeiz habe. Wir wissen, ein solcher kommt besser vorwärts als jemand, der auf allerlei feine und rohe Lust ausgeht, oder als einer, der nur immer möglichst viel Unlust zu vermeiden sucht, also auch die Mühe und Unbequemlichkeit energischer Anstrengungen scheut. Der Bequemlichkeitsmensch und der Ehrgeizige denken zwar beide nur an das eigene Interesse. Aber innerhalb der eigensüchtigen Interessen trennen sich das Streben nach Lust und ein anderes, das uns immer treibt, unseren Personwert zu erhöhen, ob es nun als Sehnsucht nach Ehre, Ruhm, Macht oder dergleichen auftritt. Die Beweggründe aus diesen beiden Interessengruppen sind nicht

gleichwertig für die Willensspannung. Mag auch der Handelnde den Unterschied nicht in sich wahrnehmen, so erweist er sich doch durch die Tat. In dem Knaben unseres Beispieles war zunächst nur die Sinnenseele wach, die ihn, ohne daß er es merkte, vor der größeren Anstrengung, deren er, wie sich nachher zeigte, ganz wohl fähig war, zurückscheuen ließ. Sie spiegelte ihm etwas als seine größte Anstrengung vor, was noch nicht seine größte Anstrengung war. Dann aber erwachte in ihm durch den Ehrgeiz eine neue Seele, ein neuer Geist, der ihn über den Gegensatz von Lust und Unlust, über das bloß Seelenzuständliche, hinaushob und die Kraft seiner Person, des Lust- und Unlust-Trägers ins Spiel setzte. Der Knabe griff eben tiefer in sich hinein, oder vielmehr er erlebte etwas, das tiefer in ihn hineingriff. Er bekam statt des Schlafwillens, der gerade ausreicht, die gewöhnlichen Verrichtungen zu tun und gleichsam nur mit der Seelenoberfläche arbeitet, durch den Ehrgeiz einen Wachwillen, der ihm aus tieferen Gründen seines Wesens neue Kräfte schuf.

Gibt es nicht vielleicht noch tiefere Seelengründe in uns, die der Herd noch stärkerer Willensenergien sein könnten? Wir sind ja zuletzt nicht bloß Individuen, reine Ichwesen, sondern das Blut unserer Stammesgemeinschaft lebt in uns, wir sind nichts als Zellen, die aus dem Mutetrboden eines Volkstums hervorgesprossen sind, von dessen Geist wir in rätselhafter Weise durchwest werden. Wir sind überdies nicht nur Eintagsfliegen, Geschöpfe eines bloß zeitlichen Daseins, sondern sind eingebettet in geheimnisvolle Unendlichkeitskräfte, wir sind Kinder der Ewigkeit.

Diese letzten Zusammenhänge unseres Lebens, seine metaphysischen Bezüge, treten im Tagesdasein des Menschen meist in den Hintergrund. Aber sie sind darum doch da und geben sich in einer besonderen Eigentümlichkeit unserer psychischen Ausstattung sogar deutlich kund: darin nämlich, daß wir nicht nur von sinnlichen und ehrsüchtigen Triebfedern bewegt werden, sondern auch unselbstischer und übersinnlicher Impulse fähig sind. Diese Antriebe werden mächtig, wenn uns Nächstenliebe zu anderen Menschen, soziale Liebe zu menschlichen Gemeinschaften, Ideenliebe zu Wahrheit und Gerechtigkeit ergreifen. Geschieht dies, so ist die letzte Seelentiefe in uns aufgewacht. Jetzt fängt die Pflicht- und Ideenseele in uns zu leben an. Sie sagt zu uns: „Du sollst!“ Das Wollen, das aus dieser innersten

Wurzel unseres Seins aufsteigt, hat gegenüber allem anderen Wollen eine neue Qualität. Wir, als Selbstzweck unseres Handelns, sind darin ausgeschaltet. Wir haben aufgehört, unter der Bedingung unseres eigenen Ich zu stehen, sondern wollen, was wir wollen, unbedingt. Nun erst, meine ich, kann auch die Anspannung unseres Willens restlos werden, unser Wollen bis auf den letzten Rest energisiert sein, weil es in seiner Qualität bedingungslos geworden ist.

Wir brauchen, um dies einzusehen, nur zu vergleichen. Solange in einem Menschen nur die Bequemlichkeits- oder Sinnenseele wach ist, verhält er sich nicht anders, als jener Knabe, der zuerst instinktiv vor der vermehrten Anstrengung zurückgeschreckt war. Er schont sich. Er schont sich, sobald ihm sein Tun ein gewisses Maß von Unlust beschert. Die Energie des Handelns ist, ohne daß er deutlich weiß, durch die Furcht vor allzu gehäufter Unlust gelähmt und begrenzt.

Anders schon derjenige, in dem Nützlichkeitsgeist lebt. Ihn trägt seine Seelenartung über die Furcht- und Unlustbedenken des Augenblicks glatt hinweg. Er wird, wo es sein muß, um künftiger Vorteile willen, die größten Nachteile des Augenblicks in Kauf nehmen. Nur das Leben wird er nicht freiwillig daran wagen. Denn aller Begriff von Vorteil verliert seinen Sinn, wenn das Leben verloren geht.

Noch höheren Schwunges ist der fähig, der von Ehrgeiz beseelt ist. Nicht mehr die Rücksicht auf Lust, auch nicht einmal die Rücksicht auf Leben begrenzt notwendig sein Tun. Es kann sich bis zur Höhe der Selbstopferung steigern, wenn nämlich künftige Schande unvermeidlich erscheint. Wem das freilich nicht so erscheint, wer sich vom späteren Leben noch mancher Möglichkeit versieht, daß ihm neue Personwerte zufließen, der wird sich hüten, den Einsatz des Lebens zu wagen. Unbedingte Selbsthingabe gibt es hier nicht. Eines Handelns, das ihm ohne Entgelt im Leben oder Tode alles Eigene kostet, ist er nicht fähig. Die Kraft, die der Ehrgeizige aufbringen kann, ist wahrlich eine große Kraft. Aber auch sie stammt doch nur aus der selbstherrlichen und selbstsüchtigen Oberfläche unseres rätselhaften Daseins.

Erst wenn mit dem Aufleben unserer unselbstischen und übersinnlichen Impulse der Pflicht- und Ideengeist über uns kommt, hört der ganze Wille sich zu schonen auf. Dann wirbt und wirkt nur noch der Gedanke „Es kommt gar nicht auf mich, sondern nur noch auf

meine Kraft für die Sache an", und dieser Gedanke löscht das Ich als Ich aus, um es nur noch in bedingungslose und darum restlose Kraft zu verwandeln.

Bei dieser Sachlage hat es gewiß einen Schimmer von Berechtigung, wenn wir sagen: Der Ehrgeiz und Nützlichkeitssinn sind gewiß gute Willenswecker. Sie laden den Willen mit Pulver. Aber Pflicht und Ideen sind noch bessere Willenswecker. Sie laden den Willen mit Dynamit. Die größte Kraft entspringt aus der von Begeisterung getragenen Selbsthingabe. Sie stammt aus Ewigkeitstiefen in uns. Begeistert, so nennen wir einen Willen, der von unselbstischen und übersinnlichen Impulsen bewegt wird. Der Blick auf den eigenen Vorteil kann wohl Eifer und heißes Bemühen, aber wahrlich keine Begeisterung schaffen. So hatte es Fichte gemeint, als er 1808 in seinen Reden dem deutschen Volke zurief: „Immer und notwendig siegt Begeisterung über den, der nicht begeistert ist." Das war nicht bloß eine Phrase. Es wird von der Geschichte bestätigt.

Es wurde in den Befreiungskämpfen 1813/14 bestätigt, und es scheint sich wieder zu bestätigen, wenn wir auf unsere Zeit sehen. Das Ungeheuere und Große dieser Zeit empfinden gewiß auch unsere Feinde. Auch bei ihnen kommt dadurch in den Willen ein gewisser Seelenschwung hinein, am meisten gewiß bei den leicht erregbaren Franzosen und Italienern, schon weniger bei den nüchtern rechnenden Engländern und gar nicht bei den Russen. Aber der romanische Seelenschwung hat etwas Aufgeregtes. Er wirkt mehr in das Gefühl als in den Willen hinein, und was davon in den Willen hineinwirkt, kommt nur auf Rechnung einer Ehrgeizseele. Das deutsche Wesen dagegen zeigt nicht flackernde Erregung, sondern beherrschte Ruhe. Da spannt und konzentriert den Willen ein herbes und strenges Pflichtgefühl, das die Selbstgerechtigkeit und den blinden Verleumdungsdrang dämpft und herb und streng auch noch mit sich selber ist. Darum siegt der Deutsche über den äußeren Feind.

Aber nicht nur nach außen zeigt sich die kräftige, den Willen spannende Macht der idealen Antriebe. Sie tritt selbst in den friedlichsten Zeiten darin hervor, daß ohne ideale Antriebe des Leben nicht auszuhalten wäre. Denn die kleinen Ziele, welche nur unseren selbstischen und sinnlichen Bedürfnissen dienen, vermögen der Seele keinen Schwung einzuhauchen. Man geht ihnen nach, um des Da-

seins Notdurft zu befriedigen. Aber sie haben es nicht in sich, daß sie die Gedanken und das Herz weiten. Ein Denken und Wollen, das in solchen kleinen Zielen aufgeht, verfällt unheimlich rasch jenem lähmenden Einflusse der Gewohnheit, von dem oben die Rede war. Sie spinnt ihre verstaubenden Fäden darum und schnürt das Wollen und Denken, das schon von Hause aus eng ist, in immer noch engere Kreise. Bis es zuletzt alle lebendige Elastizität verloren hat und völlig mechanisiert ist, gleich einem Uhrwerke, das, aufgezogen, immer denselben Weg umläuft.

Je größer aber das Ziel, von um so mehr Seiten her beschäftigt es die Seele und hält ihre Willensmöglichkeiten in stets frischer Spannung. „Im kleinen Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken." „Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Seele aufzuregen." Der tiefe Grund der Seele, das sind die unsinnlichen und unselbstischen Antriebe, die im Alltagsleben über den sinnlichen und selbstischen nicht zu Worte kommen. Der große Gegenstand, das sind Ideen, wie Vaterland, Gerechtigkeit, Wahrheit, die jene übersinnlichen und unselbstischen Antriebe in uns wecken.

Diese „Ideen" bringen uns den inneren Willenssieg auch noch über die Spinne „Gewohnheit". Vermögen sie doch mit unserem Alltagsleben in Beziehung zu treten und ihm von ihrem Schwunge mitzuteilen, so daß es erst lebenswert wird. Welcher Segen ist es z. B. für jeden Menschen, daß er mit der Fähigkeit sozialer Regungen in den lebendigen geschichtlichen Zusammenhang seiner Nation hineingestellt ist! Dadurch wird ermöglicht, daß im Rahmen dieser Gemeinschaft auch seine eigene Arbeit, und sei sie noch so klein, wenn sie nur nützlich ist, eine neue Bedeutung über ihn selbst hinaus gewinnt. Sie erscheint als Teil des großen Arbeits- und Kulturwerkes, das jene ganze völkische Einheit von Menschen auf dieser Männererde zu leisten berufen ist. Je größer das Gemeinwesen ist, dem der einzelne angehört, um so glücklicher ist er in dieser Beziehung daran. Denn um so größer wachsen die Ziele des Ganzen, und um so mehr nehmen sie in ihren Schwung und ihre Größe auch das Tagewerk des einzelnen hinein. Das Pathos des Ganzen teilt sich jeder einzelnen Zelle mit, durchdringt sie mit neuem Lebensstrome und verhindert, daß die Seele der einzelnen Zelle, nämlich des einzelnen Menschen

versauert, saft- und kraftlos, zu einer Krüppelgestalt wird. Die große nationale Seele erwacht neben der individuellen. Ihre Schwingungen begleiten die der letzteren wie eine heilige Musik und hauchen auch der kleinen Arbeit die Energie ein, die nie ermattet. Wir haben dann immer das Gefühl, Hingabe an etwas Höheres zu leisten, und das brauchen wir zur Willensfrische und Seelenfreudigkeit! Von Opfern und Hingabe lebt die Seele, auch die Volksseele. Ihre letzte Tiefe ist nicht Selbstsucht, sondern Sehnsucht nach Reinem und Ewigem. So erwächst, wenn wir uns ans Vaterland, das teure, anschließen, unendlicher Reichtum in uns selber. Jeder, der nicht seine Seele dem großen Leben, in dessen Atem er atmet, zu öffnen weiß, ist zu bedauern. Seine Seele gleicht einem Motor, der auf halbe Kraft gestellt ist. Die höchste Seelenspannung, die lebhafteste Energie im Kampfe gegen die innere Verarmung des Lebens bleibt ihm fremd.

Freilich mag mancher nicht über sich selbst hinaus gesteigert werden. Das Sinnlich-Selbstische, das Allzumenschliche in seiner Natur stemmt sich dagegen. Das lockt ihn unaufhörlich zu eigener Bequemlichkeit und eigenem Wohlsein und macht ihn geneigt, die Last und Anstrengung für das Allgemeine der Zeit immer wieder von sich hinweg auf die anderen zu schieben. In der Zeit des sinkenden Altertums kam ein Sprichwort auf, das solcher staatsflüchtigen Gesinnung Ausdruck lieh, „bene vixit, qui bene latuit". Was scheren mich die öffentlichen Angelegenheiten, wenn ich nur meine Privatfreuden und Privatprofite habe!

Es gibt ganze Perioden des Rückschritts im Motivleben der Menschen, wo die idealen und sozialen Antriebe brach liegen und die sinnlich-selbstischen allein das Wort führen. Dann schrumpfen die Seelen zusammen, und die Willen verkrüppeln. Große Zeiten sind dagegen stets Zeiten des fortschreitenden Motivwandels, das heißt, die sinnlich-selbstischen Antriebe treten zurück, und die sozialen und ideellen flammen auf. Die Seele gleicht nun einem Motor, der mit voller Kraft, ja mit Kraftüberschuß arbeitet. Aber es gilt dann auch, die auf Betätigung gespannten, von vaterländischer Energie erfüllten Willen rechtzeitig so zu lenken, daß sie sich auf bestimmte Aufgaben konzentrieren, ehe sich die lebendige Kraft verflüchtigt!

Ich sagte es schon einmal: kein Ziel zu haben, entnervt den Willen. Aber auch nur ein negatives Ziel, wie etwa daß man um

seine Existenz zu kämpfen hat, kann die Seelen nicht auf die Dauer beschäftigen. Alle die gesammelte Energie, mit der eine große Stunde die Seelen beschwingt hat, muß konzentriert bleiben. Sonst verzettelt sie sich. Es geht ihr sonst, wie mit der Elektrizität, die an einer Stelle plötzlich entstanden ist und nach allen Richtungen in die weiche Luft entweicht, weil ihr kein Leiter von Stahl dargeboten wird. So braucht jedes zu Tat und Willen erweckte Volk sichtbare Wege für seine nationale Energie. Das kostbare Fluidum darf nicht in dürftigen Alltagsempfindungen, mit mattem Zuwarten, einem trägen Gehen- und Laufenlassen der Dinge verloren gehen. Selbst wenn sich positive und negative Elektrizität unter Blitzen ausgleichen, ist es besser, als wenn sich die gespannte Kraft nach allen Richtungen der Windrose matt verflüchtigt. Fehlt es an großen nationalen Zielen und Fernsichten, so kommt es bald wieder zum rückschreitenden Motivwandel, sobald die Nähe der gemeinsamen Gefahr nicht mehr empfunden wird. Es erwachen dann in jedem einzelnen wieder seine Privatziele. Seine individuellen Sorgen und Angelegenheiten beginnen von neuem, das Denken und Wollen auf sich zu ziehen. Er geht wieder mit seinen Alltagsgesichtspunkten auf seinen Alltagswegen und reibt sich in tausend kleinen Fragen des Neids, der Eifersucht und Rechthaberei an seinem Nächsten, während ein höheres gemeinsames Ziel sie alle zusammen zu gemeinsamem Fühlen und Wollen bleibend zusammenschließen könnte. Ein Völkerwille ohne Völkerziele, das ist ein Schwengel ohne Glocke!

Es ist nun aber eine besondere Sache um Völkerziele. Halb wählt sie sich jede Nation, halb werden sie ihr gegeben. Sie werden ihr gegeben durch geschichtliche Ereignisse, in die sie hinein verflochten wird. Oft wird sie von Situationen gleichsam überrascht, in denen sie sich auf einmal findet, ohne vorher im Traume daran gedacht zu haben. Wege, Möglichkeiten tun sich nun auf, die vorher verschlossen waren. Im Drange der Stunde erschaffen sich Forderungen, die weit über die Stunde hinausreichen und, ergriffen oder nicht ergriffen, das Schicksal des Volkes für immer beeinflussen können. Das meinte ich, wenn ich sagte, daß jeder Nation die Ziele ihres Handelns zum Vordringen oder Zurückweichen, zum Erfassen oder Verzichten, zum Amboß- oder Hammersein gegeben werden.

Zur anderen Hälfte aber werden sie von ihr gewählt. Jedes

Volk hat ja seine guten und übeln Eigenschaften. Mit den guten geht es seinen Weg zur Höhe, mit den übeln geht es seinen Weg zum Niedergang. Mit diesem Gemisch von Eigenschaften steht es den Ereignissen, die an es herantreten, gegenüber, mit Entschlossenheit oder Unentschlossenheit, mit glücklicher Geistesgegenwart, das Neue neu zu nehmen, oder mit matter Unfähigkeit, aus altgewohnten Gesichtspunkten und selbstquälerischen Bedenken herauszutreten, mit kaltem Nützlichkeits- oder heißem Ehrgeizblick oder aber mit treuer Bereitschaft zum einfach Nötigen; mit blindem Übermut, der keine Schwierigkeiten sehen will, ängstlichem Kleinmut, der vor jeder Schwierigkeit zurückschreckt, oder dem echten richtigen Mut, der die Schwierigkeiten sieht, aber tapfer auf sich nimmt, weil es sein muß. Je nach der Eigenschaft, die in dem betreffenden geschichtlichen Augenblicke in der Majorität des Volkes oder in der Majorität derer überwiegt, die es gerade leiten, wählt das Volk oder wird für es gewählt, und seine Geschicke erfüllen sich im Guten oder Bösen.

Wenn ich mir das deutsche Volk in seiner großen Stunde der Wahl denke, die aus diesem Kriege einst kommen mag, dann möchte ich es so sehen, wie einst einer seiner besten und deutschesten Männer in schwerer Wahl fest und furchtlos stand, wie Luther auf dem Reichstage zu Worms. Er war nach dem Urteile der Welt ein Gottesverletzer. Denn er wendete sich gegen geheiligte Institutionen, in denen die religiösen Empfindungen ganzer Völker verankert waren. Er wußte auch selbst, daß er gegen ein göttliches Gebot verstieß, das ihm Gehorsam befahl gegen die Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte. Er hätte auch unbedingt unrecht gehabt, hätte er es mit der Absage an das Papsttum als ein Ruchloser gehalten, der aus blindem Belieben geschichtliche Traditionen brechen wollte. Niemand kann, wie ein altes Sprichwort sagt, gegen Gott kämpfen aus eigener Willkür heraus, wohl aber mit Gott selbst. So war es bei Luther. Er ergriff in dem, was ihm zu tun gegeben war, das höhere Gottesgebot und ging gegen den alten Weg, den bis dahin Gott in der Kirche gegangen war, mit Gott seinen neuen Gottesweg.

Gott ist mit dem deutschen Volke bisher manchen lehrreichen Weg gegangen. Vielleicht will er mit ihm neue Wege gehen. Wird dereinst unser Wille zu diesen neuen Wegen ein rechter fester Lutherwille sein, nicht geboren aus Übermut, aber auch weltenfern von

furchtsamen Bedenklichkeiten und falscher Vertrauensseligkeit, im schlichten Bewußtsein der erkannten Aufgabe, ohne abergläubische Scheu vor alten, zerbrochenen Tafeln, dann wird es wohl nach der militärischen Niederzwingung der Feinde, die wir erhoffen dürfen, so Gott will, auch von diesem Willen, einem deutschen Ideen- und Pflichtwillen, in der Weltgeschichte heißen: In dem Willen vollendete sich der deutsche Sieg!

Der Weg zum deutschen Wesen auf humanistischer oder idealistischer Bahn?

Erschienen unter dem Titel „Vervollkommnungs- und Verwesentlichungs-pädagogik" in der Monatsschrift „Nationale Erziehung" 3. Heft 1930

Das Scheinideal der Vervollkommnung

Der Mensch ist zunächst, wie alle die anderen Lebewesen, die die Erde trägt, ein Naturgeschöpf, und zwar das stärkste und selbst-bewußteste unter ihnen. Er ist intellektuelle Macht, die sich als solche weiß, sich allenthalben behaupten, allenthalben ausbreiten will. So hat die stammesgeschichtliche Entwicklung in tausenden Geschlechterfolgen den Menschen gemacht, und das hat seine nächste Art zu sein, zu sehen und zu handeln bestimmt. Aber im Menschen ist auch etwas Ungeborenes jenseits alles dessen, was biologische Entwicklung zu erschwingen vermag. Eine Tiefe ist in ihm, die niemals aus seinen Anlagen und Fähigkeiten hervorbrechen, sondern nur durch sie hindurchbrechen kann. Eine innere Heimlichkeit ist in ihm, die ihm ohne Gestalt bewußt ist, und immerfort nach Gestalt bei ihm strebt. Bei aller Selbstsicherheit, in der das biologische Ich einhergeht, fehlt uns, merken wir, die Wahrheit eines Selbst. Sie ist als Sehnsucht wirksam, nicht als Gestalt gegeben. In das Ja unseres Daseins klingt ein Nein unseres Wertseins.

Dieser doppelten Gegebenheit des Menschen entspricht eine doppelte Art der Erziehung.

Der Westeuropäer ist erfüllt von dem Ja seines Daseins. Wenn er Ich sagt, meint er sein in Selbstbehauptung sich auslebendes, vom Machtwillen getragenes biologisches Leben. Dieses ist der Gegenstand auch seiner pädagogischen Veranstaltungen. Es ist bezeichnend, daß in Spanien durch Vives, in Frankreich durch Montaigne, in England durch Locke, jener pädagogische Individualismus aufkam, den nachher

Rousseau entscheidend fortgesetzt hat. Der Bildungsgedanke des Westeuropäers ist, daß man nur voll zu entfalten brauche, was in einem ist; denn werde die vollkommene menschliche Persönlichkeit erreicht.

Für den Deutschen ist der Hervorgang der Persönlichkeit aus der Individualität ein überindividuelles Ereignis. Er geschieht nicht dadurch, daß wir unser Vorhandenes entfalten, (wer wären denn auch diese fertigen „Wir"?), sondern daß sich in uns schafft, was nicht in uns vorhanden ist. Ein Unendliches, das sich in einer schöpferischen Ergriffenheit anmeldet, die über uns kommt, will sich in uns beleben, und dabei widerfährt uns, daß wir verwesentlicht, in Persönlichkeit verwandelt werden. Das Bild dessen, was man werden soll, vollendet sich nie anders, als im Tiegel der Unendlichkeit. So erlebt der Deutsche Persönlichkeit.

Bei Luther hieß der Tiegel der Unendlichkeit „Glaube", bei Kant „Pflicht", bei Fichte „Idee". Zur Zeit des alten Humanismus war davon nichts bekannt, am wenigsten gab es eine entsprechende pädagogische Theorie. Diese liegt heute noch im Argen. Es gab damals nur ein negatives Bewußtsein von dem, was zum Wesentlichwerden des Menschen gehört. In dem hitzigen Streben der damaligen Humanisten, den deutschen Menschen auszuziehen und den lateinischen anzuziehen, steckte, verdunkelt und verzerrt, ein Stückchen jener deutschen Sehnsucht, aus der Armut der Seele in erfüllenden Gehalt zu treten. Die metaphysische Spannung, die den bloß biologischen Menschen mit innerem Ungenügen durchdringt, verkleidete sich den Humanisten in die Nichtachtung ihrer volkseigenen Art, in Sucht, sich mit den geistigen Schätzen des Auslandes zu erfüllen. Der deutsche Humanist aller Zeiten glaubt, was ihm fehlt, aus der Fremde einholen zu können, die ihm schöner dünkt als die Weise, wie er sich selbst gegeben ist. Erst wollte man römisches Wesen in sich hineinpflanzen, dann französisches, dann griechisches, und immer meinte man in der Blüte solchen Wesens selbst zu blühen. Den Deutschen verzehrte am meisten die Sehnsucht nach neuer Innerlichkeit, und so wurde er der Minorit Europas. Je mehr ihm der Wert des eigenen Volkstums verblaßte, um so heller strahlte ihm das fremde. Wenn er es in sich einеigene, dann, dünkte ihm, stehe auch er auf der Höhe des Menschentums. Daher die Eitelkeit der Humanisten. Sie ist zugleich ein Zeichen, daß

Nachahmung der Weg zur Verwesentlichung nicht ist. Auf dem Wege zur Verwesentlichung vergeht alle Eitelkeit.

Nach der Reformation sieht der Schulbetrieb anders aus. Nicht das eine Lateinisch herrscht, sondern es ist Griechisch (nebst Hebräisch) hinzugetreten. Später gesellte sich Französisch (nebst Englisch) hinzu. Nicht mehr der Zug nach Verwesentlichung ist jetzt die letzte, wenn auch unausgesprochene Triebfeder; wo sich dieser Zug regt, da tut Eines not, nicht Vielerlei. Aber daß man eine Vielheit von Dargebotenem in sich aufzunehmen strebte und der Jugend zur Aufnahme bot, das entsprach einem anderen Bedürfnis, nämlich jenem, nicht nur auf einer Saite zu klingen, sondern auf möglichst vielen anderen Saiten anzuklingen, sich durch Fremdes zu ergänzen, gegenständlichen Reichtum aller Art in sich einzusammeln.

Das Bildungsbedürfnis glitt damit auf eine andere Ebene hinüber. Es verließ die Tiefenschicht der Seele und siedelte sich auf biologischem Acker an. Gehört es doch zur Art biologischen Lebens, daß es unter Aneignung wachsen will. Nicht nur die neueren Sprachen, sondern auch die Realfächer fanden Eingang in den Unterricht. Gewiß gaben dort praktische Bedürfnisse, die Rücksicht auf leichteren Verkehr mit den Nachbarvölkern, hier die Verwertbarkeit, die den Ergebnissen der Naturwissenschaften eignete, den unmittelbaren Anstoß, daß vermehrter Stoffreichtum in die Schulstuben strömte. Aber eben davon wurde das Bedürfnis nach seelischer Ausweitung geweckt und auf zunehmende Befriedigung gestimmt; bis es förmlich ins Bewußtsein trat und jene Überfütterung auf sich zog, die man als „allgemeine Bildung" bezeichnete.

Damit, daß man anfing immer neue Stoffe in das Schulleben einzuführen, begann die Vervollkommnungspädagogik ihren Einzug in das deutsche Erziehungswesen zu halten. Das Streben nach Vervollkommnung kann bedeuten, daß man sich nach allen Richtungen auszuweiten sucht. Hinter diesem Streben steht unser biologisches Ergänzungsbedürfnis. Vervollkommnung kann andererseits bedeuten, daß man seine Anlagen in vollem Umfange zu entfalten sucht. Hinter solchem Streben steht unser biologisches Entwicklungsbedürfnis. Im ersten Sinne bedeutet Vervollkommnung „Vervollständigung". Je mehr Gehalt man einholt, um so größer der Gewinn. In der Fülle allseitiger Aneignung gipfelt

diese Art der Vollkommenheit. Vorher war es ein Kulturgehalt, den man mit Verwesentlichungshunger suchte. Anstelle dessen sind jetzt viele Wissensgebiete getreten, die den Ergänzungshunger stillen sollen. Der deutsche Mensch beginnt sich zu intellektualisieren. Von dem Pfade der Verwesentlichung ist er weiter entfernt als je.

Als eine zweite Weise, sich zu vervollkommnen, wird Entwicklung empfunden. In dieser Richtung geht die Entwicklungspädagogik, die Rousseau angebahnt hat. Rousseau hat das pädagogische Prinzip der Kraftentwicklung entdeckt, daß den Anlagen, die zur Entfaltung drängen, Nahrung gegeben werden müsse, damit sie wüchsen und zu Kräften und Tugenden würden. Es ist ein Hauptsatz dieser pädagogischen Theorie, daß alle Kräfte als unentfaltete Anlagen schon keimhaft im Menschen liegen, und daß es nur auf ihre Weckung und Ausbildung ankommt. Der Mensch, der sich allseitig entwickelt oder allseitig entwickelt wird, werde eben dadurch vervollkommnet. Er werde reicher differenziert. Quantität, Intensität und Mannigfaltigkeit des Vermögens wachsen. Er wird ein kraftvoller und in diesem Sinne tugendhafter Mensch.

Was an die Anlagen als Reiz, Anregung, Nahrung herangebracht wird, läßt sie nach dieser Auffassung nur für ihre Regsamkeit und Verzweigung gewinnen. Mehr ist nicht nötig; nicht daß die Kräfte der Anlagen selbst auf ein neues höheres Niveau gehoben werden könnten oder sollten. Der Mensch gilt für „gut" von Natur. Seine natürliche Güte bestehe in der gegebenen Gunst seiner Anlagen. Das Bildungsgut wird ihm dargeboten, damit sich seine Kräfte üben, nicht damit sein Wesen verwandelt werde. „Persönlichkeit" bedeutet hier die vollentfaltete biologische Individualität, nicht mehr, noch weniger. Was man „geistige" Regsamkeit des Menschen nennt, ist das harmonische Spiel seiner Kräfte, und die Erfüllung derselben mit ausweitenden Vorstellungen, die wie ein Register sind, auf das hier diese, dort jene Saite im Seelenklavier sofort anklingt. In solchem Spiele seiner Kräfte wird der Mensch überlegen gemacht über alles, was an ihn herantritt. Er hat im Sinne dieser Pädagogik seine Vollkommenheit erreicht, d. h. er hat die Fähigkeit gewonnen, auf jegliche Reizung hin mit dem Spiele aller seiner Kräfte zu antworten, so zwar, daß jede Kraft in ihrer vollen Verzweigung spielt, und daß sie alle harmonisch spielen.

L e i b n i z' Lehre von der sich selbst genügenden Monade, deren Sittlichkeit in ihrer Vollkommenheit bestehe, begünstigte die Verbreitung dieser pädagogischen Theorie auch in Deutschland. Noch Pestalozzi war ihr mit einem wesentlichen Zuge seines Denkens verfallen. Hierin gehört gerade seine Meisterlehre, alle Anlagen des Zöglings in der geordneten Form eines A B C zu entfalten, um Kräfte daraus zu machen, jede folgende stufenweise aus der vorhergehenden hervorzutreiben. Bei ihm finden wir jene verhängnisvolle Dreiteilung der Kräfte in Kräfte des Kopfes, des Herzens und der Hand, die so natürlich scheint und doch so verworren ist. Sind doch die Kräfte des Herzens die „Anlagen" zu Glauben und Sittlichkeit! Was den verwesentlichten Menschen als sein neues Leben daherträgt, die göttliche Ergriffenheit des Glaubens, die sittliche der Pflicht, dafür wird eine gegebene Anlage im Menschen angenommen, aus der es schulgerecht hervorzulocken sei.

Zudem mußte die Meinung begünstigt werden, daß das menschliche Wesen in jene Urtätigkeiten aufgeteilt sei, und daß die ganzheitliche Bildung des Menschen darin bestehe, daß Schritt für Schritt die Anlagen des Kopfes, des Herzens und der Hand geweckt würden und als geweckte harmonisch zusammengriffen, „gleich einem Instrumente, dessen rein gestimmte Saiten zugleich andere harmonisch gestimmte Saiten anklingen lassen".

Eben in diesem Worte vom harmonischen Zusammenklingen verbirgt sich ein Gedanke der Vervollkommnungspädagogik, der nur ein Wunschgedanke ist, daß nämlich mit der Ausbildung der K r ä f t e der g a n z e Mensch erfaßt werde und sich vollende. Denn der ganze Mensch i s t nach ihr nicht mehr als das Zusammen der Kräfte, so etwa, wie wenn das Zusammen der Saiten schon das ganze Klavier wäre. Hier stoßen wir auf eine Schwäche der Vervollkommnungspädagogik, der schon P l a t o zu begegnen gesucht hatte mit der Lehre, daß sich die beiden niederen anderen Seelenteile, der verwegene Mutwille und die lodernde Begierde, dem vernünftigen Seelenteile unterzuordnen hätten. Freilich, nie werden die Kräfte, so hoch entwickelt und so fein ausgegliedert sie seien, von selbst zusammenhalten, wenn sie nicht das einheitliche Ich in s i c h zu einheitlichem Ziel zusammennimmt, oder in einheitlichem Entschlusse von s i c h aus ihre Ordnung und Unterordnung bestimmt, oder wenn sie nicht ein inneres Erleben

des Ich einheitlich bewegt. Nur aus einer lebendigen Ganzheit heraus kann Harmonie über sie gebracht werden, nicht daß sie von sich aus zusammenstimmten.

In der Vervollkommnungspädagogik liegt nicht einmal, daß sie verpflichtet sind, zusammenzustimmen. Da nach ihr alle unsere Anlagen ein Geschenk des biologischen Lebens sind, so müssen Wertunterschiede zwischen ihnen abgelehnt werden. Nicht genug also, daß man das geistige Blühen des verwesentlichten Menschen auf biologische Anlagen zurückführt und vermeint, es müsse sich durch Entwicklung derselben erzielen lassen; sondern die angeblichen „Anlagen" des Herzens, die sich zu Glauben und Sittlichkeit auswachsen sollen, gelten jeder Klugheit des Kopfes, jeder Geschicklichkeit der Hand völlig gleichgeordnet. Ja, noch die Vorherrschaft der Vernunft, wie Plato sie gefordert hatte, indem er die Seele wie eine Art Obrigkeitsstaat ansah, erscheint nun unberechtigt. In keiner unserer Neigungen an sich liege etwas Untüchtiges oder von rechtem Menschentum Abweichendes (was biologisch ganz richtig ist), sondern nur, wenn sie verleugnet oder unterdrückt würden, schlage die mißhandelte Natur in seelisches Verdrängungs-Gift, wesenwidriges Denken und Verhalten aus. So braucht sich keine Neigung nach der anderen als der maßgebenden zu richten, womit freilich die Einheit der Individualität zersprengt wird.

Just in solcher Weise spitzt sich unter dem Einflusse politischer Stimmung die Vervollkommnungspädagogik heute zu. Wird nämlich, wie der äußere, so auch der innere Obrigkeitsstaat abgelehnt, so erhält jeder Trieb, sobald er sich zu regen und zu drängen beginnt, seinen Freibrief. Je umzäunter bisher die im Unterleibe sitzende Begierde war, um so zaunloser wird jetzt ihre Betätigung gefordert. Gerade das in unserer Natur, was bisher am „tyrannnischsten" niedergehalten worden war, soll jetzt seinen Platz an der Sonne erhalten, den das unverfälschte Leben wolle. Vernunft sei nicht dazu da, diesem zu befehlen, sondern es zu verstehen, es in der Not und Kraft seiner Instinkte zu würdigen. Warum sollten wir zu einer Harmonie unserer Kräfte verpflichtet sein? Jede habe ihr eigenes Recht. Über ihr Verhältnis zu einander entscheide das Gutdünken. Genug, wenn Vielseitigkeit *in* jeder Kraft gepflegt und nach dem Vielspiele *aller* Kräfte gestrebt würde. Nichts in der menschlichen Veranlagung soll

versteckt bleiben. In jeder Art der Befriedigung, die gerade s e i n e Natur sättigt, soll sich der einzelne freuen.

Sehen wir von dieser Zuspitzung ab, die besonders auf die Anlagen des Unterleibes sieht, so entspricht dem eigentlichen Sinne der Vervollkommnungspädagogik, daß die Anlagen von Kopf, Herz und Hand gleichmäßig gepflegt werden. Keine dürfte zurückbleiben, sonst werde der Mensch eine verkrüppelte Gestalt.

Es ist die Gefahr der Vervollkommnungspädagogik, daß sie die Jugend zu maßlosem Individualismus erzieht und doch wieder die Einheit des Individuums unterhöhlt, indem sie letztere an die Freiheit der einzelnen Triebe preisgibt. Innerhalb der gebotenen Grenzen hat die Vervollkommnungspädagogik ihr gutes Recht, zumal als Dienerin wesenhaften Lebens. Denn dies will sich handelnd gestalten. Dazu bedarf es der biologischen Kräfte, zwischen denen es schon von selbst derart scheidet, daß es bestimmte derselben in Gang setzt und dabei „veredelt", während es andere zurücktreten läßt. Eben deshalb, damit sie wesenhaftem Leben dienen können, mögen und sollen die biologischen Kräfte aus ihren Anlagen hervorgeholt, stark und reif gemacht werden. Nur darf nicht der Irrtum einreißen, als lasse sich das, was in unserm Dasein als wesenhafter Gehalt aufgeht, selbst aus angeborenen Anlagen entwickeln.

Schon rein biologisch angesehen will sich das Leben nicht nur entwickeln, sondern auch bereichern. Es sind immer G e g e n s t ä n d e, die dem Spiele unserer Kräfte rufen und der mit ihnen beschäftigten Seele etwas von sich abgeben. Die subjektive Art der letzteren vermählt sich mit den objektiven Anregungen. Das ist längst bekannt und hat zu jener Überfütterung mit kulturwissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Inhalten geführt, die man „allgemeine Bildung" nennt. Ihr Sinn ist, daß sich durch Aneignung und Eineignung das Blickfeld der Seele weitet, während sich die aneignenden Kräfte entwickeln. Wenn beides zusammentrifft, die Entwicklung aller ihrer Kräfte und der nach allen Richtungen geweitete Horizont der Seele, dann stehe sie, sagt man gern, in ihrer wahren menschlichen Vollkommenheit.

Anderen ist auch dies noch nicht genug. In solcher „Ausweitung" der Seele seien nur die Kräfte des Kopfes berücksichtigt. Ein vielseitiges Wissen sei gewonnen, keine Vielseitigkeit der Seele selbst. Ihr müsse

nach allen Richtungen eine Mannigfaltigkeit von „Werten" dargeboten werden, wissenschaftliche für ihre intellektuellen, künstlerische für ihre künstlerischen, religiöse für ihre religiösen „Anlagen". Überhaupt müsse jede Anlage auf ihrem „Wertgebiete" reich und mannigfaltig gespeist werden. Dann sei der Preis der Vollkommenheit erreicht.

Das sind Abwandlungen der Vollkommenheitspädagogik, die an ihrem Wesen nichts ändern. Der Mensch bleibt nach wie vor rein biologisch aufgefaßt. Er gilt als ein Bündel von Anlagen, und es komme nur darauf an, daß sich diese mit all dem Reichtum der „Werte" erfüllten, auf die sie abgestimmt seien. Hierbei würden sie für die Nach- und Neuschöpfung solcher Werte auch ihrerseits reif.

Aber so lautet unsere Kritik, man wird nicht schon dadurch ein Mensch von Wert und Gehalt, daß sich Anlagen zu noch so wohl entwickelten Kräften gestalten und diese noch so reichen Inhalt in sich aufnehmen, sondern das hängt davon ab, was für ein Leben in einem vorgeht.

Die Kräfte der Verwesentlichung

Der Grundgedanke der Verwesentlichungspädagogik läßt sich gut erläutern, wenn man an die heutige Ganzheits- und Gestalt-Psychologie anknüpft. Der Gehalt einer Gestalt, Ganzheit, Struktur, so lehrt die Gestalttheorie, ist nur aus dem Ganzen selbst verständlich, das sich nur äußerlich gesehen als eine Summe seiner elementaren Teile darstellt. In Wahrheit ist es immer mehr als die Summe der Teile. Die Teile werden von ihm her bestimmt, nicht läßt es sich herstellen als eine Gesellung der Teile. Man denke an eine Melodie mit den Tönen, die in ihr enthalten sind. Es ist nur Schein, daß sie aus ihnen besteht, die in Wahrheit nur ihr eigenes gegliedertes Wesen sind. Dieses Beispiel und andere zeigen, daß die Teile außerhalb ihres Zusammenhanges im Ganzen gar nicht mehr das sind, was sie in diesem Zusammenhange waren. Und umgekehrt, daß sie aus dem, was sie vereinzelt sind, niemals das werden können, was sie im Zusammenhang sind, auch wenn man sie künstlich zusammenfügt. Was sie im Zusammenhang leisten, können sie nicht mehr leisten, wenn man sie vereinzelt; und was sie vereinzelt leisten, ist etwas durchaus anderes als ihre Leistung im Verbande. Diese Leistung wächst ihnen nur aus

dem Verbande zu. Vorher war sie bei ihnen nicht da und kann auch nicht aus den vereinzelten Elementen entstehen; mögen sie sich noch so gehäuft zusammenscharen. Ihre Summe ist stets kleiner als ihre Ganzheit, deren Einheit schon vorher in ihnen wirken muß, wenn ihr Zusammen die Weise der Gestalt zeigen soll.

Eine solche Ganzheit ist alles geistige Leben. Dieses ist entweder Kulturleben oder soziales Leben. Deutlich ist soziales Leben mehr als die Summe der Einzelnen, die sich sozial betätigen. Schon wenn sich zwei Menschen seelisch begegnen, wenn jeder im Du, im andern, lebt, erwächst in ihnen und doch zugleich über ihnen der Geist des Bundes. Sie fühlen, daß in ihr Verhältnis überindividuelle Weihe eingetreten ist.

Dieser göttliche Wesensgehalt, in dem sie auf einmal beide stehen, ist nicht zweierlei Göttlichkeit, oder eine Göttlichkeit, die zwischen beiden hin und hergeht. Sondern es ist in beiden dieselbe Göttlichkeit in einem, so wie das Leben eines Organismus in zwei Zellen nicht zweierlei Leben, sondern dasselbe ist.

Solange die beiden Willen in Einklang bleiben, bewirkt die göttliche Einheitswesentlichkeit, deren Zellen sie werden, daß jeder der beiden Menschen über sich hinauswächst. Es gibt auch, ohne daß sich zwei Menschen innerlich nahestehen, Wohlwollen zwischen ihnen, Gunst, Freundlichkeit, Gutmütigkeit. Kein Mensch ist als nackter Selbstler geboren, in jedem gibt es menschenfreundliche und geistige Regungen, die seine selbstischen Augenblicke unterbrechen und sogar zu Zeiten sehr lebhaft in ihm aufschäumen können. Aber wenn diese Regungen nicht von einem einheitlichen Sinne getragen werden, in dessen Kraft sie hervorwallen, so bleiben sie zerstreute und flüchtige Augenblicke. Es fehlt die überdauernde Geistigkeit, die sie aufruft und zu neuer Lebendigkeit anfacht, wenn sie ihre natürliche Wirkung getan haben und verblassen. Das ist anders, wenn die Willen zweier Menschen in einander aufgehen. Die Geistlebendigkeit ihres Bundes tritt dann ins Spiel. In jedem einzelnen der beiden Menschen bemächtigt sie sich immerfort derjenigen seelischen Regungen, die von Natur mitmenschlich gerichtet sind. Sie macht dieselben zum besonderen Instrumente ihres gegenseitigen Verhaltens und erfüllt sie mit stetigem Sinne. Wenn man sich gut ist, wird man einander dauernd gefällig, und man findet sich auf mehr als Gefälligkeit, nämlich auf beständige Treue eingestellt.

In Wohlwollen, Mitleid, Teilnahme ist nun eine ganz andere Wärme und Fülle eingetreten. Waren es vorher haltlose und verzettelte Regungen, so erhalten sie jetzt unter der Geistigkeit des Bundes Richtung und Gestalt. Eine viel stärkere Nötigung liegt über ihnen und in ihnen. Sie werden — getragen von der überindividuellen Bundesgeistigkeit — aus menschlichen Natürlichkeiten zu sittlichen Qualitäten. Wenn sie im Verhältnis der beiden Seelen abflauen und ermatten — und welcher Affekt unterliegt nicht dem Gesetze der Zeit! — so gebietet das Gesetz der Pflicht über dem Gesetze der Zeit und läßt uns empfinden, daß man sich Treue und Huld im gegenseitigen Verkehr schuldig bleiben müsse. Die Göttlichkeit, die einmal zwischen den gemeinsamten Seelen entsiegelt ist, will sich erhalten und will *sie* in dem Hochsinn ihrer Gemeinsamkeit erhalten. Davon spüren sie die Pflicht der Treue, auch wenn Entfremdung und Selbstischkeit zu erwachen beginnen. Dies fordernde Soll will uns, wenn wir erlahmen und nachlassen, für unsere eigene Höhe wieder gewinnen. Es ist, als ob die überindividuelle Wesenhaftigkeit des Bundes uns vor der Schwäche unserer Natur retten wollte.

Was im sozialen Leben die Weihe des Bundes ist, das ist im Kulturleben die Weihe des *Berufes*. Wer wissenschaftlich oder künstlerisch „gepackt" ist, auch der ist mit seinem Gegenstande in eine Ganzheit hineingenommen, die in ihm über ihm wirkt. Wir sagen, er sei „vom Genius berührt". In solcher Berührung wächst seine Kraft zu Leistungen, bei denen er oft selbst das Gefühl hat, über seinem Denken und Schauen habe Eingebung gewaltet, und er kennt dann kein Ermatten. Auch er ist eine Zelle überindividuellen Lebens geworden, das seine natürlichen Fähigkeiten zu geistigen Funktionen macht.

In der *Verwesentlichungs-Pädagogik* ist eingesehen, daß keine Vervollkommnung menschlicher Anlagen, sei es in der Weise der Ausweitung, sei es in der Weise der Entwicklung, das geistige Leben, in dessen Bindung sich die natürlichen Anlagen zu Gehalt und Tiefe entbinden, ersetzen oder herbeiführen könne. In religiöser Form drückt dies die Lehre von der Erbsünde aus. Der Mensch sei von sich aus reines Lebens unfähig. Erst wenn ihm durch Christus vergeben werde, begnade ihn Gottes Geist und helfe ihm zu geistlichen Kräften.

Wir haben keine angeborene Sittlichkeit. Von sittlichen Anlagen zu sprechen ist widersinnig. Wir haben immer nur natürliche Eigenschaften, die an sich weder gut noch böse sind. Aber diese verwandeln sich in sittliche Qualitäten, wenn sie Ausdruck einer in uns werkmeisternden Geistigkeit werden. Die entbietet die natürlichen Eigenschaften, in denen sie ihren Ausdruck sucht, zu ihrem Sinn und in ihren Dienst. Sie entbietet sie mit dem Rufe der Pflicht immer wieder. Niemals kann der Mensch durch seine bloße Natur zu geistigem Sein kommen. Unser geistiges Sein ist immer überindividuelles Geschenk. Es bedeutet Umfangenheit von Ewigkeit, die in uns handelt, wenn wir guten Willens werden. Ihre Lebensfülle in uns ist dann der Weinstock, und wir sind die Reben. Aus ihr kommt die Ganzheit, die uns in ihre Zellen verwandelt, von ihr kommt der Atem, unter dessen Anhauch unsere unselbstischen Regungen den Glanz und die Kraft von Tugenden annehmen und wir selbst zu Persönlichkeitsmenschen werden, aus Geschöpfen der Natur zu Wesen, die von Ewigkeit erfüllt sind. Luther sah die uns erfüllende Ewigkeit als „Glauben", Kant sah sie als „Pflicht", Fichte sah sie als „Idee". Luther schilderte den Glauben als ein „lebendiges, tätiges Ding". Nicht wir könnten uns ihn anschaffen, sondern er müsse als Gnade über uns kommen, in uns werkmeistern und uns von sich aus in neue Menschen umschaffen.

Hierin liegt schon, der Glaube ist für Luther nicht eine Kraft des Menschen, die sich aus einer religiösen Anlage in uns entfalten könnte. Das wäre so, wie wenn die menschliche Natur den Gottmenschen hätte hervorbringen können. Luther hatte keine philosophischen Denkmittel zur Hand, um darzutun, daß wir keine religiöse Anlage haben können. Ihm genügte die biblische Urkunde, daß wir in Erbsünde geboren seien, und darum stand ihm fest, daß der Glaube keine Kraft sei, die aus dem Menschen hervorkomme, sondern eine Kraft unmittelbar von Gott selber, aber eine Kraft, die sofort alle seine Anlagen durchdringe und in ihren Dienst nehme. Sie gebe dem Menschen ein neues Wesen, das gar nicht anders könne, als sich im Handeln auszuströmen, alle vorhandenen Gaben und Fähigkeiten des Menschen, die vorher sinnlich tierisch oder klügelnd selbstisch belebt waren, zu geistiger Tätigkeit zu spannen. Der Gläubige wendet sich nicht von der Welt ab, sondern kehrt sich ihr mit erhöhtem Leben zu, die Be-

ziehungen zu ihr erst recht aufnehmend, aber sie umgestaltend und verwesentlichend, wie er selbst verwesentlicht ist.

Was für Luther der Glaube war, das wurde später für Kant die „praktische Vernunft", die jede Abstammung aus Neigungen verschmäht, um doch in alle Neigungen den Maßstab ihrer Ewigkeit zu legen. Erfüllt sie die Neigungen mit dem Sinn der Allgemeingültigkeit, so hören Wohlwollen, Selbsterhaltungstrieb, Erwerbssinn und dergleichen auf, blinde Naturanlagen zu sein, sondern greifen mit verwandeltem Gesicht und aus erhöhter Ebene in die Welt hinein. Zu dem intelligibelen Ich, als dessen Stimme sich der Befehl der Pflicht darstellt, führt keine Anlage des empirischen Ich. Sowenig wie es für Luther eine religiöse Anlage geben konnte, sowenig gibt es für Kant eine sittliche Anlage des Menschen. Gewiß war es von Kant verfehlt, die Ewigkeit, die den Menschen als Pflicht ergreift, zu einem intelligibelen Ich zu verseineln und ihr so die schöpferische Tiefe zu nehmen. Erst Fichte wußte das fertige intelligibele Ich Kants in metaphysische „Sehnsucht" zurückzuverwandeln. Aber auch Kants Schilderung läßt erkennen, daß hier eine neue Geistigkeit im Menschen hervorbricht. Der vom Befehl der Pflicht Ergriffene erlebt urplötzlich sittliche Freiheit. Die Bande des Naturgesetzes, die in Selbstliebe, Eitelkeit, Eigennutz und Todesfurcht bestehen, fallen von ihm ab. Vorher war er Person, in seinen Naturtrieben gefangenes Individuum. Jetzt ist er Persönlichkeit geworden, in das reine Beisichselbstsein eines Geisteslebens hineingehoben. Wiederum den gleichen Geist atmet Fichtes Sittlichkeitslehre. Bei ihm heißt das schaffende Ungegebene, in keiner Anlage des Menschen auch nur keimhaft Vorhandene, das unsere Gegebenheit in ein neues Menschentum umschafft, „Idee". Die Idee ist, so könnte man ein augustinisches Wort umbiegen, das „tu", das uns immerfort ad se schafft und dadurch zu ipsissimi macht, uns in Persönlichkeiten voll lebendigen Lebens verwandelt.

Man erinnere sich, daß Kant den Menschen ein intelligibeles Ich gegeben und daß Fichte dieses in metaphysische Sehnsucht zurückverwandelt hatte. Dieselbe Rolle, wie bei Luther der Glaube, bei Kant die Pflicht, bei Fichte die Idee und die Sehnsucht, spielt bei Pestalozzi der Trieb nach Veredelung. Er ist urschöpferische Tiefe in uns. Zwar kam Pestalozzi, indem er die Kräfte des Herzens, des Kopfes und der Hand unterschied und neben einander stellte und

ihre Entfaltung im vollkommensten Gleichgewicht forderte, von der Entwicklungspädagogik her. Aber er ist nicht in ihr stehen geblieben. Wie die Aufklärung gleichzeitig in Kant gipfelte (indem er das Schlußglied rationalen Weltverstehens, die „Schöpfung", physikalisch begreifen lehrte) und durch ihn überwunden wurde, so gipfelte in Pestalozzi gleichzeitig die Entwicklungspädagogik (mit seiner Lehre von dem A B C, der methodischen Stufenfolge der kunstgerechten Entwicklung), und doch überwindet er sie zugleich. „Das zu erzielende Resultat unserer Herzensbildung ist Veredelung und Befriedigung unserer Natur durch Glaube und Liebe. Das zu erzielende Resultat der Bildung unseres Geistes ist Veredelung und Befriedigung unserer Natur durch Wahrheit und Recht. Das zu erzielende Resultat unserer physischen Anlagen und Kräfte ist Veredelung und Befriedigung unserer Natur durch Arbeit und Kunst." Glaube und Liebe sind Verwesentlichungsqualitäten des Menschen. Wahrheit und Recht sind Ideale, die in die intellektuellen Funktionen treten. In Arbeit und Kunst heiligen sich die Handgeschicklichkeiten. Kurz, Pestalozzi fordert, daß alle die Kräfte des Kopfes, des Herzens und der Hand mit geistigem Leben, mit Ewigkeitsinhalt, mit Reich Gottes erfüllt werden.

Das geht über alle Entwicklungspädagogik hinaus. Es genügt nicht, daß die biologischen Kräfte aus ihren Anlagen hervorgelockt werden. Etwas, das sie überhöht und verwesentlicht, muß über sie kommen. Wohlwollen z. B. ist eine blinde Kraft des Menschen, die keinen sittlichen Wert, wie nach der englischen Morallehre, sondern höchstens natürliche Gefälligkeit hat. Unter Anführung des Triebes nach Veredelung vertieft es sich zur Liebe. Das höchste und ausgereifteste Wohlwollen bliebe, was es ist, ein freundlicher Naturtrieb, den wir mit gesättigten Tieren teilen. Verklärt es sich aber zu Liebe, so ist es, als ob ein göttlicher Strahl in ihm aufleuchte.

Zu solchem Aufleuchten kommt es nach Pestalozzi, wenn wir den Trieb nach Veredelung, der in der Ungrundtiefe unseres Wesens liegt, in unseren freien Willen aufnehmen. Dann vermag er die Grundkräfte des Herzens, der Hand und des Kopfes, die unser Anlagegrund sind, zu übergründen. Er, das Fünklein meiner Seele, ist der Gotteskeim, der in mir quillt und auch treibt, mein ewiges Selbst zu gewinnen, das sich in meinem Willen und durch meinen Willen in meinen Anlagen erschaffen will, zu dessen Werk ich

mich machen soll. „Ich besitze eine Kraft in mir selbst, alle Dinge dieser Welt in mir selbst, unabhängig von meiner tierischen Begierlichkeit und von meinen gesellschaftlichen Verhältnissen, gänzlich nur im Gesichtspunkt, was sie zu meiner inneren Veredlung beitragen, vorzustellen und dieselben nur in diesem Gesichtspunkte zu verlangen oder zu verwerfen." Das heißt, wo sich diese Kraft regt, da treten mir alle Dinge der Welt in ein neues Licht, da winken sie mir Pflichten zu, mich zu veredeln, mich in diesem Sinne zum Werke meiner selbst zu machen. „Als solches grabe ich mich selbst (meinen Ungrund D. Vf.) in mich selbst (meinen Anlagengrund D. Vf.): ein unveränderliches Werk —: keine Welle spült mich von meinem Felsen und keine Zeit löscht die Spur meines Werkes aus, das ich als sittliches Wesen in mir selbst vollende." Jene Kraft (des Fünkleins) ist im „Innersten meiner Natur selbständig. Ihr Wesen ist auf keine Weise eine Folge irgendeiner anderen Kraft meiner Natur." Göttliche Kraft und Gnade ist darin. Man merkt Pestalozzis sprachliches Ringen, seine tiefen Erkenntnisse vorzutragen. Über den Sinn seines Weistums kann kein Zweifel sein.

Meist nicht ohne weiteres erwacht im Menschen die sittliche Selbstbestimmung, in der der Trieb nach Veredlung durchbricht. Es kommt nach Pestalozzi auch auf die „Lage" an, in der man sich befindet, zumal das Kind befindet. Es ist eine andere „Lage", „bloße" Lage, wenn sich die Eindrücke einer gewohnten Umgebung mechanisch in die Seele des Kindes graben. Oder aber es ist ein umgebendes Leben, das in sich gleichgültig ist gegen das Kind, dennoch es in seine Bahn reißt, ohne gegen es aufgeschlossen zu sein. Oder aber die Lage ist ein Leben, das mit geistigem Sinn erfüllt ist, der persönliche Sprache für das Kind gewinnt. Lagen der letzteren Art haben Kräfte in sich, die die Seelen auf die Bahn der Verwesentlichung führen.

Pestalozzi entwirft von einer solchen geistig belebten und belebenden Lage ein unvergängliches Bild an dem Wirken der „Gertrud", die ihrem Manne und ihren Kindern die „Segenskräfte" der Wohnstube eröffnet. Ein innerer Himmel spannt sich in der Wohnstube der Gertrud. Es handelt sich hier um lauter Beziehungen von Einzelnen zueinander. Diese Beziehungen sind von altruistischer Art herüber und und hinüber, andere im Verhältnisse von Mann und Frau, andere im Verhältnis von Eltern und Kindern und der Kinder zu einander. Sie

wechseln von Augenblick zu Augenblick, mit dem Fortgange des Lebens erhalten diese altruistischen Gefühle stets neuen Inhalt, neue Färbung. Aber hinter diesen Beziehungen steht ein transsubjektives Gesicht. Es ist, als ob eine große Liebesganzheit alle diese kleinen und persönlichen Liebesverhältnisse durchwalte, sich in ihnen ausgliederte, ihnen einheitliche Richtung und Sinn verliehe. Eine überindividuelle Geistigkeit atmet hier, gleichsam ein objektiver Altruismus, der nicht Leben in „sich“ bleiben will, sondern Leben von mir zu dir und von dir zu mir werden will.

Familienleben in seiner Tiefe ist, das schwebt Pestalozzi vor, geistiges Leben, geistiges Leben von altruistischer Gerichtetheit, wie es anderes geistiges Leben von ideeller und noch anderes von sozialer Gerichtetheit gibt. Jenes altruistische Wir-Leben bedeutet viel mehr, als daß altruistische Einzelgefühle von einem zum andern gehen; denn es ist altruistisches Ganzheitsleben, innerhalb dessen die altruistischen Einzelgefühle erst erweckt werden, und das sich in solchen altruistischen Einzelgefühlen erfüllt und sich selbst voller lebt. Sein überindividueller Sinn sieht uns aus dem Gesicht der Wohnstube an. Er ist darin wie eingebettet, und die Hausfrau ist der Mittelpunkt, in dem und von dem aus er ausstrahlt. Ihre natürliche Gattinnen- und Mutterliebe genügt, willentlich ergriffen, um Motor zu werden dafür, daß sich jenes große Einheitsleben auch in jedem anderen Familiengliede aufschließt. Dann tritt ein, was Pestalozzi schildert: Das Haus übt den Gehorsam der Kinder, ohne daß von ihm geredet wird. Es macht, daß die Kinder arbeiten, ohne daß sie erst hören müßten, daß die Arbeit Brot gibt. Es macht, daß die Kinder ihre Eltern lieben, ohne daß sie das erst aus dem vierten Gebote lernen müßten.

Hier zeigt sich, häusliches Leben ist die allerstärkste Verwesentlichungsmacht, und die Liebe ist die bewegende Kraft, die sie auslöst. Denn in der Liebe, wie sie Gertrud betätigt, die an Mann und Kindern den Himmel verdient, ist die Wohnstube zum Heiligtum erhoben, ist Gott, wie er geistig west, in altruistischer Form zur Anschauung gebracht. Wo Liebe auf die Seelen einströmt und der Geist einer geistigen Lage auf sie ausströmt, da werden sie über sich selbst erhöht. Die Wellen der Güte ergreifen den Menschen im Kern und stimmen ihn in sich hinein. Die Entwicklung der Anlagen und die Ausweitung durch Wissen erfolgt dann auf höherer Ebene, als wenn der Zögling im

Zustande seines nächsten Daseins verharrte, während sich dieselben Anlagen regten und ihn dasselbe Wissen bereicherte. Die Seele, die von Liebe berührt wird, einer solchen, in der der Geistsinn einer Lage Wärme und Leben für sie gewinnt, wird ein anderes Instrument als die Seele, die in jenem nächsten Dasein stehen bleibt. Sie hat als ganze eine Wesentlichkeit gewonnen, die sie bei einem Weniger von entwickelten Anlagen und bei einem Weniger von Kenntnisbesitz doch unendlich reicher macht, als wenn eine von geistlebendiger Liebe unberührte Seele alle ihre Anlagen ausbreitete und sich mit den Schätzen alles Wissens sättigte.

So das Kind im Wohnstubensegen, der von der Mutter ausgeht. Es fühlt sich von einem Leben umgeben, das mehr bedeutet als es selbst und doch auch für es da ist, indem es die Kräfte der Anderen für es einstellt, und dem es nur antworten kann, indem es auch sich in den gestalteten und gestaltenden Sinn des Füreinanderdaseins fügt. Der Geist des Wir-Lebens, der mit altruistischer Prägung im Großen auf es zu kommt, berührt es und stimmt die Lebenssaiten, so daß es zu altruistischen Leistungen auch nach seinen kleinen Kräften gewillt ist.

Geheimnisse der Verwesentlichung überall. In der Tiefe des Familienlebens, des Kulturlebens, des volklichen Lebens leuchten Gottesspuren. Ihr Licht sammelt sich in persönlichen Brennpunkten. Die mütterlichen, die schaffenden und die führenden Seelen gehen in diesem Licht und werfen einen Schein in andere Seelen, daß auch in ihnen erwacht, was sie „veredelt". An der Wohnstubenerziehung der Gertrud ist Pestalozzi der Verwesentlichungsgedanke aufgegangen. Die Kräfte des Hauses, von Liebe bewegt, durchdringen die junge Seele. Wir sehen den Gedanken sich erweitern. Forderndes geistiges Leben, das der Kultur, das des Staates kürt sich seine Träger und Mittelpunkte, damit in der Wesentlichkeit dieser Geweihten viele andere Seelen zum Wesen kommen. Alle Veredelung, alle Verwesentlichung, geschieht mit den Kräften geistigen Lebens, das sich in begeisterten Persönlichkeiten sammelt, in seelisches Leben hinein.

Der völkische Gedanke in der Erziehung

Vortrag, gehalten unter dem Titel „Grundfragen der völkischen Erziehung" am 29. 6. 1933 vor der Greifswalder Studentenschaft, erschienen in der Sammlung „Nationalsozialistische Weltanschauung" bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1933

Völkische Erziehung umfaßt dreierlei: 1. Erziehung zu völkischem Staatsbewußtsein, 2. Erziehung zu völkischem Kulturbewußtsein, 3. Erziehung zu völkischem Ewigkeitsbewußtsein. Die Grundfrage der völkischen Erziehung ist: Was ist das alles, wie verhält es sich zueinander?

Wir gehen vom völkischen Grunderlebnis aus. In der letzten Zeit des Weltkrieges, als alles zusammenbrach, was es bis dahin an festen Werten gegeben hatte, als der Staat versank, der als eine feststehende Ganzheit seine Untertanen zu umfassen und zu beschirmen schien, als der Glaube an Gottes Liebe und Gerechtigkeit versank, an seine Liebe im Mord der Materialschlacht, an seine Gerechtigkeit in dem Siege der Lügner von unserer Kriegsschuld: da erlebten die, die noch im Schützengraben aushielten, aneinander, daß es eine allerinnerste Ewigkeitskraft gäbe, in deren Strom sie noch zusammenhielten, die sie befähigte, in Leibesnot und Todesgrauen auszuharren und letzte deutsche Opferpflicht zu erfüllen, während das Deutsche Reich unterging.

Es war das Erlebnis unlöslicher Kameradschaft in der Gemeinschaft des Schützengrabens, eines heiligen Bundes ihrer deutschen Seelen, der als heilig empfunden wurde, auch wenn kein Priester ihn heilig sprach. Die Franzosen sprechen von ihrem „Wunder der Marneschlacht". Bei den Schützengrabenmenschen begann das deutsche Wunder. In ihren Seelen war ein „Fünklein" aufgeglommen, ein göttliches Werden tiefinnerlich hatte begonnen, das in die Dunkelheit der deutschen Nacht einen Lichtschein deutscher Zukunft warf. Die Züge dieser Zukunft malten sich als eine neue, schicksalhaft verbundene Bruderschaft durch das ganze Volk, als eine alle umfassende deutsche Ge-

meinschaftsgeistigkeit, als eine lebendige Duheit, in deren reiner Flamme alle soziale Ungerechtigkeit, aller Haß der Klassen, aller Hochmut der Besitzenden und Gebildeten, aller Streit der Konfessionen verzehrt würde.

Mit solchen Augen sahen die Schützengrabenmenschen aus eigenem Erleben, und mit solchen Augen sieht jeder, der von ihnen gelernt hat, daß es kein Vaterland außer den Seelen gibt, wenn es kein Vaterland in ihnen gibt, kein Volk außer den Seelen, wenn keines in ihnen, und daß der Staat keine stehende Ganzheit um uns sein könnte, wenn ihn nicht das innere Leben der Duheit trüge. Duheit und Ganzheit, das sind die beiden Pole deutschen Lebens. Duheit, die schaffende Innerlichkeit, immer neue Ewigkeitsspannung, die sich in der seelischen Gemeinsamung verbundener Menschen entbindet; Ganzheit, das vorstellungsmäßige Bild, das die schaffende Duheit aus sich herauswirft, damit sich unter der Führung dieses Bildes das volkliche Zusammenleben äußerlich ordne. Im alten Reich stand die Ganzheit der Staatsgestalt oben an, und die Brüderlichkeit war in die Ecke gestellt. Am wenigsten hätte man in ihr die Möglichkeit gesehen, zu schaffender Gotteskraft zu werden. Im Dritten Reich schlägt aus dem Geiste der Brüderlichkeit der schöpferische Funke. Erst von seinem dynamischen Leben her wird das stehende Dasein des statisch gesehenen Staates bestimmt. Staat und statisch, das ist Klang- und Sinnverwandtschaft.

Völkische Erziehung läßt uns bewußt werden, daß wir von metaphysischer Duheit getragen sind. Kein Beruf, der nicht von anderen Berufen lebt, kein Haus, das nicht andere Hände gebaut, kein Weg, den nicht andere Füße gestampft haben. Die Züge dieser ewigen Duheit sind die Züge unseres Landes, unserer Sprache, unserer Geschichte, unseres Blutes. Viele nehmen solche Umfangenheit von übersinnlicher Duheit stumpf hin. Sie machen sich nicht klar, daß sie selbst gewissermaßen nicht da wären, wenn nicht hinter dem Brote, das sie essen, dem Hause, in dem sie wohnen, der Kleidung, die sie tragen, das Du stände, das ihnen das alles zubereitet hat. Ihnen erscheint darin kein Du, sondern sie sehen darin nur ein Zubehör ihres Ich. Die Augen des völkisch Erwachten erblicken das Du. Es dehnt sich in räumliche und geschichtliche Weiten. Er nennt es Volkheit. Er sieht unzählige Willen mit unzähligen Willen verschlungen, Willen der Lebenden und Willen der Toten, denn auch ihr Wille lebt noch im Willen der Leben-

den. Das ist eine unsterbliche Kette, die sich mit jedem neuen Willen, der sich in sie eingliedert, weiterlebt. Völkischer Wille ist das Ja, mit dem man sich selbst in die Kette eingliedert. Er ist der Wille, der das eigene Ich zum Bruder für die Volksgenossen wandelt, der bereit ist, sie mit Leistung zu beschenken und Schicksal mit ihnen zu teilen. Solches Ja ist nicht matt und kalt, sondern es ist ein Entschluß, in dem die Seele glüht. Er ist ähnlich dem Ja, in dem sich zwei Liebende einander geloben, nur daß an Stelle des sichtbaren Partners tausend unsichtbare treten.

Mit solchem Ja, dem Eingliederungsja in die Kette der Willen, bricht in uns ein Lebensgehalt auf, in welchem wir etwas Höheres spüren, als unser biologisches Dasein hergeben kann. Wir fühlen uns in diesem weihevollen Strömen und Quellen bis zum letzten Rest eingefordert. Ich sage kühnlich, es ist Lebendiges, Lebensmacht der Ewigkeit, die von uns Besitz nimmt, sobald wir uns gliedwillig in die volkliche Duheitskette hineingeben. Eben dies göttlich Lebendige heißt Volkheit. Duheit war es in der *nahen* Schicksalsverkettung des Schützengrabens. Duheit wandelt sich in Volkheit in der Seele der Menschen, die die *lange deutsche Bruderkette* tätig in sich bejahen. Volkheit kommt nicht aus der Umgebung zu uns. Sie kann uns nicht mitgeteilt, nicht einverleibt werden. Volkheit ist auch nicht im Blute gegeben, sondern ist immer Himmel über dem Blute. Sie ist Ewigkeitsbewegung, die sich zu unserer Willens-Eineignung in die deutsche Schicksalsgemeinschaft gesellt. Erziehung kann nur Vorbedingungen schaffen, daß dies Erlebnis die Seelen begnade. Sie kann Vorbilder heranbringen, geschichtlichen Sinn wecken, Gehorsam unter einen Führerwillen beibringen. Wirklich wird Volkheit aber nicht in einer angeformten Haltung, sondern mit dem Einzuge des volklichen Du in unseren Willen.

Wir hörten, Volkheit sei ein Lebensfunke der Ewigkeit. Als solcher ist sie dynamisch durch und durch, nicht stehende Ganzheit, sondern sich selbst schaffende und uns umschaffende Innerlichkeit. Aber nicht allen Seelen wird die deutsche Duheit unmittelbar gewiß. Meist leuchtet sie in der Mittelbarkeit von Bildern. Es sind Bilder stehender Ganzheit, die in Umfassungsformen gekleidet sind. Diese Bilder pflegen der nächste Hebel zu sein, an dem Volkheit in den Seelen wirkt. Solche Seelen sind dann ganz erfüllt vom Bilde der stehenden Ganz-

heit und handeln in der Vollmacht dieses Leitgedankens. Das ist die Weise des völkischen Staatsbewußtseins. Wir dürfen es den statischen Pol der Volkheit nennen. In anderen Seelen geht die schaffende Innerlichkeit der Volkheit unmittelbar auf. Es sind Seelen, die dadurch vorbereitet sind, daß sie vorher schon von anderen Strömen göttlicher Dynamik ergriffen worden sind. Hier haben wir den Schlüssel zum Verständnis des völkischen Kulturbewußtseins.

Es handelt sich zuerst um das völkische Staatsbewußtsein. Für dieses tritt an die Stelle der lebendigen Volkheit, die eine die Seelen zusammenschweißende Innerlichkeitsmacht ist, die volkliche Ganzheit, die man in allerlei Formen und Ordnungen „ausgegliedert" sieht, in Formen des Rechts, Formen der Wirtschaft, Ordnungen des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens. Anders ausgedrückt: man sieht die Volkheit als „objektiven Geist" und sieht als „Integral" objektiven Geistes den Staat. Das ist keineswegs ein falsches Bild. Im Gegenteil, es hat einen tiefen Sinn, daß die wesende Gemeinschaftsgeistigkeit, der Gottesatem der Volkheit, dieses Bild gewissermaßen als Vorposten in die menschliche Seele wirft, um ihre nächste Wirkung auszuüben. Es ist wie ein psychologischer Kunstgriff. Gestalt, die man schaut, formt Menschenmengen rascher als Innerlichkeit, die sich webt.

Aber es ist doch nicht dasselbe, ob wir uns von einer Ganzheit umfaßt oder von göttlicher Bewegung erfaßt fühlen. In wem die Tiefe der Volkheit lebendig wird, dem gilt der Staat nur als ihre äußere Sichtbarkeit. Er weiß, daß die schaffende Kraft der Volkheit nur in lebendigen Seelen zu Hause ist, daß sie diese mit ihren Forderungen erfüllt, mit ihrem Sinn befruchtet. So ist zwar Volkheit nicht die objektive Ganzheit derjenigen Ordnungen und Formen, die wir in der Kraft ihres Gestaltungsdranges hervorbringen, und in deren Rahmen sich unsere von ihrer Spannung bewegte Tätigkeit immer wieder fügen muß. Aber die Ganzheit objektiven Geistes gehört zum Leben der Volkheit. Es ist die Anschauungsform, unter der Volkheit wirkt, solange sie noch nicht in unseren Seelen als jener Himmel der Willensverkettung aufgeht, der unsere Ichheit im Strome der volklichen Duheit hinwegschmilzt. Natürlich kann sich auch das Staatsbewußtsein dynamisieren. Ganzheitliche Schau, die das Bild des Or-

ganismus bevorzugt, vertieft sich dann in dem Gefühle volkheitlicher Liebesbewegung, in der Ergriffenheit von der ewigen deutschen Duheit.

Dem Staatsmann wird immer die ganzheitliche Schau am nächsten liegen. Ihn bewegt das Erscheinungsbild der organischen Ganzheit, von der die Formen und Ordnungen, die wir unter volkheitlichem Antriebe gestalten, wie „Ausgliederungen" erscheinen, und er sieht jene Ganzheit im „Staate" dargestellt. Der Staat wird ihm absoluter Herr über alle anderen Gemeinschaftswerte, und demgemäß beeinflußt er auch die Erziehung. Die Erziehung wird nationalpolitisch aufgefaßt. Die pädagogischen Gedanken in E. Kriecks Buche: „Nationalpolitische Erziehung" sind wesentlich von solchem staatsmännischen Geiste getragen. Zwar redet dort neben dem Staatspädagogen auch der Kulturphilosoph. Er schreibt z. B. (S. 56): „Der Einzelne kann Bestimmung und Erfüllung nur erlangen, wenn ihn höhere schicksalbestimmende Mächte ergreifen und mit sich empor oder in den Abgrund reißen. Er wird zum schöpferischen, schicksaltragenden Menschen nicht aus eignem Planen und rationalem Wollen, sondern durch das, was über ihm und unter ihm ist, was nicht aus seinem Selbst stammt, sondern durch sein Selbst hindurchgeht und sich Bahn bricht, was offenbar wird, Gestalt und rationale Form erst annimmt." Das ist durchaus dynamisch gedacht. Aber Kriecks praktisch-pädagogische Begriffsbildung steht unter staatsmännischer Schau, d. h. sie ist getragen von dem statischen Erleben des Volkstums als organischer Ganzheit, die sich in Formen objektiven Geistes „ausgliedert".

Als solche Formen nennt er Familie, Beruf, Kirche und Staat, denen die Organisationen der Jugendbünde unterstützend zur Seite stünden, auch Recht und Wirtschaft. Jede dieser Lebensformen habe mit ihren Sonderzielen und Eigengesetzen Anteil an der Gesamterziehung des Nachwuchses. Jeder Verband forme beim jungen Menschen, der der Reihe nach in sie alle eintrete, eine andere Seite seines Wesens aus, so daß also jeder Einzelne nach so vielen Seiten geformt, ausgerichtet und erzogen werde, als er Glied in sozialen Gebilden sei. Krieck nennt das die stufenweise Ausformung des Nachwuchses. Im Besonderen erziehe der Staat zum Staatsbürgertum, die Kirche zur Glaubensgenossenschaft, der Berufsverband zu beruflicher Meisterschaft. All dieses vielteilige Geschehen müsse zu sinnhafter Einheit kommen. Das geschehe, indem die erzieherischen Teilmächte ihrerseits allesamt

ausgerichtet würden auf Art und Lebensrichtung des Volkstums, dessen Glieder sie seien. Sie dürften sich nicht als selbstherrliche Gebilde fühlen, sondern ein gemeinsames Weltbild müsse, sie alle verpflichtend, über ihnen allen gespannt sein. Krieck meint das Weltbild des Staates. Die besonderen Weltbilder der einzelnen Lebensgemeinschaften dürften nur Abwandlungen des „gemeinvölkischen" (staatlichen) Weltbildes sein.

Eine Staatspädagogik, wenn ihr auch eine völkische Kulturpädagogik zur Seite treten muß, haben wir bitter nötig. „Nationalpolitische Erziehung" bedeutet, daß der Politiker bewußt durch das Mittel der Erziehung seine Volksgenossen zur Nation macht, d. h. zu einer in sich einigen Menschenmenge, die eben dadurch äußeren Feinden als einheitliche Macht entgegenwuchtet. Die Zusammenfassung der Volksglieder zur politischen Macht ist hier der Zweck, die Herstellung der inneren Einheitlichkeit ist das notwendige Mittel. Wir haben im Weltkriege schmerzlich genug gelernt, daß innere Einheitlichkeit die unerläßliche Bedingung für ein Volk ist, um als Macht in einem Kampfe auf Leben und Tod durchzuhalten. Gewiß war das Zweite Reich eine Machtgröße ersten Ranges. Auch trat es in der ersten Zeit des Weltkrieges den Feindmächten mit geschlossener Einheitlichkeit der Willen entgegen. Aber diese Willen waren vorher nicht zur Einheitlichkeit erzogen worden. Die Einheitlichkeit der ersten Kriegszeit war nur die Einheitlichkeit der gemeinsamen Not und die Einheitlichkeit der gemeinsamen Begeisterung. Sie schwand, als die Begeisterung verraucht war und die Not so stieg, daß viele nur den einen Gedanken hatten, die Kriegsnot um jeden Preis zu beenden, auch um den Preis der nationalen Ehre.

Der Staatsmann des Dritten Reiches wird um so eiserner das deutsche Volk zu einem Volk der Ehre und der Einigkeit schmieden. Er wird das Tun wiederholen, worin der preußische Staat Meister war, der seine Beamten mit dem Geist der Sauberkeit und Diensttreue, sein Heer mit dem Geiste der Manneszucht und vaterländischen Ehre erfüllte, aber er wird ganz anders als der frühere Staat das Bewußtsein pflegen, nein, in uns hineinhämmern, daß wir alle in der Gemeinsamkeit des Deutschseins leben, daß die Werte des deutschen Blutes und deutscher Geschichte nicht bloß Anhängsel unseres Daseins sind, sondern in der Mitte unseres Wesens stehen, daß wir noch immer eine Schützen-

grabengemeinschaft sind auf Leben und Tod, zu Not und Glück, gegen die der Widerstand der übrigen Welt nicht aufhören wird, weil sie niemals die Kraft- und Lichtspannung deutschen Wesens ertragen kann, das immer das Zeichen des Sonnenrades in sich trägt. Dieses Wesen soll — erneuert und gefestigt — wieder eine Macht unter den Völkern werden, es soll wieder und erst recht seinen freien Königsweg gehen.

Von dieser Schicksalsaufgabe ist die gegenwärtige deutsche Staatskunst getragen, und die nationalpolitische Erziehung, die sie einrichtet unter Großen und Kleinen, ist ein Teil der Lösung dieser Aufgabe. Dennoch ist der ganze Geist der deutschen Volkheit mit dem Weltbilde, das der nationalpolitischen Erziehung vorschwebt, nicht erschöpft. Dieses Weltbild ist und bleibt von der Vorstellung statischer Ganzheit bestimmt. Politik definiert Krieck ganz in diesem Sinne als Herstellung und Ausdruck handlungsfähiger Ganzheit. Der Staatsmann muß in der Tat dafür sorgen, daß er in der Stunde des Schicksals sein Volk als eine einheitliche, von Wehr- und Freiheitsenergie geladene Ganzheit den feindlichen Ganzheiten entgegenwerfen kann.

Wie sieht demgegenüber völkisches Kulturbewußtsein aus? Sicherlich wird es Kunst und Wissenschaft nicht in einen luftleeren Raum, sondern in den Raum des Volkstums verlegen. Das ist aber keineswegs damit einerlei, daß Wissenschaft und Kunst das Weltbild des Staatsmannes wiederholen müssen, schon deswegen nicht, weil umgekehrt das Weltbild des Staatsmannes wissenschaftliche Elemente in sich einführen muß, die ihm Wahrheitsgehalt verbürgen. Es ist das Wesen der Wissenschaft, die Methode bindender Erkenntnis zu suchen, deren Autorität der objektive Gehalt des Gegenstandes ist. Eine Wissenschaft, deren Ehre nicht die Ehre der Sache wäre, — anders wäre sie als Wissenschaft vernichtet —, gibt es nicht. Aber der völkische Wissenschaftler hält es für seine verpflichtende Aufgabe, die Mittel seines Wissens den Fragen zuzuführen, die im Erlebnisraum seines Volkes am dringendsten Klärung und Beantwortung verlangen. Nicht jede Wissenschaft bietet die gleiche Möglichkeit hierfür, besonders reiche Möglichkeiten gewähren die Geisteswissenschaften. Aber jede Wissenschaft kann auf ihrem geduldigen Erkenntniswege plötzlich vor einem Erlebnis stehen, das unser ganzes Erkenntnisfeld neu beleuchtet. Zudem hilft jede Wissenschaft durch ihre Methodik — am sichtbarsten tun das die exakten Wissenschaften — zu gegenständlicher Zucht des

Denkens und entwurzelt jene Subjektivität, die immer bereit ist, sich in den Mittelpunkt zu stellen. Wenn man zuließe, daß subjektives Meinen das Maß aller Dinge sein dürfte, so bereitete man politischem Liberalismus, wissenschaftlichem Egoismus, humanistischem Pazifismus und rasseblinder Humanität einen bequemen Weg.

Zum Wesen des wissenschaftlichen und künstlerischen Erlebens gehört ferner, daß es nicht statisch ausgerichtet ist, wie das des Staatsmannes, sondern dynamisch. In dieser Dynamik durchläuft es auch seinerseits eine Stufenfolge, die von anderer Art ist als die des objektiven Geistes von der Familie bis zum Staate. Das wissenschaftliche und künstlerische Erleben geht nämlich von nichtvölkischer zu völkischer Bewußtheit über.

Der wissenschaftlich oder künstlerisch begabte Mensch, den volkliche Duheit noch nicht ergriffen hat, hat zunächst das reine Wahrheits-, das reine Schönheitserlebnis. Das ist nichts Verächtliches; denn darin schon ist Göttliches. Nur muß man das Göttliche der Wahrheit und Schönheit nicht verjenseitigen, wie das Plato getan hat. Er ist schuld daran, daß noch heute Philosophen und Nichtphilosophen von einem abgezogenen „Reiche der Werte" sprechen, in das man sich mittels Wesensschau hineinversetzen könne. Solche selbständigen Wesenheiten, ob man sie Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit oder sonstwie nennen mag, existieren nicht. Mit Recht lehnt sie z. B. Krieck ab. Er sieht sehr richtig, daß, wer in einer abgezogenen Welt der Wesenheiten lebt, sich schon damit der Wirklichkeit seines Volkstums entfremde. Aber selbst an A. Rosenberg ist eine Spur Wertverfeinlung hängen geblieben. Er bezeichnet in seinem Mythosbuche Ehre und Freiheit als zeitlose und raumlose Wesenheiten und scheint zu meinen, daß sich die nordische Rassenseele — d. i. die beseelt gedachte Ganzheit der nordischen Kulturwerte — jene beiden Wesenheiten aus der Ewigkeit ausgesucht und sie in ihr eigenes Dasein versenkt habe.

Man sollte den Unfug der Wertverfeinlung aber nicht „Idealismus", sondern „Platonismus" nennen. Es ist nicht zu sagen, welcher Schaden dem Verständnis der deutschesten und völkischen Weltanschauung dadurch erwachsen ist, daß man Namen, die aus Griechenland stammen, auf sie übertragen hat, obwohl das, was hinter diesen Namen in Deutschland und Griechenland steht, einander genau entgegengesetzt ist, so wie Feuer und Wasser. Ich meine die Namen „Mystik" und

„Idealismus“. Sie wirken wie Hödurpfeile auf den Gott Baldur im deutschen Denken, der in der deutschen Mystik und in der Philosophie des deutschen Idealismus aufgegangen ist. Griechische und romanische Mystik: die Seele versinkt in Gott. Deutsche Mystik: Gott lebt in der Seele. Dort: Gott ein ewiges Gegenüber der Seele, in das sie ekstatisch hineinstürzt. Hier: Gott kann nur in der Seele leben, ohne sie kann er nur unlebendig wesen und ist dann „Gottheit“, noch nicht Gott. Gott ist ohne Seele ungegeben. Dort: die Seele vernichtigt sich ins Bewußtlose. Hier: Die Seele ist in schärffster Spannung ihres Bewußtseins, das in Dinge, Menschen, Volk hineingewendet ist. Nicht in Gott hineingewendet! Denn göttliches Leben erschafft sich erst seinerseits in jener Seelenspannung.[47])

Ebenso ist der deutsche Entseinlungsidealismus dem griechischen Verseinlungsidealismus schnurstracks entgegen. Gerade Kant, Fichte, Schelling und Hegel haben jede Art von Wertverseinlung überwunden, sowohl die platonische, die die „Ideen“ in übersinnliche Räume, wie die theologische, die sie ins jenseitige Gottesdenken verlegt. Das sind beides statische Denkweisen. Die große deutsche Philosophie denkt nicht statisch, sondern dynamisch. Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ hält es geradezu für ein Hauptstück völkischer Erziehung der Jugend, daß ihr alles substanzhafte Denken ferngehalten werde, nicht bloß die axiologische Geisterseherei, die Werte verseinelt, sondern auch die kosmologische, die Gott, Weltseele, Materie für stehendes Sein nimmt.

Dies substanzhafte Denken ist ausländische Ware, hebräisches und französisches Gewächs, letzteres mit der Ursprungsmarke Descartes: res extensa, res cogitans, res infinita. Es hat sich in Deutschland erst nach dem Dreißigjährigen Kriege festgesetzt, als unser eigenstämmiges Kulturleben am Boden lag. Denn auch für die herrliche deutsche Metaphysik vor dem Dreißigjährigen Kriege (Meister Ekkehart, Nicolaus von Cues, Jakob Böhme) entsteht das Sein, das sich das hebräische, römische und französische Denken vorausgeben läßt. Eine Weltanschauung oder Wissenschaft, die sich völkisch nennt, aber noch mit dem Substanzgedanken arbeitet, ist undeutsch. Solche Wissenschaft könnte wohl völkische Probleme anfassen, aber sie könnte sie nicht völkisch erfassen. Wiederum freilich, man kann einer Wissenschaft nicht befehlen, sich von ausländischem Denken zu reinigen. Es muß ein

Punkt in der Wissenschaft selbst kommen, der sie von innen zwingt, sich methodisch umzustellen. Es kommt nicht auf den Ursprung, sondern auf die erkenntnisschöpferische Fruchtbarkeit der Methoden an, und da glaube ich allerdings, daß der Substanzgedanke mindestens in geistigen Dingen die Menschen mit Blindheit schlägt. Das ist die Gefahr, die französische Gefahr des wissenschaftlichen Ontologismus. In die umgekehrte Gefahr, die angelsächsische Gefahr des wissenschaftlichen Psychologismus, fällt, wer die Wahrheit vom Subjekt aus definiert. Das tut der englisch-amerikanische Pragmatismus. Auch er wäre ein schlechter Verbündeter der völkischen Weltanschauung. Nein, das deutsche Denken, zumal das deutsche philosophische Denken, dringt tiefer in die Sachen als das ausländische, und darum verstehen die Fremden unsere aus der Tiefe geschulte Philosophie nicht. Aber wir verstehen ihre Philosophie und überwinden sie.

Ich sprach vom reinen Wahrheits- und Schönheitserlebnis. Wahrheit, da geht durch unser Denken eine Geltungsmacht, die nicht aus unserem Denken stammt. In den Forderungen der Widerspruchslosigkeit, der zureichenden Begründung, der Geltungseinheit erheben sich Maßstäbe, die in unseren eigenen Urteilen gegenüber unserem subjektiven Meinen das Recht der Sachverhalte wahrnehmen. Das ist Odem göttlichen Denkens in unserem Denken, nicht daß Wahrheit eine überirdische Idee wäre. Ein anderes göttliches Denken als solches, das sich in unserer Denkbewegung erschafft, und uns eben deshalb, weil es in unserem Denken wohnen will, mit den Forderungen logischer Geltung erfüllt, gibt es nicht.

Genau so verhält es sich mit dem anderen Stück Gottesatem, das wir „Schönheit" nennen. „Schönheit" ist Auge der Ewigkeit in unserem Schauen, wie ein Ohr der Ewigkeit in unserem Hören. Wiederum handelt es sich nicht um ästhetische Offenbarungen eines jenseitigen Gottes, sondern es ist ein innerer Himmel, der sich in unserem dichterischen, musikalischen, plastischen Vorstellen gebiert. Kunst ist nur im Rahmen unserer höheren Sinne möglich. Was wir schmecken und riechen, ist noch ganz in Subjektivität eingetaucht. Da geht uns äußere Gegenständlichkeit noch nicht einmal auf. In unserem Sehen, Hören und Tasten dagegen schweigt der subjektive Affekt. Die Bilder einer objektiven Gegenständlichkeit treten von uns. Aber im gewöhnlichen Sehen, Hören und Tasten bemächtigen wir

uns der Gegenstände zu unserem Gebrauche. Wir verknüpfen sie mit unserem Tagesdasein, erfüllen sie mit unseren Zwecken. Wir wollen uns an ihnen orientieren, wollen sie genießen, besitzen, verwandeln sie in unseren Nutzen. Da ist zwischen uns und den Gegenständen Gottesferne. In der künstlerischen Anschauung aber ist es wie ein Aufleuchten ewiger Zier um den Gegenstand. Die offene Seele des künstlerischen Menschen ist wie ein Strom, der nach den Ufern der Gegenständlichkeit wallt, und da geht es über seine Seele wie Wellen der Ewigkeit. Darum ist alle Kunst rein und hat mit den ästhetischen Verzerrungen nichts zu tun, die aus der hochzeitlichen Schau der Gegenstände noch unterhalb ihres Tagesgebrauches ins Schmatzige und Schmutzige zurücksinken. Überlassen wir das den Fremden!

So sehen wir, durch wissenschaftliches Denken und künstlerisches Schauen gehen Regungen der Ewigkeit. Es ist die viel getadelte „Innerlichkeit" der Künstler und Forscher, daß sie ewigen Sinnes gewiß sind. Aber ist es nicht auch Innerlichkeit, wenn uns im nationalsozialistischen Erleben das Gottesdu der Volkheit gewiß wird? Alles übersinnliche Erleben ist Innerlichkeitssache. Es „gebiert" sich, mit Meister Ekkehart gesprochen, im „Seelenfünklein"; und nun ist es eines der Geheimnisse geistigen Geschehens, daß sich die Sinnengehalte, in denen uns Ewigkeit begegnet, und die zunächst alle von einander gesondert erscheinen, ein Zentrum suchen, in dessen Wesensmächtigkeit sie sich alle mit einander ergänzen. Der Einzelne als solcher ist dieses Zentrum nicht. Gewiß, mancher wissenschaftlich und künstlerisch begabte Mensch glaubt im Erleben des Wahren und Schönen seine rein persönliche Genugtuung zu haben. Er liebkost *sich* in diesem Erlebnis, knüpft es an seine individuellen Talente an und meint, die geistigen Güter nicht zu verlieren, wenn er sein Deutschtum verliert. Aber nur im Deutschlein, im Ewigkeitsatem der Volkheit, erleben wir die geistigen Güter, ob wir es zugeben oder nicht, in der Fülle und Einheit ihres Wertes.

Daher rührt es, daß in der rein individualistischen Pflege von Kunst und Wissenschaft eine Leere bleibt, die nicht eher aufhört, als bis wir merken, daß unser eigenes wissenschafliches und künstlerisches Erleben in der geschichtlichen Kultur unseres Volkstums verwurzelt ist. Da sieht man auf einmal tausend Seelen um sich von dem gleichen

Gottesstrome bewegt, Seelen, die desselben Blutes sind, in denselben Raum des Volkstums hineingestellt sind. Man fühlt seine Anlagen nun nicht mehr als eigenes Gut, sondern als Teil aller blutsmäßigen Anlagen, die in diesem Volke für das Saitenspiel der Ewigkeit offenstehen, und man fühlt, daß die lebendige Volkheit in den Seelen die letzte Innerlichkeitskraft ist, vermöge der sich alles geistige Leben aus den Anlagen der Einzelnen erst entbindet.

Noch mehr wird dem zu völkischem Kulturbewußtsein Erwachenden gewiß: es ist ja alles ein Schlag des Erlebens, was ich hier zergliedernd auseinanderteilen muß. Ihm wird gewiß, daß sich das Gottesleben der Volkheit nicht bloß in s e i n e m Beruf erfüllt, es erschöpft sich nicht einmal mit den Berufen aller Volksgenossen. Niemand darf denken, daß ihn die geschichtliche Bewegung der Volkheit nur mit seinen Anlagen, seinen wissenschaftlichen, künstlerischen, technischen, wirtschaftlichen Anlagen in Pflicht nähme. Nein, die geschichtliche Bewegung unserer Volkheit will unser ganzes Sein haben. Wir werden nicht nur mit unseren Anlagen eingefordert, als gäbe es nur Aufgaben völkischer Kultur zu lösen, sondern die geschichtliche Bewegung unserer Volkheit pocht an uns mit der Hand des Schicksals und läßt daraus Aufgaben fallen, die über das ganze Volk, schlechthin als Volk, gespannt sind.

Wer erfaßt hat, daß sich überhaupt übersinnliches Leben in die Seelen gebären will, daß es zunächst in den (unselbstischen) Anlagen eines jeden Einzelnen seinen Aufbruch sucht, daß sich ferner dieselbe Innerlichkeitsmacht in der Willensverkettung aller Volksgenossen zu dem tiefen Strom der Volkheit gestaltet, der vernimmt und begreift auch, daß der geschichtlichen Spannung, die über seinem Volke hängt, Regungen und Bewegungen desselben übersinnlichen Lebens antworten, die gleichfalls die Seele glühend machen, wie sie im Erleben der Wahrheit und Schönheit glüht; die — alles göttliche Leben in der Seele erfüllt sie mit Bildern — auch die Seele mit Bildern, mit noch zwingenderen Bildern, als den Sinngehalten des wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens, mit den Bildern nämlich „Vaterland, Ehre, Freiheit" erfüllt. In der Macht dieser Bilder ergreift er die schicksalhaften Aufgaben, die sich in der geschichtlichen Spannung seines Volkstums entfalten, mit derselben Hingabe und Treue, wie die Berufsaufgaben, die sich in seinen Anlagen entfalten. Es ist die Gesinnung, sich nicht

bloß äußerlich abzufinden mit den volklichen Notwendigkeiten der Stunde und der Lage, die an jeden Einzelnen heranwuchten, und die die Staatsführung in die Macht ihres Befehles umsetzt, sondern sie innerlich zu bejahen aus einer Tiefe, die sich auch noch über das Schöpfertum seiner Anlagen erhebt. Mit dieser Gesinnung ist er selbst ein Teil der doppelgesichtigen Dynamik des Gotteslebens seiner Volkheit geworden, in das er mit gläubigen Augen hineinsieht.

So sieht völkisches Kulturbewußtsein aus. Es lebt in der Verantwortung gegen das ganze Gottestum im Volkstum, das sich sowohl in der Dynamik des volklichen Kulturlebens wie in der Statik des volklichen Staatslebens offenbart; das dort die Volksgenossen nach ihrer Begabung einfordert, um sich in der Mannigfaltigkeit der Begabungen immerfort geistig zu erhöhen, und das sie hier mit ihrem Leben einfordert, um sich anderen Völkern gegenüber immerfort als ganzheitliche Macht zu behaupten. Dazu erweckt es sich immer die Männer, die es braucht. Hier erweckt es sich die Führer des Staates, die Meister der inneren Organisation und im Schachspiel der Macht; es erweckt sich dort die Führer des Kulturlebens, von denen das Wort Fichtes gilt („Reden"): „Bei ihnen fließt die geistige Bildung nicht erst ein in das Leben, sondern ist selbst Leben des also Denkenden. Doch strebt es notwendig, aus diesem also denkenden Leben auszufließen auf anderes Leben außer ihm und so auf das vorhandene allgemeine Leben und dieses nach sich zu gestalten. Denn eben weil jenes Denken Leben ist, wird es gefühlt von seinem Besitzer mit innigem Wohlgefallen in seiner belebenden, verklärenden und befreienden Kraft. Aber jeder, dem Heil aufgegangen ist in seinem Innern, will notwendig, daß anderen dasselbe Heil widerfahre, und er ist so getrieben und muß arbeiten, daß die Quelle, aus der ihm sein Wohlsein aufging, über andere sich verbreite."

Das ist im Bereich des wissenschaftlichen Lebens die innere Universität, deren nur ungefähres Abbild die äußere Erscheinung der deutschen Universitäten ist. In wem die innere Universität lebt und, vom Künstler her gesprochen, in wem inwendig lebendig Schönheit ist — ich nannte es vorher das Auge oder das Ohr der Ewigkeiten, in dessen Seele vereinigt sich das Glück, in der Zeit eines völkischen Frühlings ohnegleichen zu leben, mit dem Glück, im Schöpfungsauftrage der ewigen Wissenschaft und Kunst am Kleide deutscher

Geistigkeit zu wirken. Wie könnte beiderlei Art von Glück unabhängig voneinander bleiben! Der Schaffende erlebt sie auch nicht als Zweiheit, sondern in innerer Gleichschaltung. Bereiten sich in ihm geistige Geschenke, so empfindet er sie als Geschenke in die volkliche Duheit hinein, sein Dienst am Gegenstand verwandelt sich in Dienst für sein Volk. Damit löst sich seine Gefangenheit vom nur Gegenständlichen. Mag ihn der wissenschaftliche oder künstlerische Vorwurf in noch so strenge Pflicht nehmen, mag das Ideal der Arbeit immer wieder der Mühe der Arbeit spotten, mag er ringen, mit seinen Gaben dem Anrufe der Aufgabe nachzukommen, dennoch wird ihn die Gewalt des Objekts nicht überwältigen. Er weiß, daß er nicht diesem verpflichtet ist, alles zu leisten, sondern daß er seiner Volksgemeinschaft zu Treue verpflichtet ist, sein Bestes zu leisten. Die Innerlichkeit der Duheit befreit ihn von der Umklammerung des Objekts.

Nach allem, es ist dieselbe deutsche Ungegebenheitstiefe, die emporgehoben sein will zu politischer Macht durch den Staatsmann, zu geistiger Macht durch die Leistungen der Berufe. Dort lockt die Volkheit mit dem Bilde der Ganzheit, den Kategorien des objektiven Geistes, hier gestalten sich freie Gotteserlebnisse, deren größtes, sich verflechtend mit den anderen, die Volkheit selbst ist. Sie verflicht sich auch mit dem wissenschaftlichen Erleben. Das wird heute oft gering geschätzt. Gewiß hat der Staat das Recht, und in eisernen Zeiten, wo dem Volke ein eiserner Panzer geschmiedet werden muß, die Pflicht, auf andere Qualitäten als wissenschaftliche Tüchtigkeit mehr Gewicht zu legen. Aber das ist kein Grund, den Geist der Wissenschaft hintanzusetzen. Sie sieht den Dingen ins Gesicht und berührt als Philosophie, wie es die Kunst auch tut, die Tiefe der Dinge. Sie setzt deutsche Augen ein für das Verständnis der Lebenstiefen, aus denen der Strom der völkischen Bewegung bricht. Zum mindesten kann der Philosoph der getreue Ekkehart sein, um das völkische Weltbild vor undeutschem Ontologismus und Pragmatismus zu schützen.

Der staatliche Lenker hat es mit dem Volkskörper zu tun und ist gehalten, ihn nach dem Bilde artmäßiger Ganzheit zu gestalten. Darum entzieht sich ihm leicht die quellende Innerlichkeit, die nicht am *Ganzen* des Volkskörpers haftet, sondern in den *Einzelnen* aufgeht. Bestenfalls glaubt der Staatsmann diese quellende Innerlichkeit von außen herein in die Seele schaffen zu können. Aber die

Mittel der Machtschöpfung sind nicht die Mittel der Kulturschöpfung. Kulturschöpfung würde unter den Mitteln der Machtschöpfung gerade erstarren. Der völkische Denker weiß, daß alle letzten Entscheidungen in der Innerlichkeit der Seele liegen. Er weiß, daß auch in der eigenen Seele des Staatsmannes jenes objektive Ganzheitsbild nur etwas Vorletztes ist. Das letzte Erlebnis ist auch in der Seele des Staatsmannes das Fünkleinleben der Volkheit, das ihm erst die zündende Kraft gibt. Meint etwa, von der Kategorie der Ganzheit gebannt, der Staatsmann Kunst und Wissenschaft verstaatlichen zu können, so wird ihm das Fünklein in der eigenen Brust antworten: Hier hört ja in dir selber die Statik äußerer Regelung auf. Hier ist in dir selber der dynamische Kreis geistiger Selbsterschaffungen, in denen auch du nur mit dir und der Ewigkeit allein bist.

In uns allen, die wir uns zum Dritten Reich bekennen, ist nach dem schönen Wort von Ernst Krieck „Midgard wieder im Entstehen begriffen", in unserem Staatsbewußtsein und in unserem Kulturbewußtsein. Dasselbe hat A. Rosenberg in seiner neulichen Ansprache bei der Lübecker Sonnwendfeier gemeint. „Wir glauben, daß der Gedanke Deutschland nicht nur eine politische Staatsidee verkörpert, sondern eine freie Kulturseele darstellt." Die freie deutsche Kulturseele sehe ich freilich nicht so, wie Rosenberg sie sieht, der sie für eine Rassenseele nimmt, die Gott gleich sei. Das nähert sich doch wieder statischem Denken, dessen uns wesensfremden Zug in der griechischen Kunst gerade er so gut gekennzeichnet hat. Vielmehr setze ich an Stelle der Rassen-Seele das Leben der Volkheit in der Seele. Das ist nicht aus der Rasse auswickelbar oder wickelt sich selbst daraus hervor, sondern ist Bewegung der Ewigkeit im Tiegel der Rasse mit dem Hammer der deutschen Geschichte. Die Seele selbst kann Göttliches nicht aus sich hergeben. Du findest es auch nicht in deinem nordischen Blute. Aber du sollst mit diesem Blute das Gefäß sein, in das sich aus der Tiefe der Ewigkeit übersinnliches Leben schafft, Leben der Wahrheit in deinem Denken, Leben der Schönheit in deinem Schauen, Leben der Volkheit in deinem Liebeswillen zu den Schicksalsbrüdern.

Anmerkungen

Anmerkungen

[1]) Eine weitere Antwort auf die Stockholmer Kundgebung der deutschen Geistlichen ist aus Bern gekommen. Auch ihre Verfasser sind farbenblind gegenüber dem, was für ein christliches Weltgewissen die Hauptsache sein müßte.

> Beschluß des Fortsetzungsausschusses der Weltkonferenz für praktisches Christentum vom 28. 8. 26 in Bern: „Der Fortsetzungsausschuß gibt rückhaltlos die Erklärung ab,... daß ein jedes erzwungene Bekenntnis, wo immer es auch abgelegt sein mag, moralisch wertlos und religiös kraftlos ist."

Es handelt sich nicht darum, ob Deutschlands Schuldbekenntnis gültig oder ungültig ist, sondern ob Deutschlands Schuld existiert oder nicht existiert. Es handelt sich ferner um die christliche Unerträglichkeit einer Heuchelei, die die Gerechtigkeit Gottes vor den Wagen eines Vernichtungs-„Friedens" spannt. Jesus hat die Händler aus Gottes Tempel heraus gegeißelt. In der Aufmachung des Versailler Friedens ist Schlechteres als Händler- und Schachergeist, darin ist Hohn am Heiligen.

[2]) Der folgenden Abhandlung ging als Vorwort voran:

Deutsche Nachtfahrt

Um mich Nebel, Nacht und Dunkelheit. Ich radele. Rauher Wind rauscht mir entgegen. Die Landstraße, immer derselbe graue Streifen, flieht vor mir. Die Bäume am Rande stürzen auf mich zu. Die Dunkelheit selbst wirft mir den Atem des Windes entgegen. Weit weg sind Licht und Wärme meiner Stube und das Lächeln meines Weibes. Es ist als bliebe ich ewig davon entfernt. Aber neben mir klirrt und klingt es. Zwei Füße treten in die Pedale, gleichmäßig, immer in demselben Takte. Das Rad bewegt sich. Es schiebt sich vorwärts. Ich bin's. Ich bin die Bewegung, bin ganz Bewegung, ganz Wille. Grau dehnt sich um mich das Nichts. Er spannt sich. Die Hände der Nacht greifen nach mir, wie feuchtes Haar fließt der Nebel um mich, Schulter an Schulter schiebt der Wind. Aber Raum um Raum gewinnt die zähe innere Kraft. Sie trägt mich vorwärts. Langsam, mühsam aber unaufhaltsam. In jedem Pedalstoße die Geduld des Willens. In jedem die Kraft des Willens. Einförmig, eintönig immer wieder derselbe Stoß. Aber jeder ist Arbeit dem Ziele entgegen, und einst wird ein letzter Stoß kommen, des Willens Siegerstoß, es ist geschafft. Kein Raum vor mir stürzt sich dann auf mich. Zerflossen sind Nebelschwaden und Nebelungeheuer, das Lied des Sturmes wandelt sich in Lichtgesang. Lichter, Menschen, Häuser, mein Haus, meine Stube, mein Weib. Bin nun ich der Radler? Der graue, einsame, Nacht umhauchte, Wind gepeitschte? Nein Deutschland ist es. Nacht und Wind und Nebel schieben

es vor sich her. Es taumelt aus der Bahn geschleudert. „Stemme den Fuß, Deutschland, fasse die Pedale, schwinge dich auf! Zwinge die Pedale, wuchte dich gegen den Wind. Tritt und tritt und tritt! Wohl wächst der Wind, es schwillt die Finsternis und speit ihre Nachtungeheuer. Du freue dich nur des wachsenden Windes, denn du kommst vorwärts, Tritt um Tritt. Es klirrt und klingt auch in dir, dein Wille klirrt. Licht ist in dir trotz aller Nachtschrecken, das Licht deutschen Hauses, deutschen Raumes, deutscher Menschen, und Licht ist in den Zukunftsfernen, denen du näher kommst, Tritt um Tritt!"

[3]) Um losgelöste Überhöhe, wie in den asiatischen Despotien, handelt es sich nicht.

[4]) Man nehme als Ergänzung den Aufsatz „Schenkende Berufe" hinzu.

[5]) Gekürzt als akademische Festrede gehalten am Geburtstage Kaiser Wilhelms II. (27. 1. 18) in der Aula der Universität Greifswald. Als Aufsatz erschienen in den „Neuen Jahrbüchern" Jahrgang 1918 Zweite Abteilung (für Pädagogik). Doppelheft 1/2 bei B. G. Teubner in Leipzig 1918.

[6]) Übrigens ohne Rücksichtslosigkeit möchte es zuletzt auch auf dem Menschheitsstandpunkte nicht abgehen. Gibt es doch sittlich gebotene Rücksichtslosigkeit! Von Verbrechernaturen befreit sich die Gesellschaft. Sie nimmt auf den Verbrecher als dieses entartete Sonderexemplar nicht die geringste Rücksicht. Nur insofern er Mensch im allgemeinen ist, ist sie ihm Rücksicht schuldig. Sie soll sich von ihm auf möglichst humane Art befreien. Analog könnte es auf dem Allmenschheitsstandpunkte heißen: ein individueller Wert von Rasse, Volkstum, besonderer Geschichtlichkeit sei überhaupt nicht anzuerkennen. Auch hier sei bei jedem nur das Menschentum im allgemeinen zu werten. Lasse man aber die blinden Naturanlagen, als die hier die Nationalitäten erscheinen, gelten, so dürfe das nur bedingungsweise geschehen. Auch Nationalitäten könnten ethisch sehr verschiedenen Wert haben. Sie könnten zurückgeblieben, ja entartet sein. Darum könne die Forderung der Gleichberechtigung von Nationen immer nur vorbehaltlich gelten: nämlich für den Fall, daß nicht unartige Kinder unter ihnen sind. Gegen solche müsse im Namen der Allmenschheit rücksichtslos eingeschritten werden. Wobei die Frage entsteht, wo denn die Eltern zu suchen wären, denen die Kinder zu gehorchen hätten? Es könnten ja gerade die Völker am mißwüchsigsten sein, die sich am liebsten auf den Richterstuhl der Kultur setzen, und so dürfte die Frage des Richteramts am meisten Zank und Kriege erregen.

[7]) Vgl. den Schluß der Abhandlung „Vaterland und Menschheit vor dem deutschen Gewissen".

[8]) Diese Unterschiede sind in der Abhandlung „Metaphysik der Gemeinschaft" näher ausgeführt.

[9]) Pestalozzi, „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" (seine großzügige sozialpolitische Hauptschrift).

[10]) Fichte, „Reden an die deutsche Nation".

[11]) Longert-Bang, „Wesen und Gründung der Werksgemeinschaft".

[12]) Vgl. aber genauer S. 254.

[13]) Wahn = begeisterndes Erlebnis.

[14]) Näheres in der Abhandlung „E. M. Arndt, ein Führer zum Deutschtum".

[15]) Ausdrücke von Eberhard König in seinem Romane „Thedel von Wallmoden". Stuttgart 1926.

[16]) Wohl kann bei Christen und Nichtchristen der Gedanke und der Wunsch auftreten, daß der Verkehr der Völker untereinander sittlicher werde, mehr durchschienen von der platonischen Sonne der Gerechtigkeit. Aber in weltlichen Händeln läßt sich nichts verbessern außer durch das Schwert, und dieses ist und bleibt ein Instrument der Welt. Selbst wenn ein reinstes, das heißt von volklicher Bruderliebe und Ideenliebe ganz durchglühtes Volk im Segen seiner inneren Güte zur stärksten äußeren Macht heranreifte und die anderen Völker in den Dienst der Völkergerechtigkeit zwänge: in der Ordnung, die es aufstellte, und in der Macht, mit der es sie schützte, wäre und bliebe Welt. Gottesreich wäre das nicht. Gottes Reich wird immer nur inwendig lebendig. Das andere wäre die annähernde Verwirklichung einer platonischen Idee, eines Begriffs von Menschengemeinschaft in Gerechtigkeit, ähnlich wie die besten unserer germanischen Vorfahren geträumt haben, daß die Erde durch die Gewalt eines reinen Schwertes zu einem Königreiche der Treue werden müsse. In diesen Träumen war mehr Gottesreich, das ist Gottesbewegtheit der Seelen, als in den Weichlichkeiten des Pazifismus und in der unwahrhaftigen Halbheit des heutigen „Völkerbunds" aus dem Geiste von Versailles.

[17]) Vgl. „Deutsche Blutsgemeinschaft" S. 235.

[18]) Vgl. den Aufsatz: „Deutschlands Not und die deutsche Studentenschaft".

[19]) Vgl. In „Weltgewissen oder Vaterlandsgewissen?" unter „Der geschichtliche Genius der Menschheit und die nationale Geschichtlichkeit".

[20]) Die religionsgeschichtlichen Abhandlungen bringen Näheres. Die Philosophie des Ungegebenen ist an der Beschäftigung mit deutscher Mystik erwachsen, wiederholt sie aber nicht.

[21]) Vgl. meine Besprechung des Buches in den „Blättern für Deutsche Philosophie".

[22]) E. Wechssler, „Esprit und Geist", S. 185 ff.

[23]) Fichte, „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters".

[24]) Ewigkeit spannt sich als unseiender Sinn, der sich in unserem Sein selbstschöpferisch beleben will: als Geisteswesentlichkeit (Idee), als Liebeswesentlichkeit und als Gemeinschaftswesentlichkeit (geschichtsbildende Macht).

[25]) Darum ist die Rede, daß jedes Ich in seinen Nachfahren fortbestehe, grundfalsch.

[26]) Man sehe auch die Ausführungen über den Sinn evangelischer Liebe, wie sie der Verfasser versteht, in der Abhandlung „Christentum, Nationalsozialismus und deutsches Glaubensringen".

[27]) Auch Pestalozzi meint, daß der Mensch nur satt zu sein brauche, damit sein natürliches Wohlwollen ins Spiel trete. Aber nach Pestalozzi muß der irdische Hunger der Menschen nach den Werten seines „Tierlebens" gesättigt sein.

[28]) Wie es E. Hirsch in seiner Schrift „Liebe zum Vaterland" behauptet.

[29]) Kurt Breysig, „Vom deutschen Geist und seiner Wesensart". Cotta, Stuttgart und Berlin 1932, S. 215 ff.

[30]) Axiologie = Lehre vom Werterleben.

[31]) Kosmologie = Lehre vom Weltgeschehen.

[32]) So besonders in dem Buche „Ekkehart der Deutsche. Völkische Religion im Aufgang". Bei Junker und Dünnhaupt, Berlin 1935.

[33]) Hier spielt noch immer der Begriff der Schöpfung hinein. In meiner Schrift „Ewigkeit. Ein deutsches Bekenntnis" ist diese alttestamentliche Vorstellung ausgeschieden. Der Begriff der Gottheit, von der das Weltwerden ausgehe, damit sie sich in der Seele zu ihrer Göttlichkeit gebäre, darf nur als Bild gelten, um einen Ewigkeitsglauben, der letzter deutscher Innerlichkeit entspricht, die Bahn zu bereiten.

[34]) A. Rosenberg, „Das Wesensgefüge des Nationalsozialismus", S. 72. „Religion im wahrsten Sinne ist nicht das äußere Anerkennen irgendwelcher Dogmen, kirchlicher Behauptungen, traditioneller Übungen; sondern überall da, wo ein Mensch tapfer höchsten Werten dient, da ist Gott, da ist das Metaphysische im Menschen Tat geworden."

[35]) Nach Adickes „Kant und der Pazifismus". In: „Der Tag" Nr. 94 (1924).

[36]) Der folgenden Darstellung liegen zugrunde „Arndts Werke", herausgegeben von Leffson und Steffens, 12 Teile (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.). Der zweite Teil „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" und der fünfte Teil „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein" enthalten Arndts eigene Berichte aus seinem Leben. Dem ersten Teile ist ein ausführliches Lebensbild aus der Feder Steffens vorangestellt. Besonders ausführlich ist die hervorragende Biographie von Ernst Müsebeck: „E. M. Arndt, ein Lebensbild" (Gotha 1914). Sehr lesenswert ist auch der Aufsatz „E. M. Arndt", den Rudolf Haym anläßlich des Todes Arndts für die „Preußischen Jahrbücher" geschrieben hat (Pr. J. B. 470), nachgedruckt in „Gesammelte Aufsätze von Rudolf Haym" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1903). Die ganze Fülle der Arndtliteratur auszuschöpfen, ist nicht die Aufgabe der folgenden Darstellung, die einen anspruchslosen Vortragszyklus wiedergibt, den V. in pommerschen Volkshochschulkursen gehalten hat.

[37]) Vgl. Arndt „Phantasien zur Berichtigung der Urteile über künftige deutsche Verfassungen" (1815) und die Leipziger Dissertation von Krügel „Der Begriff des Volksgeistes in E. M. Arndts Geschichtsauffassung" (Langensalza 1914).

[38]) Die Seitenzahlen im Texte beziehen sich auf „Arndts Werke", Elfter Teil, herausgegeben von Leffson und Steffens.

[39]) ib. Achter Teil S. 179.

[40]) „Belgien und was daran hängt", Bd. XII der Ausgabe Leffson-Steffens S. 78 zitiert mit B.

[41]) Vgl. „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813", Bd. XI S. 33 (Belgien 60).

⁴²) „Hoffnungsrede vom Jahre 1810" ed. Gulow 1921 Greifswald, zitiert mit H.

⁴³) Die folgenden Zitate sind im wesentlichen aus „Geist der Zeit" Bd. III, im besonderen der Teilschrift „Was haben die großen Mächte jetzt zu tun?" entnommen.

⁴⁴) Die Zitate nach der Ausgabe von L. W. Seyffahrt, „Pestalozzis sämmtliche Werke", Brandenburg a. H. 1871 Bd. XII („An die Unschuld usw."), zitiert mit U., und Bd. X („Meine Nachforschungen usw."), zitiert mit N.

⁴⁵) „Wo Menschen in ganzen Haufen zusammenstehen, da wird die Gierigkeit und Gewalttätigkeit seines tierischen Naturlebens dem Individuo durch das Gefühl seiner kollektiven Kraft im gesellschaftlichen Zustande noch unendlich erhöht und belebt." (U. 184.) „Es verschwindet alles Gefühl der individuellen Schwäche unserer Natur, das Gefühl der tierischen Gemeinkraft unseres Geschlechts tritt dann ein, und dieses ist seiner Natur nach scham- und gewissenlos. Die zusammenstehende Masse unseres Geschlechts fühlt sich als zusammenstehend nicht menschlich, sie fühlt sich in dieser Stellung nur tierisch kraftvoll." (Vgl. U. 187/88)

⁴⁶) Das Wort „Sansculott" steht hier nur als Notbehelf. Pestalozzi hat keine einheitliche Bezeichnung für den einzelnen, sofern er nicht als Individuum, sondern als Bestandteil einer Masse, sein Empfinden und Streben als Ausfluß der Massenbewegung gemeint ist. Gleichwohl ist sein Unterschied des im Massenmilieu tierisch belebten Menschen und des im Kreise innerlicher Gemeinschaften göttlich belebten Individuums (Persönlichkeit) haarscharf und entspricht genau dem Unterschiede von Zivilisation und Kultur, Staat und Vaterland. Zivilisation ist die bürgerliche Gestalt des Tiersinns. (U. 154).

⁴⁷) Man sehe Hans Würtz „Der Wille siegt" und Willi Schlüter „Uwes Sendung", zwei prächtige Bücher über Krüppel- und Normalpädagogik, in denen jede Zeile von dem „Du kannst, wenn Du willst" erfüllt ist. Die beiden im Texte folgenden Beispiele sind aus dem erstgenannten Buche entnommen.

⁴⁸) Letztlich ist das Wort von der Gottheit, die in der Seele ihr göttliches Leben gewinnt, nur ein Versuch, die Dynamik zu beschreiben, mit der sich Gehalte der Ewigkeit in menschlichen Seelen entsiegeln. Kein vorher unlebendiges göttliches Wesen gewinnt Leben in der Seele, sondern in uns hebt ein Handeln der Ewigkeit an, wenn sich unser Wille unselbstisch und heldisch den Aufgaben dieses Lebens stellt.

Hermann Schwarz / Gesammelte Werke

Vorläufiger Anlageplan

Der Umfang des Materials ist noch nicht vollständig übersehbar und kann gegebenenfalls auch 6 oder 8 Bände ergeben, jeder Band zu 600/700 Seiten Umfang. Preis des Einzelbandes in Leinen etwa 14,— RM. Bezieher des Gesamtwerkes erhalten 20 % Nachlaß.

Band I:

Politisch-philosophische Schriften

Politische Reden, gehalten als Professor der Universität Greifswald und als ihr Rektor 1922—23 / Streitschriften gegen den politischen Liberalismus / Bekenntnisschriften zur völkischen Erneuerung / Schriften zum Aufbau arteigener deutscher Philosophie / Bausteine zum arteigenen deutschen Glauben / Aus dem politisch-philosophischen Erbe des deutschen Geistes / Grundfragen deutscher Erziehungslehre

Band II:

Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie und Pädagogik

Geschichte der Pädagogik seit dem Humanismus / Geschichte der griechischen Philosophie / Geschichte der Philosophie von Nikolaus von Cues bis Kant / Geschichte der nachkantischen Philosophie

Band III:

Vorlesungen zur Philosophie des Volkstums

Politische Biologie / Gottestum im Volkstum / Ethik / Philosophie der Gemeinschaft

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin